Princeton University Library
32101 065088880

902
.43
1809

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

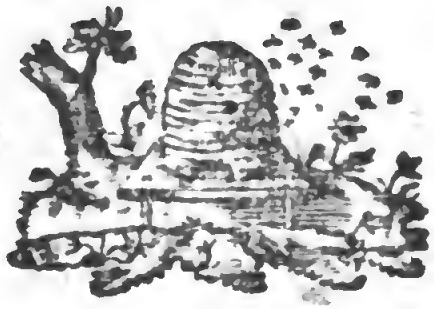
Neues Hannoversches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.

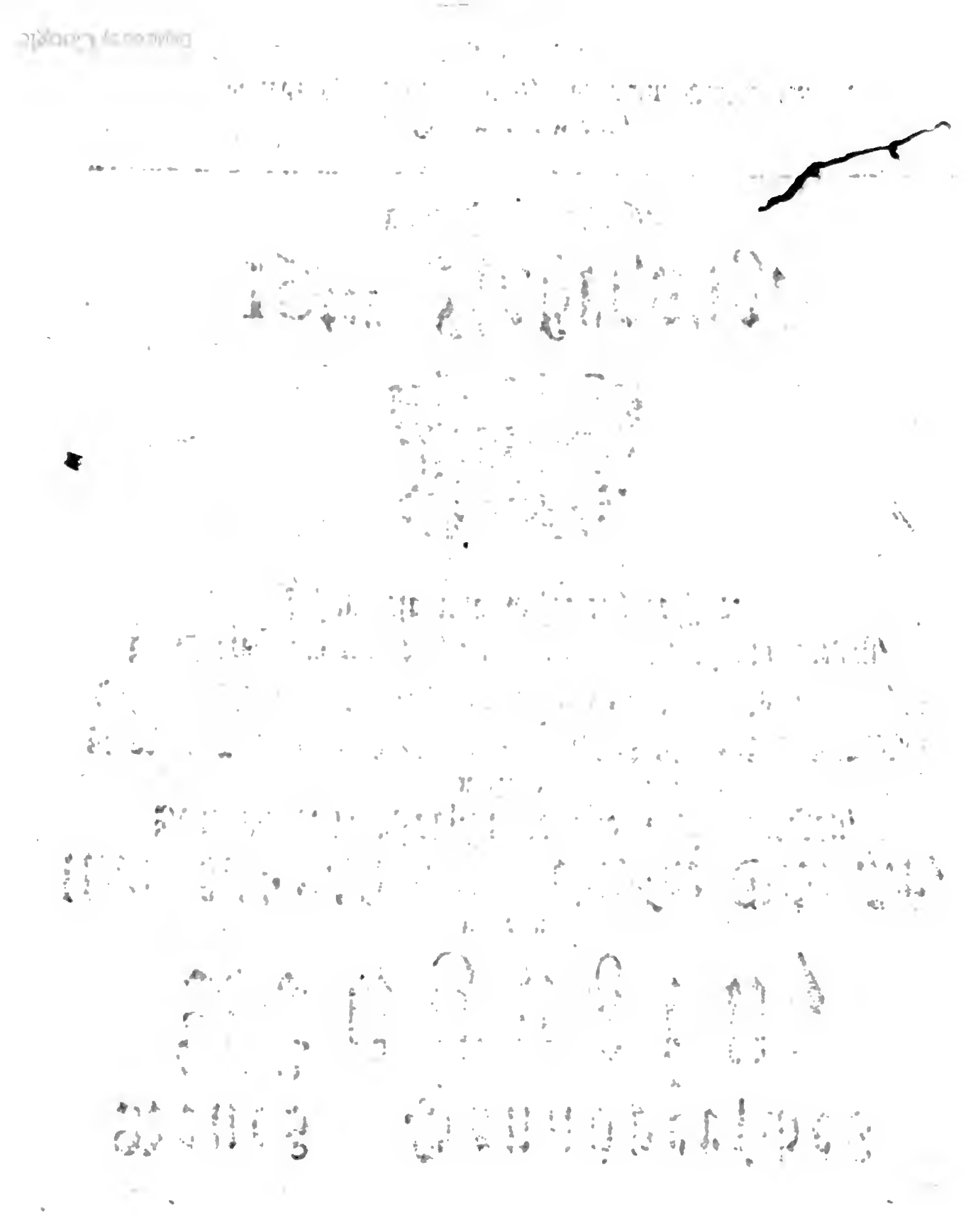


19ter Jahrgang.

vom Jahre 1809.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, landschaftl. Buchdrucker.
1810.

Printed in Germany
Digitized by Google



Erstes Register.

Rubriken vom Jahre 1809.

Stück

1. I. Ueber kirchliche Geographie. Vom Hrn Archivar Delius zu Wernigerode.
II. Beschreibung des großen Salzsees Elton in der Statthalterschaft Saratow. Aus Lepechins Reisen aus dem Russischen übersetzt. Von Hrn. G. L. Gde zu Hannover.
III. Anfragen.

2. Die vortheilhafteste Einrichtung eines großen landwirthschaftlichen Hofes, sowohl in Absicht der Lage desselben gegen die dazu gehörigen Ländereien, als auch vornehmlich in Absicht der besten Anwendung und Stellung der landwirthschaftlichen Gebäude. Ein Auszug aus zwei von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschriften.

3. I. Schluß.
II. Verschiedenes Nützliche.
III. Anfragen.

4. I. Fragment aus einer Wanderung zur Schweiz im Jahre 1807 in Briefen. Von Hrn. G. S.
II. Beantwortung der in dem 91sten Stück des vorigjährigen Magazins enthaltenen Anfrage wegen Gewinnung des Oels aus der großen Sonnenblume. Von Hrn. F. L. D. zu H.

5. I. Verzeichniß der Heiligthümer, Urkunden und Acten der Gallicanischen Nation zu Paris, wie sie im Jahre 1339 vorgefunden worden. Vom Hrn. Hofrath Meiners in Göttingen.

Stück

II. Der Vogel Berkut. Aus dem Russischen übersetzt. Vom Hrn. Gde.
III. Meteorologische Beobachtungen in Göttingen. Monat September 1808. Vom Hrn. F. C. W.

6. I. Ueber das Verhalten der Commissionairs bei öffentlichen Versteigerungen, in juristischer Hinsicht. Von Hrn Carl Lodemann zu Göttingen.
II. Beantwortung der im 91ten Stück des vorigjährigen Magazins enthaltenen Anfrage über die Wahl der zweckmäßigsten Garten-Befriedigungen. Vom Hrn. Regierungs-Secretair Wolff zu Stade.
III. Beantwortung der Anfrage über das Wort Gambit im 3ten Stück des Hannoverschen Magazins v. d. J. Von Hrn. W. Fricke.

7. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück
II. Noch etwas in Beziehung auf die Anfrage im 72ten Stück d. Magaz. vom vorigen Jahre, wegen Anbaues des Meerrettigs.
III. Beantwortung der Anfrage im 3ten Stück des Magazins v. d. J. womit man die Laubfrösche in Ermangelung der Insekten füttere?
IV. Zobeljagd bei den Tonguſen.

8. I. Ueber Unabhängigkeit. Von Hrn. B. zu O.
II. Beantwortung der im 5ten Stück der diesjährigen Hannoverschen Anzeigen enthaltenen Anfrage, die Pocken der Schafe betreffend. Von Hrn. A. C. Havemann zu Hannover.
III.

191133

Stück

III. Die Insel Gozzo.
IV. Merkwürdiger Begräbnißort.

9. I. Noch eine Beantwortung der Anfrage im 9ten Stück des Hannoverschen Magazins vom vor. Jahre: Geben die Samenkörner der großen Sonnenblume Oel und was für welches? Lohnt es sich der Mühe, solche dazu schlagen zu lassen? Von Hrn. H. L. L. von Langwerth zu Rüstje.
II. Meine Erfahrung von dem stachlichten Ginster. Von Hrn. A. K. zu J.
III. Russische Glocken.
IV. Anfrage.

10. I. Physikalisch-ökonomische Bemerkungen auf einer Luftfahrt von Selters nach Limburg am 21ten August 1808 Von Hrn. K. von Laffert.
II. Wie ist ein in einem Gebäude verstecktes Feuer zu tilgen. Von K.
III. Der große Kastanienbaum.

11. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück
II. Erfahrungen über die Cultur des sogenannten Chrysanthemum indicum. Von Hrn. J. zu N.
III. Beantwortung der dritten Anfrage im 9ten Stück d. Mag. vom v. J. Gartenbefriedigungen betreffend. Von Hrn. A. K. zu J.
IV. Fang der wilden Elephanten bei den Birmanen.
V. Anfrage.

12. I. Neujahrsgebräuche. Von Hrn. G. D. zu H.
II. Wie Batiste am besten zu waschen sind
III. Hohes Alter.

13. I. Einige praktische Bemerkungen über die Asche zum Gebrauch in Gemüse- und Blumengärten. Vom Hrn. Dr. Wundram, Prediger.
II. Milchkur.

Stück

14. I. Warnungs-Anzeige.
II. Ueber den Weinbau in Portugal.
III. Merkwürdige Anekdote von einem Pudel. Von Hrn. B. zu O.
IV. Russische Butter.
V. Undurchsichtig gewordene Fensterscheiben wieder hell zu machen.

15. I. Ueber sogenannte Geistererscheinung und Geisterseherei; aus eigener Erfahrung. Vom Hrn. Hofrath Ostander zu Göttingen.
II. Nachdieten. Von demselben.

16. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

17. I. Fortsetzung.
II. Methode, wie die Kartoffeln im Großen zu legen sind. Von dem Hrn. Pächter der Hoffischerei J. D. Duve zu Celle.
III. Mittel, einen von Tauben herrührenden Nachtheil zu verhüten.

18. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Beispiele von hohem Alter in Spanien und Portugal.
III. Das Weichkochen der trocknen Erbsen im Winter zu fördern.

19. I. Ueber die zweckmäßigsten Anstalten zum Löschen des Feuers.
II. Etwas zur Beantwortung der ersten Anfrage im 9ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1808.
III. Bitte um guten Rath gegen die Flöhe. Von Hrn. B.

20. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Anleitung zur Bereitung der Seife. Von Hrn. H. L. D. zu H.
III. Etwas über die Eigenschaften der Fuhre (Pinus sylvestris Linn.) in Vergleichung der Rothtanne (Pinus abies Linn.) zum Bauholze. Von Hrn. O... zu H.
IV. Verschiedene Gedanken. Von G. S. K.

Digitized by Google

Stück

21. I. Betrachtungen über das, was man Mode und Modesucht nennt. Von Hrn. ..g.
II. Die Riesenkirsche. Von Hn. A. K. zu J.

22. I. Noch eine Beantwortung der Anfrage im 10ten Stück des Hannoverschen Magazins von diesem Jahre von dem Hrn. Hofbaumeister Witting zu Hannover.
II. Etwas über die Landwirthschaft der Wogulitschen.
III. Einige Vorzeichen der Witterung an den Vögeln.

23. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Guten getrunken Essig zu verfertigen. Von Hrn. A. K. zu J.
III. Mittel gegen die Flöhe.

24. Erfahrungen aus der neuesten Reise nach den Südländern.

25. I. Fortsetzung.
II. Verfertigung einer Wachsseife zu mancherlei Gebrauch. Von Herrn A. Zg.
III. Erstickung durch Kohlendunst.

26. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ein leichtes Mittel, fast alle Topfgewächse durch Ableger zu vermehren.
III. Arabische Art zu speisen.

27. I. Versuche für Pferdeliebhaber. Von Hrn U. zu A. S.
II. Nachtrag zum 32ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre, den Anbau der Erdmandeln betreffend. Von Hrn. Goetsche zu Hannover.
III. Die Entbälgung des Reises betreffend. Von Hrn. J. F. W. zu H.
IV. Anfragen.

28. I. Die Sitten der deutschen Bewohner von Pensylvanien.
II. Beantwortung der im 19ten Stück dieses M.g. aufgeworfenen Frage: die Vertilgung der Flöhe betr. Von Hrn. J. A. A — r zu Hannover.

Stück

29. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ueber Betrügerei bei Zinsfrüchten. Von Hrn. J. zu N.
III. Tobackessäure, ein Mittel gegen die Erdflöhe, und zur Magenstärkung für die Schweine. Zur Beantwortung der Anfrage im 11ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre. Von Hrn. S. zu R.
IV. Vielleicht noch ein Mittel, die Pferde vor Fliegenstichen zu schützen.
V. Anfrage.

30. I. Versuch zur Beantwortung der im 15ten Stück des Neuen Hannov. Magazins vom Jahre 1795 aufgeworfenen Frage: Ob dramatische Uebungen auf Schulen nutzen oder schaden?
II. Beantwortung der ersten Anfrage im 27ten Stück dieses Magaz. von diesem Jahre, die Vertreibung der Ratten von Taubenschlägen betreffend.

31. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Nachricht von einem physikalischen Phänomen. Von Hrn. K.

32. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Nachricht von der Entfernung der gewöhnlichen Belustigungsörter um Hannover.
III. Etwas über die Rettung im Wasser verunglückter Personen.

33. I. Etwas über den Tanz im Allgemeinen, und über seine verschiedenen Theile. Vom Hrn. Universitätstanzmeister J. C. Bleßmann in Gött.
II. Uebersicht der in der chirurgischen Krankenanstalt zu Göttingen im Winterhalbenjahre 1808 und 1809 vorgekommenen Krankheiten. Von Hrn. Professor und Director der chirurgischen Krankenanstalt Langenbeck zu Göttingen.
III. Wolfsfang.

Digitized by Google

Stück

34. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Speisen und Getränke der Hindus.
III. Der Chigger.

35. I. Von einem bewährten Mittel gegen das sogenannte Durchsaugen der Brustwarzen; mitgetheilt von einem Manne, der die schrecklichen Schmerzen, welche so vielen Müttern die Erfüllung ihrer süßesten Pflicht trüben, zu lindern und die Leidenden davon zu befreien wünscht.
II. Einige Bemerkungen über eine elektrische Erscheinung. Von Hrn. M. zu H.
III. Tarbon's Methode, die Pflanzen zu begießen.

36. Ueber die Errichtung eines Vieh-Arzney-Bundes. Von Hrn. V. zu Fallingbostel.

37. I. Der Kyffhäuser, gewöhnlich Kyffhausen genannt. Von Hn. F. v. J.
II. Chinesische Sprichwörter und Sentenzen.
III. Beantwortung der Anfrage im 49ten Stück des Hannov. Magazins das Welken und Umfallen der Levkojenpflanzen zu hindern. Von Hrn. Mtr. zu H.

38. I. Nachtrag zu dem im 44ten St. des Hannov. Magazins vom vorigen Jahre enthaltenen Aufsatze: Ueber die höchst nöthige Vorsicht bei den überhand nehmenden Diebereien auf dem Lande. Vom Hrn. Pastor Grumbrecht zu Gerdau.
II. Die rothe Seeblume Nelumbo.

39. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Beantwortung der im 27ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre enthaltenen Anfrage: Schützt die Einimpfung der Kuhpocken die jungen Hunde vor der sogenannten Hunde-Krankheit? Von Hrn. F. E. D. zu H.

Stück

III. Für Gartenliebhaber.
IV. Anfrage.

40. I. Kurzer Abriß der Isländischen Geschichte vom Ursprunge des Staats bis zu seinem Untergange.
II. Verschiedenes Nützliche.

41. I. Rettung einer in die Leine gefallenen Frauensperson. Vom Herrn Hofmedicus Dr. G. L. Hansen zu Hannover.
II. Richtige Anleitung zur Verfertigung einer guten brauchbaren Seife, nach mehr als erprobten Verhältnissen, nebst einigen Anmerkungen über die im 20ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre gegebene chemisch-theoretische Anleitung zum Seifenkochen. Vom Hrn. C. L. A. K. zu H.
III. Ueber den Anbau der Brunnen-Kresse.

42. I. Kurze Geschichte des ehemaligen Augustiner-Klosters St. Nicolai zu Weende bei Göttingen, nach Urkunden und dem Mcpt. des Lezner bearbeitet. Vom Hrn. A. C. H. S. zu G.
II. Etwas für Pflanzenliebhaber.
III. Sich im Winter vor dem Erfrieren zu schützen.

43. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Bemerkungen über Benutzung alter Slackenhalden vom Schmelzwesen. Von Hn. Frankenfeld zur Königshütte.
III. Verschiedenes Nützliche.
IV. Fang der wilden Gänse und Birkhüner in Sibirien.
V. Beantwortung der im 27ten Stück des diesjährigen Magazins enthaltenen Anfrage: Was giebt es für Mittel, Ratten von Taubenschlägen sicher zu entfernen, die den Tauben nicht schädlich sind? Von Herrn F. E. D. zu H.

Stück

44. I. Roger der Unverbrennliche. Eine physikalische Untersuchung. Von Hrn. M. zu H.
II. Der Schlittenberg bei Petersburg in Rußland.
III. Eine Bemerkung des Linnäus. Von R.

45. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Aufklärung des im 31ten Stück des Neuen Hannoverschen Magazins von diesem Jahre erwähnten physikalischen Phänomens. Von Hrn. H. S. zu Hannover.
III. Auffallendes Benehmen eines Pferdes.

46. I. Nachricht über den Erfolg eines im Kleinen angestellten Versuchs, aus Mangold-Rüben Zucker zu gewinnen. Mitgetheilt von dem Herrn Oberamtmann Wehner zu Wennigsen.
II. Ueber die stärkende Kraft der lauwarmen Bäder. Vom Dr. Albers zu Stolzenau.
III. Die einzige Unverbrennbare. Von G. S. K.
IV. Chocoladen-Stellvertreter. Von Hrn. F. L. D. zu H.

47. I. Aufforderung und Bitte an menschenfreundliche Aerzte. Vom Hrn. Pastor Meyer zu Eimke.
II. Beantwortung der Aufforderung und Bitte an menschenfreundliche Aerzte des Hrn. Pastor Meyer zu Eimke. Vom Hrn. Leibmedicus Stieglitz zu Hannover.
III. Anfrage.

48. I. Fortsetzung des zweiten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ueber Vertilgung der Raupen. Von Hrn. F. L. D. zu H.

49. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ueber Sauerampfer. Von Herrn F. L. D. zu H.

Stück

50. I. Erinnerung an des Hrn. Doctor Faust zu Bückeburg Beinbruch-Maschine zum Gebrauch bei Knochenbrüchen und schweren Verletzungen des Unterschenkels, an der Kniescheibe, des Fußes, des Vorderarms und der Hand. Vom Hrn. D. med. Albers zu Stolzenau.
II. Kurze Nachricht von dem schönen Wallmerschen Epitaphium an der Nicolai-Capelle vor dem Steinthore hieselbst.
III. Verschiedenes Nützliche.

51. I. Beiträge zu einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Dransfeld im Leine-Departement.
II. Ueber den Glanzruß in Schornsteinen. Von Hrn F. L. D. zu H.

52. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ueber das hier vor einiger Zeit gewesene Automat. Von Hrn. J. L. M—ß zu Hannover.
III. Untrügliches Mittel, Wanzen zu vertreiben. Von Hrn. W.
IV. Noch etwas, die Unverbrennlichen betreffend. Von Hrn. Joh. Beckmann zu Göttingen.

53. I. Dringende Warnung vor gefährlichen Fiebermitteln, durch ein Paar traurige Vorfälle bestätigt. Vom Hrn. Landphysikus Doctor Münchmeyer in Eisborn.
II. Einige merkwürdige Produkte der menschlichen Kunst. Von Hrn. D.
III. Ueber die Hundswuth. Welches ist die höchstwahrscheinliche, fortwährende Ursache des Tollwerdens der Hunde? Von Hn. F. L. D. zu H.

54. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Die Kolumbaczer Mücken.
III. Verschiedenes Nützliche.

55. I. Ueber die Freuden des Schulmannes. Von einem Schulmanne.
II. Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Digitized by Google

Stück

III. Wahrer Patriotismus.
IV. Himbeerwein.

56. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Verschiedene Gedanken. Von K.
III. Eine wenig bekannte Wirkung des öftern Wechsels der Wäsche. Von Hrn. H. E. D. zu H.
IV. Anfrage und Bitte.
V. Mittel gegen das Hartmelken der Kühe. Von Hrn. F. E. D. zu H.

57. I. Bemerkungen über die gegenwärtige Pomologie, aus einem gelegentlich geschriebenen Briefe im März 1809
II. Einige Verhaltungsregeln beim Gewitter.
III. Saftblau aus Kornblumen. Von Hrn. F. E. D. zu H.

58. I. Etwas über die Fuhre und ihre Dauer, wenn sie zum Bauen gebraucht wird. Von Hrn. Ahlers zu Bremervörde.
II. Einige Gedanken von Horatio Walpole.
III. Frühstück für Arme. Von Hrn. F. E. D. zu H.
IV. Mausewolf. Von Hrn. H. E. D. zu H.
V. Für Rosenliebhaber. Von Herrn A. S.

59. I. Ueber die Entstehung der Begräbnisse in den Kirchen, der Gottesäcker auf Kirchhöfen; und über deren Verlegung in freie Gegenden.
II. Sehr einfaches Mittel, Tintenflecke aus Fußböden und Zeugen hinwegzuschaffen. Von Hrn. H. E. D. zu H.

60. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Erinnerungen. Von Hrn. M..r zu N..f.
III. Wider die Fliegen. Von Hrn. G. Lentin zu Neuland.

61. I. Bemerkungen über die zweckmäßigste Zeit zum Schnitt der Espalier-

Stück

Bäume im Allgemeinen, und der Pfirschen- und der Abrikosen-Espalier-Bäume insbesondere. Von Hn. G. R. W. zu Göttingen.
II. Etwas über einige Pflanzen, welche die Witterung künftiger Tage sowohl, als auch der Jahrszeiten überhaupt, zum voraus anzeigen.
III. Anfrage über Erleuchtung durch Lampen. Von Hrn. B. W. zu Silstedt.
IV. Modergeschmack der Fische. Von Hrn. H. E. D. zu H.

62. I. Einige Briefe von Leibnitz. Herausgegeben von G. H. Koch.
II. Ueber Bereitung der Pattasche. Von Hrn. F. E. D. zu H.
III. Anfrage.

63. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Anlegung einer Eisgrube auf dem Lande. Von Hrn. F. E. D. zu H.
III. Anfrage.

64. I. Geographische und naturhistorische Bemerkungen über Jamaika. Von Hrn. G. B. zu Hannover.
II. Salatzubereitung. Von Hrn F. E. D. zu H.
III. Glasschnitt. Von Hrn. H. E. D. zu H.

65. I. Schilderungen der durch die Revolution veränderten Sitten und Lebensart der französischen Nation, nach den sechs Jahrgängen des Almanach des Gourmands (1803 — 1808). Von dem Herrn Hofrath Meinere in Göttingen.
II. Eisenrost. Von Herrn H. E. D. zu H.
III. Anfrage.

66. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

67. Fortsetzung.
68. Fortsetzung.

Stück

69. I. Schluß.
II. Allgemeine Bemerkungen über die Vertreibung der Insekten.
III. Ueber Schindeldächer. Von Hrn. S. L. D. zu H.

70. I. Versuch einer kurzen historischen Entwickelung der Meierverfassung im Herzogthum Bremen. Vom Herrn Advokat von Abs—n.
II. Beitrag zur Naturgeschichte der Ameisen auf Barbados. Von Hrn. K — r zu A
III. Bereitung des Brombeerweins.

71. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Erfahrungsmäßige Schilderung des Ausbruchs und Verlaufs der Tollheit der Hunde, von einem großen Beobachter dieser Thiere, Herrn Menel. Aus dem Englischen übersetzt.
III. Das Trocknen der Früchte. Von Hrn. S. L. D. zu H.

72. I. Einige Nachrichten, das Pestalozzische Erziehungs-Institut zu Burgdorf in der Schweiz betreffend.
II. Verschiedenheit der Schwere des Holzes, und Verhältniß der Wärme bei der Feurung mit demselben. Von Hrn. S. L. D. zu H.
III. Etwas über den Feuerschwamm. Von Hrn. S. L. D. zu H.

73. Preisschrift, worin die von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellte Frage: „Wie kann dasjenige, was die dienstpflichtigen Bauern für die ihnen erlassenen Frohnen ihren Gutsherrn ersetzen müssen, am richtigsten und billigsten bestimmt und vertheilt werden?" beantwortet ist. Von Hrn. Justus Cölestin Just, Königl Sächs. Kreisamtmann zu Tennstedt in Thüringen.

74. I. Fortsetzung.
II. Die sieben Schläfer.
III. Anfrage.

Stück

75. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorigen Stück.
II. Etwas von Samuel Foote.
III. Wie die Ost-Indianer Oele aus Blumen ziehen.

76. I. Beitrag zur Geschichte der Abschaffung des Sklavenhandels.
II. Noch etwas über die Cultur des Garten-Mohns. Von Hrn. S. L. D. zu H.

77. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Ueber den Vortheil und Nachtheil des Mergels. Von Hrn. S. K. M. zu S.
III. Neues Zitronensaft-Surrogat.

78. I. Beantwortung der im 62ten St. dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Anfragen: den Bau der Lucerne und Esparcette betr. Vom Hrn. Pastor Weinlig zu Fallingbostel.
II. Von dem Goldwaschen am Gambia in Afrika.
III. Die verschiedenen Meinungen.
IV. Anfrage.

79. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Kleebau in Roussillon.
III. Mittel, die Pferde vor Fliegen zu schützen.
IV. Anfrage.

80. I. Ueber die Natur, Eigenschaften und den Gebrauch der Thonarten zur Ziegelbrennerei, von Al. Brongniart, Professor ꝛc. zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt vom Dr. Aug. Du Mesnil.
II. Anfrage.

81. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Der medicinische Blutigel. Von Hn. S. L. D. zu H.
III. Maulbeerbaum-Flachs. Von Hrn. S. L. D. zu H.

Digitized by Google

Stück

82. I. Milord Marschall. Eine biographische Skizze.
II. Beantwortung der Anfrage im 74ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre, die Abhaltung und Vertreibung der Motten aus Matratzen, Bergeren ꝛc. betreffend. Von Hrn. **r zu S.
III. Die Muräne oder Wasserschlange. Von Hrn. O. B. zu Hannover.

83. I. Einige Bemerkungen, die Nothwendigkeit einer gesetzlich einzuführenden Schutzblattern-Impfung betreffend. Vom Hrn. Dr. Rose in Hameln.
II. Eine Berechnung der Menschenzahl auf der ganzen Erde. Von Herrn **r zu S.

84. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Empfehlung der Gemüse- und Bitterkresse. Von Hrn J. C. Kundspaden zu Barrigsen.
III. Noch ein Mittel gegen die Flöhe.

85. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Anfrage.

86 I. Fruchtwein, aus Johannisbeerensaft und Honig bereitet, nach Maaßgabe eines vorhin mit Zucker verfertigten gleichen Getränkes, nebst einigen Bemerkungen über die unrichtige Anwendung geistiger Getränke in den jetzigen Zeiten.
II. Beantwortung der im 70ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre enthaltenen Anfrage. Von Hrn. W. M A. zu Hannover.
III. Russische Sprichwörter.

87. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Sollten wir fremde Eigennahmen nicht verdeutschen? Von Hrn. G. W. F. Beneken zu Nienhagen.
III. Anfragen.

Stück

88. Ueber die Seekrankheit. Von Eduard Miller, Dr. med. in New-York.
89. I Schluß.
II. Etwas für Pomologen und Obstliebhaber. Vom Herrn Pastor J. J. D. Peycke zu Bülckau im Bremischen.
III. Ueber das Punische Wachs. Von Hrn. F. E. D. zu H.
IV. Anfrage.

90. I. Bemerkungen über einige nützliche Erfindungen der Chinesen.
II. Ein Beytrag zu der biographischen Skizze von Milord Marschall im 82ten Stück dieses Magazins v. diesem Jahre. Vom Herrn Professor Osiander.
III. Anfrage wegen der besten Curart des Krampfes in den Beinen des Hornviehes. Von Hrn. K..p in W..l.

91. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.
II. Merkwürdige Art von Spinnen. Von Hrn. B.
III. Zur Beantwortung der im 78ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre enthaltenen Anfrage: Wie man den Röthel behandeln muß, daß er besser schreibe? Von Hrn. F. E. D. zu H.
IV. Verfahren, Baumfrüchte von ungewöhnlicher Größe zu ziehen. Von Hrn. F. E. D. zu H.

92. I Einige Bemerkungen über die Wirkungen des Climas auf die Gestalt und Farbe des Menschen. Vom Dr. Pinkard zu Barbados.
II. Ueber den Nutzen des Salzes beim Ackerbau. Von Codwallader Ford, Esq. Aus dem Englischen übersetzt von G. F. K.
III. Verschiedene Gedanken. Von G. F. K.
IV. Sanftmuth des Löwen. Von G. F. K.

Digitized by Google

Stück

93. I Einige Bemerkungen über die im 78ten und 79ten Stück dieses Mag. v. d. J. eingerückte Beantwortung, den Anbau der Lucerne und Esparcette betreffend. Von Hn. A. v. S. zu H

II. Beantwortung der im 89ten Stück dieses Magazins v. d. J geschehenen Anfrage über das Windekraut. Vom Hrn. Dr. Aug. Lu Mesnil zu Wansdorf.

III Neuentdecktes wohlfeiles Tabacks-Surrogat.

IV. Anfrage.

94. I. Bemerkungen über die Beschaffenheit und Eigenschaften eines guten Arbeitspferdes für den Harz. Von Hrn. S.

II. Bemerkungen über die Zeit, wie lange Vögel hungern können. Von Hn. F. E. D. zu H.

III. Anekdote von der ersten Veranlassung zu J. J. Rousseau's Preisschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste.

IV. Merkmale, woran man bei Pferden den Rotz erkennt.

V. Ein Verfahren, guten Leinsamen zu ziehen. Von Hrn. S E. D. zu H.

95. I. Ueber Spitzbergen.

II. Sonderbare Art zu fischen bei den Chinesen.

96. I. Einige Bemerkungen über Störche.

II. Die Nester der Vögel. Von Hrn. S. E. D. zu H.

III. Kant und Cant. Von K.

IV. Anekdote. Aus dem Englischen.

97. Erinnerung an ein altes Mittel, gut declamiren zu lernen. Von Herrn K...n zu B.

Stück

98. I. Schluß.

II. Beantwortung der Anfrage im 90ten Stück des Hannoverschen Magazins v. d. J. die Heilung des Krampfes in den Hinterbeinen einer Kuh betr. Von Hrn J. G. Hricke zu Sarstedt.

III. Etwas über die Böhmische Tanne. Von Hrn J. C. Rundspaden zu Barrigten.

IV. Bitte um Belehrung.

99. I. Etwas über das Pflanzenreich, und über die Annäherung des Pflanzen- zu dem Thierreich

II. Noch etwas über die Störche.

100. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Seltsames Mittel, zänkische Eheleute zum friedlichen Leben zu bringen.

101. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorigen Stück.

II. Ueber die Wirksamkeit des Terpentinspiritus gegen äussere Krankheiten des Rindviehes. Von Hn. H. N. zu S.

102. I. Antwort auf die Bitte um Belehrung im 98ten Stück dieses Mag. v. d. J. Von Hrn. L. zu H.

II. Die Congrevischen Brandraketen.

III. Warnende Beispiele zur Verhütung verschiedener Gefahren.

103. I. Schluß.

II. Etwas über den Anisbau.

III. Mittel, die Butter lange frisch und schmackhaft zu erhalten.

IV. Eine besondere Methode, Aale zu fangen. Von Hrn. S. E D. zu H.

104. Nachricht vom Zustande der Hannoverschen Armencasse von Michaelis 1808 bis dahin 1809.

Digitized by Google

Zweites Register.

Nach alphabetischer Ordnung.

Seite

A.

Aale, wie sie an der Saale in Franken gefangen werden, 1647
Aepfel, wie sie am besten aufzubewahren sind, 1371 f. wann man sie von den Bäumen nehmen muß, 1417 f.
Almanach des Gourmands, Auszug daraus, 1025 f. 1041 f. 1057 f. 1073 f. 1089 f.
Alter, hohes, 191. 233 f.
Ameisen, Mittel dagegen, 634. 864
Naturgeschichte der auf Barbados, 1113 f.
Anekdote, 1499 f. 1535
Anfragen,

I. Beantwortete.

Wegen des flachlichten Ginsters, 15 139 f.
Wegen des Ausdrucks: Gambit, 47. 95
Womit die Laubfrösche im Winter gefüttert werden, 48. 109 f.
Die Pocken der Schafe betr. 121
Wie ein in einem Gebäude verstecktes Feuer zu tilgen ist, 157. 289 f. 387 f.
Wozu die Tabacksasche benutzt werden kann, 175. 461
Wegen eines Mittels gegen die Flöhe, 303. 367. 447
Wie die Ratten von Taubenschlägen zu vertreiben sind, 431. 479. 687
Ob die Kuhpocken gegen die Hundekrankheit schützen, 431. 619 f.
Wie das Welken und Umfallen der Levcojen zu verhüten, 463. 591
Wodurch die Glücksspinnen von den Rosenstöcken abzuhalten sind, 623

Seite

Wegen des Anbaues der Lucerne und Esparcette im Sand- und Heidelande, 991. 1233 f. 1473 f.
Wie Motten aus Bergeren, Stühlen ꝛc. zu entfernen sind, 1183. 1305 f.
Wie zu harter Röthel zum Schreiben brauchbar zu machen, 1247. 1453 f.
Wie die Aepfel vor Fäulniß zu bewahren sind, 1263. 1371 f.
Wodurch der wilde Hopfen zu vertilgen ist, 1423. 1481 f.
Wegen der besten Curart des Krampfes in den Beinen des Hornviehes, 1439 1555
Wie ein Hypochondrist seinen Zustand erträglicher machen könne, 1567. 1617 f.

II. Unbeantwortete.

Wegen Anwendung des Steinkohlengrieses, 13
Wegen des Reisbaues, 14
Wegen altdeutscher Namen und Redensarten, 16
Wegen einer Anweisung zum großen persischen Schachspiel, 47
Wie aus süßer Milch Schweizerkäse zu machen, 751. 1007
Wie die Kalten-Fieberpatienten auf dem Lande von Landpredigern zu behandeln sind, 895 f.
Wegen Erleuchtung durch Lampen, 973
Wegen eines Mooses, barbe espagnole, oder spanischer Bart genannt, 1039
Aus welchen Vorzeichen ein baldiges Anschwellen der Leine zu vermuthen sey, 1279
Ob Hanfen von Heideplaggen sich selbst entzünden, 1359

Wie

Seite

Wie man aus moorartigen Marschboden am leichtesten die Binsen ausrottet, 1391
Wie Pferde, die durch zu starkes Galloppiren erhitzt sind, gerettet werden können, 1391
Wie man dem Syrup aus Runkelrüben, Möhren oder Malz den widrigen Rüben- und Malzgeschmack benimmt, 1487
Anisbau, etwas darüber, 1643 f.
Araber, ihre Art zu speisen, 413 f. wie sie die Bäume vor schädlichen Gewürmern bewahren, 637
Arbeitspferd, ein gutes für den Harz, 1489 f.
Armencasse, Hannoversche, Zustand derselben, 1649 f.
Armenväter, der Alt- und Neustadt Hannover, 1657 f.
Asche, wie sie in Gärten zu gebrauchen ist, 193 f
Automat, über das in Hannover gewesene, 821 f.

B.

Bäder, stärkende Kraft der lauwarmen, 729 f.
Bäume, sind unter der Erde abzuhauen, 45. wie sie vor schädlichem Gewürme zu verwahren, 637 Nutzen, das Ausschölgen derselben zu beobachten, 703. sie von Raupen zu befreien, 767
Batiste, wie sie am besten zu waschen sind, 189 f.
Bauern, wie sie die erlassenen Frohnen den Guteherren zu ersetzen haben. S. Frohnen.
Baumfrüchte, sehr große zu ziehen, 1455
Befriedigungen, der Gärten, die zweckmäßigsten, 91 f. 171 f.
Begräbnisse, sind in freie Gegenden zu verlegen, 929 f. 945 f.

Seite

Begräbnißort, merkwürdiger bei Palermo, 127
Beinbruchmaschine, des Doctor Faust, 785 f.
Beispiele, warnende, 209 f. 1627 f. 1633 f.
Belustigungsörter, Entfernung derer um Hannover, 507 f.
Bemerkungen, physikalisch-ökonomische, auf einer Reise, 145 f. 161 f. über eine elektrische Erscheinung, 553 f. eine des Linnäus, 703. über die jetzige Pomologie, 897 f. über Jamaika, 1009 f. über Schutzblatternimpfung 1313 f. 1329 f. 1345 f.
Beobachtungen, meteorologische, 75 f.
Berkut, Beschreibung dieses Vogels, 73
Bettwanzen, Mittel dagegen, 635
Birkhuner, Fang derselben in Sibirien, 685
Bitterkresse. S. Gemüsekresse.
Blutigel, medicinische, 1291
Brandraketen, Congrevische, wie sie beschaffen sind, 1625
Bremen, Herzogthum, Meierverfassung darin, 1105 f. 1121 f.
Briefe, von Leibnitz, 977 f. 993 f.
Brombeerwein, wie er gemacht wird, 1119
Brunnenkresse, Anbau derselben, 635
Brustwarzen, Mittel gegen das Durchsaugen derselben, 545 f.
Butter, russische, 223. sie lange schmackhaft zu erhalten, 1645 f.

C.

Chigger, wie dieses Insekt die Menschen plagt, 541 f.
Chinesen, einige nützliche Erfindungen derselben, 1425 f. 1441 f. Art zu fischen bei ihnen, 1519
Chocolade, Stellvertreter derselben, 735
Chrysanthemum indicum, Cultur dieses Gewächses, 167 f.
Clima, Wirkung desselben auf Gestalt und Farbe der Menschen, 1457 f.

Com-

Seite

Commissionaire, wie sie sich bei Bücherauktionen zu verhalten haben, 81 f. 97 f.

D.

Declamation, gute, wie sie zu lernen, 1537 f. 1553 f.
Diebereien, auf dem Lande, Vorsichtsmaaßregeln dagegen, 593 f. 609 f.
Dransfeld, Beschreibung und Geschichte dieser Stadt, 801 f. 817 f.
Dünger, römische Landwirthe wandten viele Sorgfalt auf denselben, 797 f.

E.

Eheleute, zänkische, wie sie zum friedlichen Leben zu bringen, 1593 f.
Eier, lange frisch und gut zu erhalten, 633
Eigennamen, fremde, ob sie zu verdeutschen, 1387 f.
Eisgruben, wie sie auf dem Lande anzulegen, 1005 f.
Elephanten, wie sie die Birmanen fangen, 175
Elfenbein, altes, wieder weiß zu machen, 682
Elton, Beschreib. dieses Salzsees, 9 f.
Erbsen, trockne, wie das Weichkochen derselben zu fördern, 287
Erdflöhe, Mittel dagegen, 461
Erdmandeln, deren Anbau, 427 f.
Erfrieren, sich davor zu schützen, 671
Erinnerungen, an Verstorbene, 953 f.
Erziehungsinstitut, Pestalozzisches zu Burgdorf, 1137 f.
Espalierbäume, wann sie zu beschneiden, 961 f.
Esparcette, Anbau derselben, 1233 f. 1249 f. 1473 f.
Essig, guten zu verfertigen, 813 f.
schlechten zu verbessern, 636

F.

Farbe, schwarze, zu erhalten, 639 f.
Fensterscheiben, wie sie hell zu machen, 223
Feuer, in einem Gebäude versteckts, wie es zu tilgen, 157 f. 289 f. 305 f. 337 f. 353 f.
Feuerschwamm, wie er zubereitet wird, 1151 f.
Feuerung, von Stroh und Mist, 799
Fiebermittel, gefährliche, Warnung dagegen, 833 f. 849 f.
Fische, wie ihnen der Modergeschmack zu benehmen, 957
Flachs, von Maulbeerbäumen, 1295
Fliegen, Mittel dagegen, 959. 1343
wie die Pferde davor zu schützen, 1263
Flöhe, Mittel dageg n, 303. 447
Foote, Samuel, witzige Einfälle desselben, 1197 f.
Franzosen, durch die Revolution veränderte Sitten und Lebensart dieser Nation. S. Almanach des Gourmands.
Frauensperson, Rettung einer in die Leine gefallenen, 641 f.
Frohnen, wie die erlassenen den Gutsherren zu ersetzen, 1153 f. 1169 f. 1185 f.
Fruchtwein, wie er aus Johannissaft und Honig bereitet wird, 1361 f. 1377 f.
Früchte, wie sie zu trocknen, 1133 f.
Frühstück, für Arme, 923 f.
Fuhre, Eigenschaften derselben, 315 f. 367. 913 f.

G.

Gänse, wilde, wie sie in Sibirien gefangen werden, 685
Gambit, Bedeutung dieses Worts, 95
Garten, Befriedigungen derselben, 91 f. 171 f.
Gedanken, verschiedene, 319 f. 889 f. 1405 f.

Ge-

Seite

Geistererscheinung, Bemerkungen darüber, 225 f. 241 f. 257 f. 273 f.
Gemüsekresse, wird empfohlen, 1339 f.
Geographie, über kirchliche, 1 f.
Geschichte, von Island, 625 f. des St. Nicolaiklosters zu Weende, 657 f. 673 f. der Stadt Dransfeld, 801 f. 817 f. der Abschaffung des Sklavenhandels, 1201 f. 1217 f.
Gewitter, Verhaltungsregeln dabei, 905 f.
Ginster, stachlichter, Erfahrung davon, 139 f.
Glanzruß, aus den Schornsteinen zu entfernen, 815
Glas, wie es ohne einen Diamant kann geschnitten werden, 1023
Glocken, russische, 143
Göttingen, Krankheiten in der chirurgischen Krankenanstalt daselbst, 523 f.
Goldwaschen, über das am Gambia, 1241 f.
Gourmand, S. Almanach.
Grönland, Beschreibung dieser Insel, 123 f.

H.

Hannover, Entfernung einiger Beamtengehörter von dieser Stadt, 507 f.
Himbeerwein, wie er zubereitet wird, 879
Hindus, Speisen und Getränke derselben, 539 f.
Hof, landwirthschaftlicher, wie er am vortheilhaftesten einzurichten, 17 f. 33 f.
Holz, Verschiedenheit der Schwere desselben, 1149 f.
Hopfen, wilder, wie er zu vertilgen, 1481 f.
Hunde, Tollheit derselben. S. Hundswuth.
Hundekrankheit, ob die Kuhpocken dagegen schützen. S. Kuhpocken.
Hundswuth, Ursache derselben, 847 1129 f.
Hypochondrist, wie er sich zu verhalten, 1617 f.

J.

Jamaika, Bemerkungen darüber, 1009 f.
Insekten, wie manche zu vertreiben, 1101 f.
Island, Geschichte dieser Insel, 625 f.
Jung, dessen Theorie der Geisterkunde. S. Geistererscheinung.

K.

Kartoffeln, wie sie im Großen zu legen sind, 265 f.
Kastanien, wilde, Benutzung derselben, 861 f.
Kastanienbaum, ungewöhnlich großer, 159
Kermes, kann statt der Cochenille zum Rothfärben dienen, 45 f.
Kinder, wie sie bei den Scheuerchen zu behandeln. S. Scheuerchen.
Kleebau, in Roussillon, 1259
Kohlendunst, erstickt eine Familie, 1899
Kopine, die Unverbrennbare, 731 f.
Kornblumen, blaue Saftfarbe daraus, 911
Krampf, wie er bei Kühen zu heilen. S. Kühe.
Krankheiten, die in der chirurgischen Krankenanstalt in Göttingen vorgekommen. S. Göttingen.
Kühe, Mittel gegen das Hartwelken derselben, 895. gegen den Krampf in den Hinterbeinen derselben, 1555 f.
Kuhpocken, ob sie gegen die Hundskrankheit schützen, 619 f.
Kunst, merkwürdige Produkte derselben, 843 f.
Kyffhäuser, Beschreibung dieser Felsenmasse, 577 f.

L.

Landwirthschaft, bei den Mosaliten schen, 345 f.
Laubfrösche, wie sie im Winter zu füttern sind, 109 f.

Seite

Leibnitz, Briefe von demselben, 977 f. 993 f.
Leinsaamen, wie guter erzogen wird, 1503
Levkojenpflanzen, wie das Welken und Umfallen derselben zu hindern, 591 f.
Löschungsmittel, des Feuers, 289 f. 305 f.
Löwe, großmüthiges Betragen desselben gegen ein Hündchen, 1469 f.
Lucerne, über den Anbau derselben, 1233 f. 1249 f. 1473 f.

M.

Mäuse, wie sie vertilgt werden, 925 f.
Mäusebutter, davon stirbt ein Knabe, 209 f.
Mangoldrüben, wie Zucker daraus zu gewinnen, 721 f.
Marschall, Millard, Nachrichten denselben betreffend, 1297 f. 1435 f.
Maschinenschmiere, neuerfundene 683 f.
Maulbeerbäume, aus Samen zu ziehen, 637. wie Flachs davon zu gewinnen, 1295
Meerrettig, wie er anzubauen, 105 f.
Meierverfassung, im Herzogth. Bremen, 1105 f. 1121 f.
Meinungen, die verschiedenen, 1247
Menschenzahl, auf der Erde, 1323 f.
Mergel, Vortheil und Nachtheil desselben, 1221 f.
Merkwürdigkeit, naturhistorische, 875 f.
Milch, verschiedene Beschaffenheit derselben, 795
Milchkur, 207 f.
Mode, Betrachtungen darüber, 321 f.
Modesucht. S. Mode.
Mohn, Cultur desselben, 1215
Motten, aus Matratzen, Bergeren ꝛc. zu vertreiben, 1305 f.
Mücken, die Kolumbaczer, 857 f.
Mückenstiche, Mittel dagegen, 863
Muräne, Beschreibung derselb. 1309 f.

Seite

N.

Nelumbo, wo diese Seeblume wächst und wozu sie gebraucht wird, 607
Neujahrsgebräuche, 177 f.
Nüsse, welsche, wie man sie lange frisch erhält 635
Nützliche, verschiedenes, 45 f. 633 f. 681 f. 795 f.
Nußöl, dienlich zum Anstrich neuer Wände, 46

O.

Obstbäume, pyramidenförmig zu erziehen, 801 f.
Oel, aus Sonnenblumen, 63 f. 129 f. wie es die Ostindianer aus Blumen ziehen, 1197 f.
Oelsieden, Vorsichtsregel dabei, 636

P.

Pallas, Bemerkung desselben über die Erziehung einiger Pflanzen aus Samen, 669 f.
Paris, Heiligthümer ꝛc. der Gallicanischen Nation daselbst im Jahre 1330, 65 f.
Patelotismus, wahrer, 877 f.
Pensylvanien, Sitten der Deutschen daselbst, 433 f. 449 f.
Perser, Anekdote von einem, 719
Pestalozzi, dessen Erziehungsinstitut, 1137 f.
Pferde, wie sie zu behandeln, 417 f. sie vor Fliegenstichen zu schützen, 463 1263. wie sie für den Harz beschaffen seyn müssen, 1489 f. Merkmale des Rohes derselben, 1501
Pferdeliebhaber, Versuche für dieselben, 417 f.
Pflanzen, Methode sie zu begießen, 550 einige geben Vorzeichen der Witterung und Jahrszeit, 969 f.
Pflanzenreich, dessen Annäherung zum Thierreich, 1569 f. 1585 f. 1601 f.

Pflüge,

Seite

Pflüge, in einigen Gegenden Afrika's, 800
Phänomen, physikalisches, 493 f. Bemerkungen darüber, 553 f. 713 f.
Pocken, der Schafe, 121
Pomologie, über die gegenwärtige, 897 f.
Portugal, über den Weinbau das. 213 f.
Potasche, wie sie bereitet wird, 989 f.
Preisschriften, von der Societät der Wissenschaften in Göttingen gekrönte, 17 f. 33 f. 1153 f. 1169 f. 1185 f.
Pudel, Anekdote von einem, 217 f.

R.

Ratten, wie sie von Taubenschlägen zu vertreiben, 479. 687
Raupen, von den Bäumen zu entfernen, 767
Reis, Enthülsung desselben, 431
Reise, Erfahrungen aus der neuesten nach den Südländern, 369 f. 385 f. 401 f.
Rettung im Wasser verunglückter Personen, 509 f. 641 f.
Riesenkirsche, Beschaffenheit und Cultur derselben, 333 f.
Rödbel, wie er weicher und brauchbarer zu machen, 1453 f.
Roger, der Unverbrennliche, 689 f. 705 f. 731 f. 831 f.
Rosen, wie eine Art auf eine andere fortgepflanzt wird, 927 f.
Rost, von Eisen und Stahl zu entfernen, 683. 1039
Rothtanne. Eigenschaften ders. 315 f.
Rotz, der Pferde, woran er zu erkennen, 1501
Rousseau, was ihm zu einer Preisschr. veranlaßte, 1499 f.
Ruß, ein Düngmittel, 637 f.

S.

Salat, wie er zubereitet wird, 1021 f.
Salz, Nutzen dess. beim Ackerbau, 1463 f.
Sauerampfer, etwas darüber, 781 f.

Seite

Schafe, Pocken derselben, 121
Scheuerchen, Mittel dagegen, 737 f. 753 f. 769 f.
Schindeldächer, sind gefährlich, 1103
Schlackenhalden, Benutzung ders. 677 f.
Schläfer, die sieben, Sage davon, 1179 f.
Schlitzenberg, bei Petershof in Rußland, 701 f.
Schuhe, wohlfeile wasserdichte, ohne Leder zu verfertigen, 239
Schulen, ob auf denselben dramatische Uebungen nützen. S. Uebungen.
Schulmann, über die Freuden desselben, 865 f. 881 f.
Schutzblatternimpfung, ist gesetzlich einzuführen, 1313 f. 1329 f. 1345 f.
Schweine, Mittel zu ihrer Magenstärkung, 461. wider die Finnen ders. 864
Schweiz, Fragment aus einer Wanderung dahin, 49 f.
Seeblume, Nelumbo, 607
Seekrankheit. Eduard Millers Bemerkungen darüber, 1393 f. 1499 f.
Seife, Bereitung ders. 309 f. 395 f. 647 f.
Sellerie, wann er in Deutschland heimisch geworden, 622
Sentenzen, chinesische, 587
Sitten, der deutschen Bewohner in Pensylvanien, 433 f. 449 f.
Sklavenhandel, Geschichte der Abschaffung desselben, 1201 f. 1217 f.
Sonnenblumen, wie Oel daraus zu gewinnen, 63. ob sie dazu anzubauen, 129 f.
Spinnen, merkwürdige Art ders. 1447 f.
Spitzbergen, Beschr. dies. Insel, 1505 f.
Sprichwörter, chinesische, 587 f.
russische, 1375
Stahl, Art ihn zu härten, 639
von Rost zu befreien, 683
Störche, Bemerk. darüber, 1521 f. 1579 f.
Südländer, Reise dahin. S. Reisen.
Syrup, aus Weißdornbeeren, 638 f.
aus Stielen des türk. Weizens, 681

Digitized by Google

Seite

T.

Tabacksasche, nützlicher Gebrauch derselben, 461 f.
Tabacks-Surrogat, neuentdecktes, 1485
Tanne, die böhmische, 1565 f.
Tanz, etwas darüber, 513 f. 529 f.
Tanzkunst. S. Tanz.
Tappert, dessen Wollspinnmaschinen, 681 f.
Tathan, dessen Methode die Pflanzen zu begießen, 559
Tauben, beschädigen die Dächer; solches zu verhüten, 271
Taubenschläge, wie Ratten davon zu vertreiben. S. Ratten.
Terpentinspiritus, ist wirksam bei Krankheiten des Rindviehes, 1615
Thierreich, dessen Verhältniß zum Pflanzenreich. S. Pflanzenreich.
Thonarten, die zur Ziegelbrennerei gebraucht werden, 1265 f. 1281 f.
Tintenflecke, aus Fußböden und Zeugen wegzuschaffen, 491 f.
Topfgewächse, durch Ableger zu vermehren, 407 f.
Torf, künstlicher, 799

U.

Uebungen, dramatische, ob sie auf Schulen nützl. sind, 465 f. 481 f. 497 f.
Unabhängigkeit, Aufsatz darüber, 113 f.
Unverbrennlichkeit, Rogers, Bemerk. darüber, 689 f. 705 f. 731 f. 831 f.

Seite

V.

Viehartzneibund, wie ein solcher zu errichten, 561 f.
Vögel, geben Vorzeichen der Witterung, 349 f. wie lange sie hungern können, 1495 f. über Nester ders. 1531 f.

W.

Wachs, punisches, 1421 f.
Wachsseife, wie sie verfertigt wird, 395 f.
Wäsche, Nutzen des öftern Wechsels derselben, 893 f.
Walpole, Horatio, Gedanken von demselben, 921 f.
Wanzen, Mittel dagegen, 635. 829
Wasserschlange. S. Muräne.
Weende, Geschichte des ehemal. St. Nicolai-Klosters daselbst, 657 f. 673 f.
Windekraut, wie es zu vertilgen, 1481 f.
Witterung, Vorzeichen derselben an Thieren, 349 f. an Pflanzen, 909 f.
Wogulitschen, Landwirthschaft bei denselben, 845
Wolfsfang, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, 527
Wollspinnmaschinen, neue, 681

Z.

Ziegelbrennerei, welche Thonarten und wie sie dazu gebraucht werden, 1265 f. 1281 f.
Zinsfrüchte, Betrügereien dabei, 457 f.
Zitronensaft-Surrogat, neues, 1229 f.
Zobeljagd, bei den Tonguſen, 111
Zucker, von Mangoldrüben, 741 f.

Digitized by Google

Neues

Hannoverſches Magazin.

1tes Stück.

Montag, den 2ten Januar 1809.

Ueber kirchliche Geographie.

Vom Archivar Delius zu Wernigerode.

Die Abtheilung und Einkreiſung der Staaten zum Gebrauch der kirchlichen Geſellſchaft, der Umfang der Erzſtifter, Bisthümer, Archidiakonate, (Banne), Superintendent- Land-Dekanate, Ruralkapitel, Archipresbyteriate, ſedes, chriſtianitates, collectae, conſeil, Probſt, Inſpector- Kirchſpiele und Pfarreien, pflegt eben nicht ſehr beachtet und erörtert zu werden; am wenigſten im Allgemeinen. Aber ſelten fanden es auch ſelbſt die Bearbeiter der Geſchichte eines biſchöflichen Gebiets nothwendig, den Sprengel dieſer Parochie genau auszumitteln und ſeine Verſchiedenheit von den ſpätern politiſchen Gränzen des Fürſtenthums ausführlicher oder nur genügend hervorzuheben. Eher indeß doch noch dies, als die innere Abtheilung des Bisthums. Man kann hier die größten Muſter nennen; wie unbeſtimmt iſt, was der treffliche Möſer von der erſtern erwähnt, wie wenig von der letztern. Was ſoll man nun von dem Haufen der übrigen erwarten? Man ſchlage doch die Partikulargeſchichten des gewöhnlichen Schlages auf. Von einer ſolchen Arbeit erwartete man keinen Nutzen; übergenug, wo nur eine allgemeine Notiz, daß eine ſolche Abtheilung einmal dageweſen, oder noch vorhanden ſey, gegeben wurde.

Democh iſt die Kenntniß dieſer kirchlichen Kreiſe nicht nur an ſich, ſondern als das ſchätzbarſte und oft einzige Hülfsmittel für die alte politiſche Geographie des Vaterlandes ſo höchſt wichtig.

Denn von jeher richtete ſich die Kirche bei den Gränzen ihrer Bezirke nach denen der politiſchen Kreiſe, und beide fielen zuſammen. Ja, rückwürkend trug man auf die ſtehen gebliebenen kirchlichen Gränzen die neuen politiſchen über. Dies war nicht weniger in Deutſchland, als in andern Staaten des Abendlandes der Fall. Mit

Digitized by Google

den Marken der Provinzen und denen ihrer Unterabtheilungen der Gaue, schlossen sich auch die Erzbisthümer, die Bisthümer. Denn wenn anderwärts, wo das Christenthum schon aufblühete und befestigt war, als die Einrichtungen der Römer noch bestanden, ein Bisthum nur gerade den Staatskreis (regio, civitas, Stadtgebiet) worin es entstand, begriff, so umfaßte dasselbe doch in Deutschland mehrere Gaue. (Auch in Frankreich wohl, aber der Verf. weiß nur nicht, ob dies nicht etwa erst seit der spätern Vertheilung der für die Staatsverwaltung zu weitläuftig gewordenen alten Distrikte der Fall ist, die unter Pipin oder Carl vorgegangen, oder sanctionirt zu seyn scheint.) So enthielt der Bremische kirchliche Sprengel, ohne das friesische Land, 10 Gaue, der Bischof von Halberstadt wurde über 6, der von Würzburg über 12 solcher Bezirke gesetzt. Dagegen folgten die Unterabtheilungen der Bisthümer, die Archidiakonate, gewöhnlich dem Umfang der Gaue, oder theilten sie wenigstens mit einem andern, ohne sie zu zerreißen. Und wenn also auch in Deutschland ein Bisthum mehrere Kreise begriff, so wären wir doch von der Hülfe der kirchlichen Geographie bei der Bestimmung des Umfangs und der Scheidung derselben eben so wenig, als in andern Ländern, verlassen; wenigstens in den südlichen Provinzen des Reichs. Aber auch im Norden? Hier dürfen wir zweifeln. Freilich müssen die Archidiakonate, wo die Gränzen bischöflicher Sprengel zusammenstoßen, die Scheidung und mithin die der Gaue angeben. Die Benutzung der kirchlichen Geographie bleibt daher immer wichtig und schätzbar. Aber an den andern Seiten und innerhalb der Diöceſe fallen beide Eintheilungen schwerlich zusammen. Doch sind wir viel zu wenig unterrichtet, um schon jetzt ein sicheres Resultat angeben zu können. Die Mannheimer Akademie fühlte dies wahrscheinlich schon, als sie im Jahr 1778, und zum zweiten Mal 1781, die unerörtert gebliebene Preisfrage: „über die geographischen Grundsätze, nach welchen in Norddeutschland die bischöflichen Diöceſe eingerichtet, und über die Ausmittelung ihrer Gränzen und Verhältnisse gegen die Gaue," aufgab.

Auch der Archidiakonate Unterkreise, die Dekanate, sollen in Deutschland in eine politische Abtheilung (die Centen) eingefallen seyn, (von Frankreich wird dasselbe schon länger behauptet); aber wo dieses Institut nicht war, wie im nördlichen Reichstheil? Wie dem allem auch sey, und was bei tieferm Nachspüren aus diesem reichen Gange noch gefördert werden möchte, die politischen und kirchlichen Gränzen mögen nun auch in Norddeutschland übereinstimmen, oder verschieden seyn, — die Gewißheit darüber ist schon so unendlich viel werth, — so bleibt doch immer die Bearbeitung für den größten Theil Deutschlands unmittelbar noth-

wen-

wendig und auch für den andern von dem entschiedensten Einfluß für die alte Geographie. Höchst mangelhaft und unvollständig ist die Kenntniß von dieser und von den Gauen, besonders in Norddeutschland, aus Lokalursachen. Auf einem andern Wege haben wir schwerlich die Vollständigkeit zu erwarten, welche die Bearbeitung der kirchlichen Geographie uns hierin noch verschaffen kann. Gauverzeichnisse, wenn es ja solche etwa in der kaiserlichen Canzlei gegeben hat, sind nicht auf uns gekommen; schon seit mindestens 7 Jahrhunderten ist diese Eintheilung, als Staats-Einrichtung, aufgegeben, und kümmerlich müssen wir in der Regel einige Orte eines Gau's aus ein Paar Urkunden zusammen lesen, kaum, daß ein günstiges Geschick einmal darin etwas von den Gränzen zu uns hinüber geführt hat. Die Orte der Archidiakonate und Ruralkapitel liefern uns aber, wo jene Uebereinstimmung Statt findet, ohne Weiteres auch die Orte eines Gau's, oder eines bedeutenden Theils desselben. Die Bisthümer und Archidiakonate sind auch in dem Umfang und der Wirksamkeit, wo nicht bis jetzt, doch bis zur Reformation, geblieben, den sie vor 1000 Jahren, oder seit ihrer Entstehung hatten, und wenn das auch nicht der Fall, läßt sich die Veränderung eher nachweisen, und wir gelangen also eben so gut zum Ziel. Bei der längern Erhaltung dieses Instituts kann man also die Gränzen derselben noch weit eher nachweisen; es sind von vielen Stiftern die Archidiakonat- und Ruralkapitel-Verzeichnisse noch übrig geblieben, weniger um der Sache selbst willen, (doch haben einige Bischöfe oder Archidiakonen ein solches Tableau ihres Sprengels besorgen lassen,) als zu Behuf der aus diesem Bezirk abzugebenden geistlichen Steuern oder sonstiger Auflagen, der Visitationen u. s. w. verfertigt. Bei alten Rechnungen suche man in unaufgeräumten Archiven nach dieser Beute, leicht findet sich mehr als man dachte. Auch läßt sich endlich der Mangel dieser durch ähnliche Verzeichnisse glücklich ersetzen. So pflegten wohl die Geistlichen eines Bannes auch einen eigenen Kaland zu bilden. Die Register und Rechnungen desselben sind also nicht minder gut zu gebrauchen. Die Vergleichungen der Archidiakonen mit den Pfarrern ihrer Sprengel über Synodalabgabe und andere Gefälle enthalten oft ein vollständiges Verzeichniß der darin gelegenen Kirchen.

Und wenn alles dies (seltenes Unglück!) verlohren gegangen wäre, so lassen sich endlich die einzelnen Orte eines Kreises leichter, als bei den Gauen, aus den Fundationen der Kirchen, Altäre, Vikarien, besonders den Präsentationen und Institutionen u. s. w. nachweisen und zusammensetzen. In vielen Kirchenregistraturen liegen solche Urkunden unbeachtet. Jene vollständigen Bann- und Dekanats-Register, so erwünscht sie sind, so spär-

lich können wir sie benutzen. Nur von wenigen Hochstiftern sind sie erst aus dem Moder der Archive an das Licht gebracht, öfter sind sie erst aus den neuern Zeiten und geben also den ältern Zustand nicht sicher, oder gar nicht an. Wer die neuere Eintheilung mittheilte, glaubte von der ältern sich schneller wegwenden zu können. Ehe die Bemühungen der Mannheimer Akademie und ihrer braven Mitglieder Lamey, Kremer, Crollius, Deutschland auf den Nutzen derselben aufmerksam machten, (wunderbar, daß man ihn so lange übersehen konnte, da in Frankreich die Entdeckung doch schon über 100 Jahr früher aufgestellt war), Würdtwein danach die unmittelbare Diöces von Mainz bearbeitete; auf ihrer Bahn Wenck scharfsinnig fortgieng, und Fürst Martin Gerbert für sein großes Unternehmen der germania sacra sie verlangte, wer dachte eben an die Mittheilung! Besonders arm sind wir wieder in Norddeutschland. Wir besitzen nur eine spät zusammen getragene und mit der neuen vermischte Eintheilung Osnabrücks nach Dekanaten, eine gleichfalls spätere Zusammentragung von Minden, das was diesseits des Rheins zum Köllner Archidiak. Bonn gehört, (alles aus Vorsorge des Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg), den Mainzer Sprengel zum Theil, von Paderborn die alten Parochialkirchen ohne die einzelnen Ortschaften, die dazu gewiesen sind, ein Zehntregister von Lübeck, und eine Taxe der Hamburgischen Pfarreien aus den 14ten Jahrhundert. Also dies alles weiterer Hülfe bedürftig, und das übrige Land völlig ungekannt. Das muß unsere Bemühungen, unsern Fleiß anspornen.

Der Verf., der bei dem Studium der Geographie des Mittelalters und der Eintheilung des Reichs in Gaue und Grafschaften (denn beides möchte doch wohl nicht gleichbedeutender Ausdruck für denselben Bezirk seyn) nothwendig die kirchliche mit bearbeiten mußte, hat jüngst die Gelegenheit benutzt, welche sich ihm bei der 50jährigen Amts-Jubelfeier seines verehrten Oheims, des Herrn Pastor Samuel Delius zu Willstedt im Amte Ottersberg des Herzogthums Bremen, darbot, um das, was sich über den Umfang des Erzstifts Bremen und dessen Unterabtheilungen nach Archidiakonaten u. Dekanaten in seinen Collectaneen fand, es ist aber sehr wenig!) zusammen zu stellen. Ueber die Gränzen und Eintheilung des Erzbisthums Bremen. Ein Beitrag zur kirchl. Geographie Deutschlands, heißt der Titel der kleinen Schrift von 67 Seiten in 8vo, worin auf den ersten 26 Seiten das bisher Berührte weitläuftiger aus einander gesetzt ist. Sein Plan geht zunächst auf die Bearbeitung einer kirchlichen Geographie Deutschlands, als Grundlage der alten politischen. Dabei ihn durch Mittheilung der in dem vorhergehenden angedeuteten Hülfsmittel

zu

zu unterstützen, fordert er alle Freunde des historischen Studiums auf. Jeder Beitrag, auch eine bloße Präsentation an einen Archidiakon, wird er mit Dank annehmen, und bedarf es dazu nur des Auszugs einer solchen Urkunde, wenn ja noch ein Schwanken übrig seyn sollte über Schädlichkeit der Publicität eines solchen Papiers und dieser Notizen. Dazu gehören, ausser den Angeführten, auch Nachrichten von den ehemaligen Bestandtheilen der Kirchspiele, (z. B. was gehörte ehemals zu den Parochien Scheningen; (West) Wethnestede (Wathenstedt); Schephinstede (Scheppenstedt); Lucghenhem, (nicht Luclum, das ist noch jetzt ein Filial, oder war ehemals das Verhältniß umgekehrt); Etlouesheym; Stocheim; Thenesdorf (Teneresd); Ringelmo (Ringelu); Beginborstalle (?); Honengesbuttle; Huinhusen; welche die Grafschaft der Grafen Brun und Ludolph bildeten? Orig. Guelf. T. IV. 414. Urk. von 1051 und 415 von 1057, letztere auch mit Verschiedenheiten in Lauenstein Descript. dioces. Hildesh. S. 112, und die Listen eingegangener Orte und ihre Lage gegen noch bestehende, sonst lassen sich die Gränzen doch nicht richtig ziehen. In Hinsicht der politischen Geographie wünscht er die Mittheilung der noch unbenutzten Daten über Angehörung eines Orts an einen Gau, eine Grafschaft, deren Inhaber, spätere Gerichtsbezirke, so lange sie etwas Allgemeines, wenn auch nicht für alle Provinzen, blieben. Er hat keine geringe Meinung von dem guten Willen und dem Eifer seiner willfährigen Landsleute; sollte er sich täuschen?

Beschreibung des großen Salzsees Elton in der Statthalterschaft Saratow.

Aus Lepechins Reisen aus dem Russischen übersetzt.

Als wir uns, schreibt Lepechin, dem Salzsee Elton näherten, sahen wir am Himmel eine starke Röthe, derjenigen ähnlich, welche man in der Dunkelheit der Nacht zu sehen pflegt, wenn in einiger Entfernung eine große Feuersbrunst sich befindet. Diese Röthe entstehe von dem Scheine, welchen die in dem See befindliche Salzsole oder Lake verursacht. An den Ufern des Sees waren mehrere elende, theils von Holz und theils von Erde erbauete Hütten, in welchen die Salzbruch-Arbeiter wohnten,

ten. Diese Arbeiter sind freie Leute, werden auch nicht von der Krone besoldet, sondern ernähren sich von dem Verkauf des in dem See gewonnenen Salzes. Der Preis dieses Salzes richtet sich nach der Zeit, in welcher dasselbe gewonnen ist; der geringste Preis für ein kleines Boot voll Salz ist 50 Kopeken a). Zu Zeiten aber, wo die Gewinnung desselben mehr Mühe und Arbeit erfordert, kostet dasselbe auch wohl 1 Rubel b). Die Werkzeuge zum Salzbrechen bestehen nur in einer gekrümmten, mit einer breiten, aber scharfen Schneide versehenen Brechstange; am Ende des Stiels befindet sich eine Krücke, damit der Arbeiter sich mit Bequemlichkeit mit der Brust darauf legen, und so die Arbeit durch mehr Stärke verrichten kann. Vier Menschen arbeiten stets zusammen, welches ein Artell genannt wird, weil es einem Menschen mit allen seinen Kräften nicht möglich ist, eine Salzscholle fortzuwälzen. Weil jedes Jahr neue Salzschichte wieder zuwachsen, so werden diejenigen Stellen aufgesucht, wo sich am leichtesten mit der Brechstange einschlagen läßt. Wenn der Arbeiter eine Salzscholle lostrennen will, so setzt er seine Brechstange schräg, und theilt so die Scholle von der untern Lage, während seine Gehülfen sich bemühen, sie an der andern Seite ganz von der Schicht los zu machen und in die Höhe zu heben; alsdann fassen sie mit der Hand an und tragen das losgetrennte Stück in eine Lodka c); und so immer weiter, bis diese vollgeladen ist. Diese großen Fahrzeuge sind nothwendig, weil die Salzklippen zuweilen 6 Werste und noch weiter d) in dem See liegen: da jedoch die Salzsöhle in der Nähe der Ufer sehr seicht ist, und die grossen Fahrzeuge daselbst nicht fahren können, so müssen dieselben in einiger Entfernung vom Ufer still halten; hier wird dann das Salz in mehrere kleine Böte umgeladen, und so an das Land gefahren. Weil in dieser Gegend der Wind immer sehr stark wehet, und einen immerwährenden dicken Staub mit sich führt, wodurch das Salz bei der Ueberfahrt auf dem See sehr beschmutzt wird, so wird von den Aufsehern sehr strenge darauf gehalten, daß die Arbeiter das Salz wieder reinigen müssen. Diese Reinigung besteht im Uebergießen und Abspülen des Salzes mit Salzsöhle; zu dem Ende machen die Arbeiter ein abschüssiges Gerüste, und ziehen um dasselbe einen kleinen Graben, damit die Söhle in den See wieder abfliessen kann; hierauf zerschlagen sie mit ei-

a) Ohngefähr 18 mgr. Hannoverscher Cassenmünze.
b) Ohngefähr 1 Thl. Hannoverscher Cassenmünze.
c) Lodka, große Böte in Rußland, welche man zum Ausladen der großen Schiffe gebraucht, wenn diese nicht nahe genug an das Ufer kommen können.
d) Also völlig eine deutsche Meile.

Digitized by Google

einem schweren Schlägel die großen Salzschollen in kleine Stücke, legen sie auf das Gerüste und begießen sie mit der Salzsöhle, welche alsdann allen Staub und Unreinigkeit abwäscht und mit sich fortträgt. Die Söhle würde, wenn sie darauf stehen bliebe, sich selbst in dem Salze sättigen und dasselbe ganz auflösen. Dieser Eltonsee beträgt in seinem Umkreise mehr wie 60 Werste e), seine Ufer sind auf einigen Stellen abflüssig, auf einigen hingegen sehr steil, hauptsächlich um die Gegend, welche der Jaizkische Schlach genannt wird; die abschüssigen Stellen bestehen größtentheils aus Thon von verschiedenen Farben, als

Hannover.

roth, gelb und blau, der größte Theil jedoch aus röthlicher Farbe; die steilen Ufer hingegen sind mit Kalksteinen angefüllt, in welchen man noch viele Zeichen von versteinten Schaalthieren findet. Auf einigen Faden vom Ufer besteht der Boden des Sees aus einem thonartigen Schlamm, welcher einen Geschmack, wie das gewöhnliche Küchensalz hat, tiefer hinein ist er aber mit Salz belegt. Vor einigen 20 Jahren war dieser See ganz mit Salz, gleichsam wie mit einer Eisscholle, bedeckt, seit jener Zeit aber hat sich die Söhle von Jahr zu Jahr vermehrt.

G. L. Ode.

e) Ueber 8½ deutsche Meilen.

Anfragen.

1.

In England vermischt man den Steinkohlengries nicht nur nur mit dem zu Backsteinen bestimmten Thone, sondern nimmt ihn auch zu Mörtel. Bei uns werden die Backsteine häufig von der Witterung angefressen und zerkrümelt, dort nicht. Ein Hauptgrund dieser grössern Haltbarkeit liegt unstreitig in jener Beimischung.

Man wünscht in diesen gemeinnützigen Blättern belehrt zu zu werden, ob auch der Gries der Steinkohlen in hiesigen Gegenden zu diesem Ende angewandt werden kann? und ob unsere Steinkohlen eben so viel Harz oder Pech als die Englischen enthalten?

2.

Ein Oekonom wünscht einen Versuch mit dem Reisbau zu machen; es fehlt ihm jedoch alle Kenntniß zur Behandlung des Erdreichs, und der Zeit zur Aussaat, auch wie dick derselbe gesäet werden muß.

Recht

Digitized by Google

Recht sehr wird um die Beantwortung obiger Anfrage in diesen Blättern gebeten, auch wo man Reis zur Aussaat erhalten könne, und wie theuer das Spint (Metze) sey?

B. B.

3.

Vor 13 Jahren sah ich zu Drakenburg im Hoyaischen einen glücklichen Versuch, den stachlichten Ginster (Ulex europaeus) zum Gebrauch in Hecken anzuziehen. Die Pflanzen waren aus dem Saamen gezogen, den man, wenn ich nicht irre, aus Celle erhalten hatte, und wuchsen in einem schlechten Sandboden vortrefflich. Im zweiten Jahre, worin sie damals waren, hatten sie schon anderthalb bis 2 Fuß lange, mit unzähligen scharfen Stacheln bedeckte Zweige getrieben, und eine daraus gebildete Hecke müßte allem Anschein nach mehr als jede andere undurchdringlich seyn.

Seitdem habe ich nun weder von jener Pflanzung, noch von ähnlichen Versuchen etwas weiteres gehört; doch scheint jenes Gewächs eine größere Bekanntwerdung und Benutzung ganz vorzüglich zu verdienen; und mehrere Gartenfreunde, die eben jetzt in dem Falle sind, neue und feste Hecken anlegen zu müssen, wie z. B. bei Hameln und Nienburg, würden ohne Zweifel sich demjenigen sehr verpflichtet fühlen, der ihnen in diesen Blättern nähere Auskunft geben wollte: Ob wol schon die Ausdauer jener Pflanze in unserm Klima durch Erfahrung bewiesen ist? Zu welchem Preise und woher man am leichtesten den Saamen beziehen kann, und welches Verfahren überhaupt hiebei das zweckmäßigste ist?

H. E.

4.

Welche Bewandniß hat es

1) mit dem Vornamen: Harneid oder Arneid oder Herneyr, der vordem in adlichen Familien, z. B. der von Appel, von Eyßen, von Melzing, von dem Knesebeck, von Hösering ꝛc. nicht ungewöhnlich war?

2) mit dem in Niedersächsisch geschriebenen Datum: To Twelften? Da die sogenannten Zwölften vom 25sten December angiengen, und mit dem 5ten Januar abgelaufen waren: so scheinen die Ausdrücke: in den achteden Daghe to twalfen, midwekens na dem achtegeden dage, des andern taghes na twelften, des negiften taghes na twelften, am Fridage negst na tuelften, etc. keinen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Aber welcher bestimmte Tag ist durch den simpeln Ausdruck: to Twelften, ohne weiteren Zusatz, gemeint? Welcher durch den Ausdruck: in deme achteden Dage der Hochtidt tho Twolfften?

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

2tes Stück.

Freitag, den 6ten December 1808.

Die Königliche Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen hatte auf den November v. J. folgende ökonomiſche Frage aufgegeben:

Die vortheilhafteſte Einrichtung eines großen landwirthſchaftlichen Hofes, ſowohl in Abſicht der Lage deſſelben gegen die dazu gehörigen Ländereien, als auch vornehmlich in Abſicht der beſten Anordnung und Stellung der landwirthſchaftlichen Gebäude.

Unter vier eingeſandten Schriften waren zwei, II. und III., die ſich beide einander an Werth und Mängeln aufzuwägen ſchienen. *) Die Societät vereinigte ſich endlich dahin, daß ſie beiden den Preis zuerkannte. Es fand ſich, daß die eine von dieſen, Nr. III., mit dem Motto: Oeconomie iſt die Seele des Wohlſtandes, einen Landwirth und einen Architekten, zuſammen alſo zwei Verfaſſer hat; jener iſt Rittergutsbeſitzer in Sachſen, Herr Chriſtian Gottlob Müller, zu Wiederode bei Hubertsburg, und die Riſſe hat ein Architekt, Herr Chr. Friedrich Hager in Leipzig verfertiget, dem auch der Preis vom erſtern iſt abgetreten worden; die andere Schrift Nr. II. Sapienti pauca, iſt vom Fürſt Primatiſchen Hof- und botaniſchen Gärtner, Hrn. Seitz in Aſchaffenburg. Da die beigefügten Riſſe nicht geſtatten, daß ein Abdruck derſelben in den

*) Wir müſſen die Bezeichnungen Nr. II. und III. beibehalten, um Uebereinſtimmung mit der Anzeige von dieſen Schriften in den Göt. gel. Anz. (St. 192. S. 1918.) zu erhalten, wenn man unſern Auszug mit jenem vergleichen wollte.

Digitized by Google

den Blättern des Magazins oder ein Abdruck der Schriften ohne die Risse geliefert werden könnte: so müssen wir uns dießmal darauf einschränken, daß wir das allgemein Verständliche und Allgemeinnützliche aus den gekrönten Schriften liefern.

Die Frage war freilich zum Theil architectonisch, war aber doch so gefaßt, daß es deutlich seyn konnte, die Societät verlange mehr eine praktisch-ökonomische Beantwortung. Gleichwohl war sie überhaupt mehr aus dem ersten Gesichtspunkt gefaßt und beantwortet worden. In beiden Rücksichten konnte entweder eine bereits bestimmte Lage mit allen Umständen, Ländereien, Zubehör, angegeben werden, nach welcher Riß und Anschlag, so wie die innere Einrichtung zu machen wäre, so daß der Eigenthümer den Bau darnach veranstalten könnte; oder es mußte ein Ideal von einem großen landwirthschaftlichen Hofe entworfen werden, zu welchem man sich die Situation dächte oder denken könnte, diese könnte aber höchstens nur einem Landwirth, der eben für eine solche Situation zu bauen gedächte, nützlich seyn. Allein die Gesellschaft wollte den Landwirthen überhaupt eine allgemeine Belehrung verschaffen, zu jeder möglichen Lage der vorhandenen Grundstücke die Wirthschaftsgebäude zu stellen und anzulegen, und wie die Gebäude unter sich zu ordnen und zu stellen seyen; wie sie also bei dem Neubau sowohl eines ganzen Hofes, als auch einzelner Gebäude, die vortheilhafteste Lage nach der Verschiedenheit, die sich bei dergleichen Unternehmungen zeiget, finden, und die verschiedenen Einrichtungen und Verhältnisse der dazu gehörigen Gebäude leicht einsehen und auffassen könnten. Die Verfasser der Preisschriften hatten sich theils in Ansehung der äussern Verhältnisse zu ängstlich an das in der Frage gebrauchte Wort: Ländereien, gebunden, und nur auf diese Rücksicht genommen, theils aber die innern Verhältnisse der Lage zu wenig in Betracht gezogen, dagegen sich desto mehr über den Detail des Ausbaues verbreitet, wovon die Rede hier gar nicht seyn sollte.

Allgemeine gewöhnliche Vorschläge, die sich bei jedem Bau landwirthschaftlicher Gebäude jedem Landwirth von sich selbst darbieten müssen, konnten in der Aufgabe nicht gemeint seyn; es konnte nicht vom Boden, wie er beschaffen seyn müsse, oder zu wünschen seyn dürfte, Lage, Umfang, Wasser, Nachbarschaft, Geräumigkeit von Scheuren, Ställen, Wohnung, ingleichen Weide, Frohnen, Viehstand, gehandelt werden; das alles muß bei jeder Anlage ohnedem erwogen werden, auf dem Fuß, wie es bereits vorhanden ist, und die Einrichtung, äussere und innere, der Gebäude darnach bestimmt werden. Eben so wenig konnten die allgemeinen architectonischen Lehren von der Anlegung von Wirthschaftsgebäuden ausführlich vorgetragen werden. In den Rissen mußten sie befolget, allenfalls kurz angedeutet werden, wie auch in der Schrift Nr. III. geschehen ist.

Der

Der Nutzen, welcher sich aus gegenwärtigen Ausführungen des Gegenstandes, ohne die Risse vor sich zu haben, ziehen läßt, wird am ersten auf die Weise zu erhalten seyn, wenn wir das Geleistete und noch Vermißte neben einander anführen. Die Schrift Sapienti pauca (Nr. I.), der ein Grundriß vom ganzen Hofe, und ein Standriß von der Hauptseite des Wohnhauses und der Eingangsseite beigelegt ist, ist folgenden Inhaltes:

Der erste und allgemeinste Bestimmungsgrund zur Lage eines großen landwirthschaftlichen Hofes ist das Wasser.

Wo dasselbe fehlt, kann eben so wenig ein Gebäude aufgeführt werden, als wo dasselbe einen Sumpfboden bildet. Doch kann das Wasser dorthin, wo es mangelt, von einer Höhe zur Tiefe, durch Gräben, besser durch Röhrleitungen; von einer Tiefe zur Höhe, durch Dampfmaschinen, den Stoßheber, und durch liegende Druckwerke, — durch letztere auf beträchtliche Weite mit wenig Kosten, — gebracht werden.

Diese Hülfsmittel der Wasser-Zufuhr geben für die Ortswahl der landwirthschaftlichen Gebäude etwas mehr Willkühr. Doch wird der Landwirth eine gehörige Menge fließenden Wassers bei seinen Gebäuden, allem übrigen vorzuziehen wissen.

Wenn das Wasser kein Hinderniß macht, zerfällt die Beantwortung obiger Frage in zwei Abtheilungen:

die vortheilhafteste Einrichtung eines großen landwirthschaftlichen Hofes:

A. in Absicht der Lage desselben gegen die dazu gehörigen Ländereien;

B. in Absicht der besten Anordnung und Stellung der landwirthschaftlichen Gebäude unter sich.

A. Von der Lage der Gebäude gegen die dazu gehörigen Ländereien

a) Die Lage der Gebäude in Beziehung auf das Gut, muß so seyn, daß man ohne Verlust an zu vielem Felde, das ist, ohne Anlegung unnöthiger Wege auf alle Theile des Guts bequem kommen kann, das Feld mag in Dreifelderwirthschaft, in Koppelwirthschaft oder in Wechselwirthschaft liegen.

Bei der Dreifelderwirthschaft ist es wohl nicht schwer, aus dem Mittelpunkte des Ganzen auf die drei Feld-Abtheilungen zukommen. Wer glauben wollte, daß man bei Verwechselung des Dreifeldersystems mit Wechselwirthschaft weiter nichts nöthig habe, als die drei Abtheilungen — gerade jede einzelne halbirt — in 6 Schläge zu vertheilen, wird auch die Zahl der Wege nicht sehr zu vermehren haben. Allein der praktische Feldbauer weiß es, daß man mit solchen Abtheilungen übel wegkommen würde,

indem bei der alten Dreifelderwirthschaft nicht jedes Feld so im Dünger liegt, wie es zu diesem Bau erforderlich ist, und daß bei Abtheilung der Schläge vieles auf die Art der Ackerkrüne, und den Untergrund ankömmt. Man ist daher oft gezwungen, Anfangs besonders, in jedem Felde mehrere Abtheilungen zu machen. Man muß die behackten Früchte mehrmals des Jahrs hindurch bearbeiten. Man muß zum Futter kommen können. Wenn die Weizenflur hinter der Kornflur liegt, so bedarf man keines Weges. Das Korn wird früher geschnitten als der Weizen. Steht aber die Weizenflur vor der Kornflur, so besamt man doppelte Wegbreite bis zur Kornflur auch mit Korn, und der Weg zur Kornflur ist ohne Verlust bald gebahnt. Diese Methode ist für alle Fälle anwendbar, woselbst die Gewächse nicht gleiche Reife haben. Haben sie gleiche Reife, so ist sie nicht nothwendig.

b) **Die Gebäude sollen von keinem Theile des Feldes zu weit entfernt stehen; sowohl wegen der Aerndtefuhren, als der Ausfuhr des Düngers; fernet wegen allem übrigen Zeitverluste von Menschen und Thieren auf zu langen Wegen.**

Es können Nebenumstände eintreffen, die den Besitzer eines Guts bestimmen, seine Hofgebäude mehr an das Ende dieser oder jener Seite zu legen, um hier z. B. die Vortheile eines vorbeifließenden Stromes, oder dort die einer vorbeiziehenden Chaussee durch eine vortheilhafte Wirthschaft zu genießen.

Solche Arten von Vortheilen sind wohl zu berücksichtigen. Es sind bei einer bedeutenden Gastwirthschaft am Wasser durch die Halfter-Pferde, am Lande durch das Fuhrwesen ansehnliche Düngervermehrungen zu gewinnen. Dies sind Vortheile für das Gut, die nicht zu verachten sind. Sonst aber sind dergleichen Gastwirthschaften Nachtheile für das Gut, da Wein- und Gastwirthschaften dem Gesinde Gelegenheit zum Trinken und andern Ausschweifungen darbieten. Es wäre daher besser, solche Gast- und Wirthshäuser, da wo sie vortheilhaft sind, zu errichten, ohne daß diese in unmittelbarer Verbindung mit den Wirthschafts-Gebäuden ständen.

c) **Der Mittelpunkt des Guts zum Stande der Gebäude erleichtert die Uebersicht des Ganzen, die Aufsicht ist gleich vertheilt, kein Theil wegen der Entfernung der Vernachlässigung ausgesetzt.**

Bei einem Gute von 800 bis 1000 Morgen Feldes, das mehr Länge als Breite hat, liegen die äußersten Schläge weit von dem Gute. Dorthin ist — wenn das Gut eine ab-

hän-

Digitized by Google

hängige Lage hat — eines Theils der Dünger bergan, und anderer Seits die Aerndte bergan beschwerlich einzufahren.

Ein Landwirth, den ich kenne, hat hier folgendes Mittel gewählt, um diesen beiden Beschwernissen abzuhelfen.

Das Hauptgebäude hat derselbe in die Mitte der niedrigsten Hälfte des Gutes gelegt. — Auf der Höhe, beinahe am Ende des Guts, steht der Schaafstall nebst einer Scheune. In die Scheune wird ein Theil des Getraides gebracht, das theils zu Futter, theils zur Winterstreu der Schaafe dient und in der Höhe erzogen wird. Der Schaafdünger wird in der Nähe dem Felde zugetheilt, und so wird am Fuhrwesen viele Zeit erspart.

1) Der Mangel an hinreichender Aufsicht auf die Schäferei — denn die Schäfer sind überall die gefährlichsten Diener der Wirthschaft —, 2) auf das Dreschen, und endlich 3) auf die Fütterung oder das Schaaffutter, machen diese Vertheilung der Gebäude bei einem bedeutenden Schaafstand zu gefährlich, als daß mich die berührten Vorzüge zu dieser Einrichtung bestimmen konnten.

Der Mittelpunkt des Guts ist also in ökonomischer Hinsicht der beste Standpunkt für die landwirthschaftlichen Gebäude, im Allgemeinen genommen.

B. Von Anordnung und Stellung der landschaftlichen Gebäude unter sich.

a) **Das Ganze des Gebäudes soll Symmetrie haben, Geschmack verrathen, und dadurch im Aeußern sowohl als im Innern gefallen.**

Warum sollte man bei ökonomischen Gebäuden diese Regel vernachlässigen? Wenn die Befolgung derselben ein Hinderniß in der Nützlichkeit der einzelnen Theile wäre, dann glaube ich, müßte der Nebenzweck der Schönheit, dem Hauptzwecke des Nutzens nachstehen.

Der Maaßstab zeigt die Länge, Breite und Höhe des hier in den Plauen vorgeschlagenen ökonomischen Gebäudes. Die Regeln des Geschmacks und der Baukunst geben dem Aeußern im Auge des Kenners vielleicht ein gefälliges Ansehen. Dies war wenigstens der Wille des Verfassers.

Die Gesetze der Baukunst, nach welchen dieses Gebäude entworfen wurde, gehören nicht hieher.

b) **In den einzelnen Theilen des Gebäudes soll Geräumlichkeit herrschen, und im Ganzen nichts fehlen, was nöthig und nützlich ist.**

Hier müßte ich am ausführlichsten in der Beschreibung seyn, da dies

dies der Gegenstand der Preisfrage ist, allein der Entwurf wird mehr Belehrung geben, als alle Beschreibung.

c) Von der Hauptwohnung des Eigenthümers muß alles, von den Zimmern der einzelnen Aufseher müssen die Hauptobjecte ihrer Aufsicht leicht zu übersehen seyn.

Der Eigenthümer bewohnt den zweiten Stock des Hauptgebäudes. Von den Zimmern der Hofseite wirft er seinen Blick auf jeden Theil der Nebengebäude, und hat die Haupttheile stets vor Augen. Er sieht unmittelbar in gerader Linie auf den allgemeinen Ein- und Ausgang, denn die zwei Seitenthore sind nur zur Abfuhr des Mistes geöffnet, und alle übrige nur bei einzelnen Gelegenheiten. Er sieht in die Scheune-Tennen. Er kann aus seiner Wohnung im untern Stock trocknen Fußes in allen Ställen rechts und links und in den Siedereien durch die Thüren umhergehen. Er siehet die Feldarbeiter aus- und eingehen, und übersieht in seiner gewöhnlichen Wohnung sein ganzes Feld und seine fleißigen oder trägen Arbeiter.

Der Verwalter bewohnt 3 Zimmer auf der einen Hälfte des Hauptgebäudes im untern Stock.

Er hat die Aufsicht auf den ganzen Hof in jedem Theile seiner Wohnung, hat die Brennerei, Brauerei, Essigsiederei und das Mast- und junge Vieh zunächst in seinem Auge, und hat die Schlüssel wie der Eigenthümer, in alle Theile des untern Stocks zu kommen. Zunächst an ihn stoßen die Kammern zur Aufbewahrung des Geschirrs der Sämereien, der Wolle und andere Dinge, welche der Verwalter stets unter seinem Auge haben muß. Auf der andern Seite ist die Küche und Küchenstube so gestellt, daß die Köchin stets die Molkerei und den Hünerhof im Auge hat. Die Mischkammer ist zunächst daran, wie alle jene Vorrathskammern, die zur Küche und unter die Aufsicht der Köchin gehören. Die Waschküche und das Backhaus stossen vom Nebengebäude aus zunächst an die Küche an.

d) Die einzelnen Theile des Gebäudes müssen so gestellt seyn, wie sie gegenseitig einander am nützlichsten und bequemsten sind.

Die Ausführung dieser Regel ist zum Theil schon im vorigen erörtert worden.

Die Abfälle der Brau- und Brennerei gehören zuvörderst für Mastochsen und Schweine, darum sind diese Ställe alle zunächst daran stossend. Die Pferde stehen auf der andern Seite. Der Haupt-Holzplatz ist bei den benannten Brenn- und Brauereien. Gleich dabei ist die

die Werkstätte des Faßbinders, der zugleich zur Brenn- und Brauerei gehört.

Die Taglöhner und Taglöhnerinnen des Feldes haben nichts im Hause zu thun, darum sind sie am Eingange des Hofes placirt; die Taglöhner im Zimmer des Pförtners, die Taglöhnerinnen auf der andern Seite.

Jeder Kranke und Verwundete bedarf einer besondern Pflege und Aufsicht; darum gehören die Stuben, eine für weibliche und die andere für männliche, nicht in den Winkel des Bodens, sondern in die Nähe menschlicher Hülfe und Trostes.

Das Dörrhaus des Obstes ist in der Küche, die Rauchkammer über der Küche angebracht.

Die Malzdörre empfängt ihre Hitze unmittelbar von der Branntweinbrennerei durch einen liegenden Schornstein. Sie ist darum über der Brennerei angebracht.

Die Speicher zum Aufbewahren der Körner sind im Haupthause; die Fütterung über den Ställen, das Stroh ꝛc. in den Scheunen.

Wem der Krankenstall zu nahe an dem Kuhstall ist, der kann die Einrichtung treffen, daß außerhalb die Thüre ist, daß auf der Seite weder Thür noch Oeffnung ist, und daß der Dünger des Krankenstalls jenseits der Mauer abgeführt wird.

c) Die Gebäude müssen so stehen, wie sie am wenigsten Feuersgefahr befürchten lassen.

Zwischen den Brenn- und Brauereien und den Ställen ist eine Durchfahrt. Die Scheune ist am entferntesten von den Hauptfeuerungen, Die Küche und der Backofen sind feuerfest, und letzterer steht abgesondert.

f) Das Hofgebäude muß keine unnöthigen Ausgänge haben.

Ausgänge, die nur in Nothfällen geöffnet werden, und sonst stets verschlossen bleiben, rechne ich nicht hierher. Sonst ist es auf einem Hofe, wo so vielerlei Menschen sind, und so vieles zu verschleppen ist, äußerst nöthig, daß eigentlich nur ein gewöhnlicher oder Haupt-Ein- und Ausgang ist, wie dies bei vorliegendem Plane Statt hat.

Die zwei Seitenthüren werden nur bei der Mistfuhr geöffnet, und das ist nicht immer nöthig, wenn der Eigenthümer nicht auf zu große Reinlichkeit in seinem — doch immer ländlichen Vorhof siehet.

Dies sind die Hauptmomente zur Einrichtung eines landwirthschaftlichen Gebäudes auf die bequemste Weise.

Ich enthalte mich der überflüssigen Beschreibung der unbeträchtlicheren Theile, die der Plan sichtbar macht, woselbst alles nach dem Maaßstabe entworfen ist.

Zum

Zum Ueberfluß habe ich den Hauptplan mit den verschiedenen Ansichten, und selbst mit der Eintheilung der Wohnung des Eigenthümers aufgestellt, ohngeachtet dies nicht zur Frage, wohl aber doch zur Ausführung des Ganzen gehört.

Wie man sieht, kömmt die Schrift dem Sinne der Frage noch am nächsten, indem sie sich über die beiden angegebenen Gesichtspunkte bestimmt erklärt, in Absicht der äussern Lage und der innern Anordnung. Aber sie bleibt zu sehr bei dem allgemein Bekannten stehen. Das, was sie über die Rücksicht auf die äussern Verhältnisse sagt, schränkt sich auf das folgende ein: daß der Hof so angelegt werden solle, daß man davon nach allen seinen Zubehörungen kommen, auf der kürzesten Linie dazu kommen, und daß man sie alle übersehen könne. Um die innern Verhältnisse zu beachten, wird empfohlen, die Anlage symmetrisch, geschmackvoll und gefällig zu machen, den Gebäuden die gehörige Geräumigkeit und Vollständigkeit zu geben, dem Herrn die Uebersicht aller interessanten Punkte zu verschaffen, die Gebäude so zu legen, wie es die Bequemlichkeit bei dem Gebrauche derselben erfordert, bei der Stellung auf die Verhütung der Feuersgefahr zu sehen, und vom Hofe keine unnöthige Ausgänge anzubringen.

Alle diese Lehren stellen sich jedem, der über den Gegenstand nachdenkt, von sich selbst dar; nur hätte wenigstens noch über jeden beigefügt werden sollen, auf was Weise, mit welcher Vorsicht oder Rücksicht auf dieses und jenes, mit welchem Vortheil und Verhütung des Nachtheils es auszuführen wäre. Zwei beigelegte Risse sind nicht schlecht gezeichnet, gegen die darin zum Grunde gelegte Anordnung und gegenseitige Stellung der Gebäude scheint aber doch noch Manches zu erinnern zu seyn. Hier nur dreierlei, was auffallend ist: Das Herrn- und das Wirthschaftshaus sind in Einem Gebäude angebracht, wogegen auch nichts zu erinnern wäre, wenn das Herrnhaus für einen Gutsbesitzer von mittlerm Stande bestimmt seyn sollte; aber dem Hause sind in dem Hauptstockwerke ein Speisesaal, zwei Gesellschaftssäle und ein Billiard gegeben; es ist also wohl auf einen Herrn von hohem Stande gerechnet; gleichwohl sind darin nicht weniger der Kornboden darüber, die Krankenzimmer für das Gesinde, die Wollkammer u. dergl. angebracht. Die Viehställe, worinn der Anfall von der Brennerei verzehrt werden soll, und die füglich hinter die Brennerei hätten gelegt werden können, um die Wäsche durch Rinnen hineinlaufen zu lassen, sind in eine ziemliche Entfernung davon gelegt, wohin der Abfall nicht anders als durch Tragen scheint gebracht werden zu können.

(Der Schluß folgt.)

Hannoverſches Magazin.

3tes Stück.

Montag, den 9ten Januar 1809.

Die vortheilhafteſte Einrichtung eines großen landwirthſchaftlichen Hofes, ſowohl in Anſicht der Lage deſſelben gegen die dazu gehörigen Ländereien, als auch vornehmlich in Abſicht der beſten Anordnung und Stellung der landwirthſchaftlichen Gebäude.

(Schluß.)

Die Schrift, (Nr. III.) mit dem Spruche: Oeconomie iſt die Seele des Wohlſtandes, beſtehet aus keiner eigentlichen Abhandlung des Gegenſtandes, ſondern nur aus einem Situationsplane, ſieben Bauriſſen und einem kurzen Texte, worin die Zeichnungen erklärt werden; aus beiden aber laſſen ſich ſehr gut die Gedanken des Verfaſſers verſtehen.

Bei Anlegung eines neuen Wirthſchaftshofes iſt hauptſächlich nöthig,

1) einen Platz dazu mitten in den Grundſtücken zu wählen, damit man die Felder in gleicher Abtheilung vom Hofe aus beſtreiten kann, und wo dreiartig Feld iſt, man in jede Art die nemliche Nähe und Entfernung wie in die andern habe.

2) muß dieſer Platz zwar eben, jedoch auch ſo beſchaffen ſeyn, daß hinlänglicher Abfall für die ſich ſammelnden Feuchtigkeiten und Näſſe iſt, und

3) nicht nur das nöthige Waſſer zu Betreibung der Wirthſchaft erlangt werden kann, ſondern auch in der Nähe des Hofes eine Waſſerſammlung der Feuersgefahr wegen angelegt werden könne.

Iſt dieſes alles ſo viel wie möglich berückſichtiget, ſo ſetze man das Herrenhaus mit der Vorderfronte gegen Abend, damit von ſolcher aus die meiſten Wirthſchaftsgebäude, und beſonders die Verwalterwohnung überſehen werden kann; auch behalte man die Entfernung deſſelben von den übrigen Wirthſchaftsgebäuden bei, ſie iſt nicht

Digitized by Google

nur wegen der Reinlichkeit, als auch bei entstehender Feuersbrunst angenehm und nöthig. Mit gutem Vorbedacht ist der unangenehmen Auftritte wegen die Wohnung des Justiziarius sammt denen Gefängnissen dem Gesicht der Herrschaft entzogen, und an der Mitternachtseite angebracht. Uebrigens gehört auch das Herrnhaus nicht nothwendig zum Wirthschaftshofe, kann also nach Belieben wegfallen, versetzt oder verändert werden.

Das Wirthschaftshaus mit der Vorderfronte setze man gegen Mittag, damit die Sonne im Winter dem im Stalle befindlichem Vieh wohlthätig sey, die beiden leeren Plätze beim Eingange des Kühstalles dienen zu Stellung der Siedetröge, der Scharbemaschine, des Milchgefäßes, der Grasekörbe und verschiedenen andern Staligeräthes, über solchen wird die Schlafstelle der Mägde oder die sogenannte Kühkanzel, und das Hühnerhaus 4 Ellen von der Erde mit Lattenverschlägen angebracht; das ganze Gebäude ist gewölbt, die Stände und der Raum für jedes Vieh zweckmäßig und gehörig angegeben, hinlängliche Jauchenbehälter angewiesen, und zur sehr bequemen Fütterung eine Grastenne, durch welche man fahren kann, und das grüne Futter gleich vom Wagen in den Stall trägt, angebracht, die äußerliche Treppe am Ende ist deshalb, damit die Drescher aus der Scheune nicht so weit auf den Schutteboden zu tragen haben, welches der Fall wäre, wenn sie den Eingang bei der Gesindestube nehmen müßten. Die erste Etage ist so gut als möglich benutzt, und die Wohnung des Pachters sehr gelegen, weil er von solcher und den gegenüber seyenden Kammern die ganzen Gebäude beider Höfe übersehen kann; statt der angegebenen Verwalterstube könnte die Küche mit Speisekammer seyn, und die angegebene Küche mit Speisekammer zu einem andern Behältnisse, hingegen die der Treppe auf den Getreideboden gegenüber liegende Stube nebst der darneben seyenden Kammer für den Verwalter eingerichtet werden; der Heuboden ist für die unten angegebene Viehzahl hinlänglich, auch die Spreu- und Häckselkammern von verhältnißmäßiger Größe; die Treppe führt auf den Getreideboden, damit von der Pachterwohnung aus von solchem das Getreide heruntergeschafft werden kann; auch sind vor den Getreideböden einige Vorrathskammern anzubringen, und unter das Gebäude vorn bei der Gesindestube einen Milch- und einen oder zwei andere Keller nicht zu vergessen.

Das zweite Seitengebäude mit der Vorderfronte gegen Mitternacht. Dieses Gebäude ist wegen der Viehställe der Feuersgefahr wegen eben so wie der Kühstall durchaus gewölbt, am Giebel gegen Abend ebenfalls eine äusserliche Treppe zum Getraideschuttboden, daran eine Mauer, damit der Hof zu wird. Mit der Eintheilung der Ställe kann man sich darnach richten, wieviel man Zugvieh halten muß; wieviel jedes Stück Zugvieh Raum ha-

Digitized by Google

haben muß, iſt genau bemerkt; die Wagenſchuppen, der Gaſtpferdeſtall und die Schweinſtälle ſind, wie ſie angegeben, nöthig, welches am Ende die Angabe des Flächeninhalts zu dieſem Wirthſchaftshofe deutlicher zeigen wird, und die Behältniſſe der erſten Etage können nach Gutbefinden verändert werden.

Die Scheune, deren Länge mit der Vorderfronte gegen Morgen, iſt um deswillen ſo gewählt, damit ſolche wegen der ihr nöthigen Länge ſich ſowohl über den Wirthſchaftshof als den Schäfereihof erſtrecken kann, und aus dieſem Grunde für die Schafe das beſtimmte Strohfutter nicht ſo weit vom Stalle iſt, imgleichen damit beim Wurfen und Reinigen des Getreides, (da die meiſte Zeit des Jahres Morgen- oder Abendwind iſt) der Luftzug, durch Thor und hinten angebrachte Oeffnung deſto beſſer wirke und beitrage; die kurzen oder Stichbalken ſind des beſſern Legen des Garbengetreides wegen nützlich. Zwiſchen der zweiten und dritten Tenne von Mitternacht her iſt die ganze Scheune mit einer Mauer queer durchzogen, welche über das Dach hervorgeht, und mit einer ſogenannten Katzentreppe verſehen iſt; dieſe Mauer ſchützt nicht nur bei Feuersgefahr vor dem Abbrennen der ganzes Scheune, ſondern iſt auch deshalb gut, damit vom Schäfereihofe nicht in die Scheune im Wirthſchaftshofe geſtiegen werden kann, mithin kein Unterſchleif entſtehet.

Der Schaafſtall iſt mit der Vorderfronte gegen Mittag wie bei dem Kühſtalle, und aus dem nemlichen Grunde ſo geſtellet. Man verſehe ſolchen der Feuersgefahr wegen mit zwei Hinterthoren; die Decke muß von Leim oder ſogenanntes Aeſtrich ſeyn, damit kein Futter durchſtiebe, und in die Wolle der Schafe komme, auch das Rauhfutter von dem Dunſt nicht verderbe; Säulen dürfen des Düngerfahrens wegen nicht im Stalle ſeyn, ſondern die Balken an eiſernen Ankern mit den obern Säulen verfeſtiget werden, und damit das Rauhfutter für die Schafe nicht verderbe, (welches beim Ziegeldach ganz unvermeidlich iſt, da ſich im Winter Reif an ſolches anlegt, welcher bei eintretender Wärme zerfließt) ſo wähle man Strohdach.

Der Holzſchuppen, mit der einen Fronte gegen Mittag, die andere gegen Mitternacht. Aus ſolchen iſt das Holz ſowohl ins Herrenhaus, als auch ins Wirthſchafts- und Brauhaus nicht weit zu ſchaffen, folglich deſſen Lage an den angegebenen Ort ſehr vortheilhaft, da man auch mit den Wagen hindurchfahren, und von ſolchem das Holz abladen kann. In den darunter befindlichen Keller kann man gleich durch die an der Seite angebrachten Fenſterlöcher Erdbirnen u. dgl. laufen laſſen, welches ſehr bequem iſt.

Das Brauhaus mit Backhaus und Brennerei, mit der Vorderfronte gegen Abend, und zwar um

deswillen so gestellet, damit die Luft durch solches gut hindurchziehen kann; übrigens ist in der Zeichnung desselben nichts vergessen, was zur Bequemlichkeit einer vollkommen guten Brauwerkstatt, Bäckerei und Branntweinbrennerei gehört.

Die Braumeister- und Böttcherwohnung, mit der Vorderfronte gegen Mittag, damit dessen Bewohner von ihren Wohnstuben aus das Brauhaus übersehen können. Uebrigens ist in diesem Gebäude alles nach Bedürfniß eingerichtet; der Boden darüber wird zu Schirr- und Böttcherholz zu benutzen seyn.

Die Schäferwohnung mit der Vorderfronte gegen Abend, damit der Schäfer nicht allein den Schafstall, als auch die Scheune des Strohwegtragens wegen, übersehen kann. Unter dem Dach sind die Knechtekammern, so wie der Futterboden für des Schäfers Kühe anzubringen.

Das Taubenhaus, worunter Gänse- und Entenstall.

Die Miststätte muß von allen Seiten abschüssig, gut gepflastert, und mit einer Jauchensammlung versehen seyn.

Der herrschaftliche Vorhof mit angegebener Vermachung und Thoren.

Die Einfahrt vom Felde.

Der herrschaftliche Lustgarten.

Der Gras- und Baumgarten.

Die Einfahrt vom Dorfe.

Der große Schäferei-Hof.

Der große Wirthschafts-Hof.

Die Vermachung der ganzen Hofrhede.

Die Wassertröge.

Was die zu vorstehend angegebenen Gebäuden gehörige Ländereien betrifft, so ist

1) nicht nur ein bestimmtes Ackermaaß anzunehmen, wo denn hier das in Sachsen eingeführte beibehalten ist, nemlich jeden Acker zu 300 Quadratruthen, jede Quadratruthe aber 7 Ellen 14 Zoll Dresdener Maaß haltend,

2) die Beschaffenheit des Erdbodens zu berücksichtigen, ob solcher gut oder schlecht sey; wir wollen hier auch den erstern annehmen, folglich jeden nach obigem Maaß angegebenem Acker zu 1½ Scheffel Dresdener Maaß Aussaat rechnen,

3) ob die Schafe auf eignen oder Unterthanen-Feldern gehütet, oder ob auch Holztrift für den Winter vorhanden ist. Ich nehme bei diesem Punkt an, daß 1000 Scheffel Unterthanenfeld in 3 Arten zur Sommerhutung, und 500 Scheffel Holzland zur Winterhutung für die Schaafe zu bereiben sind. Endlich

4) ob Fröhner die Wirthschaft bestellen, oder ob alles mit eignen Geschirr und Leuten besorget werden muß; auch hier rechne ich darauf, daß die Fröhner die nöthigen Gespanne zur Feldarbeit stellen, und die Bau-

fuh-

Digitized by Google

fuhren verrichten, hingegen die Herrſchaft Bier- und andere Fuhren ſelbſt leiſten müſste.

Iſt nun alles ſo wie es in vorſtehenden 4 Punkten angenommen worden, beſchaffen, ſo gehören zu den Gebäuden umſtehende Beſitzungen:

1) 400 Acker gutes Feld in drei gleichen Arten,
2) 50 Acker gute zweiſchürige Wieſen,
3) 200 Acker Holzboden,
4) 10 Acker Grasegärten,
5) zwei nahe gelegene Unterthanendörfer mit 1000 Scheffeln Feld in drei Arten.

Darauf können gehalten werden:

a) 50 Melkekühe ohne Gölteviech,
b) 1000 Stück Schaafvieh zur Einwinterung,
c) 10 Stück Saamenſchweine,
d) 6 Stück Wirthſchaftspferde,
e) 6 Stück Zugochſen.

Daſs zu dieſer Haltung hinlänglicher Raum in den aufgeführten Gebäuden vorhanden ſey, erſiehet man in der ſpeciellen Zeichnung jedes Gebäudes, wo ich nur noch für nöthig erachte, anzugeben, daſs man auf zwei Aecker dreiartiges Feld 1 Dresdener Elle Scheune zu der angegebenen Höhe und Breite, ſo wie auf Einhundert Stück Schafvieh 15 Ellen Länge und 23 Ellen Breite zu rechnen hat, und nach dieſem Maaſsſtabe ſowohl, als nach dem der angegebenen Ländereen, können die dazu nöthigen Gebäude, nach Gebrauch vergröſsert oder verkleinert werden.

Zur Fiſcherei gehören keine beſondern Gebäude, deshalb auch davon nichts erwähnt iſt.

Ziegelſcheune und dazu gehöriger Ofen, ſo wie Kalkofen mit dabei nöthigen Wohnungen und Stallung, werden an den Orten aufgebauet, wo das Materiale darzu und die Abfuhre am leichteſten iſt.

Die Wohnungen für Gärtner, Jäger und herrſchaftliche Bedienung iſt theils im Herrenhauſe, theils im zweiten Seitengebäude anzubringen.

Man ſieht aus dieſem Aufſatze, daſs über die Anlage des Hofes in Anſehung ſeiner äuſsern Verhältniſſe, der Gründe und Zwecke, warum jedes ſo, und nicht anders, eingerichtet ſey, zwar kurz aber doch alles das auch geſagt iſt, was die vorige Schrift enthält. Auch hier iſt im Plan eine gewiſſe gegebene Situation angenommen; aber dieſes iſt nach derſelben gründlich und vollſtändig ausgearbeitet, anſtatt daſs ſich der Verfaſſer der vorigen nur mit einer ohn-

ohngefähren Angabe begnügt hat; der Plan ist auch überhaupt zweckmäßiger; so ist das Herrnhaus von dem Wirthschafshause ganz getrennt, jedoch auch so gestellt, daß die Wirthschaft daraus mit übersehen werden kann; das Wirthschaftshaus hat nun gegen die ganze übrige Wirthschaft eine bessere Lage erhalten können, als des Verwalters Stube in dem Riß der vorigen Schrift (Nr. II). Das Brau- und Brennhaus hat im Ganzen eine sehr gute Lage; nur würde das zur Schnitzelkammer und zu Wohnungen für Deputatisten angewiesene Gebäude zu Mästestallungen bestimmt, und jene Gelegenheit dann verlegt werden müssen. Der Hof ist wohl geschlossen und hat nur zwei Ausgänge, die für die Bedürfnisse hinlänglich zu seyn scheinen. Die Gebäude sind zur Sicherung gegen Feuer alle von einander getrennt, der Schafstall hat einen schönen freien Platz, die Bauriſſe sind mit ungemeinem Fleiße ausgeführt, und verdienten, auch in Beziehung auf das Urtheil über die Preiswürdigkeit, bemerkt zu werden.

Noch eine eigne Idee war in einer andern Schrift ausgeführt, welche einen Verfasser von Talenten und von vielerlei Kenntnissen verräth, aber wegen des empfindelnden Tons und der gesuchten Auskramung von Vielwisserei etwas Widriges enthielt; welches schon das Motto: Vollkommenheit, (vermuthlich das Bestreben nach Vollkommenheit, so weit sie erreichbar ist) ist der Wahlspruch des Weisen, verräth. Diesem Spruche gemäß wollte der Verfasser auch seinem Wirthschaftshofe die größte Vollkommenheit geben, und wählte dazu die Kreisgestalt; nämlich die gesammten Zubehörungen des Hofes sollen in der Figur eines Halbkreises begriffen seyn, so daß das Ganze aus einem einzigen Punkte übersehen werden kann. Uebrigens ist die Disposition der Gebäude nach dem Verhältniß der Umstände nicht unrecht. Eben dieser geschickte Verfasser giebt dem Hofe vier Auffahrten; dies ist freilich wider die Regel; aber die Regel leidet Ausnahmen; wenn man nicht lieber der Bequemlichkeit der Auffahrten die Sicherheit vor Diebstahl vorziehen will, und lieber nur ein Thor anlegt, womit sich der ganze Hof schliessen läßt. Etwas Widersprechendes wird auch darin angerathen, daß der Viehhof mit Bäumen besetzt seyn soll, wodurch er die Uebersicht des Ganzen selbst verhindern würde, die er sonst dringend empfiehlt.

Digitized by Google

Verschiedenes Nützliche.

Ein französischer Landbauer, Donette Richardot, hatte seine Erfahrungen über die Vortheile bekannt gemacht, welche der Forstwirth erhält, wenn die Bäume einige Zoll unter der Erde abgehauen werden. Die Ackerbau-Gesellschaft im Departement der Ober-Marne ernannte Commissarien zur Untersuchung der Richtigkeit dieser Angabe, und ihr Bericht zeigte, daß 1) der Nachwachs in einem Schlage, welcher aus den Wurzeln eines unter der Erde gefällten Baumes aufgegangen ist, von weit beträchtlicherm Inhalt sey, als ein gleicher Nachwachs von demselben Alter, der aus einem Stocke aufgewachsen ist, welcher 4 bis 6 Zoll über der Erde stehen geblieben; 2) daß diese Erfahrung bei mehrern Arten von Bäumen wiederholt, immer dieselben Resultate gegeben habe; 3) daß man annehmen kann, der Inhalt eines Schlages (Masswaldes) von 10 Jahren, welcher aus einem über der Erde stehengebliebenen Stocke hervorgegangen, sey nicht halb so ansehnlich, als der Inhalt eines gleich alten Schlages aus dem Stocke eines unter der Erde gefällten Baumes; 4) daß die jungen Triebe, die nach den, auf solche Art geschehenen Fällen aufschießen, weit eher dazu passen, schöne Schläge zu bilden; 5) daß man dadurch knotige Stöcke vermeidet, so wie den Wurmfraß, den man in gewöhnlichen Schlägen findet; endlich 6) daß die vermehrten Kosten, welche das tiefere Fällen erfordert, durch die grössere Länge und den höheren Werth des Holzes reichlich vergütet werden.

Den Nachtheil abzuhalten, der von neuen Mauern in neugebaueten und nicht völlig ausgetrockneten Häusern für die Gesundheit und Möbeln erwächst, überstreiche man die neuen Wände mit abgekohltem Nußöl zwei bis dreimal; doch muß man jedesmal drei Tage lang innehalten, ehe man wieder damit fortfährt, damit jedesmal die erste Lage trocken werde. Der Anstrich dieses siedenden Oels dringt in die Zwischenräume der Mauern so tief und fest ein, daß die schädliche Feuchtigkeit zurückweichen muß, und in den Zimmern nicht ausdünsten kann.

Ehe die Cochenille bekannt war, färbte man sehr schön roth mit Kermes, und da die Preise der erstern jetzt so theuer sind, würde es rathsam seyn, den Kermes wieder hervorzusuchen. Der Kermes ist ein Insekt, das sich auf einem zum Eichen-

Digitized by Google

cheln-Geschlecht gehörigen Baume (Quercus coxifera L.) sowohl an die Aeste, als auch an die Blätter setzt, und dann bei 1800 bis 2000 wie rother Sand aussehende Eier legt. Man muß nun dies Insekt sammt seinen Eiern sammeln, in einen Sack thun und alles in Essig tauchen, wodurch das Insekt und die Eier absterben und eine schöne rothe Farbe bekommen. Das Insekt selbst sieht, so lange es lebt, braun und aschgrau aus.

Anfragen.

1.

1) Giebt es keine kurze, aber deutliche, Anweisung zu dem sogenannten großen (Persischen) Schachspiele?

Etwas darüber ist aus einem türkischen Werke in der Hall. Allg. Liter. Zeit. v. J. (Jun. St. 188. S. 485 f.) angeführt. Allein theils ist dort der Gang des Roch nicht bestimmt, theils ungewiß gelassen, ob der Elephant blos wie unsere Thürme geht, auch ob das eine Haus, um welches der Hirsch weiter springt, als das Pferd, (der Springer,) in der geraden Linie herauf- und herunterwärts oder zur Seite gemeint ist, theils die Zahl der sämmtlichen Figuren unrichtig angegeben, deren nach dem daselbst Gesagten nicht 52 seyn können, sondern 60 seyn müssen, weil nicht fünf, sondern sieben Officiers mehr sind, als in dem gewöhnlichen Spiele.

Eine gefällige genauere Belehrung hierüber in diesen Blättern wird der Anfrager dankbar erkennen.

2) Was bedeutet, dem Wesen und der Etymologie nach, in einigen (und namentlich den Philidor'schen) Schriften über das Schachspiel der Ausdruck: Gambit?

2.

Womit füttert man im Winter die im Glase aufbewahrt werdenden Laubfrösche in Ermangelung der Fliegen und anderer Insekten? Man bittet solches in diesen gemeinnützigen Blättern mitzutheilen.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

4tes Stück.

Freitag, den 13ten Januar 1809.

Fragment aus einer Wanderung zur Schweiz im Jahr 1807, in Briefen.

Schaffhauſen im Auguſt 1807.

Seit geſtern, lieber W., bin ich auf Schweizerboden, und er hat ſchon in der kurzen Zeit mächtig auf mich gewürkt. Wir ſind bei meiner Abreiſe dahin übereingekommen, daß ich durch einige ſchwache Züge des ganzen großen Gemäldes, was jetzt vor mir in ſeinen ſchönſten Nüancen liegt, nur das in dir erwecke, was du vor mir in dieſem Paradieſe fühleſt, und was durch den Strudel und die Wogen des praktiſchen Lebens in die beinahe vermiſcht iſt.

Ich durchwanderte geſtern Abend die Straßen von Schaffhauſen, und wie ſoll ich die doch das Gefühl nennen, oder gar beſchreiben, was mich mächtig ergriff, als ich durch eine kleine Gaſſe die blauen Fluthen des Königs der Ströme Germanicus ruhig und voll Majeſtät ſich dahinwälzen ſah. Wahrlich, mich faßte ein Schauer der Freude, und ich ſtand unwillkührlich ſtill, in mich ſelbſt verlohren. Schon bei dem Eintritt in das Schweizerland ſuchte ich den göttlichen Strom, allein die Weinberge Schaffhauſens verbargen ihn, um meine Sehnſucht deſto größer zu machen, und nun dauerte mir wohl keine Viertelſtunde jemals länger, als die, wo ich in den düſtern Straßen Schaffhauſens umherirrte, und auf das Rauſchen des Stroms vergebens horchte! — Neugeſchaffen und verjünget fühlte ich mich, als meine Blicke auf den Fluthen des Rheins und dem herrlichen Felſenufer umherſchweiften, und ich wünſchte nun nichts mehr, als den berühmten Rheinfall bei Lauffen, oder, eben ſo richtig, bei Neuhauſen zu ſehen und zu genießen. — Ohne mich daher nach einer Erfriſchung oder einer Ruheſtätte umzuſehn, und ohne in dieſem ſeligen Augenblicke die Mühſeligkeiten einer langen Wanderung oder die Folgen der geſtrigen weiten Tagereiſe nur im mindeſten zu fühlen, raffte ich mich auf, und wanderte an meinem treuen Stabe im ſchnellen Schritte nach Neuhauſen, einem Dorfe,

das am rechten Ufer des Rheins romantisch schön, Lauffen gerade gegenüber liegt. Der Tag neigte sich, und mein anfänglicher Plan, das Schauspiel der Natur noch heute zu sehn, wurde dadurch zerstöhrt; aber aus dieser Stöhrung erwuchs mir ein anderer Genuß, und eine Scene, die ich mir nie, noch weniger diesmal hatte träumen lassen.

Ich sah hinter dem linken hohen Felsenufer ein sanftes Roth, den Gedankenfreund, den Mond, majestätisch sich hervorwälzen; er warf seine ersten Strahlen durch einige alte Fichten am Ufer, und versprach bei dem heitern Tage und dem reinen Dunstkreise einen hellen klaren Schein. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Ich suchte das Wirthshaus im Dorfe auf, fand einen ehrlichen Schweizerwirth und gutes Abendbrot, und labte mich an beiden. In der Stube saßen am Tische drei Bauern, und schwatzten in ihrem naiven Deutsch traulich miteinander; da mußte ich der vierte seyn, schon weil es Schweizer waren. — Das Land, die Sitten und insbesondere die Thaten eines Tells und Winkelrieds gaben hinreichenden Stoff zur Unterhaltung, und da hättest du das Interesse meiner Gesellschaft sehen sollen, als dergleichen Dinge berührt wurden. Mit einem sehnlichen Verlangen, mir ihre historischen Kenntnisse aufzukramen, rückten sie mir näher, und erzählten mir nun mit einer bewunderungswürdigen Beredsamkeit das ganze Leben Tells bis in die kleinsten Züge, so daß, wenn ich bis zur Mitternacht hätte hören wollen, unser Gespräch nicht beendet wäre. Zuletzt, als die Krone ihres Patriotismus, machten sie mich auf ein schlechtes Gemälde in der Stube aufmerksam, worauf der Schweizerbund durch die drei Männer im Rueli geschlossen wurde. Darunter standen die Worte:

Als Demuth weint und Hochmuth lacht,
Da ward der Schweizerbund gemacht.

Es war 10 Uhr Abends, und der volle Mond schwebte, wie ich es gedacht, in seiner ganzen Klarheit ruhig und majestätisch am Horizonte. Der Himmel war ein reines, mit funkelnden Sternen übersäetes unermeßliches Zelt, die Nacht so still und göttlich schön als der Tag, und der furchtbare Sturz des Rheins, über ungeheure Klippen bildete einen Contrast, den die Phantasie des Dichters wohl nicht leicht schöner idealisiren könnte. Ich gieng mit meinem himmlischen Begleiter hinab zum Sturze des Stroms, und setzte mich ihm gradezu gegenüber auf eine alte Mauer, deren Fuß die Wellen küßten. Vor mir war der eigentliche Fall und die weite runde Tiefe, in die sich die Fluth herabstürze; über ihr schwebte der Mond, und spiegelte sich gebrochen in der unruhigen gepeitschten Fläche des Wassers. Rechts vom Falle lag vor mir auf dem hohen Felsenufer das alte ehrwürdige Schloß Lauffen mit seinem grauen Thurme, um dessen Klippenfuß

fuß sich der Strom hinwälzt, und links vor mir glühte in einem düstern Hause, wohin der Mond wegen daneben stehender Gebäude seine Strahlen nicht werfen konnte, ein Schmelzofen, der wieder auf seine Art mit der Dunkelheit einen herrlichen Contrast bildete und lange neue Blicke fesselte. So saß ich mit meinem einzigen Begleiter über mir, und die verschiedenartigsten Gefühle von Wehmuth, von Wonne, von Erstaunen, von Ehrfurcht durchflogen meine Brust, und wiegten mich in eine Stimmung, die nur der kennt, der je auf eine ähnliche Art und bei einem Zusammentreffen von so glücklichen Umständen von der Natur ergriffen ist. — Ich empfand und sah ganz das Schwere der Aufgabe als plastischer Künstler oder als Dichter das darstellen zu wollen, was vor mir lag, ohne daß etwas von dem Originale verlohren gehn soll, und so mancher sich auch schon an eine Schilderung gewisser Schweizer-Landschaften gewagt hat, so wird er doch immer bescheiden gestehn, daß er im Vergleich mit der Natur nichts gesagt hat.

Von Schaffhausen wälzt sich der Rhein in einem Felsenbette langsam und majestätisch in seinem blauen, bis auf den Grund klaren Fluthen hin; kurz vor dem Falle wird die Fläche des Wassers unruhig, weil auf dem Boden des Bettes kleine Klippen das Wasser im schnellen Laufe aufhalten; je näher dem eigentlichen Falle, desto gedrängter wird das Bette, und der Strom gleitet erst langsam, und dann mit einer fürchterlichen Eile hinab zur abschüssigen Wand, von der diese ungeheure Menge Wassers jählings sich hinabstürzt ins tiefe kalte Grab, um die Kraft und Hitze abzukühlen, und schöner in dem sanften Bette unterhalb hervorzugehn. Wodurch nun aber nach meiner Ansicht dieses weltberühmte Schauspiel das meiste Interesse gewinnt, sind die einzelnen, am Rande des Falles und mitten im Bette des Stromes stehenden schroffen Granitmassen, an denen sich natürlich die Fluth im Herunterstürzen bricht. Grade dieses vermehrt das Imposante und Wilde des Ganzen; das Zurückprellen der Fluth und das Hinaufrollen an den Fels; das ungestüme Toben, und dieser wilde kernvolle Kampf der Natur, der schneeweiße Schaum, der durch die Härte des Granits, an dem er emporbrauset, sich in Regen verwandelt, und mithin das Ufer benetzt, geben eine herrliche und zugleich schauderige Scene, die empfunden werden muß, aber nicht beschrieben werden kann. Der größte von den Felsen, welche hier den Kampf mit dem tapfern Schweizer wagen und seit Jahrtausenden gewagt haben, trägt an seinem Fuße ein hartes Zeichen der Zeit. Die Wurzel ist etwas abgenagt, und der ganze Fels droht mit dem Laufe der künftigen Jahrhunderte bei einem heftigen Angriff durch Eisgang oder große Fluth ein Hinabsinken in das unter ihm liegende ungeheure Felsenbecken, wodurch der Fall an Schönheit unsrei-

tig verlieren wird. Auf dem bemoosten Granit grünen einige Stauden, die ihn fast zum Ideal der Phantasie machen und durch die ungeheure Gewalt des Sturzes hat sich das Wasser einige Löcher und Spalten zwischen den nebeneinander stehenden Felsen gebohrt, durch die es wie ein kleiner Born hervorsprudelt.

Ist der wilde Jüngling kraftlos in sein Grab hinabgeschäumt, so beginnt für ihn gleichsam eine neue Lebensperiode, und ich möchte sagen, der Sommer, denn er verändert nicht allein seine kalten felsigten Ufer und sein oft ungestümes Toben, sondern er wird auch Mann in jeder andern Hinsicht; doch das dir zu schildern, lieber W., und meine göttlich schöne Wasserfahrt hinunter nach Eglisau durch die reizenden Ufer zu beschreiben, dazu fehlt es mir jetzt an Zeit, weil ich dir noch so manches nicht Uninteressante vom Rheinfalle und meinen Abentheuern zu erzählen habe.

Erst um 12 Uhr, nachdem ich ein treues Bild dieser nächtlichen Scene in meiner Seele aufgefaßt hatte, verließ ich meinen einsamen Sitz, und legte mich zur Ruhe, aber kaum war ich auch wieder aus einem herrlichen erquickenden Schlafe erwacht, als mein erster Gedanke der Rhein und der Rheinfall war; rasch sprang ich vom Lager auf, kleidete mich an, und eilte zum bekannten Sitze auf der Mauer. Ich schlürfte in vollen Zügen Nahrung und Erquickung aus dem goldnen Pokale, den mir einer der schönsten Morgen meines Lebens reichte, und ich fühle die Wirkungen dieses Götterrankes noch jetzt, und noch bey dem letzten wehmuthsvollen Blick auf diese Erde werden meine Gedanken am Rheinfalle bei Lauffen und in den Thälern Helvetiens schweben.

Ich befand mich am rechten Ufer des Rheins, und um das alte graue Felsenschloß Lauffen zu sehn, mußte ich mich in einem Kahne an das jenseitige Ufer bringen lassen. Das war nun allerdings eine kleine interessante Wasserfahrt. Da man nemlich oberhalb des Falles nicht wohl am linken Ufer wegen der schroffen Felsen landen kann, so muß man unterhalb hinüberfahren; und da hat man denn, je näher man dem Sturze fährt, ein Schauspiel, das für jeden verlohren ist, der sich nicht kleinen Gefahren aussetzen will. Ich fuhr in einem leichten Nachen mit einem einzigen Schiffer dem Falle so nahe als möglich, und es bedarf nicht, dir zu sagen, daß der Nachen nur tanzen und hüpfen kann, wenn du dir denken willst, welche wogende Bewegung auf der Fläche des Wassers durch den Sturz eines Stromes, wie der Rhein, von einer 80 Fuß hohen Felsenwand — wie man sie angiebt — entstehen muß. Das Wasser unterhalb des Falles ist also in einer steten wilden Bewegung, und ein leichter Kahn wird das Spiel der tosenden Wellen. Dabei sieht man durch das blaue klare Gletscherwasser gerade auf die unermeßliche Tiefe dieses Felsenbeckens; ein Umstand

stand, der den Schwindelnden zum Steuer hinabziehn würde. Um indessen an den wahren Landungsplatz zu kommen, muß man so fahren, und nachher den Kahn drehn, um sich durch die Macht der Wogen und durch ein geschicktes Rudern zur Treppe treiben zu lassen, die zum steilen Felsen führt, worauf das alte Schloß thront. So gefährlich mir Anfangs, unerachtet des Zuredens des Schiffers, diese Schiffahrt schien, so sehr interessirte sie mich doch, als ich mitten auf dem Strome und unter dem eigentlichen Falle mich befand. Die ganze ungeheure Wassersäule schien unter einem furchtbaren Donner auf mich herabstürzen und mich begraben zu wollen; der feine Wasserstaub benetzte mich überall, und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ich hier zu bewundern hatte, setzte mich in eine wirkliche Verwirrung. Vor mir die herabtosende Fluth und über ihr die einzelnen Granitfelsen im Bette des Stromes mit sanftem Grün überzogen, um mich ein betäubendes furchtbares aber majestätisches Wüthen des Elements und ein sehr feiner Nebel, unter mir eine grausenvolle unermeßliche Tiefe, aus der ein freundliches Blau hervorleuchtete, und rechts der jähe ungeheure Fels, von welchem das alte Schloß ruhig herablächelt — dazu nun der heiterste freundlichste Tag des Augusts, am rechten Ufer beschäftigte Schiffer und Arbeiter; doch es bedarf ja wohl weiter nichts, um dir zu sagen, was ich genoß. —

Ich sprang bald aus dem Kahne, und ging eine Treppe hinauf zur höchsten Spitze des Felsens, dem Schlosse zu. Zu meinem Erstaunen fand ich hier einen großen freien Platz, der nach den Abhängen zu mit dicken Mauern eingefaßt, und von Menschen und mancherlei Vieh bewohnt ist. Durch den Zusammenhang mit dem angränzenden festen Lande wurde mir diese Erscheinung erklärbar.

Ein junges Schweizermädchen sollte meine Führerin werden, um die einzelnen Aussichten von diesem berühmten Schlosse zu genießen. Mit einem Schlüsselbunde hüpfte es singend die Treppe hinunter, welche ich heraufgekommen war, und führte mich in den Altan oder das Häuschen, welches gleichsam am Felsen, grade über dem Rheinfalle hängt, und eine Aussicht gewährt, die von allen bisherigen des Sturzes verschieden, aber dennoch überraschend und schön ist.

Sieht man nach Schafhausen hin, so wälzt sich der Rhein ruhig in seinem Felsenbette daher; geht man auf die andere Seite, so erblickt man gradezu unter und vor sich die ganze Majestät und das Grausenvolle des Sturzes; die Fluth tobt gegen den hervorstehenden Fuß des Felsens, und rauscht hoch herauf, so daß das kleine Häuschen von Staub und Schaum oft benetzt wird; die Gewalt der ungeheuren Wassermasse und das Hinabdonnern in die Tiefe übersieht man natürlich nir-

gends

gends beſſer, als hier; auch die alleinſtehenden umgrünten Felſen und ihr Trotz gegen den mannbaren Schweizer, ſo wie das Hinabwälzen des Gletſcherwaſſers zum Grabe, gewähren erſt von hier dem Gemüthe den Genuß und Eindruck, den man ſich vergebens vom Ufer aus verſpricht.

Das Häuschen, was hier am Felſen hängt, hat natürlich nicht vielen Raum, aber iſt ſo geſchmackvoll eingerichtet und ſo paſſend für den Zweck, daß man dem Baumeiſter Dank wiſſen muß. Nach dreien Seiten hin ſind kleine Fenſter, aus denen man drei ganz verſchiedene Anſichten des Rheinfalles hat. An den Seiten umher ſtehen Bänke, ſo daß man mit der größten Bequemlichkeit genießen, und in den Genuß ſich vertiefen kann. In der Mitte des Stübchens ſteht ein runder alter Tiſch auf einem unförmlichen Fuße, und auf ihm liegt — nim rathe, was? — ein großes Chronikenbuch für alle hier kommenden Fremden; daneben ſteht ein Schreibzeug, um es dem Freunde der Natur zu erleichtern, ſeine volle Bruſt der Gefühle und Empfindungen zu entledigen, welche ſich hier nothwendig demjenigen aufdringen müſſen, der ſeine Freuden in dem großen Naturtempel findet.

Ein kleines, aber merkwürdiges und ſeltenes Archiv edler Gefühle, großer Gedanken und Ausbrüche freude- und wonnetrunkener Herzen iſt dieſes, ſo wie manches ähnliche Buch an berühmten Oertern und Plätzen der Welt, und ein wahrer Schatz von unheuchelten Eindrücken der Natur auf den Menſchen, und von reinen Herzensergießungen, wenn die Seele ſich von einer heiligen Stimmung ergriffen fühlt, und den Augenblick des Genuſſes für den ſeligſten, für den vollkommenſten hält. Mit ſonderbaren Gefühlen durchblätterte ich alſo dieſes Denkmal glücklicher Minuten, und fand Menſchen aus den entfernteſten Weltgegenden und Städten, von allen Nationen und von jeder Claſſe hier zu dem allgemeinen Glauben unwillkührlich ſich vereinigen, der dem rohſten Nomaden, wie dem aufgeklärteſten Philoſophen ſich, ſeit Welten ſtehn, herrlich ſchön aufdringt. — Auch ich ſchrieb mich in dieſes Glaubensbuch flüchtig hinein, und that den letzten vollen Zug aus dem Labebecher. — Das Mädchen ſaß unterdeſſen auf einer Bank, und blickte mit unverwandten Augen auf den Sturz hinaus, ohne ſich um mich im Geringſten zu bekümmern. Kaum wagte ich, es in ſeiner gemüthlichen und fröhlichen Stimmung zu ſtöhren, mit der es ein leichtes Liedchen für ſich wegtrillerte. Es ſagte keine Sylbe, nahm nickend ein Stück Geld, und hüpfte, ohne mir ſelbſt ein Ade zu bieten, wieder hinauf zu ſeiner Felſenburg, und ich zu meinem Kahne hinunter, der mich bald über den Rhein zurückſchaukelte. Unterwegs labte ich mich noch einmal an den Feierungen des geſtrigen und heu-

tigen

tigen Tages, und sagte dem Rheinfall ein wehmüthiges Lebewohl.

Setze dich jetzt mit mir zu Schiffe unterhalb des Rheinfalls, und zwar auf drei flache leichte Kähne, die durch starke Seile aneinander gebunden sind, und große Salztonnen nach Eglisau bringen. Diese Gelegenheit, eine Strecke auf dem Rhein zu fahren, durfte ich nicht versäumen, da sie mich nicht in meinem Reiseplan störte, wohlfeil ist, und an einem Tage sich mir darbot, wofür ich noch lange nicht genug Dank dem Himmel gebracht habe. — Ich setzte mich auf ein quer übergelegtes Brett, und schrieb, an eine Salztonne gelehnt, mein Dintefaß auf das Bord des Schiffes gesteckt, und die Dinte mit Rheinwasser vermischt, in meiner Brieftasche. Auf dem göttlichen Strome fuhr ich also mit meinen Schiffern hinunter, und genoß ein Paar glückliche Stunden. Die romantischsten Ufer flogen vorbei, und mit ihnen flogen bei dem heitersten Augusthimmel die Stunden in den seligsten Gefühlen dahin. — Die Ufer des Rheins sind von hohen majestätischen, aber sich sanft neigenden Bergen umschlossen; ein zart schattirtes Grün von Büchen und Fichten bedeckt sie, und perspektivisch schön öffnet sich nur dann und wann seitwärts eine blaue Ferne. Dazu kömmt, daß der Strom sich oft krümmt, und um die herrlichsten Vorgebürge seinen schnellen Lauf nimmt. Bei einer solchen Krümmung überraschte mich die romantische Lage des alten Klosters Rheinau mitten auf einer Insel im Flusse. Die Insel ist mit einer hohen und starken Mauer umgeben, in der zum Ein- und Ausströmen der hohen Fluth große Bogen ausgemauert sind. Das alte graue Kloster mit zwei starken und hohen Hauptthürmen und mehrere kleinere, mit einem großen Garten und verschiedenen altschweizerischen Gebäuden hat etwas so Einnehmendes, und erinnert so ganz an die alte Zeit Helveriens, daß es mir schwer wurde, mich davon zu trennen; sonderbar war es daher, daß, als ich dem Gedanken der Trennung noch nachhing, wir mit unsern Schiffen uns geschwenkt hatten, und der Lauf des Stromes wieder zum Kloster Rheinau zurückkehrte, als ob auch er sich nicht vom Kloster trennen könnte. Der Fluß fließt von hier mit einer so ungeheuren Schnelligkeit über rauhe Felsen hin, daß die Schiffer sehr behutsam bei dem Leiten des Schiffs seyn müssen.

In diesen herrlichen Ufern nahm ich meinen Göthe aus der Reisetasche zur Hand, und las einige von den herrlichen Elegien aus Rom und Venedig, und zum Beschluß Alexis und Dora. Wir waren unterdessen an dem Platze angekommen, wo ich auszusteigen beschlossen hatte. In einer fürchterlichen Hitze überstieg ich die schattigen Ufer, und eilte über Bulach nach Zürch, wo ich denn seit gestern bin.

G. S.

Beantwortung

der in dem 91ſten Stück des vorigjährigen Magazins enthaltenen Anfrage wegen Gewinnung des Oels aus der großen Sonnenblume.

Die gemeine Sonnenblume (Helianthus annuus L.) giebt Saamenkörner, die ſich allerdings vortheilhaft zur Bereitung des Oels nutzen laſſen. Man ſchneidet zu dieſem Ende im Herbſte die Saamenköpfe ab, ſo wie ſie nach und nach reifen, und bringt ſie auf einen luftigen Boden, der aber gegen Mäuſe und Vögel wohl geſichert ſeyn muß; auch dürfen ſie nicht übereinander gelegt werden, ſonſt fauleu ſie. Die größten und reifſten Köpfe behält man zur künftigen Ausſaat zurück; die übrigen werden, ſobald ſie trocken ſind, ausgeklopft, und wenn der Saame noch eine kurze Zeit gelegen hat, (um völlig trocken zu werden); ſo befreiet man ihn auf einer Schälmühle von den dicken Schalen, und miſcht unter die Kerne, die man etwas anfeuchtet, wenn ſie über die Mühle laufen ſollen, etwas Wicken, wodurch die Schalen beſſer abgehen; dann preßt man ihn aus. Die Menge deſſelben hänge vornämlich von der Reife der Körner ab. In Schleſien erhielt man von dem Ertrage eines Morgens für 24 Thaler Oel.

Es iſt ungemein milde, dicker und fetter als andere Oele. Man braucht an Speiſen ein Drittel weniger als von Baumöl. Einige pflegen es zu filtriren, um es noch angenehmer zu machen.

Dem Leder ſoll es eine Schwärze, Glanz und Geſchmeidigkeit verſchaffen, daß es dem engliſchen gleichkommt.

Es wäre unſern Hausmüttern anzurathen, daß ſie ſich eigene kleine Preſſen anſchafften, dergleichen die Familien in Frankreich ſich größtentheils halten; kann man auch auf ſolchen nicht alles Oel herauszwingen, ſo werden dagegen doch die Kuchen zu anderm Gebrauch, beſonders zur Viehfütterung, deſto mehr dienen.

H. J. E. D.

Hannoverſches Magazin.

5tes Stück.

Montag, den 16ten Januar 1809.

Verzeichniß
der Heiligthümer, Urkunden und Acten der Gallicaniſchen Nation zu Paris,
wie ſie im Jahre 1339 vorgefunden wurden.

Vom Hofrath Meiners in Göttingen.

Am 28ten October 1339 rief der Procurator der Gallicaniſchen Nation die Dekane der fünf Provinzen und alle leſende Meiſter derſelben zuſammen, um den Inhalt der großen Lade der Nation zu unterſuchen, wobei denn folgende Stücke vorgefunden wurden: *)

Zwei ſilberne Teller mit ihrem Gehäuſe von Leder. (Cum domo ſua, ſeu repoſitorio de corio.)

Zwei ſilberne Leuchter, gleichfalls mit ihrem Gehäuſe.

Ein ſilbernes Rauchfaß, mit einem ſilbernen Löffel, und dem Gehäuſe von beiden.

Noch ein ſilbernes Rauchfaß mit einem Gehäuſe.

Ein vergoldeter Kelch mit einem Dekkel und ſeinem Gehäuſe.

Drei ſilberne Kreuzſtäbe mit ihren Gehäuſen.

Zwei ſilberne Gießkannen (Buretae) für Wein und Waſſer, mit ihren Gehäuſen.

Ein vergoldeter Kreuzknoten von Silber mit dem Gehäuſe. (Nodus crucis argenteus deauratus cum repoſitorio.)

Ein ſilberner Arm des heiligen Wilhelm mit Reliquien und mit einem ſilbernen Ringe am Finger, der einen Stein enthält. Am Arme fehlt unter andern ein Stein. Das Gehäuſe iſt wohlbehalten.

Ein großes ſilbernes und vergoldetes Crucifix mit dem Gekreuzigten. An der rechten Seite fehlt über dem Haupte des Gekreuzigten ein Stein.

*) ap. Bulaeum IV. 259. 60.

Digitized by Google

Stein. Das Gehäuse ist unbeschädigt und hat viele Steine.

Ein anderes kleineres Crucifix von Silber mit einem silbernen Fuß und einem Gehäuse.

Ein emaillirtes Bild zum Friedenskusse mit seinem Gehäuse (Osculatorium Pacis cum smaltis etc.)

Noch ein silbernes Kreuz mit einem Fuße und Gehäuse.

Der Fuß des gröſsern Kreuzes mit den vergolderen Bildnissen der Jungfrau Maria und des heil. Johannes.

Die Sonne und der Mond mit einem großen Kreuze neben dem Gekreuzigten.

Ein vergoldeter Engel von Silber mit einem silbernen und vergoldeten Fuße, auch einem silbernen und vergoldeten Kästchen, in welchem Reliquien des wahren Kreuzes mit sechs großen Perlen oder Edelsteinen, auch zwei silbernen Ketten und Schlüsseln sind. Die Schlüssel dienen dazu, die Flügel des Engels zu verschließen. Alle diese Stücke haben ein Gehäuse von Leder.

Das große und kleine Siegel der Nation, beide von Silber.

Eine kleine mit Lilien bestreuete Goldkrone zum Behuf der Bestattungen von Meistern. (Parvus aureus liliatus undique pro funeribus Magistrorum.)

Vollständige und gut erhaltene Paramente für einen Priester.

Aehnliche Paramente für einen Diakonus, ausser, daß das Schweißtuch fehlt. (Manipulus.)

Vollkommen gute Paramente für einen Subdiakonus und bei Kirchenbegängnissen von Studierenden.

Sechs Chorkleider mit Capuzen, die auf die Brust und über den Rucken herabhangen.

Zwei schöne Altardecken, die eine für den obern, die andere für den unteren Theil des Altars, in welche die Leidensgeschichte des Erlösers gestickt ist.

Eine elfenbeinerne Monstranz oder Kapsel für die Hostien.

Zwei neue Decken von feiner Leinewand, um damit die Seiten des Altars zu behängen.

Eine große seidene Decke, um damit den ganzen Altar zu bekleiden.

Eine andere Decke mit ihrem Gehäuse, in welchem sich auch ein seidenes Tuch findet, womit man den Kelch anfaßt, indem er den Gläubigen gezeigt wird.

Sechs Mützen, oder Bedeckungen des Hauptes.

Drei ganze und drei beschädigte Chorhemden.

Vier Chorbücher und noch zwei andere in Leder gebundene Hefte.

Ein schwarzer Schemel und ein kleines Kissen.

In einem besondern Koffer, der in der großen Lade stand, traf man an demselbigen Tage folgende Stücke an:

Ein

Ein Statut über die Wahl der Examinatoren der h. Genovefa.

Ein päbstliches Privilegium, daß die Mitglieder der hohen Schule nicht vor Gerichte auſſer Paris entboten werden ſollen.

Ein immerwährendes apoſtoliſches Privilegium wegen der Schäzzung der Häuſer.

Ein Statut der Gallicaniſchen Nation über das wirkliche Lehramt von Meiſtern (de vera regentia magiſtrorum.)

Ein unbrauchbares päbſtliches Privilegium wegen der Excommunication und über die Mishandlung von Geiſtlichen, an den Meiſter Lorenz gerichtet. (Privilegium apoſtolicum inutile.)

Ein Statut über die Meſſen und Veſpern der Nation aus den Zeiten des Procurators de Villechamp.

Ein Statut über diejenigen, welche auſſerhalb der Strohſtraße leſen.

Ein apoſtoliſches Privilegium über die Schäzzung der Häuſer. Dies Privilegium iſt von immerwährender Kraft.

Ein apoſtoliſches Privilegium, daß die Einwohner von St. Marcel und St. Germain eben ſowohl ſchwören ſollen, als die Bürger von Paris.

Ein immerwährendes apoſtoliſches Privilegium über den Eid des neuerwählten Canzlers von Paris und über die ganze Verfaſſung der hohen Schule.

Ein immerwährendes Privilegium des Pabſtes Urban über die Entrichtung von Beiträgen oder Steuern.

Ein immerwährendes päbſtliches Privilegium, daß keine Beamten der hohen Schule wegen der ihnen aufgetragenen Verrichtungen excommunicirt werden können.

Ein zweites immerwährendes Privilegium, daß die Einwohner von St. Marcel und St. Germain gleich den Bürgern von Paris ſchwören ſollen.

Ein Statut des Legaten Simon auf den Fall der Trennung der Nationen.

Ein Inſtrument, welches die Nation an den Meiſter Johann von Caumizis bei der Trennung von den drei übrigen Nationen ausgeſtellt hat, ſowohl über die Verfechtung ihrer Sache, als über die Erſtattung der Unkoſten.

Eine Schrift, in welcher die Pedellen der drei Nationen den Procurator der Gallicaniſchen Nation erſuchen, ſich mit den übrigen Nationen zu vereinigen.

Ein Compromiß auf den Cardinal Simon.

Ein Compromiß wegen der Schuld eines Meiſters, der nicht licentiirt worden war.

Mehrere gebundene Acten über den Proceß mit den drei Nationen, in welchem wir obſiegten.

Einige Acten über die Statuten und Einrichtungen des Collegii von Navarra.

Ein nicht immerwährendes apostolisches Privilegium über die thätlichen Mißhandlungen geistlicher Personen. Dies Privilegium ist ohne Nutzen, wenn es nicht wieder erneuert wird.

Einige Satzungen über die Art, wie die hohe Schule Vorladungen, Warnungen, Ermahnungen und Schutzschriften vor dem Gerichtshofe des Erhalters der Rechte zugestehen kann.

Eine Entbindung (Relaxatio) des Cardinals Simon.

Ein Bündel Acten über die Trennung der Nationen.

Ein Statut über die Beamten und Diener der Nation: wie sie verpflichtet und bestraft werden.

Ein Bündel mit Proceß-Acten.

Einige nicht versiegelte Briefe.

Vier Schriften über den Fall der Trennung von den übrigen Nationen.

Das mitgetheilte Verzeichniß veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen:

So wie jede Nation in Paris ihre eigene Capelle, Schutzheiligen und Feste hatte, so auch ihre eigenen Reliquien und gottesdienstlichen Schatz. Alles Geräth und alle Kleidungsstücke, die zu gottesdienstlichen Handlungen erfordert wurden, fanden sich im Jahr 1339 in grösserer Menge und besserer Ordnung, als das Archiv und die Registratur der Nation. Die Urkunden und Acten waren in einen Koffer zusammengeworfen, der in der großen Lade der Nation (magna stecha) stand. Das große und kleine silberne Siegel der Nation war das einzige weltliche Stück unter den übrigen heiligen Schätzen.

Aus der unbedeutenden Zahl von Urkunden und Acten, welche die Gallicanische Nation im J. 1339 besaß, kann man abnehmen, wie wenig es zu verwundern ist, daß man in der ältern Geschichte der Universitäten so große Lücken findet. Die Gallicanische Nation hätte billig Abschriften aller päbstlichen und königlichen Privilegien, die der hohen Schule ertheilt worden, und aller allgemeinen sowohl, als besonderen Statuten der Universität und Nation in ihrer großen Lade aufbewahren sollen. Von den einen und den andern war im Jahre 1339 nur der kleinste Theil übrig.

Die Bestimmungen des silbernen Kreuzknotens und der mit Lilien bestreueten Goldkrone, die bei Leichenbegängnissen gebraucht wurden, sind mir nicht bekannt.

Der Vogel Berkut.

Aus Rytschkows Orenburgscher Topographie aus dem Russischen übersetzt.

Der Vogel Berkut hat seinen Aufenthalt in dem Gouvernement Orenburg, und gehört zu dem Geschlechte der Adler, ist jedoch etwas gröſſer als diese. Das scharfe Gesicht dieses Vogels und die groſse Stärke in seinen Krallen verstehen die Kirgiesen so gut zu benutzen, daſs sie denselben auf ihrer Wolfs- Fuchs- und Korsaki-Jagd *) gebrauchen können. Wenn der Kirgiese auf die Jagd reitet, setzt er den Berkut auf einen am Sattel angebrachten Sitz, sobald dieser nun das Wild siehet, fliegt er mit groſser Schnelligkeit auf dasselbe zu, stürzt sich darauf, faſst es mit seinen Krallen in die Augen und in die Seite, oder an die Gurgel an, und hält so das Thier im Laufen auf, indessen der Kirgiese herbei eilt und es mit seiner Lanze oder auf eine andere Art tödtet. Um diese Vögel zu zähmen, werden sie sehr jung gefangen; die Kirgiesen suchen nemlich den Baum, auf welchem der Berkut sein Nest hat, und bemerken sich, wenn die Jungen Federn bekommen: alsdann nehmen sie dieselben aus dem Neste und setzen sie unter denselben Baum, auf welchem sich das Nest befindet, binden sie aber an einem Fuſse mit einem starken Riemen oder Haarseil fest, damit die Alten sie nicht losmachen und davon führen können; worauf die Alten vom Baume herabfliegen und ihre jungen Lieblinge sehr bald groſs füttern. Wenn die jungen Vögel anfangen Fleisch zu fressen, werden sie von den Kirgiesen weggenommen, nach Orenburg gebracht und daselbst auf dem Jahrmarkte, und zwar die schönsten, gröſsten und stärksten, für fünf bis zehn und auch wohl mehr Rubel verkauft.

Gde.

*) Korsaki, ein Thier, dem Fuchse sehr ähnlich, findet man im Orenburgschen Gouvernement in den Steppen, jenseits des Flusses Jaik, und sonst nirgend.

Meteorologiſche Beobachtungen in Göttingen.

Monat September 1808. *)

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind		
1	5¼	2976	63	14	d. W.	SW	1	—
	2	2983	74	19	w.	SW	1	— 2
	10	2984	60	12	d. W.	—	0	— 1
2	5¼	2984	54	10	w.	S	0	— 1
	2	2992	73	18	d. W.	S	1	— 2
	10	2991	63	14	ſ. W.	—	0	— 1
3	5½	2983	54	10	d. W.	SW	0	— 1
	2	2979	67	16	w.	S	1	— 2
	10	2978	56	11	w.	—	0	— 1
4	5½	2978	54	10	N.	WSW	0	— 1
	2	2978	67	16	w.	WSW	1	—
	10	29 8	57	11	r.	—	0	— 1
5	5½	2977	56	10	r.	W	0	— 1
	2	2981	68	16	d. W.	W		— 1
	10	2979	52	9	d. W.	—	0	— 1
6	5½	2972	53	9	r.	S	0	— 1
	2	2973	65	15	N.	SW	1	—
	10	2976	51	9	h.	—	0	— 1
7	5½	2971	53	9	N.	W	0	— 1
	2	2977	66	15	w.	WNW	1	— 2
	10	2980	58	12	d. W.	—	0	— 1
8	5½	2976	57	11	N.	SW	0	— 1
	2	2976	72	18	tr.	SW	1	—
	10	2968	63	14	w.	—	0	— 1

*) Die Beſchaffenheit der Inſtrumente und Maaßen, deren man ſich bedient, ſ. N. Hann. Mag. vom J. 1807. St. 14. S. 209.

Digitized by Google

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind	
9	5½	2958	54	10	w.	S	0 — 1
	2	2955	71	17	tr.	S	0 — 1
	10	2952	58	12	w.	—	0 — 1
10	5½	2951	56	11	R.	SW	0 — 1
	2	2955	66	15	r.	SW	1 —
	10	2956	57	11	d. W.	—	0 — 1
11	5½	2969	51	8	d. W.	WSW	0 — 1
	2	2963	67	16	d. W.	WSW	1 — 2
	10	2963	55	10	d. W.	—	— 1
12	5¼	2962	54	10	r.	SW	1 — 2
	2	2969	66	15	tr.	WSW	1 — 2
	10	2977	56	11	d. W.	—	0 — 1
13	5¼	2980	52	9	w.	S	0 — 1
	2	2986	69	17	l. W.	—	0 — 1
	10	2981	53	9	l. W.	—	0 — 1
14	5¼	2973	50	8	l. W.	OSO	0 — 1
	2	2970	71	17	l. W.	OSO	1 — 2
	10	2968	60	12	h.	—	1 —
15	5¼	2973	52	9	d. W.	NO	0 — 1
	2	2986	63	14	w.	NO	2 —
	10	2998	50	8	l. W.	—	0 — 1
16	5¼	3004	42	4	w.	ONO	0 — 1
	2	3013	62	13	h.	ONO	2 —
	10	3014	47	7	h.	—	0 — 1
17	5¼	3014	41	4	l. W.	OSO	0 — 1
	2	3014	61	13	l. W.	OSO	0 — 1
	10	3012	50	8	h.	—	0 — 1
18	6	3009	51	8	h.	OSO	0 — 1
	2	3008	67	16	l. W.	OSO	1 — 2
	10	3003	59	12	h.	—	1 — 2
19	6	2997	56	11	l. W.	O	0 — 1
	2	2998	72	18	l. W.	O	— 1
	10	2998	56	11	h.	—	0 — 1
20	6	3003	59	12	tr !	SW	0 — 1
	2	3013	68	16	l. W.	SW	1 —
	10	3020	54	10	l. W.	—	0 — 1

Digitized by Google

Tage	Stunden	Barometer	Therm. F.	Therm. R.	Wetter	Wind.		
21	6	3021	50	8	w.	WNW	o —	1
	2	3023	66	15	w.	NW,	1 —	
	10	3022	46	6	h.	—	o —	1
22	6	3012	40	4	h.	SSW	o —	1
	2	2997	65	15	w.	SSW	o —	1
	10	2983	47	7	w.	—	o —	1
23	6	2962	43	5	l. W.	SW	o —	1
	2	2955	63	14	r.	SW	o —	1
	10	2953	54	10	w.	—	o —	1
24	6	2953	48	7	l. W.	W	o —	1
	2	2962	53	9	w.	WNW	o —	1
	10	2968	44	5	w.	—	o —	1
25	6¼	2973	46	6	R.	NW	o —	1
	2	2988	55	10	d. W.	NW	1 —	
	10	2994	42	4	h.	—	o —	1
26	6¼	2994	37	2	w.	NW	o —	1
	2	2994	58	12	tr.	NW	o —	1
	10	2987	44	5	l. W.	—	o —	1
27	6¼	2973	39	3	w.	S	o —	1
	2	2961	60	13	w.	S	o —	1
	10	2953	49	8	w.	—	o —	1
28	6¼	2947	45	6	R.	NW	o —	1
	2	2947	50	8	R.	NW	o —	1
	10	2945	45	6	r.	—	o —	1
29	6¼	2933	43	5	tr.	SO	o —	1
	2	2928	52	9	d. W.	SO	o —	1
	10	2923	46	6	r.	—	o —	1
30	6¼	2917	45	6	R.	WNW	1 —	
	2	2939	50	8	tr.	WNW	o —	1
	10	2948	44	5	w.	—	o —	1

J. C. W.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

6tes Stück.

Freitag, den 20ten Januar 1809.

Ueber das Verhalten der Commiſſionairs bei öffentlichen Verſteigerungen; in juriſtiſcher Hinſicht.

Bei der im St. 67 und 81 des vorigjährigen Hannöverſchen Magazins zur Sprache gekommenen Frage: Ueber das Verhältniß der Commiſſionairs bei Bücher-Auctionen, (und warum nicht auch bei jeder andern Verſteigerung?) zu ihren Committenten, — giebt die Verſchiedenheit der darüber geäußerten Meinungen Veranlaſſung zu einer Nachforſchung, ob nicht poſitive Geſetze vorhanden ſeyen, die einen ſichern Entſcheidungs-Grund abgeben können. Denn auf ſolche kommt es bei der Entſcheidung einer Rechtsfrage zunächſt an; es ſey entweder, daß das ſic volo, ſic jubeo einer poſitiven Legislation die anders rathenden Vernunftgründe darnieder ſchlägt; oder ſey es, um für letztere direkt oder analogiſch beſtätigende Rechtsſätze aufzufinden; oder ſey es endlich, um darzuthun, daß von gar keinen abändernden Geſetzen gefeſſelt, Vernunft und Natur der Sache in ihre vollen Rechte zurücktreten, und daß alſo allein nach den Grundſätzen, die ſie an die Hand geben, zu entſcheiden iſt. Dieſer Zweck einer jeden allgemeinen juriſtiſchen Unterſuchung kann auch hier, bei einer nochmaligen Erörterung jener Frage, nur der meinige ſeyn; und mit Rückſicht auf ihn wird es weniger befremdend ſeyn, wenn dieſe Unterſuchung kein anderes Reſultat angiebt, als was, wie mancher ſagen wird, man ſich aus der Natur der Sache eben ſo leicht hätte folgern können. Daß man jedoch dieſen Vorwurf nicht von allen wird zu befürchten haben, zeigen die verſchiedenen Meinungen, die eben Veranlaſſung zu dieſer Frage gegeben haben.

Das Römiſche Recht (daß nur auf dieſes hier Rückſicht genommen wird, folgt aus der Allgemeinheit der Unterſuchung) kennt unter dem Namen

Subhastatio, eben ein solches Rechtsgeschäft, wie unsre Auctionen sind; — es nennt diese Art des Verkaufs in mehreren Fällen als die einzige gesetzlich anwendbare, und enthält Bestimmungen darüber. Diese beziehen sich nun zwar zunächst auf eine von der Obrigkeit veranlaßte Subhastation, dergleichen auch bei uns in Pfand-, Erbschafts- und Concurssachen alle Tage vorkommen; da jedoch auch der aus freier Willkühr einer Privatperson vorgenommene meistbietende Verkauf fast immer zu grösserer Sicherheit auctoritate publica geschieht, so würden wir ohne alles Bedenken das, was etwa die Römischen Gesetze über solche Subhastationen Eigenes enthielten, auch auf unsre Privat-Auctionen anwenden können, wenn diese Eigenheiten hier untersucht und angewendet werden sollten. Dies kann aber hier nicht die Absicht seyn, da in der zu untersuchenden Frage nur von dem Rechtsverhältniß eines Commissionairs, (d. i. hier einer Person, welche bei solchen Subhastationen die Stelle abwesender Licitanten vertritt,) zu seinem Committenten, die Rede seyn kann. Daß die Römischen Rechtsbestimmungen uns in diesem Fall mit klaren, sich speciell auf eine solche Person beziehenden Vorschriften aushelfen sollten, ist nicht zu erwarten, und auch nicht nöthig, da wir verschiedene andere Fälle finden, wo über das Verhältniß solcher Personen, die als Stellvertreter Andrer auftreten, mehrere allgemeine Rechtsbestimmungen gegeben werden; unter denen einer oder einige aufzufinden, um davon eine analogische Anwendung auf die mehrerwähnten Commissionairs zu machen, nicht gar schwer seyn kann.

Vorzüglich zwei Rechtsgeschäfte finden wir in der Römischen Legislation abgehandelt, die dem Verhältnisse, das zwischen Commissionair und Committenten eintritt, sehr ähneln; (vorausgesetzt, daß dieses Verhältniß auf die gewöhnliche Weise entsteht; denn wenn durch ausdrückliche Uebereinkunft das Geschäft in eine bestimmte Form irgend eines Contrakts eingekleidet ist, so kann über die Natur desselben weiter kein Zweifel seyn;) es sind dies die beiden Consensual-Contracte, mandatum und locatio conductio operarum, wovon der erstere jedoch mehr als der letztere für sich zu haben scheint. Es lassen sich noch mehrere Formen denken, unter denen dies Geschäft zwischen Commissionair und Committenten eingegangen werden kann (z. B. der ungenannte Contract do ut facias u. s. w.) sie sind aber die minder gewöhnlichen, so wie es überhaupt nicht sehr gebräuchlich ist, dieses Geschäft ausdrücklich in der reinen Form eines der verschiedenen Verträge des Römischen Rechts einzugehen. Das gewöhnliche Verfahren hiebei pflegt folgendes zu seyn: derjenige, der eine Sache auf einer Auction für sich erstehen lassen will, ertheilt einer Person, die daraus ein Gewerbe

macht,

macht, Auftrag, sich zu bemühen, für einen gewissen Preis dieselbe käuflich an sich zu bringen, folglich darauf, wenn es nöthig, bis zu dem bestimmten Preise zu bieten. Die Person, die den Auftrag annimmt, erhält dafür ein geringes Honorar, welches oft in gewissen Procenten besteht.

Es kömmt jetzt darauf an, die rechtliche Natur eines auf diese gewöhnliche Art eingegangenen Geschäfts aufzufinden; denn ganz rein, ohne einige kleine Modificationen, läßt es sich nicht in die Form der Locatio Conductio des Mandats, oder irgend eines andern Contrakts bringen. Dasjenige, was der Commissionair zur Vergütung erhält, kann nicht wohl wahre merces seyn. Denn diese Vergütung wird weder jedesmal ausdrücklich bedungen, (weil die Quantität schon durch das Herkommen bestimmt zu seyn pflegt) noch ist sie so groß, daß sie einzeln genommen die Bemühung und den Zeitaufwand des Commissionairs ersetzen kann, folglich nicht mit der Gegenleistung im angemessenen Verhältnisse steht. Ein Commissionair, der nicht viele dergleichen Aufträge erhielte, würde nicht dabei bestehen können; daher denn auch von einem andern, der nicht Commissionair von Profession ist, dies Geschäft gewöhnlich ohne alle Vergeltung, als wahres Mandat, pflegt übernommen zu werden. Die dem Commissionair zu leistende Vergütung muß also, da sie nicht wohl merces, folglich das Geschäft auch nicht Locatio Conductio seyn kann, eher als Honorar angesehen werden, und wird rechtlich gewöhnlich in dieser Qualität betrachtet. Der Commissionair ist sogar berechtigt, ein Honorar zu fordern, ohne daß es dadurch die Qualität einer merces annimmt. a)

Obgleich nun die Qualität der Vergütung gegen die Natur einer merces streitet, so scheint doch derselbe Umstand, daß doch etwas als Gegenleistung gegeben wird, und sogar gefordert werden kann, auf den ersten Anblick sich auch nicht mit dem Mandate vereinigen zu lassen, das seiner Natur nach unentgeltlich übernommen werden soll. Hier kann aber der Rechtsgrundsatz eintreten, daß Geschäfte, die ihrer Natur nach unentgeltlich eingegangen werden, durch Leistung eines Honorars nicht in andre verwandelt werden. Dies tritt also auch beim Mandat ein. b) Denn daß die dem Commissionair werdende Vergütung ganz schicklich als Honorar

a) Höpfners Commentar (Ausg. v. 1798.) § 925.

b) Thibaut Syst. des Pand. Rechts §. 866. L. 6. D. mandati. (17. 1.) Si remunerandi gratia honor intervenit, erit mandati actio.

betrachtet werden könne, dafür reden die oben angeführten Gründe eben so sehr, als sie dagegen streiten, diese Gegenleistung als mercedem anzusehen.

Wir reden bisher nur von der Art dieser Commissionen, wo wirklich von Seiten des Committenten eine solche Gegenleistung gegeben wird (weil diese die mehr gewöhnliche ist); daß dagegen in solchen Fällen, wo die Aufträge an Personen geschehen, die eigentlich daraus kein Gewerbe machen, folglich gar keine Vergütung für ihre Bemühung erhalten, noch mehr dies Geschäft sich zu einem wahren Mandat eignet, bedarf kaum einer Erwähnung.

Ist es demnach nicht zu viel gewagt, dieses, zwischen Commissionair und Committenten eintretende Rechtsgeschäft, in beiden Fällen, es mag eine Gegenleistung gegeben werden oder nicht, als mandatum, wenigstens als ein diesem am meisten ähnelndes Geschäft anzusehen, so lassen sich auch die Pflichten eines Commissionairs nach denen eines Mandatars bestimmen; und diese letztere Folgerung gränzt näher an den eigentlichen Zweck dieser Untersuchung.

Unter mehreren andern, ist eine der ersten vom Mandatar zu befolgenden Regeln: er soll das ihm übertragene Geschäft sowohl völlig und ganz ausrichten, als auch in den ihm vorgeschriebenen Gränzen bleiben. c) Für den Commissionair folgt in unserm Fall daraus die Regel, daß er die Sache, über welche ihm der Auftrag ertheilt ist, weder über den vorgeschriebenen Preis kaufen, noch weniger als ihm geheissen, darauf bieten darf. In Ansehung des letztern Punkts würde er aber offenbar die Pflicht eines Mandatars verletzen, wenn er bei mehrfachem Aufträgen auf eine und dieselbe Sache, die er auf gleiche Weise angenommen, nur für den, der ihm den höchsten Auftrag gab, bieten, somit den Auftrag der Andern gar nicht berücksichtigen wollte. Der Committent würde dann berechtigt seyn, vom Commissionair, der in der That sein Mandat gar nicht erfüllte, Ersatz seines Interesses zu verlangen, sobald der Commissionair die Sache für den Committenten der höhern Summe, noch unter der niedrigeren Summe des andern Committenten kauft. Denn daß der Commissionair hier zufällig durch seine andern Aufträge wußte, der Committent des niedrigern Auftrags werde die Sache doch nicht bekommen, kann ihn nicht berechtigen, den doch einmal übernommenen Auftrag, bis zur vorgeschriebenen Summe

c) l. 5. pr. et §. 1. mandati. Diligenter itaque fines mandati custodiendi sunt. Nam qui excessit, aliud quid facere videtur; et si susceptum non impleverit, tenetur.

Digitized by Google

Summe zu bieten, ganz ruhen zu lassen. Der unter obiger Bestimmung klagende Committent würde den Werth der Sache als das ihm entgangene Interesse fordern können, und braucht gewiß nicht auf die duplicem oder multiplicem personam des Commissionairs zu seinem Nachtheil hier Rücksicht zu nehmen; genug, daß der Commissionair nicht bis zu der ihm bestimmten Summe bot, folglich den Pflichten eines Mandatars nicht Genüge leistete, nur deshalb belangt der Committent ihn. Denn, denken wir uns den Fall: der Commissionair hatte wirklich nur einen Auftrag, läßt sich aber, ohne bis zur vorgeschriebenen Summe geboten zu haben, von irgend einem gegenwärtigen Dritten überbieten, so wird niemand zweifeln, daß der Committent ein Recht habe, gegen den Commissionair zu klagen. Daß nun die duplex oder multiplex persona des Commissionairs hier zufällig den Ueberbietenden und den Benachtheiligten in sich vereinigt, kann letzterem unmöglich sein Recht schmälern, wegen Nichterfüllung des Mandats zu klagen.

Anmerk. Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 67. des Mag. behauptet im Wesentlichen dies auch. Er sagt S. 1069. „so handelt er (der Commissionair) eigenmächtig und wider den Willen seiner Committenten, und man kann mit Recht sagen, daß das Buch noch nicht verkauft ist." — Sollte diese letztere Folgerung aus der Nachlässigkeit des Commissionairs so ganz richtig seyn? Verkauft bleibt meines Erachtens das Buch immer, sobald der Zuschlag ordentlich erfolgt ist. Die Auction kann sich darum nicht kümmern, ob der Commissionair gegen seine Committenten widerrechtlich handelt, ob er mehrere oder einen Licitanten repräsentirt. Sollte das Buch als noch nicht verkauft angesehen werden, so würde dies von Seiten des Committenten, dessen Auftrag nicht befolgt ist, ein Sachenrecht voraussetzen, weshalb der Verkauf ungültig wäre. Nach meiner Meinung aber begründet die widerrechtliche Handlung des Commissionairs von Seiten des Committenten, und selbst von Seiten der Auction oder des Eigenthümers der zu versteigernden Sache, der sich allerdings dadurch auch lädirt halten kann, (was ich unten erwähnen werde) nur eine persönliche Forderung wegen Schadenersatz, gegen den Commissionair, und nicht eine Nichtigkeit des Kaufs.

Daß die Committenten der niedrigern Summe, wenn sie gegenwärtig gewesen wären, vielleicht selbst vom fernern Bieten abgestanden hätten, darf der nach obigen Prinzipien fehlende Commissionair zu seiner Entschuldigung gar

gar nicht schliessen. Denn eines Theils darf er das Vielleicht gar nicht vermuthen, und im Gegentheil ist es auch wahrscheinlich, daß jeder seiner verschiedenen Committenten, wenn sie gegenwärtig gewesen wären, dies vom andern gehofft, mithin bis zu der sich vorgesetzten Summe geboten haben würde. Oder sollte ja einmal einer durch die bemerkte sehr starke Concurrenz der Käufer, oder aus Gefälligkeit gegen einen andern, früher vom Gebot abgestanden haben, so ist das außer der Regel, und etwas Ungewöhnliches darf nicht präsumirt werden, am wenigsten von einem Mandatar, der bestimmte Vorschrift hat.

(Der Schluß folgt.)

Beantwortung

der in dem 91sten Stück des vorigjährigen Magazins enthaltenen Anfrage über die Wahl der zweckmäßigsten Garten-Befriedigungen.

Unter allen Befriedigungen, deren sich der Gärtner zum Schutz gegen unangenehmen Eindrang von Menschen und Thieren zu bedienen pflegt, verdient gewiß eine sorgfältig gezogene Weißdornhecke den Vorzug vor allen übrigen, sowohl in Hinsicht der bei der Anlegung erforderlichen geringen Kosten und des leichten Wachsthums in jedem Boden, als auch wegen der nach wenigen Jahren unter guter Aufsicht erreicht werdenden Festigkeit und gänzlichen Undurchdringlichkeit.

Ich weiß nun zwar sehr wohl, daß, so wie bei dem Bau der Gartenfrüchte, so auch bei der Baum- und Stauden-Zucht jeder Gärtner seine eigne Methode verfolgt; auch bescheide ich mich sehr gern, daß ich die meinige nicht gerade für die beste ausgeben kann; da es indeß hier nur auf einen gutgemeinten Rath ankommt, so will ich diejenige Behandlungsart kürzlich auseinandersetzen, durch welche ich von mehr denn 1800 Stück Pflänzlingen, welche ich zu Befriedigung eines Gartens an dessen Vorderseite brauchte, nicht zehn verlohren habe.

In den ersten Tagen des Monats März ließ ich, bei einigermaßen offner Erde, junge Weißdornpflanzen — die jedoch, um vollkommen gut genannte

nannt zu werden, die Dicke einer Federspule nicht überschreiten dürfen — ausroden, und selbige, wenn ich sie nicht sämmtlich gleich verpflanzen konnte, bis über die Wurzeln an einer etwas feuchten Gegend bis zum weitern Gebrauche einschlagen, damit nicht bei eintretendem Froste die jungen Fäserchen verletzt, und dadurch früher oder später Krankheiten an den Stämmen veranlaßt werden möchten. Nun ließ ich in der geradesten Linie die Erde der ganzen Länge nach etwa einen Fuß tief möglichst steil ausstechen, und die Stämmchen, nach sehr weniger Beschneidung der Wurzeln, in einer Entfernung von ungefähr 4 Zoll aufstellen, sodann aber die Rille mit lockerer Erde — wozu ich den gut gedüngt und bearbeitet gewesenen Boden des letztjährigen Sellerieb aues am besten fand — füllen, die Pflanzen, so wie ich es mit jungen Bäumen überhaupt zu thun pflege, anflockern, und sie endlich in der Maaße etwas antreten, daß sie ganz an der Schnur standen.

Würde man nun gleich hiemit die Anlage beendigt erachten können, so halte ich es doch, wie ich solches auch gethan habe, sehr zweckmäßig, kleine Pfähle dicht an der jungen Hecke zu setzen, sie durch Latten mit einander zu verbinden, und an letztern jedes einzelne Weißdornpflänzchen mit Bandweiden anzuheften, wodurch der doppelte Zweck erreicht wird, daß man theils sogleich eine sichere Befriedigung erhält, theils aber auch die Pflanzen eine völlig gerade Richtung bekommen.

Jetzt kann man die Hecke vorerst sich selbst überlassen, muß jedoch

1) sie, so viel es irgend möglich, auf beiden Seiten zu mindestens einem halben Fuße Entfernung stets vom Unkraut säubern, auch

2) etwa Ende Octobers alljährlich, wenigstens in den ersten Jahren, die Erde in gleicher Distance mit einem Grabscheid auflockern lassen, endlich

3) die austreibenden Schößlinge, so wie Zeit und Gelegenheit es erlauben, immer durchflechten.

In den beiden ersten Jahren die Scheere zu gebrauchen, möchte ich nicht rathen; im dritten Jahre aber fange man an, die Hecke oben, nicht aber an den Seitenwänden — welche durch das ununterbrochene Flechten schon hinlänglich besorgt werden — zu stutzen, und lasse von diesem Zeitpunkt an alljährlich die Hecke um einen halben Fuß Höhe so lange gewinnen, bis man selbige zu dem, seinen Wünschen entsprechenden Grade gebracht hat, worauf man sie jährlich zu zweien Malen — um Johannis und im November halte ich am gerathensten — oben und an den Seiten stutzen läßt.

Durch dieses Verfahren wird man nach wenigen Jahren eine Befriedigung erhalten, die ganz undurchdringlich

lich ist, wie denn zum Beweise dieser Behauptung an einigen Gärten hier Weißdornhecken gefunden werden, die kein Huhn durchlassen, und jedes Geschöpfs natürlicher Gewalt — künstliche Hülfsmittel abgerechnet — trotzen.

Zwar können auch Liguster- und Schwarzdornhecken sehr gut gezogen werden; allein jene pflegen bald, wenn sie einige Jahre erreichen, dicht über der Wurzel abzusterben, und ihre Säfte bloß nach oben zu treiben, wodurch unten leicht Lücken entstehen; letztere aber breiten ihre Wurzeln weit in der Erde aus, und saugen die Kräfte des Bodens zu sehr an sich, schaden also der Benutzung weit mehr, als der Weißdorn, der mehr Pfahlwurzel treibt.

Stade.

Wolff,
Regierungs-Secretair.

Beantwortung

der Anfrage über das Wort Gambit im 3ten Stück des Hannoverschen Magazins v. d. J.

Das französische Wort Gambit kommt vom italiänischen Gambetto. Gambetto ist das Diminutiv von gamba (französ. jambe) Bein; und wird nur in der Redensart gebraucht: dare il gambetto, welches zu deutsch heißt, jemanndem ein Bein stellen, oder einem ein Bein unterschlagen.

Bei Philidor heißt Gambit dasjenige Spiel, wo der Weiße zuerst den Bauer des Königes zwei Schritte vor ziehet, und dann den Bauer des Laufers auch zwei Schritte; oder den Bauer des Königs zwei Schritte, und beim zweiten Zuge den Bauer des Laufers der Königin auch zwei Schritte. Indem der Spieler der weißen Steine diesen scheinbar gewagten Zug thut, verführt er den Schwarzen (wofern dieser die Vertheidigung dagegen nicht schon aus Philidor u. a. kennt) zu gefährlichen Gegenzügen, und stellt ihm damit ein Bein.

Wie es scheint, hat Gioachino Greco Calabrese diese Spielart zuerst erfunden, oder wenigstens mit dem italiänischen Ausdruck Gambetto zuerst benannt; den der französische Uebersetzer, weil er, nach seinem eignen Geständniß, die Etymologie nicht kannte, französirte und Gambit nannte.

W. Fricke.

Hannoverſches Magazin.

7tes Stück.

Montag, den 23ten Januar 1809.

Ueber das Verhalten der Commiſſionairs bei öffentlichen Verſteigerungen; in juriſtiſcher Hinſicht.

(Schluß.)

Allerdings iſt es wahr, daß die Geſetze ſelbſt wollen, der Mandatar ſolle ſich in einigen Fällen nicht ſclaviſch an die Worte des Auftrags binden, ſondern oft mehr ſuchen, den wahren Willen des Mandantis zu erfüllen. Man könnte hieraus vielleicht folgern wollen, der Commiſſionair dürfe ſich alſo auch ſolche Präſumtionen, wovon oben die Rede war, wohl erlauben, weil er ſie für den vermuthlichen Willen des Committenten hielt. Daß aber eine ſolche Anwendung dieſer Regel auf den vorliegenden Fall durchaus nicht paſſend iſt, ergiebt nicht nur einiges Nachdenken über die Beſchaffenheit eines ſolchen Auftrages, ſondern die Geſetze ſagen auch ausdrücklich: bei einem beſtimmten, nicht ſchwankenden Auftrage dürfe der Mandatar nicht von ſeiner Vorſchrift abweichen. a) Ueberdem geht die Tendenz der Regel: der Mandatar ſolle ſich nicht ſclaviſch an die Worte binden, nur dahin, um dadurch nöthigenfalls das Intereſſe des Mandantis zu fördern. Da hier aber das Intereſſe des Committenten gar nicht gefährdet wird, wenn der Commiſſionair ſtreng ſeinen Auftrag beſorgt, ſo iſt um ſo weniger Grund für die Anwendung jener Regel.

Die andere Pflicht eines Mandatars, in Rückſicht des auszurichtenden

a) l. 46. D. mandati (17. 1.) Itaque commodiſſime illa forma in mandatis ſervanda eſt, ut, quotiens certum mandatum ſit, recedi a forma non debeat.

den Geschäfts, nemlich: nicht über die Gränzen seines Mandats hinauszuschreiten, wird seltener vernachlässigt werden; wahrscheinlich weil hiebei die Verantwortlichkeit des Commissionairs mehr in die Augen fällt, (obgleich gar kein Grund ist, warum er bei Nichterfüllung des Auftrages weniger verantwortlich seyn sollte.) Ihre Berührung gehört zwar überhaupt zu einer Untersuchung des Verhältnisses des Commissionairs zu seinen Committenten, nicht aber eigentlich zur gegenwärtigen Untersuchung der Hauptfrage: über das Verhalten eines Commissionairs bei Aufträgen zu verschiedenen Summen auf eine und dieselbe Sache. Doch können die wegen Ueberschreitung des Auftrags Statt habenden gesetzlichen Bestimmungen auch dazu dienen, die oben behauptete Regel mittelbar zu bestätigen: bei einem so bestimmten Auftrage, als der Commissionair erhält, dürfe dieser nur sich streng an diese Bestimmung halten, und nicht unter dem Vorwande, dem Geist des Auftrages vielleicht nicht entgegen zu handeln, sich willkührliche Unterlassungen erlauben. Dies auf folgende Weise: dürfte man nemlich schließen, weil der Commissionair sich nicht sclavisch an die Worte binden soll, so ists ihm erlaubt, unter gewissen Umständen vom fernern Bieten für den Committenten der niedrigern Summen abzustehen; so würde man mit eben dem Recht auch schließen dürfen: glaubt der Commissionair, die Sache habe für den Committenten der niedrigern Summe wirklich einen so hohen Werth, der die ihm von andern festgesetzten höhern Gebote noch übersteigt, so kann er auch den Auftrag überschreiten und die Sache für einen höhern Preis als den vorgeschriebenen kaufen. Aus dem Grundsatz: vorzüglich nur den Geist des Auftrages zu erfüllen, ließe sich dies wenigstens eben so gut herleiten, als man daraus folgern will, der Commissionair dürfe vom fernern Bieten für den Committenten der niedrigern Summen abstehen, wenn er aus andern höhern Aufträgen wüßte, daß es doch vergeblich seyn würde. Da nun aber die Gesetze sehr deutlich auch dieses Ueberschreiten eines so bestimmten Auftrages nicht billigen b), so läßt sich mit Recht davon auf eine Bestätigung des ohnehin schon deutlich erklärten Satzes c) schließen: bei dieser Art Aufträgen solle

b) §. 8. I. de mandato (3. 27.) Is qui exequitur mandatum, non debet excedere fines mandati. Ut ecce, si usque ad centum aureos mandaverit tibi, ut fundum emeres, vel pro Titio sponderes: neque pluris emere debes, neque in ampliorem pecuniam fidejubere.

l. 3. §. ult. l. 4. l. 33. D. mandati (17. 1.)

c) l. 46. eod. §. pag. 15.

solle der Mandatar seinen Auftrag weder unvollständig erfüllen, noch ihn überschreiten.

So das Resultat, wenn man das hier bestehende Geschäft als Mandat betrachtet; sollte jedoch auch die Meinung derer den Vorzug verdienen, welche das zwischen Commissionair und Committenten bestehende Verhältniß lieber als Locationem Conductionem operarum ansehen wollen, sobald die Gegenleistung in gewissen Procenten besteht d), so macht dies in dem, worauf es uns hier ankommt, nemlich in Ansehung der aus diesem Rechtsgeschäft abzuleitenden Pflichten des Commissionairs keinen Unterschied, da der Locator operarum so gut wie der Mandatarius in den Grenzen seines Auftrages bleiben, und ebenfalls vollkommen die Dienste verrichten muß, zu denen er sich verpflichtet hat. e)

Alles bisher Gesagte hatte die Tendenz, die Verpflichtung des Commissionairs, unbedingt bis zu der ihm vorgeschriebenen Summe auf eine Sache zu bieten — allein aus seinem Verhältniß zum Committenten, oder aus seiner Pflicht als Mandatarius oder Locator operarum zu entwickeln. Vielleicht ist es nicht ganz ohne Nutzen, die Sache noch von einer andern Seite zu betrachten, und zur Bestätigung des Obigen anzuzeigen: daß der Commissionair auch gegen den Eigenthümer der zu versteigernden Sachen unerlaubt handelt, wenn er nicht die ihm gegebenen verschiedenen Aufträge alle, und zwar jeden ganz ausrichtet.

Aus dem Zweck und der Natur einer Auction wird sich dies sehr leicht darthun lassen. Ihr Zweck ist, daß durch die Concurrenz der Käufer die zu versteigernde Sache auf den möglichst hohen Preis gebracht, und dem Meistbietenden unter öffentlicher Auctorität zugeschlagen werde. Dieses Mittel, seine Sachen möglichst theuer zu veräußern, ist jedem Eigenthümer erlaubt, und sogar durch die Meinung mehrerer Rechtsgelehrten begünstigt, die das bei jedem andern Geschäft der Art eintretende Rechtsmittel der Anfechtung des Geschäfts ob laesionem enormem, hier eingeschränkt wissen wollen f). Wer also die Concurrenz der Licitanten widerrechtlich stört, macht sich eines doli, nicht allein gegen die von der Auction Abgehaltenen, sondern wirklich auch gegen den Eigenthümer der

d) S. Martens Handels-Recht §. 18. (Ausg. v. 1805.)

e) Thibaut Syst. d. P. R. §. 862. Hellfeld Jurisprud. forens. §. 1054. (Ausg. v. 1801.)

f) Hellfeld Jurisprud. forens. §. 1030. (Ausg. v. 1801.)

zu versteigernden Sache schuldig. Nun leidet es aber wohl keinen Zweifel, daß ein Commissionair, der Aufträge zu verschiedenen Summen auf eine und dieselbe Sache angenommen hat, — und der doch nur so verfährt, als habe er sich bloß dem verpflichtet, der ihm den höchsten Auftrag gegeben — in der That der Concurrenz der Licitanten zur Auction Eintrag thut; indem er die Person mehrerer Committenten durch Annahme des Auftrags in sich vereinigt, und doch nur handelt, als ob er von einem beauftragt sey, folglich Ursache ist, daß so viel weniger geboten, und auch für die Sache gelöset wird. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der Eigenthümer ihn wegen einer solchen Widerrechtlichkeit auf Schadenersatz, wenn sich der zeigen läßt, oder wenigstens auf Unterlassung dieser Schmälerung der Concurrenz der Licitanten, belangen könne. Denn handelt der Commissionair bei einem solchen Verfahren weniger widerrechtlich, als wenn er auf eine mehr in die Augen fallende und gröbere Art einige Licitanten von der Auction entfernt hielte? Die Wirkung bleibt immer dieselbe. Auch aus diesem Grunde sollte also der Commissionair, der verschiedene Aufträge auf eine Sache annahm, sie alle ganz ausrichten.

Man könnte vielleicht durch einen Schein der Billigkeit verleitet werden, zu glauben, bei so bewandten Umständen sey es also wohl eher Pflicht des Commissionairs, überall nur einen Auftrag auf eine und dieselbe Sache anzunehmen, indem er nothwendig einem Committenten oder dem Eigenthümer der zu versteigernden Sache Unrecht thun müsse, wenn er mehrere Aufträge auf dieselbe Sache annehme. Dies scheint auch die Ansicht des Verfassers des Aufsatzes in Nr. 67. des Magazins zu seyn. — Beiläufig hier die Bemerkung eines Schreibfehlers im zweiten Absatz jenes Aufsatzes; es muß nemlich entweder heißen: ist die erste (nemlich Meinung) richtig ꝛc., oder es muß die letzte der angeführten Meinung zuerst genannt werden. So wie es hier steht, folgt nicht, daß resp. dem Käufer oder Verkäufer Unrecht geschehe. — Es wird jedoch ein leichtes seyn, den Ungrund dieser vermeintlichen Billigkeit zu zeigen, und daher zur Bestätigung des bisher über die Pflicht des Commissionairs Gesagten, noch zuletzt den negativen Grund hinzuzufügen: daß der Commissionair auch keineswegs dem Committenten der höchsten Summe unrecht thut, wenn er die Sache bis über das Gebot des Auftrages treibt, der dem höchsten am nächsten kommt; wenn er (der Commissionair) gleich der einzige auf die Sache bietende wäre; folglich sich selbst überzubieten schiene, oder, (was einerlei ist), mit einemmale ein so hohes Gebot thut, das höher ist als alle geringern Aufträge. Widerrechtlich würde er nur dann gegen den Committenten handeln,

Digitized by Google

dein, wenn er seinen Auftrag, die Sache so wohlfeil als möglich zu erstehen (der bei einem Auftrage zur Auction wohl nur auch stillschweigend zu verstehen ist) und doch nicht über die vorgeschriebene Summe zu gehen, vernachlässigte. In unserm Falle begeht nun der Commissionair keinen von beiden Fehlern; die vorgeschriebene Summe überschreitet er nicht; und die Sache wohlfeiler zu erstehen, als etwas über die, dem höchsten Auftrag am nächsten kommende Summe hinaus, ist eben wegen der andern Aufträge auch nicht möglich. Wenn gleich der Commissionair der einzige ist, der auf die Sache bietet, so kann er an die Ausführung der Clausel: „die Sache so wohlfeil als möglich zu erstehen" doch nur erst dann denken, wenn alle geringern Aufträge überboten sind; bietet er für den Committenten der höchsten Summe nicht höher als gerade ein Gebot über die Summe, die ihr am nächsten kam, so hat er auch an der ihm als Mandatar obliegenden diligentia für das Interesse seines Committenten nichts versäumt. — Das Täuschende und Auffallende liegt hiebei nur darin, daß der Commissionair sich selbst überzubieten, oder mit einemmale ein gar nicht nothwendig scheinendes sehr hohes Gebot zu thun scheint; dies verschwindet aber, sobald man sich den Commissionair als duplicem oder multiplicem personam denkt. Denn da dasselbe Resultat erfolgen würde, wenn die verschiedenen Aufträge auf diese Sache zufällig an mehrere Commissionairs vertheilt gewesen, oder von den verschiedenen Committenten selbst besorgt wären, so kann der Committent der höchsten Summe, der nur durch Ueberbietung eines niedrigern Auftrags durch ein und denselben Commissionair die gewünschte Sache erhält, dessen Verfahren nicht widerrechtlich und ungerecht nennen.

Göttingen. Carl Lodemann.

Noch etwas in Beziehung auf die Anfrage im 72sten St. d. Mag. vom vorigen Jahre wegen Anbau des Meerrettigs.

Die wendischen Bauern in der Niederlausitz, die aus dem Meerrettigbau guten Gewinn ziehen, bedienen sich beim Anbau desselben folgender Methode: Sie wählen dazu einen fetten starken Boden, den sie das Jahr vorher riolen und düngen, weil der frische Mist den Meerrettig fleckig macht.

macht. Zu Setzlingen nehmen sie die am Ende der Meerrettigstangen ausgeschlossenen kleinen Wurzeln, welche sie beim Ausheben sorgfältig abschnitten, in kleine Bündel banden, und den Winter über im Sande verwahrten. Im Frühlinge stechen sie auf dem im Herbst zur Meerrettigpflanzung zubereiteten Lande drei Schuh breite Beete von beliebiger Länge ab. Von diesen drei Schuh breiten Beeten schneiden sie an jeder äussern Seite 9 Zoll ab, graben diese beiden 18 Zoll betragenden Abschnitte eines Stiches tief aus, und erhöhen damit die innere gleichfalls 18 Zoll betragende Erde, so daß nun die inneren 18 Zoll gegen 8 Zoll erhöht, die äußern 18 Zoll aber um 8 Zoll ausgegraben, mithin die mittlern 18 Zolle oder das eigentliche Beet die Gestalt eins runden Hügels erhalten, die äußeren aber 2 kleine Graben bilden. Der Hügel dienet zur Pflanzung, die Gräben aber zu Fußsteigen und Erhaltung der Feuchtigkeit. Sobald diese kleinen Hügel und Gräben nach der Menge der vorräthigen Setzlinge oder des vorhandenen Raums fertig sind, so geschieht das Pflanzen etwa um die Mitte des Aprils bei trockner Witterung. Von den Pflanzern, deren gewöhnlich zwei sind, hat jeder einen glatten, runden, einen Zoll dicken und etwa 18 Zoll langen Stock. Jeder nimmt 1 Schock Setzlinge, die vorher von allen Fasern gereinigt sind, und welchen man einen frischen Schnit gegeben hat, in die Hand; beide treten nun in einen der vorgedachten Graben, und bohren mit ihren Stöcken in den aufgeworfenen lockeren Hügel von zehn zu zehn Zollen ein wagerechtes und nur gegen drei Zolle mit Erde bedecktes Loch, worin sie die Wurzel der Länge nach so hineinlegen, daß das stärkste Ende, oder der Kopf, ein wenig hervorragt, doch so, daß die Wurzeln nicht gegen, sondern zwischen einander zu liegen kommen, und jede auf beiden Seiten einen Raum von 5 Zollen hat. Bei dieser Zurichtung kommen auf ein Viereck von 24 Quadratschuhen 384 Setzlinge zu stehen.

Diese eingelegte Wurzelstücke, welche, um vorzüglich gut zu seyn, so dick wie eine Schreibfeder, höchstens wie ein kleiner Finger und 10 Zoll oder etwas darüber lang, dabei glatt und gerade gewachsen seyn müssen, treiben an dem aus der Erde hervorragenden Ende Blätter, und an dem unteren Ende, wo überall sich Augen befinden, Wurzeln. Am Ende der Pflanze sind die Auswüchse der Wurzel nicht nachtheilig, sondern vielmehr zur künftigen Fortpflanzung nothwendig, die Seitenwurzeln oder Aeste aber benehmen der Hauptwurzel die Nahrung, machen sie ungestalt, und vermindern den Preis des Meerrettigs. Die gedachten Bauern wissen sie auch von diesen nachtheiligen Seitenwurzeln zu befreien. Sie entblößen im Julius die eingelegten Setzlinge von der sie umgebenden Erde, schneiden alle Seiten und Nebenwurzeln ab, bescharren sie wieder mit Erde, und bewirken

dadurch, daß die am Ende gebliebenen kleinen Wurzeln nur allein den Saft zum Hauptſtamm führen, welcher dadurch glatt erhalten, und zu ſolcher Stärke gebracht wird, daß die Stangen die Dicke von zwei Zollen und darüber bekommen.

Beantwortung

der Anfrage im 3ten Stück des Magazins v. d. J. womit man die Laubfröſche im Winter in Ermanglung der Inſekten füttere?

Der Laubfroſch (Rana arborea) wird in der Freiheit, wie beinahe die ganze Claſſe der Reptilien, bei der Annäherung des Winters von jener merkwürdigen Erſtarrung befallen, die auch manche warmblütige Thiere, und die meiſten kaltblütigen überwinternden Geſchöpfe trifft, und welche ſich von dem täglichen periodiſchen Schlafe weſentlich darin unterſcheidet, daß alle Lebens-Functionen während dieſer langen Periode oft über ein Vierteljahr ſuspendirt bleiben. Man hat verbürgte Beiſpiele von Fröſchen, welche ſo hart während des Winterſchlafs eingefroren ſind, daß ſie beim Anſchlagen wie Eiszapfen klangen und zerbrachen; und doch verlöſcht ein ſolcher Froſt den innern Lebensfunken nicht. Natürlich bedarf ein ſolches erſtarrtes Thier keiner Nahrung. Wenn aber auch etwa die Stubenwärme den Winterſchlaf hindert, ſo zeigt doch die verminderte Lebhaftigkeit des Thiers um dieſe Zeit deutlich, daß nur ein fremder Reiz der Natur entgegen arbeite, und alle Empfindungen, ſelbſt die des Hungers, ſind dann ſehr ſchwach, bis das Frühjahr neue Kraft über das Leben ausgießt. Man kann daher den Laubfroſch getroſt ohne Nahrung überwintern laſſen; er wird etwas abmagern, aber nicht verhungern, denn Speiſe thut ihm in dieſer Zeit nicht noth, und er wird dargebotene Fliegen nur aus Gewohnheit verſchlucken, oder weil er ſie nicht neben ſich leiden will. Wenn aber im erſten Frühling ſich wieder kleine Inſekten zeigen, ſo ſuche man dieſe zu erhaſchen, um damit den Froſch zu füttern, denn in dieſer Zeit ſtellt ſich der Trieb zur Nahrung wieder ein, und das Thier wird dann durch einen langen Mangel an Fliegen oder andern kleinen Inſekten getödtet, da es ein Surrogat für dieſe Nahrung überall nicht giebt.

Bei einer Spinnenlarve machte der Verfaſſer dieſelbe Erfahrung, daß ſie den ganzen Winter über die Nahrung ver-

verschmähte, welche sie bei herannahendem Frühlinge gierig zu sich nahm; da nachmals aber wieder größere Kälte eintrat, und sich alle Insekten wieder verkrochen, so starb die Spinne in kurzer Zeit, da sie den neu erlangten Nahrungstrieb nicht befriedigen konnte. Bei dem Laubfrosche ist dieses indessen so leicht nicht zu befürchten, da er überall länger der Speise entbehren kann.

Zobeljagd bei den Tonguſen.

Die Tonguſen, welche sich sonst auf der Jagd des Bogens, der Pfeile, einer Lanze und Axt bedienen, fangen, wie Bell in seinen Reisen erzählt, die Zobel bloß mit Netzen, weil die geringste Verletzung des Balges durch einen Pfeil, oder Ausraufen des Haars den Preis sehr verringert. Der Jäger folgt mit einem kleinen Hunde der Spur des Thieres auf dem Schnee einige Tage hindurch, bis das ermüdete Thier seine Zuflucht auf einen Baum nimmt. Der Jäger breitet sein Netz alsdann um den Baum aus, und zündet ein Feuer an. Der Zobel kann den Rauch nicht ertragen, und springt von selbst ins Netz herab. Gewöhnlich nehmen die Tonguſen auf die Jagd keine Lebensmittel mit, sondern verlassen sich blos auf ihren Fang. Sie essen beinahe alles Wild, sogar Füchse, Bären und Wölfe, und das Eichhörnchen ist ihnen ein Leckerbissen. Auf der Stelle bei einem durch Zunder oder geriebenem Holz entzündeten Feuer braten sie das Wildpret. Weil nun aber die Zobeljagd nicht so bald ihnen Beute gewährt, so pflegen sie, um dem Hunger gewachsen zu seyn, zwei dünne Bretter mitzunehmen, wovon das eine auf den Magen, das andere auf den Rücken gelegt wird. Die Enden dieser Bretter sind mit Strikken an einander befestigt, die von ihnen immer stärker angezogen werden, so wie sich der Hunger merklicher spüren läßt.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

8tes Stück.

Freitag, den 27ten Januar 1809.

Ueber Unabhängigkeit.

Es war der Stolz der alten Philoſophie, daß der Menſch durch die Befolgung ihrer Vorſchriften zum Beſitz einer Glückſeligkeit gelangen könne, die über die Macht aller äußern Dinge erhaben ſey; und in der hochfliegenden Sprache der Stoiker wurde der wahre Weiſe als ein Weſen dargeſtellet, das ſich in Anſehung ſeiner Glückſeligkeit, den Göttern gleich, ſelbſt genug ſey. Wenn dieſer hohe Ton bei einer nähern Betrachtung auch nicht ſo vermeſſen iſt, als er bei dem erſten Anblicke ſcheint, ſo iſt er doch gleichwohl tadelnswerth, weil er ſich auf falſche Begriffe von der Natur und dem Zuſtande des Menſchen gründet. Nein! auch bei der äußerſten Anſtrengung unſerer Kräfte werden wir uns über den Einfluß zufälliger Begebenheiten nie erheben können, und unſere beſten Lebensfreuden werden ſtets größtentheils von den Dingen außer uns abhängen. Jene frohen Lebensgenüſſe, die nächſt den ſittlichen Vergnügungen die reinſten und beglückendſten ſind, die geſelligen und häuslichen Freuden, hängen bekanntlich ganz von der Laune und dem guten Willen der uns umgebenden Menſchen ab. — Im ſtrengſten Verſtande iſt daher kein Menſch unabhängig. Der Urheber unſers Daſeyns hat uns durch wechſelſeitige Bedürfniſſe aneinander geknüpft. Keinem iſt es vergönnt, zu ſagen: ich will glücklich ſeyn trotz allen andern Menſchen! Indeſſen zeigt doch die Erfahrung, daß manche, in Vergleich mit Andern, im hohen Grade unabhängig ſind; und aus dieſem ſichern Grade von Unabhängigkeit entſpringen Vorzüge, die zu den edelſten des menſchlichen Charakters gehören.

Unabhängig im Vergleich mit andern Menſchen heißt derjenige, welcher nichts bedarf, was andere ihm vorenthalten können. Wenn ſeine Verdienſte um andere Menſchen von

der Art sind, daß er auf jede Erwiederung, die er wünscht, mit Recht Anspruch machen darf; oder wenn das, was sie ihm gewähren können, Dinge sind, worauf er keinen Werth setzt: so ist er von ihnen unabhängig. Und wenn das Verhältniß, worin er mit der Welt überhaupt steht, dasselbe ist; so ist er auch in einem gleichen Sinn von dieser unabhängig. Eine Unabhängigkeit dieser Art ist von unschätzbarem Werth; sie giebt dem Menschen Muth, den Weg des Lebens aufrecht und furchtlos zu gehen, sie giebt ihm Kraft, mit Würde und Freimüthigkeit zu reden und zu handeln; sie räumt vor ihm jede Ungleichheit hinweg, die den Menschen vom Menschen trennt, und indem sie ihm seine eigne Achtung erwirbt, erwirbt sie ihm nicht minder die Achtung Anderer, oder macht ihn fähig, dieselbe, wenn sie ihm versagt wird, mit Gleichmuth zu entbehren. Er blickt auf die größten Günstlinge des Glücks, die sich durch ihr stetes Ringen nach Reichthum und Ehre zu Sclaven Anderer machen, mit dem Gefühl einer Würde herab, zu welcher jene sich nie erheben können. Um ihn zu vermögen, so oder anders zu handeln, muß zuerst seine Vernunft überzeugt, und seine Einwilligung gesucht werden; dahingegen für jene schon der bloße Wille des Mächtigeren hinreichender Beweggrund ist. Die zwingende Nothwendigkeit, welche jene von allen Seiten einschränkt, hat über ihn keine Macht. Als Whiston mit der ehrlichen Freimüthigkeit seines Herzens dem berühmten Richard Steel Vorwürfe machte, daß er im Parlamente gegen seine erklärte Ueberzeugung gestimmt habe, erwiederte dieser: „Sie, mein guter Freund, können zu Fuße gehen, aber das kann ich nicht.“ Dies war ein offenherziges Bekenntniß seiner eigenen Schwäche. Und wenn R. Steel sich nach diesem Vorfalle einbilden konnte, daß er größer sey als Whiston, weil er in einer Carosse fuhr, während dieser zu Fuße ging: so war er eines Platzes unter den gebildeten und aufgeklärten Geistern seiner Zeit gänzlich unwerth. Whiston verstand indessen sicherlich, ihn zu würdigen. „Armer Mann“ — so dachte er wahrscheinlich, wenn er ihn vorüberfahren sah — „armer Mann, wie tief haben dich deine Bedürfnisse erniedrigt!“

Doch es ist unnöthig, bei dem Werth der Unabhängigkeit noch länger zu verweilen. Wir wollen sehen, wie dieselbe zu erlangen sey.

Unabhängigkeit ist keinesweges die Folge einer uneingeschränkten Lage. Man erhebe einen Menschen durch Rang und Vermögen noch so hoch; wird sein Ehrgeiz, seine Habsucht, seine Liebe zum Vergnügen nicht dadurch befriedigt: so wird er eben so abhängig bleiben, als einer aus der niedrigsten Classe, der sein täglich Brod von dem Belieben eines Herrn empfängt. Ja, der Hang, auf künftige und reichhaltigere Quellen des

Ver-

Vergnügens zu sinnen, kann sich des Gemüths des Menschen so sehr bemächtigen, und ihn für die gewöhnlichen Mittel zum Vergnügen so gleichgültig machen, daß er sich fast in allen Ländern auf den höchsten Stufen durch desto größere Sclaverei auszeichnet. In der glänzendsten Epoche des französischen Königthums gab es keine Person von Stande, deren ganzes Daseyn nicht von dem Wink des Hofes abhing; ein kalter Blick bei der Morgencour vermochte jede Springfeder des Vergnügens in ihrer Seele zu lähmen. Daß man damals in Frankreich nur allein für den König und durch den König (pour le roi et par le roi) lebte, wurde eine angenommene Maxime; und den Stolzesten war, um ihr Interesse bei Hofe zu befördern, kein Mittel zu niedrig. Nichts ist also thörichter, als Unabhängigkeit sich als den Preis eines Lebens zu denken, das auf die Ausübung der Kunst, „sich durch Erniedrigung zu erhöhen," verwandt wird. Der Gegenstand verschwindet vor dem Blick seines Verfolgers, denn der wahre Sitz desselben ist in seiner eigenen Brust.

Mit Wenigem zufrieden zu seyn, und sich durch ein thätiges und nützliches Leben den Besitz dieses Wenigen zu sichern, — dies sind die einzigen wahren Mittel, unabhängig zu werden. Aber beide müssen bei einander seyn, und sich gegenseitig unterstützen; denn keins kann unsre Bedürfnisse, mag ihre Zahl auch noch so klein seyn, allein befriedigen, weder Genügsamkeit ohne thätige Betriebsamkeit, noch diese ohne jene. Diejenigen, welche die Bildung ihres Geistes als den großen Gegenstand ihres Lebens ansahen, machten es sich vorzüglich zur Regel, ihre Begierden einzuschränken, und die Natur zu zwingen, sich mit so wenigem, als nur immer möglich, zu befriedigen. Sie betrachteten alle Zeit, die auf die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse verwandt wurde, als verlohren, und gaben sich daher Mühe, dieselben auf eine so kleine Zahl zurückzubringen, als nur in ihrem Vermögen stand. So dachten, so lebten die berühmtesten Philosophen der Alten. Einige ließen sich in diesem Punkte sehr wahrscheinlich durch Eitelkeit leiten, um sich durch ihre Erhabenheit über die gewöhnlichen Bedürfnisse und Begierden hervorstechend auszuzeichnen; aber es kann nicht geleugnet werden, daß die größten Charaktere des Alterthums, Männer, die sowohl auf dem großen Theater der Welt handelten, als in den Schulen lehrten, von ihrer Größe vieles ihrer Uebung in der Enthaltsamkeit und Frugalität verdankten. Viele der berühmtesten Griechen, und in den ersten Jahrhunderten alle Römer, erhoben sich über die Reize des Glücks und die Drohungen niedriger Schicksale durch eine Unabhängigkeit des Geistes, die in den Tugenden der Enthaltsamkeit gegründet war.

Thöricht würde es seyn, einen Menschen, dessen Loos es ist, in einem cultivirten Staat zu leben, und einen Theil desselben auszumachen, überreden zu wollen, seine Unabhängigkeit auf die Entsagung der gewöhnlichen Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens zu gründen. Einer solchen Unabhängigkeit bedarf es nicht, es sey denn, daß sie die einzige Bedingung wäre, unter welcher der Menschheit irgend ein großer Dienst geleistet werden kann, was aber bei den meisten Menschen schwerlich jemals der Fall seyn wird. Ein jeder trachte nur, Herr seiner eigenen Glückseligkeit zu werden, und jene Würde des Charakters, die in der freien Beobachtung anerkannter Grundsätze besteht, stets, ohne sich durch jene kleinen Gemächlichkeiten, denen sie gewöhnlich aufgeopfert wird, stöhren zu lassen, schätzen und behaupten zu lernen, und mit dem Maaße des Glücks, was eigener Fleiß und eigene Nützlichkeit ehrlicher Weise verschaffen, zufrieden zu seyn. Die stolze Unabhängigkeit des Geistes, welche die wohlgemeinten Dienste redlicher Freundschaft als eine Beleidigung zurückweisen möchte, verlangt die Moral nicht. Man erwerbe sich nur die Eigenschaften, die zur Annahme solcher Dienste berechtigen, ohne daß man zu befürchten braucht, dadurch in Schulden der Dankbarkeit zu gerathen, die unser Vermögen, sie durch angemessenen Gegendienst zu erwiedern, übersteigen möchten. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß der, welcher minder Beglückten gern wohlthut, sich nicht zu bedenken braucht, ja sich nicht einmal bedenken darf, wiederum Wohlthaten von Beglückteren anzunehmen. Eine edle Brust kennt kein schöneres Vergnügen, als das, Menschen, die es verdienen, Gutes zu thun. Man sollte daher zu dem Genusse desselben eben so gern Gelegenheit geben, als dieser Genuß gewünscht wird. Nach dem, was ich von der Welt gesehen habe, bin ich ganz überzeugt, daß Glückseligkeit im Allgemeinen, und Freiheit zu handeln, als der wesentlichste Theil derselben, im Besondern, durch Beschränkung der Gränzen unserer Wünsche sicherer erlangt werden könne, als durch die äußerste Anstrengung unserer Kräfte, einen Plan zu uneingeschränkten Genüssen auszuführen.

Beantwortung

der im 5ten Stück der diesjährigen Hannoverschen Anzeigen enthaltenen Anfrage, die Pocken der Schafe betreffend.

Wenn sich Blattern oder Pocken unter einer Heerde Schafe einstellen, so ist es nach der Meinung der sachkundigsten Männer am rathsamsten, bei allem gesunden Viehe, das wegen der nahen Verbindung mit der angesteckten Heerde in Gefahr ist, angesteckt zu werden, sofort die Impfung vorzunehmen. Die zweckmäßigste Anleitung, wie bei der Impfung zu verfahren, giebt ein kleines im Jahr 1804 zu Berlin erschienenes Buch, unter dem Titel:

Ueber die Schaf-Pocken und deren Einimpfung, als ein Mittel, die Macht dieser Krankheit zu vernichten. Von Georg Friedrich Sick, Professor bei der Königl. Thierarzneischule in Berlin.

Dieses kleine Werk enthält nicht allein in einem sehr faßlichen Vortrage eine Anweisung, wie die Operation der Einimpfung der Blattern zu machen, und was nach derselben und im Verlauf der sich eingefundenen Pocken zu beobachten ist; sondern es enthält auch manche andere hierher gehörige Notizen und Erörterungen, die gewiß für jeden aufgeklärten Oekonomen und Thierarzt belehrend und willkommen sind.

Sollte es übrigens an Gelegenheit fehlen, sich die vom Herrn Sick vorgeschlagene Impfnadel zu verschaffen, so würde die Operation auch mit einer solchen Nadel geschehen können, womit die Inoculation der Schutzblattern bei Menschen verrichtet wird. Oder man könnte auch mittelst einer Lanzette oder irgend eines feinen und scharfen Messers eine kleine Stelle in der Haut bloß etwas wund ritzen, d. i. mehrere kleine und ganz oberflächliche Schnitte darin machen, und darin die Pockenmaterie einreiben.

Hannover. A. C. Havemann.

Die

Die Insel Gozzo.

Diese kleine Insel, die vor Zeiten Gaulos hieß, liegt nahe bei Malta, wozu sie gehört, und ist davon nur durch einen engen Canal getrennt. In der Mitte zwischen beiden befindet sich die sehr kleine Insel Cumino, die ihren Namen von dem vielen Kümmel, der darauf wächst, haben soll. Die Insel Gozzo ist 12 italienische Meilen lang, 6 breit, und hat 30 im Umfange.

Manche sind der Meinung, daß sie ein abgerissenes Fragment von Sicilien sey, womit sie in uralten Zeiten zusammengehangen habe. Ihr Boden ist ein Kalk- und Muscheltuf, der aber mit weit mehr fruchtbarer Erde, als der auf Malta bedeckt ist; an vielen Stellen ist jedoch diese Erde von heftigen Winden verweht. Der Graf von Borch, der sich mehrere Tage auf dieser Insel aufhielt *), bemerkte auf derselben unter andern folgende Pflanzengattungen: Weizen, Gerste, Bohnen, Lucerne, Salsaparille, den schwarzen Andorn, die Baumwollenpflanze, das Zuckerrohr, die Gundelrebe, Flachs, Taback, verschiedene Salbeiarten, die indianische Feige, Aloe, schwarze und weiße Feigen, Pomeranzen- und Citronenbäume, den St. Johannisbrodbaum ꝛc.

Da die Insel für das Vieh wenig Fütterung liefert, so bauen die fleißigen Bewohner derselben eine afrikanische Pflanze, die Sulla genannt wird. Sie säen den Samen davon in die von der Asche der verbrannten Stoppeln bedeckte und gedüngte Erde, woraus er bald aufgeht, und zu einer großen und trefflichen Futterpflanze heranwächst. Auch noch eine andere Pflanze wird hier angebaut, die den Namen Güiguilina führt und eine Art Hirse ist, welchen man zum Ueberstreuen des Brods und zu Oel gebraucht. Sie bedarf zu ihrer Reife große Hitze. Die Baumwolle und das Zuckerrohr, woran Gozzo fruchtbar ist, sind die einträglichsten Naturprodukte.

Der Alabaster, den man auf der Insel findet, unterscheidet sich von dem malteſischen. Er ist sehr schön wellenförmig, gelb, und glänzend, und nimmt eine treffliche Politur an; er zerspringt aber, wenn er der Wärme ausgesetzt wird, in kleine Blätter. In den Steinen, die man hier zum Bauen braucht, und die aus einem lockern Muscheltuf, welcher leicht geformt und zerschnitten werden kann, bestehn, finden sich viele und oft große Versteinerungen, besonders vielschaalichte Conchilien, Meerigelarten u. s. w.

Zu-

*) S. dessen Briefe über Sicilien und Malta. Bern 1783.

Zuweilen findet man auch Meerigel, deren Schale in Marmor verwandelt ist.

Die Hauptstadt der Insel, welche auch Gozzo heißt, ist zwar unregelmäßig gebaut, hat aber doch reinliche und schöne Häuser. Sie wird durch ein festes Castell vertheidigt, das beim Eingange ein gefallendes Ansehen hat. Auch ist ein Zeughaus daselbst.

Die Zahl der Dörfer ist zwar sehr gering, aber sie sind volkreich und ungemein reinlich. Die Häuser sind darin zum Theil nett und zierlich. Man erblickt auf Gozzo manche alte römische und lateinische Inschriften, und Spuren von verschiedenen Revolutionen der Insel. Unter andern hat man auch da die Statue eines Consuls gefunden, die der Großmeister von Vignancourt in einer Nische an dem Wall des Castells hat aufstellen lassen. In dem Innern der Insel sieht man die Ruinen eines alten Gebäudes, welches die Einwohner den Riesenthurm nennen. Es soll diesen Namen von den großen Steinen haben, woraus es erbaut gewesen, und wovon einige 18 Schuh in der Länge, und 9 Schuh in die Höhe und Breite haben. Diese Steine sind ihrer Natur nach von denen verschieden, die sich auf der Insel finden. Man bemerkt weder Kalk noch Kitt an diesen Ruinen. Einige halten den Thurm für ein Werk der Griechen.

Wie auf Malta findet man auch auf Gozzo Katakomben oder unterirdische Gänge und Gewölbe, nur sind die maltesischen weit größer. In den Nischen derselben sieht man häufig Todtenbeine, und sie scheinen auf beiden Inseln gleiche Bestimmung gehabt zu haben.

In Absicht des Handels müssen diese Insulaner sich bloß auf ihre Naturprodukte einschränken. Das Vorzüglichste davon ist die Baumwolle, wofür sie sich fast allein alle ihre Lebensnothdurft einkaufen können. Ausserdem verhandeln sie Getreide, Bohnen, Zuckerrohr, Hausgeflügel und Schlachtvieh. Sie schiffen oft in einer kleinen Barke mit 4 Ochsen nach Malta über, denen sie zur Vorsicht die Füße zusammenbinden.

In Ansehung ihres Benehmens sind die Bewohner von dieser Insel zwar gesellig und dienstfertig, aber sobald sich ihnen Hoffnung zu Gewinn darbietet, äußern sie einen starken Hang zum Wucher und Betrug. Uebrigens rühmt man sie wegen ihrer Sparsamkeit und ihres emsigen Fleißes.

Merkwürdiger Begräbnißort.

Nach dem Zeugniß des P. Brydone *) findet sich in einem Capuzinerkloster, in der Nähe von Palermo in Sicilien, ein sehenswürdiger Begräbnißort. Es ist ein grosses unterirdisches in breite bequeme Gänge abgetheiltes Gemach. An beiden Seiten der Gänge sind in den Wänden sehr viele Nischen oder Bilderblenden angelegt, als wären sie zu einer Sammlung von Bildsäulen bestimmt. Aber statt Bildsäulen sind alle Nischen mit todten Körpern angefüllt, die aufrecht auf ihren Füßen stehen, und von hinten an der innern Seite der Nische befestigt sind. Ihre Anzahl beläuft sich auf mehrere hundert. Sie haben alle solche Kleider an, als sie gewöhnlich trugen. Die Haut und die Muskeln sind durch den Gebrauch eines dazu verfertigten Mittels so trocken und hart als ein Stück Stockfisch; und obgleich manche von ihnen über drittehalbhundert Jahre hier gewesen sind, so ist doch noch keiner zum Gerippe geworden. Die Muskeln scheinen zwar bei einigen mehr zusammengeschrumpft zu seyn als bei andern, vielleicht aber nur deswegen, weil solche Personen zur Zeit ihres Todes magerer und mehr ausgetrocknet gewesen sind. Viele Leute von Palermo besuchen hier täglich ihre abgestorbenen Freunde, und machen sich mit dem Gedanken von ihrem künftigen Zustande vertraut. Manche wählen sich auch wohl eine Nische aus, und versuchen es, ob sie zu ihrem Körper passend ist, damit nach ihrem Tode keine Aenderungen gemacht werden. Zuweilen legen sie es sich als eine Art von freiwilliger Büßung auf, ganze Stunden lang in diesen Nischen zu stehen. Die Todten sollen hier die Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge Jahrhunderte lang behalten. Einige von den Capuzinern schlafen alle Nächte in diesen Gängen. Kein Frauenzimmer wird aber jemals, weder todt noch lebendig, in das Kloster gelassen, und dieses Verbot steht mit großen Buchstaben über dem Thore geschrieben.

*) S. dessen Reise durch Sicilien und Malta.

Hannoverſches Magazin.

9tes Stück.

Montag, den 30ten Januar 1809.

Noch eine Beantwortung

der Anfrage im 91ſten Stücke des Hannoverſchen Magazins vom vorigen Jahre:

Geben die Samenkörner der großen Sonnenblume Oel, und was für welchen? Lohnt es ſich der Mühe, ſolche dazu ſchlagen zu laſſen?

Schon in der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts, und vielleicht noch früher, verſuchte man den Anbau der Sonnenblume, um aus dem Samen Oel zu gewinnen. Die Stuttgarter phyſikaliſch-ökonomiſchen Auszüge (Band 7. Stück 2. Stuttgart 1765.) enthalten einen Aufſatz von dem Anbau und Nutzen der Sonnenblume, worin der anonyme Herr Verfaſſer — wie aus dem Nachſtehenden erhellt, ein Schwabe — ſich verſichern ließ, der Sonnenblumenſamen gebe ein zu verſchiedenem Gebrauche nützliches Oel, wovon man ſchon in Sachſen und andern Ländern Proben gemacht, und daher dieſe Blumen in Menge auf den Feldern baue. Aus den überbleibenden Stängeln würden Wellen (kleine zuſammengebundene Bündel) zum Brennen gemacht. Der Verfaſſer wünſcht, daß man in Schwaben dieſen Bau — zum Glück nur verſuchsweiſe — auch treiben möge, und folgert ſehr richtig, daß man alsdann leicht ausmitteln könne, ob ein Morgen Sonnenblumen ſo viel Samen und Oel liefere, als ein Morgen Raps; auch, ob das Sonnenblumenöl von beſſerer Eigenſchaft ſey, als das Rapsöl. Der Nutzen vom Anbau dieſer Pflanze würde ſich nicht nur auf das Oel erſtrecken, mit dem man, wie ein Gärtner verſichere, im Hannöverſchen die Speiſen ſchmelze, ſondern auch auf die Fütterung des Viehes, da der Samen ſo groß und mehlreich ſey. Dieſe Oelkuchen.

würden vielleicht eine weit bessere Mastung abgeben, als die vom Lein und Raps. Zur Fütterung sollen die großen grünen Blätter und die Nebenzweige, welche keine Blumen tragen, dienen, und aus den Hülsen der schwarzen Kerne schmeichelt sich der Herr Verfasser einen Farbestoff zu extrahiren. Endlich sollen nach H. Zinken (ökonomisches Lexicon) die zarten und fleischigten Stängel, so wie die Blumenknospen, ehe sie aufgeblühet sind, ein gutes Gemüse liefern, welches abgekocht und mit Butter, Salz und Muscatenblüthe angerichtet, oder wie Artischocken bereitet wird. Jetzt geht der Verfasser zur Belehrung über den Anbau dieser Pflanze über, und räth die Drillkultur nach Tullischer Art, mit dazwischen gesteckten Runkelrüben. Die Pflanze, weil sie sich sehr ausbreite, müsse Luft haben, um den Samen besser zur Reife zu bringen. Auch soll man die Sonnenblumenplantage nach starken Sturmwinden untersuchen, und die umgeweheten Pflanzen wieder aufrichten und mit tüchtigen Stangen versehen; weil — wie der Verfasser sehr richtig bemerkt — die Winde den langen Stängeln vielen Schaden thun könnten. Ferner sey es besser, die Pflanzen auf warmen Gartenbeeten zu ziehen, und sie nachher zu versetzen. Wenn der Samen seine Reife erhalten habe, müßten die Kronen abgeschnitten, in Bündel gebunden, und an freien luftigen Orten aufgehängt werden; dann könne der Samen nachher ohne Mühe ausgemacht, müsse aber nur dünn aufgeschüttet, anfangs fleißig gerührt und vor Mäusen verwahrt werden u. dgl. m.

Zufolge der Schwedischen Abhandlungen (Bd. 12. S. 72.) soll ein Admiral Ankerkrona sogar Hämmel mit den Blättern der Sonnenblume gemästet haben.

In den Nachrichten der Hannöverschen Landwirthschafts-Gesellschaft (Nachrichten von Verbesserung der Landwirthschaft und des Gewerbes. Zelle 1765. 2te Samml. S. 125.) findet sich ein Aufsatz vom Hrn. Hofmedikus und Doktor Horst zu Emden in Ostfriesland. Der Herr Verfasser bezeugt zwar, daß die Sonnenblume in sandigem Boden fortkomme; über die Oelhaltigkeit des Samens habe er aber keine eigne Erfahrung. Indessen führt der Herr Doktor als wahr und völlig glaubwürdig folgende ihm mitgetheilte Nachricht an: Ein Edelmann bei Berlin, wo bekanntlich ein sandiger Boden ist, habe die Sonnenblume in Menge gezogen, und auf einmal eine Erndte von 10 Berliner Scheffeln (etwa 16 Himten Neubraunschweigischer Maaße) Samen erhalten. Nachdem derselbe getrocknet und gereinigt worden, habe er ihn auf einer Oelmühle schlagen lassen, und ein Oel erhalten, welches dem aus der Provence gleichzustellen sey. — Der Herr Verfasser räth an, die Körner zwei Fuß auseinander zu legen, und jeder Pflanze eine

Stange

Stange zum Schutze gegen ſtarke Winde zu geben. Die Blätter, welche die Kerne oben bekleiden, ſoll man gegen die Zeit der Reife abbrechen, damit die Sonne einfallen, und der Samen beſſer zeitigen könne u. ſ. w.

Beide Nachrichten erwähnen mit keiner Sylbe die Quantität des Oels, welche aus einer gegebenen Anzahl Pfunde des Sonnenblumenſamens erfolgt. Wäre dies geſchehen, ſo hätte man nach ökonomiſchen Prinzipien die Sache richtiger beurtheilen können. Auch Zinken und Miller erwähnen in ihren Wörterbüchern des Oels aus Sonnenblumenkernen gar nicht.

Dieſe Pflanze zeigt ihre Blumen in ſehr mannigfaltigen Farben, und gewährt in größern Gartenanlagen, Boskets ꝛc. einen ſchönen Anblick. Es giebt größere und kleinere; indeß müſſen ſie, wenn man ſicher gehn will, ſelbſt in dichten Gärten ſämmtlich mit Stangen verſehen werden, um gegen ſtarke Winde geſchützt zu ſeyn. Wer dieſe Bedingung anerkennt, wird eine ungeſtiefelte Sonnenblumenplantage im freien Felde bemitleiden, und den Pflanzer bedauern, der dem künftigen reichen Oelertrage dieſes Gewächſes mit froher Hoffnung entgegenſieht. Stangen ſind alſo durchaus erforderlich, wenn die Pflanze in der Entfernung ſtehen ſoll, welche zum gedeihlichen Wuchſe und zur Hervorbringung guten Samens vorgeſchrieben wird, nemlich in zweifüßiger. Wenn ich auf einen Calenberger Morgen 7680 Pflanzen annehme: ſo ſind eben ſo viele Stangen, oder 128 Schock erforderlich, welche zu 24 mgr. 85⅓ Rthlr. betragen. Höchſtens 6 Jahre kann man dieſe hiezu benutzen; dann müßten andere ihre Stelle erſetzen; die Sonnenblumenplantage eines Calenberger Morgens würde alſo bloß für Abnutzung der Stangen jährlich in Ausgabe zu bringen haben etwa 14 Rthlr., ohne den übrigen Aufwand, welcher ebenfalls nicht unbedeutend iſt. — Wenn gleich ich weder eigne noch fremde Erfahrung von dem Ertrage einer Sonnenblumenpflanzung im Großen beifügen kann; ſo wird jeder aufmerkſame Beobachter dieſes Gewächſes mir doch zugeben, daß unter dem Samen ſich eine bedeutende Menge tauber Körner finde, welche wahrſcheinlich aus dem Grunde nicht zu vermeiden ſind, weil die Blüthen zu ſehr verſchiedenen Zeiten aufbrechen, und mithin der Samen ungleich reift, ein Umſtand, der bei andern Oelgewächſen in dem Verhältniſſe nicht Statt hat. Ich will einmal annehmen, daß ein Morgen Sonnenblumen 20 Himten Neubraunſchweiger Maaße Samen liefere; der Himten giebt, nach der weiter unten folgenden Erfahrung etwa 1¼ Pfund Oel; ich will indeß 2 Pfund annehmen, mithin liefert ein Morgen 40 Pfund Sonnenblumenöl. Dies beträgt, das Pfund zu 8 mgr., 8 Rthlr. 22 mgr. Mag man nun mit dem obengenannten Hrn. Verf. die Blätter und zarten Zweige zur

Nahrung für Menschen und Vieh, die Hülse des Samens zur Färberei, kurz die ganze Pflanze nach dem höchsten Prinzip der Oekonomie benutzen wollen: kein richtig rechnender Oekonom wird in eine Sonnenblumenplantage sein Geld anlegen.

Nun der Oelertrag des Samens. Daß die Pflanze, als Oelgewächs, keine reiche Ausbeute liefere, beweiset eine Stelle in den oben angeführten Nachrichten der Hannöverschen Landwirthschaftsgesellschaft (Sechste Sammlung S. 708.). Wahrscheinlich hatte man damals auf Veranlassung des früher erschienenen, oben bemerkten Aufsatzes vom Hrn. Doktor Horst mit dem Anbaue dieses Gewächses Versuche gemacht, welche indeß kein erfreuliches Resultat geliefert haben müssen, weil es heißt: „Man hat mehr denn einen Versuch gemacht, aus den Kernen der Sonnenblumen Oel zu pressen; allein man hat dessen so wenig erhalten, daß es die Mühe nicht belohnen würde, sie zu diesem Endzweck zu ziehen. — Hiemit stimmt meine Erfahrung völlig überein. Vor einiger Zeit wurde mir eine Metze Sonnenblumensamen zugeschickt, um das Oel auf meiner Oelmühle auspressen zu lassen. Nachdem der Samen gehörig gesiebt war, wog die erhaltene Metze 5 Pfund, und lieferte nicht mehr als 10 Loth Oel, welches im Geschmacke dem Mohnöl nahe kam Ein Himten würde demnach 40 Loth oder 1¼ Pfund Oel geben. Wenn gleich dieser Samen mehrere taube Körner enthielt, und man hierin etwa den Grund der geringen Oelhaltigkeit suchen wollte: so beziehe ich mich auf meine obige Bemerkung, nach welcher taube Körner sich wahrscheinlich nicht vermeiden lassen; dann aber auf ein durch Gewicht ausgemitteltes Resultat, wonach ein Himten, wenn die Körner sämmtlich voll und reif sind, nicht mehr als 23 bis 24 Pfund wiegt. Dieses geringe Gewicht läßt sich leicht erklären, wenn man den Samen nur genau untersucht, und ihn mit andern Oelsämereien, als Raps, Lein, Mohn ꝛc. vergleicht. Die Hülse der Sonnenblumenkerne ist groß und oben an dem stumpfen Ende ziemlich dick, der Kern füllt die Schaale nicht ganz aus; und manche lassen sich gar darin hin und her schütteln; ein bestimmtes Maaß dieses Samens enthält also eine sehr geringe Kernmasse, und diese bestimmt doch bei reinem Samen vornemlich das Gewicht oder die Oelhaltigkeit der Oelsämerei. Winterraps und Mohnsamen haben dagegen feine Hülsen, an welche der Kern genau anschließt. Das Gewicht eines Himten ist 45 bis 50 Pfund, woraus, wenn der Samen gut ist, 16 Pfund Oel erfolgen — Mohnsamen giebt oft 18 Pfund und darüber, in der Regel aber 16 Pfund.

Der Mohn ist ein Oelgewächs, welches den fleißigen Anbau mehr verdient und ungleich größern Ertrag liefert, wie die Sonnenblume. Der Ertrag eines Morgens ist auf 12 bis

16 Pfund zu rechnen, und das Oel des Mohnsamens wird dem Provenzer gleich geachtet. Der Mohn kömmt auf geringem Sandboden fort, und scheint einen solchen mehr als einen reichen festen zu verlangen, selbst geringe Vertiefungen, welche sich in einem ihm sonst angemessenem Boden finden, können das Gelbwerden und Kränkeln dieser Pflanze verursachen. Feuchtigkeit und daher erfolgte Bindung dieser Stellen sind wahrscheinlich die Ursachen; daher scheint es mir auch nicht rathsam, bei nassem Wetter die Mohnfelder durchhacken oder durchjäten zu lassen, (um ihnen die gehörige Entfernung zu geben) weil der Boden hievon festgetreten wird; ich fand wenigstens immer kränkliche Pflanzen, wenn gegen diese Regel gehandelt wurde. — Daß die Pflanze im Sandboden gut fortkomme, beweiset fremde und meine eigne Erfahrung. Im Jahre 1805 bauete ich auf einem hiesigen Sandfelde, welches nicht die geringsten Lehmtheile enthält, und vor meiner Hierkunft beständig mit Kornfrüchten (5 bis 7 Saaten nach einer Düngung) ausgesogen war, Kartoffeln, welche auf gewöhnliche Art gedüngt wurden; 1806 trug dieses Feld Mohn. Anhaltende Dürre setzte die Pflanzen sehr zurück; doch erholten sie sich beim nachherigen Regen sehr, und der üppige Wuchs und die Vollständigkeit der Samenköpfe überzeugten mich hinlänglich, daß dieser Boden der Mohnpflanze angemessen sey.

Es giebt weißen und blauen, geschlossenen und geöffneten Mohn. Der geöffnete giebt den meisten Samen; sein Bau ist aber, wegen des möglichen Samenverlustes bei heftigen Winden und wegen der Vögel, welche ihm sehr nachstellen, nicht rathsam. Sicherer geht man mit dem geschlossenen Mohn, und hier liefert der blaue mehr, der weiße helleres Oel. Die Erndte ist leicht zu beschaffen: Die Stängel werden aufgezogen, in Bunde gebunden, wie Korn gedroschen und ferner gereinigt. Nur dieß muß ich noch erinnern, den Mohnpflanzen nicht mehr als 1 Fuß Entfernung zu geben, weil, wenn sie weiter stehen, mithin mehrere Köpfe treiben können, ihr belastetes Haupt leicht von heftigen Winden niedergedrückt wird. Der Stangen bedarf es jedoch nicht, dieß beweisen Erfahrungen im Großen im Magdeburgischen, Halberstädtischen, Anspachischen, Baireuthischen ꝛc., wo man vielleicht so viele Mohnfelder, als in unsern schweren Waschgegenden Winterrapsfluren antreffen kann. Ueberhaupt geschieht das Umwehen des Mohns auch selten, und nur dann, wenn der Samen schon gesetzt ist, wo es keine große Nachtheile mehr bringt. Eine ungestreifelte Sonnenblumenplantage würde dagegen schon dann in Gefahr seyn, vom Winde

umgerissen zu werden, wenn ihre Blütheknospen sich zeigen, weil schon der Blumenkelch eine bedeutende Schwere hat, und auch die ganze Pflanze dem Winde zu viel Fläche darbietet. Die Grille, daß der Mohnöl einschläfere, ist schon längst widerlegt; nicht der Samen, sondern die Pflanze unmittelbar liefert das Opium. Eine Anleitung zur Cultur dieser Pflanze übergehe ich, es fehlt nicht an Vorschriften hierüber.

Wenn gleich ich keine eigne Erfahrung über den Ertrag der Menschennahrung, des Viehfutters und Färbestoffs einer Sonnenblumenpflanzung anführen kann: so war ich doch im Stande, den Oelertrag des Samens genau zu bestimmen, und überlasse ich es einem Jeden, die Sonnenblume als Gemüse-, Futter-, Oel- und Farbepflanze zu prüfen und zu beurtheilen.

Will man eine Pflanze cultiviren, welche Gemüse, Viehfutter und Oel zugleich liefert: so zweifle ich nicht, daß der Schnittkohl mit großem Vortheile sich hiezu benutzen läßt. Ich habe seinen Anbau versucht, und werde in der Folge die Resultate darüber in diesen Blättern mittheilen.

Küstje. H. F. L. von Langwerth.

Meine Erfahrung von dem stachlichten Ginster.

(S. Anfrage 3. im 1ten Stück dieses Magazins v. d. J.)

Es war in dem Jahre 1763 oder 1764, daß ein Eichelnkamp in der Großenheler Weide, etwa dreiviertel Stunde von Celle, angelegt wurde. Man zog einen Graben um denselben, gegen den Anlauf des Viehes ihn zu schützen, und damit er noch mehr dawider gesichert seyn möchte, wurde der Aufwurf mit dem Samen des stachlichten Ginster bestreuet, welchen Se. Excellenz, der weiland Geh. Rath Frhr. Carl Diede zum Fürstenstein, als damaliger Großvogt, des Endes kommen, und der Burgvogtei unter dem Namen Genista spinosa zugehen lassen.

Der Samen ging erwünscht auf, und trieb gleich im ersten Sommerhalbenjahre 3 bis 4 Fuß hohe Sträucher mit vielen Stacheln und gelben Blüthen besetzt, die das Auge er-

ergötzten und erwarten ließen, ihrer Bestimmung völlig zu entsprechen. Allein der hierauf eingetretene strenge Winter vereitelte die schöne Hoffnung. Die Sträucher froren sämmtlich ab, und trieben auch im Frühlinge nicht wieder aus ihren Wurzeln, weßfalls man sich auch nachher der Genista spinosa nicht weiter zu Einfriedigungen bediente.

Diese Thatsache kann aus denen in obgedachten Jahren über den Zustand der Forsten und darin geschehenen Verbesserungen in Gegenwart der Forstbedienten gerichtlich aufgenommenen Forstschreibtags-Protokollen leicht erwiesen werden, die ich, als derzeitiger Amtschreiber, selber geführt habe, und entweder in der Burgvogteilichen oder Großvogteilichen Registratur wahrscheinlich noch vorhanden seyn müssen.

Allem Vermuthen nach ist deshalb der flachlichte Ginster, weil er in unsern starken Wintern nicht ausdauert, nicht weiter erwähnt oder zur Fortpflanzung angerühmt worden.

Der würdige Kunst- und Handelsgärtner Christian Ludewig Krause hat in seinem so betitelten funfzigjährig-erfahrungsmäßigem Unterricht von der Gärtnerei, den er 1773 bei Decker zu Berlin herausgegeben, viele Versuche damit gemacht, und diese Staude in seinem Garten sogar den Winter über mit Laub und Stroh bedecken lassen, dennoch aber in mehrern Jahren bei aller Vorsorge kein Stück davon durch den dritten Winter bringen können. Er empfiehlt dagegen zu lebendigen Hecken den virginischen Jasmindorn, Lycium cortice albido, und im neuen Hannöverschen Magazin vom Jahre 1793 wird im 91sten Stücke der Bocksdorn, Lycium europaeum L. sowohl zu Hecken in offenen Feldern, als auch zu Bebauung sandiger Reviere angepriesen. Sollte die Hecke zu Drakenburg, deren in der Anfrage bereits Magazins vom gegenwärtigen Jahre, und zwar im ersten Stücke unter Nr. 31 gedacht, und daselbst Ulex europaeus genannt wird, von keinem Froste überall nicht gelitten haben, mithin seit 13 Jahren noch grün geblieben seyn, so wäre es vielleicht eine Abart. Daß es mehrere Arten des Ginsters geben solle, sagt das allgemeine Haushaltungs-Lexicon, welches nach und nach in 3 Quartbänden 1749 bis 1751 zu Leipzig im Druck erschienen, unter dem Worte: Ginste, Genist oder Pfriemenkraut.

Ich kenne nur noch eine niedrige, hin und wieder wildwachsende, mit Stacheln und gelben Blüthen versehene Genista, die ich auch bei Ilten in den Pfingstängern angetroffen habe, und von den Bauern gemeiniglich Reh- oder Hasenpfeffer benahmt wird.

J. A. B.

Russische Glocken.

Die Glocken in Rußland, besonders in den größern Städten, werden für eines der wichtigsten Erfordernisse zum russischen Gottesdienst gehalten, weil die längere oder kürzere Dauer ihres Lautes die größere oder mindere Heiligkeit des Tages andeutet. In Moskau hängen sie auf eignen Glockengerüsten, die von der Kirche abgesondert sind. Sie werden nicht geschwungen, wie unsere Glocken, sondern sind unbeweglich an den Balken befestigt, und werden mit einem an den Schlägel gebundenem Seil, das man seitwärts anziehe, geläutet. Man hielt es von jeher in Rußland für ein verdienstliches Werk, Glocken in eine Kirche zu schenken, und man pries die Frömmigkeit des Schenkers nach der Größe und dem Gewicht derselben. Daher wurde Boris Godunow, der eine Glocke von 288,000 Pfunden in die Domkirche zu Moskau schenkte, lange für einen der frömmsten russischen Fürsten gehalten, bis ihn endlich die Kaiserin Anna übertraf, die eine von 432,000 Pfunden gießen ließ, und welche größer ist, als irgend eine andere. Man findet eine Abbildung von dieser ungeheuren Glocke in Jonas Hanway's Beschreibung seiner Reisen durch Rußland und Persien. Ihre Höhe beträgt 21 Fuß und 4 und einen halben Zoll, ihre Weite unten im Diameter 22 Fuß und 4 und dreiviertel Zoll, ihre größte Dicke 23 Zoll. Als einst bei einer Feuersbrunst der Balken, an dem sie hieng, verbrannte, fiel sie herunter, und es brach durch den Fall am untern Ende ein Stück aus derselben, welches eine so große Oeffnung machte, daß zwei Personen nebeneinander, ohne sich zu bücken, durch dieselbe gehn konnten.

Anfrage.

Woher kömmt das Wort Strohwitwe?

Hannoverſches Magazin.

10tes Stück.

Freitag, den 3ten Februar 1809.

Phyſikaliſch-ökonomiſche Bemerkungen auf einer Luſtfahrt von Selters nach Limburg am 21ſten Auguſt 1808.

Es iſt ein wahres Vergnügen in ſchönen Gegenden, den Weg, welchen man nach einem Orte hin gemacht hat, wiederum zurückzulegen. Da erhält man beſonders in gebirgigten Gegenden neue Anſichten.

Die Quelle zu Selters iſt von der Natur in einem der angenehmſten gefälligſten Thäler zu Tage gefördert worden. Schon der Nahme des Thals, der Goldene-Grund, ſcheinet dieſes anzudeuten. Es iſt der Emsbach, welcher eine Stunde oberhalb Selters entſpringt, welcher dieſes angenehme Thal bewäſſert, und unterhalb Limburg in die Lahn fällt. Ich bin kein Freund von umſtändlichen Beſchreibungen ſchöner Landſchaften; es geht damit wie mit den engliſchen Gärten; der Leſer erhält für ſeine Imagination nie das rechte Bild. Wenige Züge mit der Bleifeder ſagen oft viel mehr. Indeſſen kann ich doch den goldenen Grund nicht ſo aufgeben. Ich habe geſagt, daß das Thal gefällig iſt. Die Berge, ſo es begränzen, ſind nemlich nicht ſo hoch, daß nicht die mehrſten beackert werden könnten; nach der Nordſeite findet man hin und wieder Waldpartien. Die ſchöne Chauſſee nach Limburg, 3 Stunden von Selters, ſcheint ſeit älteren Zeiten von den Bergen abterraſſirt zu ſeyn; man fährt alſo die mehrſte Zeit in einer angenehmen Erhöhung um die Berge herum, wodurch die Ausſichten mit jeder Wendung verändert werden. Ein Paar auf den Anhöhen angebrachte Wallfahrts-Capellen machen die Scene noch maleriſcher. Die Fußwege, welche zu den Capellen führen, ſind reichlich mit Mutter Maria-Häuschen verſehen. Dieſe ſind ſolide von Stein gebauet, übertüncht, und mit einem Schieferdach verſehen. Mit dem Bilde der Mutter Gottes iſt es oft darin ſehr

 treu-

traurig bestellt, und diese oft nur auf dem Hintergrunde mit Farben sehr elend angegeben, wenn vielleicht das erste Bild verlohren gegangen ist. Auch hat man wohl noch die Andacht durch einige fingerlange Puppen von Porzellain zu vermehren gesucht, welche man hinter dem Gitter mit eingeschlossen hat.

1) Lucerne.

Sind die Abhänge der Berge an einigen Stellen der Chaussee etwas steil oder schrof, daß kein Kornbau statt finden kann, so findet man diese mit der üppigsten, oft 2 Schuh hohen Lucerne bedeckt. Diese Kleeart scheint die Natur nur für solche Gegenden und solchen Boden, als man hier findet, bestimmt zu haben. Sie dauert 8 bis 10 Jahr, und wird, was ich fast nicht habe glauben können, wenig oder gar nicht gedünget. Man könnte vielleicht auf dem sogenannten Weinberge bei Hitzacker, welcher ähnlichen Boden hat, damit den Versuch machen.

Die Ursache des vorzüglichen Gedeihens der Lucerne selbst an den Bergen ist überhaupt in der Vortrefflichkeit des hiesigen Erdbodens zu suchen. Dieser besteht in der ganzen hiesigen Gegend aus einem milden geschlammten Lehm, worin sich überall keine Steine befinden. Er hat die vorzügliche Eigenschaft, daß er nicht sehr bindend ist, und daher auch die Nässe nicht gar zu lange an sich hält. Bei alle dem öffnen sich die Berge hin und wieder, und liefern den nützlichen

2) Basalt.

Dieser hat uns seit Dransfeld noch nicht verlassen. Bei dem einen Steinbruche auf dem Wege nach Limburg erheben sich einige mannsdicke Säulen nebst mehreren kleineren, und gehen in schiefer Richtung zu Tage aus. Schwerlich werden die Arbeiter sie schonen, wenn sie so weit vorrücken. Die Säulen haben, wie ich schon oben bemerkt habe, in diesen Gegenden mitunter eine beträchtliche Stärke; überhaupt neiget sich der Basalt größtentheils zur viereckigen Form, und die 5te Seite, wodurch er den Kristallen ähnlich wird, ist mehrentheils nur durch eine schwache Abstumpfung der einen Seite angegeben. Welche Annehmlichkeit, die Säulen, wie sie gebrochen werden, an Chausseen und Alleen zu gebrauchen! So fand ich, wenn ich nicht irre, vor Wellburg eine Menge derselben von gleicher Form an den Wegen, von denen man hätte glauben sollen, daß sie der Steinhauer so zubereitet hätte.

Niedern-Brechten.

Ich muß der Sonderbarkeit wegen dieses kleinen Städtcheus gedenken, welches einige 100 Schritte von der Chaussee an einem mäßigen Berge liegt. Es hat aus dem mittlern Zeitalter außerordentlich hohe Mauern und

noch

noch höhere Thürme aufzuweisen. Ein besonders großer Thurm hat noch sein Schieferdach nebst kleinen Nebenthürmen behalten, und auf einem Theile der Stadtmauer befindet sich auch noch das ehemalige Schieferdach und die Gallerie, worauf die Schützen zur Vertheidigung standen. Man hat diese Gallerie neulich zu Wohnungen umgeschaffen, und dadurch das Bild der Vorzeit erhalten. Nun denke man sich aber den Contrast, über diese fürchterlichen Vertheidigungs-Mauern eine Menge elender Strohdächer hervorragen zu sehen.

In der Nähe von Limburg erscheint das schöne Schloß Oranienstein mit seinen schönen Avenuen. Es war der vormalige Sitz der Prinzen von Oranien, ist aber jetzt einsam und verlassen, eine Domaine des Prinzen, welche unter N. Usingscher Hoheit steht. In Limburg war die Schiffbarmachung der Lahn bis Marburg ein wichtiger Gegenstand für den Handel. Bisher war die Lahn nur bis Diez, etwa eine Stunde von Limburg, schiffbar. Die Sache wird von Westphälischer Seite betrieben, und binnen einem Jahre beendiget seyn. Bis Limburg war man bereits mit der Arbeit gekommen. Die Kosten sollen sich nicht besonders hoch, und wie man behauptet, nicht über 70,000 Gulden belaufen. Man muß aber bedenken, daß keine kostbaren Schleusen angelegt werden, sondern daß man eine Menge Wehre anbringet, über welche die Schiffe durch Flaschenzüge gewunden werden. Man wird also künftig von Marburg nach Holland zu Wasser fahren können.

Ich empfehle den Curgästen von Selters, welche einmal ordentlich essen wollen, den Weilburger Hof, es ist ein sehr gutes Gasthaus, und für 9 mgr. nach unserm Gelde hat man einen lieblichen guten Tischwein.

3) Runkelrüben.

Man macht sich keinen Begriff davon, in welcher ungeheuren Menge die Runkelrüben in dieser ganzen Gegend angebauet werden; ich möchte behaupten, sie nähmen über den vierten Theil der behackten Brache ein, denn die Kartoffeln oder Grundbirnen werden nicht in so großer Menge wie bei uns gebauet, müssen auch natürlich den unsrigen an Güte nachstehen. Ich bekam eine hohe Idee von der hiesigen Zucker- oder Syrup-Fabrication, wunderte mich aber nicht wenig, als ich erfuhr, daß man davon nichts wüßte, sondern daß die Rüben lediglich für das Vieh bestimmt wären. Die Erfindung des Hrn. Achard ist also noch nicht bis hierher gedrungen. Auch scheint die Thaersche Oekonomie hier noch eben nicht bekannt zu seyn.

4) Die Gemeinde-Hölzer

scheinen auch während des Krieges

hier in Selters, wohin wir nun von Limburg zurückgekehrt sind, sehr verwüstet zu seyn; vielleicht wäre hierin noch eine Hülfsquelle zur Bezahlung der Schulden oder der Zinsen zu finden gewesen. Frage: Sind denn die hiesigen Gegenden auch sehr mitgenommen worden? Antwort: Man denke sich, das einzige Dorf Selters hat 60,000 Gulden Gemeindeschulden, etwa 30,000 Rthlr.

5) Salzmonopol.

Der Kaiser besitzt auf dem linken Rheinufer ein Salzwerk, welches nur schlechtes Salz fabricirt, also auch schlechten Absatz hat. Er hat also die Nassauischen Herzogthümer, welche keine Salzwerke haben, ersucht, ihm pp. jährlich für 40,000 Gulden abzunehmen. Dieses wird nun auf die Kopfzahl der Personen, so auch gewisser Viehsorten repartiret. Jeder erhält nun sein bescheiden Theil, und wenn er dieses hat, kann er gutes kaufen. Das Salz ist nemlich unansehnlich und unrein, und einige wollen behaupten, es wäre zum Einsalzen des Fleisches nicht besonders taug'ich, (schon im vorigen Herbste damit eingesalzenes Fleisch ist verdorben.)

6) Obstbäume.

Es ist im vorigen Herbste in den Nassauischen Landen *) eine Verordnung erschienen, nach welcher die Unterthanen angewiesen sind, die öffentlichen Heerstraßen und Nebenwege auf ihre Kosten mit Obstbäumen zu bepflanzen. Dieses alles ist, wenigstens in Ansehung der großen Straßen, bereits zur Bewunderung beschaffet. Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß ein jeder Landeigenthümer seine an die Chaussee stoßende Stücke bepflanzt. Die Bäume stehen ziemlich nahe, und sind mit vieler Vorsicht an Pfähle befestiget, und für den Anfall des Viehes durch Dornen oder Stroh gesichert. Aber woher haben die Landleute auf einmal so viel Obstbäume erhalten können? Man nannte mir mehrere Baumschulen in der Gegend von Frankfurt, behauptete aber, daß die Kronenberger Bäume, wo sich der Oberpfarrer Christ aufhält, die besten wären. Es sind mehrentheils Apfelbäume; was aber uns Nordländer in Erstaunen setzen muß, ist: daß ich unter den vielen 1000 Stämmen fast keinen gesehen habe, welcher ausgegangen ist.

Ueberhaupt wird man sich einen Begriff von dem kraftvollen Boden um Selters machen können, wenn ich bemerke, daß ich so wenig an denen im Dorfe als auf dem Felde befindlichen Obstbäumen, auch nicht an einem, die mindeste Spur von Kränklichkeit, ja nicht

*) Ich muß nemlich bemerken, daß, da der Fürst von Weilburg den Herzog von N. Usingen beerbet, beide Regierungen jetzt schon in solchen Sachen übereinstimmend zu Werke gehen.

nicht einmal einen einzelnen trocknen Zweig habe antreffen können. Die Abrikosen werden viel hochstämmig zwischen den Pflaumenbäumen gezogen. Unter den alten Bäumen im Felde befindet sich auch noch viel wildes Obst.

7) Die kleine Mirabelle.

Warum zieht man diese so nützliche Frucht nicht in unsern Gegenden. Der Oberpfarrer Christ hat uns ja schon längst in seinem Handbuche zur Obstbaumzucht die Nützlichkeit derselben so reizend geschildert, und unter andern bemerkt, welche ungeheure Menge ein einziger Amtsgarten bei Kronenberg zum Dörren lieferte. Das Dörren ist der wesentliche Nutzen derselben in der Oekonomie, ob sie gleich auch zum frischen Genusse vortrefflich ist. In den hiesigen Gegenden werden die Bäume hochstämmig gezogen. doch soll man sie auch recht gut niedrig ziehen, wobei sie, ohne daß es ihrer Fruchtbarkeit Abbruch thun soll, die Scheere ertragen.

Aber möchte man fragen, warum will man sich nicht bei uns an die vortreffliche Bauerzwetsche halten, da sie nicht veredelt zu werden braucht, an Volumen der Früchte die Mirabelle wahrscheinlich übertrifft, und, mit Vorsicht gedörret, vortrefflich ist. Diese wollen wir auf keine Weise verdrängen, vorzüglich wenn es darauf ankömmt, den weiten Magen des nordischen Landmannes zu füllen. Die Mirabelle ist eine kleine runde gelbe Pflaume, etwa halb so groß wie eine mäßige Abrikosen-Pflaume, hat jedoch einen feinern süßern Saft. Nun vergleiche man erst als Compot beide gedörrte Sorten, nemlich die Zwetsche und Mirabelle, wie bald wird man sich für leztere erklären.

8) Krug-Bäckereien.

Man stelle sich die Krugwirthschaft vor, wenn man sich 1200,000 Krüge auf einem Platze denken wollte! Diese sind zur Friedenszeit, wenn die See offen gewesen ist, jährlich von Selters aus gefüllt versandt worden. Jezt bringt es gewiß nicht die Hälfte, denn auch die Preussen bleiben gänzlich zurück.

Unweit Montabauer bei Coblenz befinden sich an die 70 Töpfereien, von welchen jeder Töpfer für seine Waare einstehen muß. Diese müssen die Erde noch in einiger Entfernung von dort aufsuchen, und nach Befinden zusammensezen. Wer seine Sache nicht versteht und zu schlechte Waare liefert, wird ausgeschlossen. Der Geschickteste erhält jährlich eine Prämie. Daß die Glasur der Krüge dadurch hervorgebracht wird, wenn der Töpfer einen halben Himten Salz in den Ofen schüttet, ist eine bekannte Sache. Diese Krüge liefert jeder Töpfer, dessen Nummer an dem Kruge befindlich ist, anhero.

Die

Die Entfernung beträgt 8 Stunden, und 2 Ochsen fahren zur Zeit 600 bis 650 leere Krüge. Jetzt geht es auf das Probieren los. Die Krüge werden mit Wasser gefüllt und auf einem neben dem Magazin befindlichen, mit Bohlen belegten Platze dicht neben einander gestellet. Eine jede Frauensperson füllt nemlich, so wie bei der Mineralquelle, an jeder Hand 4 Krüge. Nach etwa 24 Stunden treten nun zwei dazu angestellte Leute mit den Füssen auf die offenen Krüge, und schlagen allen denen, worin das Wasser ganz, oder auch nur auf einen gewissen Grad gesunken ist, mit einem der kleinen halben Krüge die Hälse ab. Es ist unglaublich, wie viel Krüge als unhaltbar zerschlagen werden. Man hat Exempel, daß ein schlechter Krug-Bäcker über den dritten Theil verlohren hat; von den besten gehen nur 8 bis 10 p. C. verlohren. Oft verliert der Krug seinen Hals, wenn das Wasser vielleicht auch nur kaum ein Paar Linien gesunken ist; man hält alsdann den Krug nicht für hinlänglich ausgebacken. Dieses bringt oft ganze Hügel von Scherben, welche täglich weggefahren werden müssen.

Ich gestehe, daß das Abschlagen der Hälse mit dem kleinen halben Krug bei mir eine ängstliche Empfindung hervorbrachte. Die Leute, welche ohnehin schon auf den Oeffnungen der stehenden Krüge balanciren mußten, waren bei einem jeden Schlage genöthiget, sich ganz bis zur Erde zur bücken, welches, wenn sie auch jedesmal in der Geschwindigkeit 2 bis 3 verschlugen, doch die Brust auf eine unglaubliche Weise angreifen mußte. Ich befragte die Leute, warum sie sich nicht kleine eiserne Hämmer an langen Stielen verfertigen ließen, um damit in aufrechter Stellung die Hälse abzuschlagen. Obgleich die andere Methode vielleicht 1 bis 200 Jahr im Gebrauch gewesen seyn mag, so mißbilligten sie doch die Idee nicht, sprachen aber von Kosten. Ich versprach, einen solchen zierlichen Hammer machen zu lassen. Derselbe hatte einen 3 Schuh langen Stiel, und konnte auch füglich statt eines Spatzierstocks gebraucht werden. Der Versuch ward gemacht, und fast möchte ich sagen, daß es ein Vergnügen gewesen wäre, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit die Hälse an allen Seiten flogen; es geschahe zum grossen Vergnügen des Arbeiters, welcher für mein Geschenk überaus dankbar war, nie ein Fehlschlag, welches mit den umgekehrten Krügen nicht immer zu vermeiden war. Es würde mich freuen, wenn ich zur Erleichterung dieser guten Leute, wie ich hoffe, etwas beigetragen haben sollte.

Der Schluß folgt.

Wie

Digitized by Google

Wie ist ein in einem Gebäude verstecktes Feuer zu tilgen?

Wenn man die traurigen Wirkungen überdenkt, die eine Feuersbrunst hervorbringen kann, und oft hervorbringt, den Schrecken, die Angst, die Verwirrung, den plötzlichen Verlust der Wohnung, der Habe, und zuweilen selbst des Lebens, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß der menschliche Scharfsinn in Erfindung der Mittel zur Abwendung eines solchen Unglücks noch immer weiter gehen möge. Es fehlt zwar nicht an lehrreichen Büchern, worin dieser Gegenstand umständlich abgehandelt ist; manche Länder können sich auch in dieser Hinsicht trefflicher Polizeiverordnungen, manche Oerter sehr guter Löschanstalten rühmen; aber diese sind noch nicht hinreichend in Ansehung besonderer Fälle, die auch besondere Maaßregeln erheischen, um den ersten Ausbruch einer Feuersbrunst zu verhüten, und sie gleichsam in der Geburt zu ersticken. Hieher scheint mir der Fall zu gehören, wenn Feuer in einem inwendig mulmig gewordenen Wandbalken oder Ständer eines Hauses verborgen glimmt, und sich etwa nur durch den Geruch zu erkennen giebt.

Aus Erfahrung ist mir bekannt, daß von dem Feuer unter einem in der Küche eingemauerten Kessel Funken durch die Ritzen einer benachbarten Wand in einen mulmigen Ständer gekommen waren, und diesen entzündet hatten. Das Feuer hatte schon über zwölf Stunden in dem Ständer gesteckt, als man durch ein wenig Rauch, den man auswärts an demselben wahrnahm, darauf aufmerksam wurde. Es begieng Jemand die Unvorsichtigkeit, und hieb mit einer Axt in den Ständer; sogleich schlug helle Flamme hervor, griff mit der größten Schnelligkeit um sich, und das Haus wurde nebst sechs andern benachbarten Häusern in kurzer Zeit ein Raub derselben.

Hier tritt nun die Frage ein: wie ist unter solchen Umständen zu verfahren? Da man einem solchen verborgen glimmenden Feuer nicht gut ankommen kann, da man ihm nicht Luft machen darf, und selbst jede Erschütterung des Gegenstandes, worin es sich eingenistet hat, vermeiden muß, welches Mittel wird anzuwenden seyn, um es, ehe es zum Ausbruch kommt, zu dämpfen und zu tilgen? Sollte Jemand ein solches Mittel wissen, der würde sich durch dessen Bekanntmachung sehr verdient machen.

B.

Der

Der große Kastanienbaum.

Der Kastanienbaum gedeihet vorzüglich in der Nachbarschaft der feuerspeienden Berge, und wohl nirgend wächst er zu solcher Dicke, als auf der einen Seite des Aetna in Sicilien, wo man einen Wald von diesen Bäumen findet. Man sieht da viele, die an Umfang die ungeheure Eiche bei Bomte im Osnabrückschen übertreffen. Besonders merkwürdig ist unter diesen der von so manchem Reisenden besuchte und bewunderte Baum der hundert Pferde (il castagno de cento cavalli) wie die Sicilier ihn nennen. Er soll diesen Namen deswegen führen, weil man funfzig Pferde in dessen Mitte und funfzig um ihn herumstellen könne. Wirklich erzählt der Graf Friedrech Leopold von Stolberg *), der diesen Wunderbaum besuchte, daß er mit seinen Gefährten und Maulthieren weit mehr als überflüssigen Raum in diesem Baume, der schon seit Jahrhunderten hohl seyn soll, gefunden habe, und nicht durch Ueberbleibsel eines steinernen Hauses und eines Backofens, welche in ihm angelegt waren, sey eingeschränkt worden. Beim ersten Anblick glaubt man, daß es fünf nahe beisammenstehende Bäume seyen, wovon die Stämme wegen Alter sich gespalten hätten; allein bei genauerer Untersuchung zeigt sich bald, daß sie nur Einen großen Baum ausmachen. Sowohl der Canonicus Recupero als auch der glaubwürdige Schwinburne ließen, um sich hievon zu überzeugen, um den Baum herum nachgraben, und fanden, daß diese fünf Bäume, sehr dicht unter der Oberfläche des Bodens, in einem gemeinschaftlichen Stamm vereinigt waren. Nach der Angabe des Grafen von Borch in seinen Briefen über Sicilien und Maltha, Th. 1. S. 99., wo man diesen Kastanienbaum auch abgebildet findet, beträgt der größere Durchmesser desselben 51, der kleinere 29, und der ganze Umfang 178 französische Fuß. Der Hauptstamm ist 25 Fuß hoch, und die Länge der Aeste macht ungefähr 80 Fuß aus. Die Dicke der holzigen Substanz, die noch mit der Rinde zusammenhängt, beträgt anderthalb Fuß. Die Bewunderung, womit die Größe dieses Baumes alle Reisende erfüllte, wird nach der Bemerkung des gedachten Grafen von Stollberg noch durch die freudige Vegetation seines grünenden Alters vermehrt. Er trägt jährlich eine große Menge Früchte, die aber nicht größer, als die von andern Kastanienbäumen sind.

*) S. dessen Reise in Deutschland, Italien und Sicilien. Bd. 4.

Hannoverſches Magazin.

11tes Stück.

Montag, den 6ten Februar 1809.

Phyſikaliſch-ökonomiſche Bemerkungen auf einer Luſtfahrt von Selters nach Limburg am 21ſten Auguſt 1808.

(Schluß.)

9) Kloſter Gnadenthal.

Eine fürſtl. Oraniſche Domaine, etwa ¾ Stunden von Selters. Es iſt gewiſſermaßen das kleine Hofwyl, wohin die Fremden von Selters und andern Orten gehen, um die Wirthſchaft und das ſchöne Vieh zu ſehen. Vor etwa 200 Jahren, ehe es ſeculariſirt worden iſt, haben 6 geiſtliche Fräuleins daſelbſt ihren einſamen Sitz gehabt, denn noch jetzt umgiebt ein Buchenwald die ganze Pachtung, welche dadurch wie von der übrigen Welt abgeſondert zu ſeyn ſcheint.

Das Thal ſelbſt, worin das Kloſter liegt, und welches durch einen Bach, welcher eine Mühle treibt, bewäſſert wird, hat ſchöne Partien; leider erlaubte meine Geſundheit nur, ſie mit den Augen zu verfolgen. Das alte Kloſtergebäude wird von den Pächtern bewohnt. Es iſt nemlich ein Hauptpächter, Gottfried Pfeiffer, die übrigen drei, größtentheils Verwandte von ihm, ſind als Afterpächter anzuſehen.

Schöneres Vieh, beſonders Ochſen, habe ich faſt nirgend, wie hier, geſehen. Wo findet man nemlich vor dem Erndtewagen geſpannte Zugochſen, von welchen das Stück auf 1000 Pfund ſchwer taxirt iſt. Der Schlächter hatte für das Paar 37 Carolinen geboten, man hatte aber nicht darauf hineingehen wollen. Dieſer ökonomiſche Staat iſt eigentlich keine wahre Oekonomie; denn ich glaube, daß das Maſtvieh, ſobald es fett iſt, verkauft werden muß. Daß über

übrigens nichts als Klee gefüttert wird, sobald nicht der Abfall der Branntweinbrennerei eintritt, läßt sich leicht gedenken. Des Winters wird der Klee, erst nachdem er in dem Braukessel warm aufgeweicht worden, verfüttert; auch fand ich, daß die frischen Blätter der Runkelrüben in dem Braukessel vor der Fütterung warm aufgewellet wurden.

Daß die Butter von vortrefflichem Geschmack ist, läßt sich leicht gedenken, so wie auch die Milch. Die dicke Milch ward der Gesellschaft in einem 2 Fuß hohen schmalen Kruge vorgesetzt. Man bedient sich nemlich in der ganzen Rheingegend, von Cassel an, ähnlicher Krüge zur Absonderung des Rohms von der Milch, und die hiesigen sogenannten Milchsetten sind völlig unbekannt. Man findet sie von mehreren Größen, auch kleinere, welche etwa nur 14 Zoll hoch sind, und deren Oeffnung nur 4 Zoll im Durchschnitt hat. Um die Milch zu verzehren, wird der Rohm zuvörderst mit einem Löffel auf einen besondern Teller gefüllt, und demnächst nach Belieben zu der sauern Milch vertheilt. — Was würden die (unsre) Mecklenburgischen Holländer dazu sagen, wenn sie den Rohm auf diese Weise gewinnen sollten? Ich glaube, daß die flachen Gefäße mehr Rohm liefern, ihn auch geschwinder absondern. Indessen muß man bemerken, daß in der Rheingegend, wohin ich für das Mal alles, was von Cassel bis zum Rhein belegen ist, rechnen will, die mehrsten Haushaltungen die Butter nicht zum Verkauf, sondern zu ihrem eigenen Bedarf verfertigen; man hat also bei diesen Krügen zugleich auf die Verfertigung der Käse Rücksicht genommen. Sobald nemlich der Rohm von der Milch genommen ist, werden die Krüge mit der Milch an das Feuer gesetzt, dadurch sondert sich die Molke von den käsigten Theilen ab. Das Ganze wird nachmals in viereckige durchlöcherte Käseformen gepreßt, und nach einiger Zeit wird der Käse in den sogenannten, größtentheils an der obern Etage befestigten Käsehäuschen an der Luft getrocknet. Dasjenige, was also etwa an Rohm in der Milch zurückgeblieben ist, kommt dem Käse zu gute. Es ist mir übrigens bei dem Hornviehe der ganzen dortigen Gegend das schöne kurze glänzende Haar, welches ebenfalls die Weidekühe hatten, aufgefallen, so daß ich selbst zu der sonderbaren Anfrage veranlaßt wurde, ob das Vieh etwa gestriegelt würde? Zu meiner Beschämung beantwortete mir aber ein dortiger Einwohner die Anfrage dahin, daß dieses lediglich von den Nahrungsmitteln herrühre.

Uebrigens herrscht in der ganzen Lebensart der Pächter zu Gnadenthal etwas Patriarchalisches, alles scheint gewissermaßen nur eine Familie auszumachen. Eine jede Familie ißt mit ihrem Gesinde an einem Tisch. Alles, was nur einigen Bezug auf

Luxus

Luxus hat, ist dort unbekannt, man sieht nur wohlgenährte Leute und Vieh. Selbst bei dem reichen Hauptpächter, dessen Vermögen man auf 100,000 Gulden angiebt, fand man hölzerne Stühle und zinnerne Löffel, dagegen aber so vortreffliches Rockenbrodt, daß ich mich nicht erinnere, es je besser gegessen zu haben. Wenn also, wie hieraus ersichtlich wird, nichts von Bedeutnng verzehrt wird, so müssen sich nothwendig die Capitalien sehr schnell anhäufen.

So weit die Nebenstunden von Selters. Nun noch eine ökonomische Merkwürdigkeit aus der Gegend von Frankfurt, nemlich

10) Der große Kirschbaum zur Günthersburg.

Die Günthersburg ist eine kleine Oekonomie, dreiviertel Stunden von Frankfurt, und zwar in der ebenen Gegend nach Bergen zu belegen. Vormals ist es ein Sitz der Grafen von Schwarzburg gewesen. Ackerland ist bei der Günthersburg überall nicht vorhanden, daher man genöthiget ist, das Stroh zu kaufen. Vor der Burg befindet sich aber eine schöne wiesenartige Fläche, worauf Klee zur Sommerfütterung gebauet wird. Der Viehstapel besteht etwa aus 14 bis 15 Stallfütterungs-Kühen, welche eben an dem Abend, wie ich da war, auf dem abgeweideten Klee gehütet wurden, um sie der Luft auszusetzen. Die Größe der neben der Weide befindlichen Runkelrüben übertraf alles, was wir noch gesehen hatten. Ich vermuthe, daß diese sowohl im Sommer als Winter eine unglaubliche Aushülfe bei der Stallfütterung abgeben. Was die Gärten betrifft, so ist der eine besonders mit einer Mauer umgeben, und zu Spaliers und feinem Gemüse bestimmt. Den eigentlichen Gemüsegarten würde man bei uns für einen Baumgarten halten, weil man bei uns nicht, wie dort, dafür hält, daß Korn und Gemüse unter Obstbäumen wachsen kann, welche so nahe neben einander stehen. Das Klima muß natürlich entscheiden. Ich bemerkte auf der einen Seite dieses Gartens ausserordentlich hohe schlanke Kirschbäume, wie man sie bei uns wohl in Wäldern antrifft, und hielt sie, jedoch fälschlich, für wilde Stämme. Man zeigte mir den Urgroßvater dieser Kirschbäume, den ich mit Verwunderung ansahe. Man denke sich nemlich, daß zwei Leute, mit (meinen) ziemlich langen Armen, ihn umklaftern, und rechne alsdann etwa ein Paar Schuhe ab, das ist der Umfang dieses, meines Erachtens, seltenen Baumes. Der Schaft mag etwa 10 bis 12 Schuh in der Höhe halten, und nun denke man sich den ansehnlichen Umfang der Krone dieses ganz gesunden Baums. Was würde ein solcher Baum in den hiesigen Gegenden einbringen, wenn das Pfund Kirschen auch nur mit 1 mgr. bezahlt würde. Ich muß hie-

bei die Bemerkung machen, daß eine solche vollständige Ausbildung der Obstbäume bei uns nicht so leicht denkbar ist, weil der Baum bei uns nur größtentheils auf der Oberfläche sich verbreiten kann. Wie oft stoßen nicht die Wurzeln bei uns in Norden auf eisenschüssigen und sogenannten unfruchtbaren Triebsand oder Quellen, selbst der Lehmboden ist oft zu fest und kalt. Alles dieses kennt man dort nicht, die Wurzeln der Bäume haben ungleich mehr Spielraum.

F. v. Laffert.

Erfahrungen
über die Cultur des sogenannten Chrysanthemum indicum.

Das schöne Gewächs, welches in den letzten Monaten des Jahrs mit seinen schönen Blüthen die Zimmer der Verehrer der Flora reizt, erinnert mich an einige Erfahrungen, die ich über seine Cultur und Fortpflanzung gemacht habe. Ich thue vielleicht durch ihre Bekanntmachung den Freunden dieses Gewächses einen Dienst.

Das sogenannte Chrysanthemum indicum, oder, wie es Herr Professor Sprengel zu Halle in der Gartenzeitung, nach dem Urtheile der Botaniker richtiger genannt hat, Anthemis artemisiifolia, ist gar kein so zärtliches, Wärme erforderndes Gewächs, als man oftmals glaubt. Man darf es durchaus nicht, wenn es ausgeblühet hat, den Winter über zu warm stellen; es kann selbst einigen Frost ausstehen, ja selbst im freien Garten den Winter über ausdauern.

Wenn man die Pflanze im Topfe um der Blüthe willen, die es zu einer Zeit bringt, wo Blumen selten sind, hegt; so stirbt oftmals der ausgeblühete Stamm ab; aber er ersetzt sich reichlich durch eine Menge Wurzelschößlinge. Diese werden, wenn die Pflanze zu warm steht, schwach, schießen lang und dünne auf, ohne Haltung und Kraft zu haben. In einem kalten Zimmer dagegen werden sie nervöser und stämmiger. Wenn man im Frühjahre das Gewächs aus dem Topfe nimmt, so lassen sie sich leicht vom Mutterstamm abnehmen. Einige haben dann schon Wurzeln angesetzt. Diese sowohl, als auch die noch wurzellosen, kann man im April, wenn keine starke Fröste mehr zu fürchten sind, ins

freie

freie Land setzen, und sie werden auf den Herbst die schönsten jungen Stämme zu einer neuen Zimmerverzierung liefern. Je besser der Boden, desto vollkommner und blüthenreicher werden sie. Man setzt sie in Töpfe, sobald sie Blüthe zeigen, und läßt sie im Freien stehen, so lange die Witterung gut ist. Im Hause bringt man sie auch erst an einen luftigen Ort, bis sich die Blüthen mehr zu entwickeln anfangen. Alsdann entfalten sie sich in einem wärmern Zimmer bald.

Wer keinen Garten hat, muß sich freilich junge Pflanzen in einem Topfe erziehen, die aber jenen im freien Lande gezogenen nicht leicht beikommen werden. Und noch schlechter werden sie gedeihen, wenn sie nicht Tag und Nacht der frischen Luft genießen.

Wer einen Garten und mehrere Pflanzen hat, kann auch dreist diejenigen, welche er in Töpfen nicht bergen kann, im Freien stehen lassen. Ich habe dieses mehrere Winter mit solchen im Frühjahr gemachten Setzlingen gethan. Der Stamm erfriert zwar, wie an manchen perennirenden Gewächsen; aber im Frühjahre treibt der Wurzelstamm weit kräftigere Sprößlinge, als die im Topfe durchwinterte Pflanze. Zur mehrerer Sicherheit könnte man die stehen gebliebenen Pflanzen unten mit Erde behäufeln und mit Laube bedecken. Einen solchen im Freien, selbst ohne diese Vorsichtsmaaßregel, im letzten Winter durchgebrachten Stamm habe ich unangerührt den Sommer über im Lande stehen lassen. Er hatte 6 starke Stämme im Herbste gemacht, über 4 Fuß hoch und voller Blüthenknospen. Ich fand, daß er sich leicht zerlegen ließ, und so konnte ich mehrere Töpfe damit besetzen. Ich habe nie schönere Pflanzen und Blüthen als in diesem Jahre gehabt.

Zu gleicher Zeit setzte ich einen alten abgestorbenen Stamm, der den Sommer über mit seinen Wurzelschößlingen im Topfe stehen geblieben, und nur kümmerlich erhalten war, ins freie Land, um ihn dem Winter preis zu geben. Er hat bis jetzt, im November, frischer zu wachsen angefangen, und ich zweifle nicht an seiner Ausdauer.

Noch eine Erfahrung hänge ich an. Gewöhnlich ist die Blume dieser Anthemis gefüllt. Ein einziges Mal habe ich sie einfach mit einem gelben Boden gehabt, aber leider nicht darauf geachtet, ob sie Saamen ansetze. Ich hatte nemlich diesen Stamm in seinem Topfe den Sommer über stehen lassen, ohne ihm frische Erde zu geben. Die Erde selbst war sandig und mager. Ich vermuthe daher wohl nicht ohne Grund, daß eine nahrungsreiche Erde die gefüllten Blumen an dieser Pflanze erzeuge. Vielleicht veranlaßt dieses Botaniker und Liebhaber zu Versuchen und Beobachtungen.

K.

Beantwortung

der 3ten Anfrage im 91sten Stück d. Mag. v. d. J.

Gartenbefriedigungen betreffend.

Die besten, sichersten und dauerhaftesten Befriedigungen sind wohl unstreitig Mauern, wären sie auch nicht von gebrannten, sondern bloß von in Kalk gelegten Rauh- oder an der Luft getrockneten Lehmsteinen, oder auch allein von Lehm, wie Pisee-Arbeit. Nächst solchen aber leisten Planken von Tannen-, Fuhren- oder Ellern-Brettern den besten Schutz. Sie dauern beinahe 30 Jahre, weßfalls sie nicht nur deswegen, sondern auch darum anräthlich und nützlich sind, daß Zwergobstbäume, als Spaliere, daran erzogen werden können, wozu man an der Abend- und Nordseite späte Fruchtsorten, als zum Exempel die späte Kirsche nehmen möchte. Stakkete wären zwar wohlfeiler, jedoch kommen Spalierobststämme, der Zugluft halber, nicht gut daran fort. Einige Cameralisten und Forstbediente eifern heftig gegen Anlegung solcher Planken, und halten sie für sehr holzverschwenderisch, wollen nicht einmal Brackenzäune, wegen der vielen dazu nöthigen eichenen Staken, dulden, und empfehlen Graben und Aufwürfe oder Hecken. Wenn man jedoch die Sache ohne Vorurtheil unparteiisch erwägt, so ist die vermeinte Holzverschwendung gegen die Dauer und den Nutzen der Planken wohl nicht von so großer Bedeutung, wie die Männer glauben machen wollen. Denn wenn eine dergleichen Planke nach so vielen Jahren endlich abgängig wird, so besteht der ganze Verlust hauptsächlich nur in dem untersten Ende der Pfähle, so weit solches etwa anderthalb Fuß in der Erde gestanden, und faul geworden seyn mag. Alles übrige bleibt zur Festung noch immer tauglich. Wählt man hingegen eine lebendige Hecke zur Einfriedigung, so läßt sich solche auch nicht ohne erhebliche Kosten und viele Mühe anlegen und unterhalten. Es gehen einige Jahre darüber hin, ehe sie ihrer Schutzbestimmung entspricht, und wehrhaft wird, und muß nicht nur bis dahin sorgfältig gewartet, sondern auch jährlich in der Folge hie und da, wo Stämme ausgegangen, ausgebessert, vom Unkraute rein gehalten, eingebunden und beschnitten, auch so lange sie noch nicht völlig herangewachsen ist, durch Graben oder todte Zäune gegen Beschädigungen geschützt werden. Versäumt man, sie vom Unkraute zu säubern, vornemlich von dem, was hoch wächst, als große Brennessel, Distel, Kletten, wilde Cichorien, Bibot und dergleichen, so wer-

werden die untersten Reiser der Heckenstämme zum Theil erstickt, die denn verdorren und Lücken geben. Maulwürfe nehmen gerne unter und an einer solchen Hecke, so lange deren Wurzeln es nicht behindern, ihr Winterquartier. Schnecken, Mäuse und anderes Ungeziefer sucht darunter Herberge. Raupen legen ihre Eier an die Hainbüchen. Und ist hiebevor keine Hecke da gewesen, mithin eine ganz neue Anlage, so ist man, dem sogenannten Heckenrechte nach, verbunden, damit 3 Fuß breit auf seinen Grund und Boden zurückzugehen, und solche daselbst allererst vorzurichten. Alles das verdient doch wohl berücksichtiget zu werden, zumahl es bei todten Befriedigungen ganz wegfällt. Soll aber dennoch die Einfriedigung aus einer Hecke bestehen, so nehme man dazu junge Hainbüchen und Weißdornen, und pflanze solche wechselsweise einen halben Fuß neben einander. Die Anpflanzung derselben geschieht in trockenem Lande im Anfange des Herbstes; im nässigen mit dem Eintritte des Frühlings, und sobald die Erde offen ist. Sollte nach der Herbstpflanzung ein strenger, anhaltender Frost kommen, der Pflanzen aufziehet, so tritt man die Erde bei dem ersten Thauwetter wieder an. In einem gelinden Winter hingegen treiben sie schon neue Wurzeln, bestanden sich also geschwinder. Man sieht es ja am Unkraute, daß es dann noch immer fortwächst. Wenn die Heckenstämmchen sich nun in Jahresfrist sattsam bewurzelt haben, so schneide man sie im März ½ bis ¾ Fuß hoch über der Erde ab. Den Sommer über werden sie, und insonderheit die Weißdornen, freche Reiser treiben, die lasse man, ohne das Mindeste daran zu schneiden, bis zum nächsten Frühjahre frei fortwachsen; alsdann aber flechte man diese Reiser von einer Seite zur andern um die Hauptstämme, so weit sie reichen, und nehme ihnen nur die überflüssigen, so hinten oder vorne hervorstehen, bis auf einen Zoll, und an denen, die über den Stämmen in die Höhe stehen, bloß die Spitzen. Damit fährt man jährlich so lange fort, bis die Hecke die gehörige Dicke und die beliebige Höhe erreicht hat. Sie wird für Hasen, Katzen, Hunde und Schweine solchergestalt undurchdringlich. Würde man das Einflechten der Reiser gleich im ersten Jahre vornehmen, so würden sie am Stamme abbrechen. Dann sind sie viel zu geil und noch nicht genug angewachsen.

Wer mehr hiervon zu lesen wünscht, dem kann man des weiland Herrn Oberappellations-Raths von der Wense Handbuch für Gartenfreunde, dessen 2tes Capitel der ersten Abtheilung, empfehlen.

Von jeder Art der obgedachten Befriedigungen lassen sich nicht füglich

sich genaue Kostenanschläge aufstellen. Die Preise der Materialien und des Arbeitslohns sind fast an jedem Orte verschieden. Man suche solche in der Gegend, wo die Befriedigung seyn soll, zu bekommen, und wähle dann nach Belieben.

J. A. B.

Fang der wilden Elephanten bei den Birmanen.

Bei den Birmanen werden die wilden Elephanten in den Wildern auf folgende Art gefangen: Die Jäger legen sich platt auf den Rücken zahmer, zu diesem Geschäft abgerichteter Elephanten, und mischen sich in dieser Lage unbemerkt unter die wilde Heerde, wo sie die Gelegenheit abpassen, einem von den Thieren eine lose Schlinge in den Weg zu werfen. Das andere Ende des Strickes aber wird dem zahmen Elephanten um den Leib befestigt, welcher sogleich den wilden umreißt; hierauf entsteht ein Kampf, in welchem der abgerichtete Elephant, von seinem Gefährten unterstützt, den Bewohner der Wälder, den seine Freunde sogleich verlassen, bald überwindet. Man führt sodann diesen letztern gefangen fort, an zwei seiner Sieger fest gebunden, indeß ein dritter voran geht, und ein vierter ihn hinten fortstößt. Unter gehöriger Zucht wird das Thier in wenigen Wochen zahm, und unterwirft sich seinem Schicksal. Gemeiniglich sind es Weibchen, die auf diese Art gefangen werden. Die Männchen aber verlockt man mit Hülfe abgerichteter Weibchen in eine Verzäunung, aus der sie nicht entwischen können, und wo man sich mit leichter Mühe ihrer bemächtigt.

Anfrage.

Wozu kann die Tabacksasche benutzt werden?

Hannoverſches Magazin.

12tes Stück.

Freitag, den 10ten Februar 1809.

Neujahrsgebräuche.

Wenn die Sonne den Kreis vollendet hatte, wenn die Mitternachtsſtunde die Menſchheit an die Vergangenheit mahnte, und zu einer neuen Wanderung aufrief; wenn dann froh und zagend das Herz der Beſſern ſchlug: war die Menge ſtets dem Frohſinn offen, und Frohſinn herrſchte allenthalben mit allen ſeinen ſchönen Begleitungen, der Herzlichkeit, der Liebe, der Dankbarkeit, des religieuſen Sinnes, der Freigebigkeit und der Wohlthätigkeit, aber oft auch mit ſeinen Ausartungen, worin Taumel für Freude gelten ſoll. Schon das graue Alterthum, als noch keine Chriſtusreligion die Empfindungen veredelt hatte, feierte den Neujahrstag; und jene Feier iſt, nur modificirt nach unſern beſſern Vorſtellungen von Gottheit und Menſchenbeſtimmung, bis auf unſere Tage herunter gekommen, und wir werden ſie unſern Nachkommen überliefern. Sie liegt zu tief in der Seele des Menſchen die Empfindung: am Ende eines ſo groſſen Zeitraums ſeiner Pilgerſchaft, ſich nur mit ſeinen Brüdern zu freuen, die mit ihm ſo weit gekommen ſind.

Vielleicht ſind es keine verlohrne Augenblicke, welche wir dazu verwenden, die Feier des Neujahrs in der Vergangenheit in ihren Haupezügen zurückzurufen; ſelbſt das Heidenthum möchte uns belehren können.

Den Römern war der Neujahrstag ein Nationalfeſt. Zu Rom wurden die Statüen der Götter auf das reichſte und koſtbarſte geſchmückt; die Tempel wurden erleuchtet, und in den Vorhöfen derſelben wohlriechende Feuer entzündet. Die Conſuln giengen mit aller Feierlichkeit zu ihren Geſchäften, erſtiegen das Capitol und opferten die feſtgeſetzten Opfer. Die Künſtler, die Handwerker und die Kaufleute kramten an dem Tage ihre beſten, vollkommenſten Arbeiten, ihre koſtbarſten, ſchönſten Waaren aus, gleichſam als wolle man zeigen, was der Kunſtfleiß im vergangenen Jahre geſchaffe

Digitized by Google

habe. Auch ruheten die Arbeiten nicht, aber alles geschah mit größerer Freudigkeit und Willigkeit, mit einem sichtbaren Bestreben der Nacheiferung, gleichsam als ein Zeugniß von der Thätigkeit, welche man die Absicht hätte, im Laufe des angefangenen Jahrs anzuwenden. Die Familien besuchten sich gegenseitig, freueten sich miteinander, diesen Tag erlebt zu haben, gaben sich Geschenke, und sagten sich Glückwünsche.

Aber nicht weniger feierten die alten Deutschen das Neujahrsfest. Damals, als noch der Hain ihr Tempel, die Druiden die Priester ihrer Götter waren, feierten sie dieses Fest nach damaligen Begriffen höchst feierlich. Mit dem Laube einer Eiche — bei ihnen ein heiliger Baum — würden sich die Priester und sie auch die Altäre geschmückt haben, wenn die Jahrszeit es erlaubt hätte; nun aber nährt die Eiche an sich die Mistel (Viscum L. eine Schmarozer-Pflanze) und diese mußte die Stelle der Eiche vertreten; mit diesem recht dazu geeigneten Kraute bekränzten sie sich und die Altäre. Am 6ten Tage nach dem neuen Jahre war eigentlich der große Festtag, der mit einer Volksversammlung anfing; vorher liefen die Druiden umher, und sammleten jene Misteln zum Schmuck, indem sie laut es ausriefen: „Misteln zum neuen Jahr!“

War das Volk versammelt, so machte man um die Eichen, die mit Misteln bewachsen waren, einen feierlichen Umgang. Die Priester führten zwei Stiere, — bei den alten Deutschen geheiligte Thiere — deren Hörner noch nie angebunden gewesen waren. Die Barden, diese Sänger für Religion und Heldengeist, sangen Hymnen; ein Waffenherold folgte diesen, in weiß gekleidet, bedeckt mit einem Hute, mit ein Paar Adlerflügeln geziert, in der Hand einen Zweig vom Eisenkraute (Verbena L.), der mit ein Paar Schlangen umwunden war. Hierauf folgten drei der ältesten Druiden, wovon der eine das Brod, so man opfern wollte, der andre ein mit Wasser oder Wein gefülltes Gefäß, und der dritte eine Ruthe trug, woran oben eine Hand, als Symbol der Gerechtigkeit, geheftet war; am Ende folgten der Oberpriester, alle übrigen Priester und der Adel der Gegend.

War dieser Zug bei den bestimmten Eichen angekommen, worunter schon vorher die Altäre errichtet und geschmückt waren: so betete zuvor der Oberpriester, entzündete dann die Opferflamme, verbrannte etwas Brod, goß etwas Wein auf den Altar, und opferte alsdann einen Theil des Mitgebrachten, und vertheilte das Uebrige unter die Anwesenden.

War dieser religiöse Akt vollendet, so bestieg ein anderer Priester, weiß gekleidet, den Baum, worauf die Mistel wuchs, schnitt sie mit einer goldnen

men Sichel ab, und ein dritter Priester faßte unten die abgeschnittene Mistel mit einem weißen Tuche auf. Dann stieg der Priester herab, opferte die zum Opfer bestimmten Thiere, so eigentlich junge Thiere der Jahrszeit waren, und betete dann zur Gottheit, daß sie ihnen das Geschenk segnen möge, daß sie demselben eine heilige Kraft gegen alles Böse verleihe, daß sie die unfruchtbaren Ehen segnen, und der Nation die Hausthiere und das Wildpret vermehren möge! — Eine heilige Stille herrschte während dieser Scene in der Versammlung. Nach diesem Gebete schickten die Priester von den abgeschnittenen Misteln, denen nun eine mystische Kraft zugeschrieben wurde, als Geschenke in der Versammlung herum, und nun fieng das neue Jahr an. Jeder trug die empfangene Mistel nach Hause, und bewahrte sie sorgfältig als ein Zeichen des Segens der Gottheit, oder auch als einen Talisman für gute und böse Tage.

Sehr wahrscheinlich datiren sich von diesem Gebrauche noch die in spätern Zeiten allgemein gewordenen und noch leider jetzt in unserer Zeit der hochgerühmten Aufklärung vorgenommenen abergläubischen Dinge, die bei Personen aus den niedern Ständen, wie auch bei denjenigen, die sich zwar weit besser dünken, aber an geistiger Kultur jenen gleichen, noch so sehr beliebt sind. Es ist traurig, daß man unsere schöne Hälfte dieser Liebhaberei immer noch beschuldigen muß. Aber Liebe, oder der Wunsch, zu lieben, verleitet sie, in der ernsten Stunde der Mitternacht, die der Menschheit ein neues Jahr verkündiget, Blei oder Wachs zu gießen, oder ein Dutzend andere alberne Dinge zu thun, um ihr künftiges Schicksal oder den künftigen Gegenstand ihrer Liebe zu erfahren, und so ihre Vernunft und die Gottheit zu lästern; so ihre Einbildungskraft zu erhitzen, und einst unzufrieden zu werden, wenn ihr kommendes Schicksal und der Mann, der einst die Hand ihr bietet, dem Phantome nicht entspricht, so in der Neujahrsnacht den Kopf eingenommen hat. Das größte Glück bei diesem noch fortwährenden Aberglauben ist, daß alle jene Erscheinungen der Neujahrsnacht mehreren Deutungen unterworfen bleiben, und daher einst anders gedeutet werden. Man gestehe, daß man sich in der Deutung wohl geirrt habe, nicht aber, daß die vorgenommene Handlung selbst der größte Irrthum war.

Geschenke am Neujahrstage geben, war, wie wir gesehen haben, ein Gebrauch des grauen Alterthums; die Zeiten aber haben die Art zu geben, und die Geschenke verändert. Geschenke erhalten, war überhaupt beinahe bei allen Völkern ein Zeichen von guter Vorbedeutung an merkwürdigen Tagen, und Geschenke geben, war stets ein Zeichen der Ehrerbietung. Merkwürdig ist es, daß uns die Geschichte denjenigen Kaiser,

der dieses Merkmal der Theilnahme und Ehrerbietung in Italien zuerst empfand. Es war der König Titus Tatius, ein Mitregent des Romulus (etwa 750 Jahr vor Christi Geburt) und das Geschenk war der Einfachheit der Denkart jener Zeiten würdig. Es war gleichfalls, wie bei den Deutschen, ein Zweig des Eisenkrautes in den Wäldern der römischen Göttin Strenia gebrochen. Diese Göttin war den Römern die Beherrscherin der Stärke, und daher ein Zweig aus ihrem Haine ein Sinnbild der Gesundheit und Kraft; und jenes Eisenkraut war eine geheiligte Pflanze, das Symbol des Glücks. Es lag also ein poetischer Sinn in diesem Geschenke, ein schöner Glückwunsch für den geliebten Herrn des Volks. Was kann ein Volk seinem Regierer besseres wünschen, als Gesundheit und Kraft des Leibes und der Seele? als Glück und Gedeihen in seinen Unternehmungen?

Bald aber war der Gebrauch, sich am neuen Jahre zu beschenken, unter den Römern allgemeiner. Zur Zeit der Consuln waren die Geschenke anfänglich den ersten Personen des Staats aufbehalten; nach und nach dehnte sich der Gebrauch auf alle Classen des Staats aus. Die Geschenke bestanden in trocknen Feigen, Datteln und Honig, auch legte man wohl ein Stück Geld hinzu.

Später wurden diese einfachen, nur den Beweis der Erkenntlichkeit, der Achtung bezeichnenden Geschenke in reichere verwandelt; die Klienten boten solche ihren Gönnern an, und diese mußten auf gleiche Art danken. — Leider artet doch alles Gute, alles was der unverdorbene Mensch aus reiner Empfindung thut, in Großthun, in Luxus, in Scheinthat aus. So verdirbt sich der Mensch selbst seine reinsten Freuden.

Unter August wollte das Volk seinem Kaiser Neujahrsgeschenke mit seinen Glückwünschen bringen. Er mußte es sich gefallen lassen, eine unzählbre Menge des Volks zu empfangen, welche kam, ihre Wünsche für ihn vor ihm auszusprechen, und den Tribut der Dankbarkeit und Ergebenheit zu seinen Füßen niederzulegen. Es war nicht mehr jener Zweig aus der Strenia Haine, nicht mehr das Symbol der Empfindungen des guten Volks, es war ein Aufwand des Reichthums, ein Tribut, den das Volk sich jetzt willig auflegte, so später als Schuldigkeit gefordert wurde. Es war des Goldes so viel, daß August davon Statüen für die Tempel machen ließ, um den Verdacht zu vermeiden, sich dadurch selbst bereichern zu wollen.

Tiber, sein Nachfolger, nicht so menschenfreundlich, forderte schon die Geschenke; aber er wollte keine Mühe davon haben, keinen Dank erstatten. Er verreisete immer auf die ersten Tage des Jahres, und gab in der Folge ein Edikt, welches verbot, nach dem ersten

sten Tage des Neujahrs Geschenke anzubieten. Unter Nero und selbst unter Marc Aurel wurden die Neujahrsgeschenke als Schuld gefordert, ohne daß sich die Kaiser darum bekümmerten, es wurde Tribut. Caligula, welcher wenigere ehrgeizige Gefühle als seine Vorgänger hatte, ließ ankündigen, daß er alle Neujahrsgeschenke selbst annehmen wolle, welche man ihm bringen würde. Er stellte sich an die Thür seines Pallastes, und erröthete nicht, die Hand darzubieten, um das Stück Geld des Armen zu empfangen. Er füllte damit seine Kasten, und gab nichts wieder. Claudius und andere kamen zu dem Benehmen des Tibers zurück, und wenn Schuldigkeit auch nicht mehr das gab, was Dankbarkeit einst gegeben hatte: so blieb der Gebrauch in Italien, in Frankreich und Deutschland, und es verdient bemerkt zu werden, daß dieser Gebrauch sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat, so verschieden auch die Zeiten, die Nationen, die Sitten und die religiösen Grundsätze waren.

Das Christenthum mußte aber schon in den ersten Jahren desselben gegen dieses Geschenkegeben eifern, und rief selbst das Anathema über diejenigen aus, welche sie empfingen, um diese Gewohnheit zu beendigen. Nicht aber die Geschenke selbst gaben das Aergerniß, sondern die Art, wie sie gegeben wurden. Die Freude des Volks, die so leicht aus den Schranken tritt, war oftmals zu rauschend, zu tobend. Männer und Weiber liefen durch die Straßen, und überließen sich, gereizt durch Beispiel und Wohlleben, unsittlicher Gesänge und wahrer Bacchanalien, die eine veredelte christliche Moral nicht dulden, sondern verdammen mußte

Wir finden noch eine Menge Ueberreste von jenen Neujahrsfreuden der Vorzeit in allen Ländern und auch unter uns. Verbesserte Sitten haben alles verändert, und vieles der Vergessenheit übergeben. Die gebliebenen Ueberreste, ob sie gleich weniger anstößig den bessern Sitten sind, bleiben doch immer noch Gegenstände der Wachsamkeit einer guten Polizei, und mancher gute Wunsch wird dabei noch lange unerfüllt bleiben.

Das gefährliche Neujahranschießen, die Lust der jungen Männer auf den Dörfern, beinahe in ganz Deutschland, wird nicht durch die Erfahrung von der Gefahr, nicht durch den Anblick der flammenden Dörfer und das Jammergeschrei der Unglücklichen vertilgt werden. Nur das streng ausgeführte Gebot, daß für den ersten Schuß, der im Dorfe gehört werde, das ganze Dorf, und nicht bloß der, selten zu erfahrende, Thäter büßen solle *), möchte das

*) Die Ausführung dieses Gedankens, der auch schon hie und da mit Erfolg ausgeübt worden ist, gehört nicht zu meiner Absicht, es kann aber auch nicht schwer seyn, ihn weiter zu bestimmen.

Digitized by Google

das einzige Mittel seyn, die Gefahr dieser gefährlichen Lust abzuwenden. Sie war vielleicht einst eine Begrüssung zum neuen Jahr, zu der Zeit, als Bürger und Bauer sich selbst zu schützen Sorge tragen mußte; vielleicht mögen sich abergläubische Begriffe darin gemischt haben, die denn auch das Festhalten an diesem gefährlichen Gebrauch, ungeachtet der vielen Verbote, erklären ließen.

Geschenke giebt sich noch am Neujahrstage die christliche Welt, und es würde noch häufiger geschehen, und man würde es den Gefühlen angemessener finden, wenn nicht das eben gefeierte Weihnachtsfest schon sein geheiligtes Vorrecht ausgeübt hätte. Geschenke gezwungener Art sind aber aller Orten noch an der Tagesordnung, und die sorgsamste Polizei wird sie, ohne Unrecht zu thun, nicht abschaffen können, so lästig sie auch dem Publiko werden. Leider werden ja bei so manchen Stellen die gesammelten Neujahrsgeschenke als ein Dienstemolument bei der Verleihung der Stellen in Anschlag gebracht, und es wird dadurch — wie sonderbar! — den Beamten eine Anweisung auf die Taschen und den guten Willen anderer gegeben, so zu nichts verbunden sind. Wie mancher gefühlvolle Mann seufzt unter der Last des Einsammelns, die oft selbst das Amt und seine Würde entehrt. Doch, so sehr dieser Gegenstand Beherzigung verdient, so kann ich nichts mehr hierüber sagen, da nur glückliche Zeiten dazu gehören, über solche Wünsche mit der Hoffnung zu reden, nicht ganz überhört zu werden. Lassen wir dies einstweilig bei dem Alten, und übersehen das Gute der Neujahrsgebräuche nicht ganz. Möchten wir sie verbessern, veredeln, diese Gebräuche! Man lasse uns unsre Wünsche, die wir zum neuen Jahr einander bringen. Der Obere sey edeldenkend genug, die Ehrenbezeugung, so man in den Gratulationen findet, und die oft nur in einem Vorfahren, einem Erscheinen, einer abgegebenen Karte besteht, von dem Untergebenen nicht als einen Tribut zu fordern, und es als einen Mangel an Ehrfurcht und Ergebenheit anzusehen. Kein Kennzeichen ist ja trüglicher wie dies.

Aber wo sich verwandte Herzen finden, wo Dankbarkeit, Liebe, Freundschaft sprechen, da wo man sich selbst Glück wünscht, daß der andere noch an unserer Seite lebt, mit in unsere Geschäftigkeit eingreift, oder unsers Freuden und Leiden tragen hilft; wo Wohlwollen den Wunsch ausspricht: „Möchte er oder sie noch länger für dich oder andre, für seinen kleinen Kreis, oder für den Staat leben! — da unterlasse man es nicht, sich am Neujahrstage — diesem Geburtstage der Nation — zu sehen, seine Wünsche zu sagen, seine Dankbarkeit sprechen zu lassen, und der Freundschaft und des Wohlwollens sich zu empfehlen; es wird bei guten Menschen gute Folgen haben. Der Neujahrstag

sollte

sollte für Familien ein eigentliches Fest seyn, aber ohne besetzte Tafeln und blinkende Pokale. Der Tag sey darin der Erinnerung gewidmet, der Erinnerung an die Proben göttlicher Wohlthaten, so die Mitglieder der Familien im verflossenen Jahre zu zählen hatten, die Proben gegenseitiger Freundschaft, aber auch der Erinnerung mancher Zwiste oder Entfernung der Herzen, die jetzt sich nähern, jetzt sich geloben, ins neue Jahr kein Andenken von irgend einem Worte, irgend einer Handlung, wodurch die Freundschaft erkaltete, hinüber zu nehmen. — So würde es ein Fest der Versöhnung, der Liebe und Freundschaft werden: so knüpfte sich jährlich das Band fester, das einzig noch, in diesen Zeiten des Unglücks, den Menschen mit dem Leben versöhnen kann; das Band, welches die Menschen ja festhalten sollten, da so manche Bande zerreißen, so manche Freude zu Grabe getragen wird. Das Anschließen an gute Menschen ist das, was unsre Selbstzufriedenheit erhöhet und befestigt, das große Kleinod, womit es uns gelingt, ohne zu verzagen, zu wandeln durch die labyrinthischen Wege des Schicksals!

H. G. P.

Wie Batiste am besten zu waschen sind.

Alle Batiste müssen zuvor, ehe man sie wäscht, in reinem, hellen, keinesweges aber in trüben oder schlammigen Flußwasser eingeweicht werden. Sollte aber das Wasser trübe oder schlammig seyn, so kann man es durch folgendes Verfahren reinigen, daß es für diese Art Wäsche brauchbar wird. Man stößt Kohlen zu Pulver, vermischt das mit Sand, und bindet es in einen Sack, diesen legt man in einen Laugenkorb über Stroh, und läßt durch diesen nun das Wasser durchsiehen. Zum Waschen löset man gemeine, noch lieber aber venetianische Seife, weil diese reiner ist, im Wasser durchs Kochen auf, und setzt auf ein Pfund Seife noch ein Pfund Alaun und zwei Loth Weinsteinsalz hinzu. Diese gekochte Seife wird dann abgeschäumt, und in Stücke oder Kugeln gebildet. Damit seift man, jedoch mit Vorsicht, jedes Stück von Batist, Cambrai oder Linon, dem Faden nach ein, drückt es oder windet es nicht aus, wodurch sonst die Faden verschoben werden, und läßt es so zweimal durch die Hände gehen, und

spühlt

spühlt es mehrere Male im Wasser so aus, daß keine Seifentheile mehr darin bleiben, welche sonst sehr leicht das Gewebe gelb machen. Dann wird es nochmals in das letzte Spühlwasser, worin man einige Tropfen von einer Waschtinktur oder Indigoauflösung getröpfelt hat, eingetaucht, durchgezogen, ausgedrückt und im Schatten getrocknet.

Die erwähnte Waschtinktur verfertigt man aus 1 Loth des besten Guatimala-Indigs, welchen man zum feinsten Pulver reibt. Diesen schüttet man in ein starkes Glas, gießt vier Loth Nordhäuser Vitriol darauf, und rührt ihn mit einem gläsernen Röhrchen z. B. von einem Barometer ꝛc. beinahe eine Viertelstunde lang um. Dann bedeckt man das Glas mit Papier, damit die Farbe vor Staub verwahrt bleibe, und läßt es 8, höchstens 10 Stunden stehen. Alsdann gießt man 2 große Kaffeetassen voll Flußwasser hinzu, und rührt es nochmals eine Viertelstunde lang um; läßt es wieder 2 Stunden lang stehen, worauf man abermals 2 bis 3 Tassen Wasser, je heller oder je dunkler man es haben will, zugießt, und dann das Ganze mittelst eines gläsernen Trichters durch feine Leinewand durchseihet. Diese Waschtinktue hat einen großen Vorzug vor der gewöhnlichen blauen Farbe, welche sich so leicht an dem Waschzeuge ansetzt, nicht leicht wieder herauszubringen und dem Batist sehr nachtheilig ist. Je nachdem man nun das Zeug mehr oder weniger zu blauen wünscht, gießt man auch ein Paar Tropfen mehr oder weniger von dieser Tinktur hinzu. Da jedoch die Ingredienzien für eine größere Masse berechnet sind, als für den gewöhnlichen Hausbedarf nöthig seyn möchte, so kann man sie um die Hälfte, um das Viertel und noch darunter verringern. Auf diese Weise kann man auch Mousselin waschen.

Hohes Alter.

In den Nov. Liter. Maris Bale. ad annum 1698. mense Augusto S. 141. wird einer Jungfer gedacht, die ein Alter von 124 Jahren erreicht hatte, als sie im Jahr 1698. starb. Ihr Name war Lieuve. In ihrer Jugend hatte sie bei Tycho Brahe gedient, und blieb, als dieser das Land verließ, bei dessen Schwester. Von dieser erhielt sie einige chirurgische und medicinische Kenntnisse, womit sie nachher vielen Patienten diente, und besonders kam sie durch ein Pflaster, das unter dem Namen Mirakelpflaster bekannt war, welches sie zu verfertigen wußte, in großen Ruf. In ihrem 117ten Jahre wurde sie blind und bettlägrig, doch lebte sie in diesem Zustande noch 7 Jahre.

Hannoversches Magazin.

13tes Stück.

Montag, den 13ten Februar 1809.

Einige praktische Bemerkungen über die Asche zum Gebrauch in Gemüse- und Blumengärten.

Es giebt zu diesem Gegenstand der würdige Hr. Verfasser des Buchs unter der Aufschrift: Erfahrungen in meinem Blumen- Obst- und Gemüsegarten zur Gründung der Aesthetik der Gartenkunst, von neuem bearbeitet von J. S. Schröter, Superintendenten zu Buttstedt. Weimar 1802, verlegt von den Hrn. Gebrüdern Gädicke, mir Veranlassung, meine Beobachtungen über den Gebrauch der Asche bekannt zu machen, in wie ferne solche mit des Hrn. Superintendenten Schröters Versuchen übereinkommen, und wie die Asche ohne Nachtheil der Pflanzen anwendbar zu machen sey.

In dem angeführten Buche heißt es Seite 254 ꝛc.

„Man räth ferner auch die Asche, wenigstens in einzelnen Fällen, als ein gutes Düngungsmittel zum Gebrauch an, und legt ihr sogar hin und wieder große Lobeserhebungen bey. Für den Ackerbau und den Wiesenwachs habe ich mit ihr nie Versuche angestellt, daher ich diesen Fall ganz übergehen muß. Was ich für die Gärtnerei von ihr weiß, darüber kann ich ihr wahrhaftig keine Lobrede halten. Man siebt oft Asche auf die gesäeten und kaum aufgegangenen Gemüsepflanzen, und sagt, daß sie den Verheerungen des Erdflohes Einhalt thue, und sogar den Wachsthum der jungen Pflanzen befördere. Nach wiederholten Versuchen habe ich allemal das Gegentheil gefunden. Dem Erdfloh geschah nicht nur kein Einhalt, sondern die jungen Pflanzen verschwanden sogar von den Beeten, und diejenigen, die mir übrig blieben, wuchsen auch nicht besser als ohne Asche. — Man pflegt ferner Asche auf die beschnittene Petersilie zu streuen, und giebt vor, daß sie dann schnell und gail nachwachse. Aber auch

diese Wirkung habe ich nicht wahrnehmen können, und auf junge kaum aufgegangene Peterſilie geſtreuet, hat ſie mir ſogar Schaden gethan. Daher ich für meinen Garten von der Aſche ſeit mehreren Jahren keinen Gebrauch mache. Da die Aſche, wie bekannt, eine ſehr ſcharfe Lauge giebt, ſo kann man ſich in der That nur wenige Vortheile von ihr verſprechen; denn durch den Regen und durch das Begieſſen entſteht aus ihr auch eine Lauge. Dieſe tödtet, wie ich ſicher weiß, nicht einmal die Ackerſchnecke, und ich weiß daher wahrhaftig nicht, woher es kommen mag, daß manche die Aſche als ein gutes Düngungsmittel anpreiſen. Ganz anders dürfte es ſich mit der hinlänglich ausgelaugten Seifenſiederaſche verhalten, mit welcher ich aber für meinen Garten noch keinen Verſuch angeſtellt habe, ob ich gleich weiß, daß ſie für manche Aecker mehrere Dienſte thut, als der Dünger irgend einer Art. Daher ſie auch an meinem Orte von auswärtigen Landwirthen häufig gekauft und genutzt wird."

Was kann man von der Aſche für einen Gebrauch in Gemüſegärten machen, und wozu dient dieſelbe? Ueber dieſe beiden Fragen lege ich hier meine gemachten Verſuche mit der Aſche dem Publikum vor.

Dieſe Fragen ſetzen aber die Beſtimmung voraus, von welcher Aſche in jedem dienenden Falle die Rede ſeyn könne. Wir haben dreierlei Aſche.

1) Holzaſche.
2) Strohaſche.
3) Ausgelaugte Holzaſche.

Da dieſe drei Arten von Aſche einerlei Eigenſchaften haben, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß wenn man die eine ſtatt der andern oder dritten zu ſeinem Endzweck anwendet, man die Wirkung davon nicht wahrnehmen kann, ſondern vielmehr den Pflanzen Schaden zufügen wird.

Daß überhaupt in der Holzaſche für manche Pflanzenarten ein Düngungsmittel anzutreffen iſt, das lehrt uns die Erfahrung ſolcher Landwirthe, die wegen ihres Bodens, der die Aſche verträgt, ihre Saatfelder pflegen, unter ihren vermiſchten Düngungsmitteln von Raſen und Kalk auch Aſche zu nehmen. Hätten ſolche Landwirthe nicht von der Aſche gute Wirkung an ihrer Saat bemerkt, ſo würden ſolche ſchon längſt von ihrer Gewohnheit, mit ſolchen künſtlichen Dünger ihrer Saat Wachsthum hervorzubringen, abgegangen ſeyn. Wie aber nicht jede Erde einerlei Düngung verträgt, ſo vertragen auch nicht alle Pflanzen die Aſche. Eben dieſes bemerket der Hr. Superintendent Schröter, daß man mit der Kalkdüngung auf Auriſelbeeten die Wurzeln ſolcher Pflanzen verderben könne.

Will ich nun eine Abwechſelung mit der Düngungsart im Gemüſegarten vornehmen, ſo pflege ich ſchon im Herbſte unausgelaugte Aſche auf das

Beet-

Beet zu streuen, und dann sogleich einzuhacken, damit der Wind die Asche nicht wegführen kann. Nun kommt der Winter; schon im Herbst wird diese Asche von dem Regenwasser ausgelaugt, die Lauge fließt in die Erde, und von solchem vielen Regenwasser und im Winter folgenden Schneewasser wird diese scharfe Lauge so temperirt, daß das laugenhafte Fluidum den Pflanzen im Frühjahre nicht mehr Schaden bringen kann. Ich fand, daß die daselbst gepflanzten Gewächse eben den Grad im Wachsthum erhielten, als wenn die Beete mit altem Strohdünger wären versorgt gewesen. Wendet man diese ungelaugte Holzasche bei solchen Beeten an, wo die Erde immer feuchte ist, so dient die Asche dem Beete dazu, daß es die Erde locker erhält, und sich im Frühjahre leicht bearbeiten läßt, besonders bemerkt man dieses, wenn man solche Beete mit den Harken bearbeitet, wie locker nunmehro diese Erde sich zeiget.

Hingegen wo die Erde allzulocker und trocken ist, da thut die Asche keine gute Wirkung, weil durch sie der Boden seine Feuchtigkeit ganz verliehren muß, wenn die Winde in solchen Boden eingreifen.

Wenn aber mancher Landwirth von dieser Aschendüngung keinen guten Wachsthum an seinen Pflanzen wahrgenommen hat, so ist dieses daher gekommen, daß die Asche entweder zu spät aufs Beet gebracht ist, oder man solche nicht eingehackt hat. In diesem Falle hat der Wind die Asche größtentheils von der Oberfläche weggeführt, und das Düngungsmittel mußte fehlschlagen.

Bei Anlegung meiner Spargelbeete nahm ich Holzasche, machte auf jedem Beete die gehörige Grube, belegte den Grund mit altem vermoderten Kuhmist, auf selbigem ½ Schuh hoch gute Gartenerde, auf diese brachte ich in jede Grube von 6 Ellen in der Länge einen guten Theil unausgelaugte Asche, vermengte diese mit der Harke mit der Erde in der Grube, legte die gekeimten Spargelkörner auf diese mit Asche vermischte Erde, so daß ich in dieses Beet an vier Stellen in jeder 4 Körner an einem Zirkel vom Durchschnitt einer Viertelelle legte. Auf diese Körner brachte ich 2 Zoll hoch gute Gartenerde, die ich auch, ehe ich sie auf die Körner legte, mit einem halben Viertel Asche vermischt hatte. Die Gruben wurden nicht ganz mit Erde ausgefüllt, sondern mit Schütten Stroh bedeckt, auf welche Stangen gelegt wurden, damit der Wind die Strohbedeckung nicht wegführen konnte. Dann begoß ich diese Decke mit Wasser, um die Erde feucht zu erhalten. Nach einigen Wochen gingen die Körner auf, der Frost blieb aus und nunmehro nahm ich die Strohdecken vom Beete weg. Als die Spargelstängel 2 Zoll in die Höhe gewachsen waren, zog ich von der am Graben noch hoch aufgeschütteten Erde mit dem Harken in die Grube bis an die Pflanzen, dadurch waren die Wurzeln

vor Sonnenhitze geschützt, und behielten immer Feuchtigkeit. Nach Johannis kam der zweite Trieb Pflanzen zum Vorschein; die waren schon viel stärker und höher im Wachsthum, als die ersten Pfeifen. Nunmehro füllte ich die Grube wiederum mit Erde auf 2 Zoll in die Höhe. Im Herbste machte ich die Grube ganz mit Erde zu, so daß die Wurzeln 1½ Viertel Elle tief in der Erde lagen. Dann waren sie in ihrer rechten Lage, um für die Winterkälte Sicherheit zu haben. Auf diese Art fand ich im dritten Jahre vortrefflichen Trieb auf diesem angelegten Spargelbeete. Die Wurzeln hatten sich in der Menge, Länge und Stärke durch diese mit Asche vermischte Erde vortrefflich gebildet, daß dadurch auch sehr starke und dicke Pfeifen hervorwuchsen.

Nie aber habe ich diese Eigenschaften an Spargelpflanzen gefunden, welche erst einzeln ohne diese vermischte Erde mit Asche waren durch Körner gewonnen, und als zwei- oder dreijährige Pflanzen nach gewöhnlicher Art waren umgepflanzt worden. Hier fand ich, daß die Asche keineswegs den Wurzeln Schaden gethan, sondern vielmehr ihren Wachsthum sehr befördert hatte. Hier konnte die scharfe Lauge den zarten Pflanzenwurzeln nicht schädlich werden, weil ich schon durch das Begießen des Beets, ehe die Wurzeln entstanden, die Asche ausgelaugt hatte, und durch den folgenden Regen diese Lauge ihre Schärfe verlieren mußte. Auch konnte die Sonnenhitze hier wegen der Strohdecke keine schädliche Wirkung an den Wurzeln hervorbringen.

Man findet ja auch bei andern Düngungsarten, daß solcher Dünger nicht in allen Fällen gleich gute Wirkung hervorbringe, weil man eine falsche Anwendung dabei gemacht haben kann. Z. B. man lege Gurkenkerne in Gruben oder Reifen, die mit altem Schafdünger oder Schafkorbeeren belegt sind, die Gurken werden kein gutes Ansehen bekommen, oder wohl gar absterben. Sollte ich daher dem Schafdünger seine Düngkraft ableugnen können, weil mein Versuch mit den Gurken verunglückt ist? Keineswegs! hätte ich in die Reifen keinen Schafdünger eingelegt, sondern blos die Schafkorbeeren auf die Oberfläche der Erde nahe an die Reifen angelegt, dann, wenn sich die Wurzeln von den Gurken in der Erde bis auf jene Stellen ausgebreitet haben, über die Schafkorbeeren öfters einige Begießung mit Wasser gemacht, so wäre die Hitze der Lauge von den Schafkorbeeren temperirt gemacht worden, und die Gurken würden guten Wachsthum dadurch bekommen haben.

Daher pflegt man auch die Mistjauche im Sommer auf Sellerie- und Kohlrabibeete u. s. w. zu gießen, wenn das Land schon durch Regen ganz durchwässert ist, und in diesem Falle ist diese Lauge den Pflanzenwurzeln nicht schädlich, sondern durch diese Temperatur von Regenwasser befördert selbige den Wachsthum der Pflanzen.

Ue-

Uebrigens was die große Lobeserhebung betrifft, daß die Asche ein sicheres Mittel wider den Erdfloh sey, so stimme ich darin mit dem Herrn Superintendent Schröter überein, daß man durch den Gebrauch der Asche den zarten Pflanzen Schaden thue, und die Erdflöhe damit nicht vertreiben könne. Doch ist bei der Behauptung, daß Asche dem Erdfloh Einhalt thun solle, ein Mißverstand wahrzunehmen, der erst in Betrachtung gezogen werden muß, ehe man sich der Asche zu diesem Entzweck bedienen kann.

Wenn mancher Oekonom von diesem Mittel wider den Erdfloh gehört hat, so hat derselbe unter der Asche sich die Holzasche vorgestellt, und vielleicht hat jener, von dem er es gehört, die Strohasche gemeint; oder wenn auch die Rede von der Holzasche gewesen seyn sollte, so hat der andere eine falsche Anwendung von der Holzasche gemacht. Ich erkläre mich hierüber auf folgende Art:

Man muß erst ausmachen, auf was für eine Art durch den Gebrauch der Asche dem Erdfloh Einhalt gethan werden könne. So viel ist gewiß, daß die Asche den Erdfloh nicht tödtet, daß der Geruch der Asche dem Erdfloh auch nicht zuwider ist, folglich meidet der Erdfloh solche Stellen nicht, wo Asche liegt, weil sie ihm etwa schädlich oder zuwider wäre, sondern die Asche bedeckt bloß die Oberfläche der ersten Samenblätter und das Herzblättchen. Dieses kann aber nicht besser bewerkstelligt werden, als wenn zuvor, ehe die Asche auf die Saamenblätter mit einem engen Siebe bestreuet worden ist, das ganze Pflanzenbeet früh Morgens mit Wasser begossen ist, dadurch bleibt die Asche an der Pflanze kleben, und bedeckt das erste Herzblättchen ganz. Diese Bedekkung bleibt so lange auf den Pflanzen, bis ein Regen kommt, der alsdann die Asche von den Pflanzen wieder wegspült, folglich kann schon den folgenden Tag nach der Bedeckung ein Regen kommen, und dann ist das Mittel wider den Erdfloh nicht mehr wirsam. Der Erdfloh kommt wieder auf das Beet, und macht kleine Löcher in die Samenblätter, dann greift er auch das zarte Herzblatt an, und zerstört es ganz; auf diese Art stirbt die Pflanze ab.

Ein anderer hat aber die Asche auf die Pflanzen gebracht, ohne zuvor die Pflanzen mit Wasser begossen zu haben, dann ist ein Wind gekommen, der die Asche von den Pflanzen weggeführt hat, so konnte durch diese falsche Anwendung der Erdfloh nicht von den Pflanzen abgehalten werden; der Erdfloh wird die Pflanzen angreifen, und dann stimmt man nicht in die gehörte Lobeserhebung der Asche wider die Erdflöhe mit ein.

In so ferne die Holzasche nicht zum wenigsten 8 Tage hinter einander die Pflanzen bedeckt, so siehet man sich genöthiget, wiederum die Pflanzen mit Asche zu bestreuen; folglich

bringt

bringt man so viel Asche an die Pflanzen, daß die Aschenlauge durch den Regen bis an die zarten Wurzeln eindringt und solche verdirbt.

Die Vorfallenheiten verursachen dann ein Absterben der Pflanzen, und auf diese Art schützt die Holzasche gar nicht wider den Erdfloh. Hierüber habe ich folgendes bemerkt: Ich besäete einmal Kohlrübenpflanzen mit Holzasche einigemal hintereinander; weil dieselbe durch den Regen von den Pflanzen weggespült war, so wurden nach einigen Tagen die Pflanzen gelb, und starben ab. Ich zog die Pflanzen aus der Erde, und sah nach den Wurzeln; an dem Wurzelcylinder fand ich, daß die Oberhaut einen länglichen Riß von 2 bis 3 Linien in der Länge bekommen hatte; folglich war die Wurzel total verletzt, welches du ch die scharfe Lauge von der Asche geschehen war; aber an den Samenblättern, so wie an den Herzblättchen, konnte ich keinen Riß finden. Die Wurzel war durch diesen Riß geöffnet, folglich konnte der Lymphenzug hier nicht Statt finden, vielmehr floß die Lymphe durch den verursachten Riß aus der Wurzel heraus, und der Sauergasstoff entfloh hier, ehe derselbe in die Samenblätter kommen konnte, heraus, und machte dadurch den Kern der Wurzel verderblich.

Alle Pflanzen aber, die ihren Sauergasstoff verlieren, bekommen dann eine gelbe Farbe und sterben ab.

Dieses habe ich auch an den Nelkenstöcken wahrnehmen können. Ich erhielt vor drei Jahren zwölf Stück gute gesunde Nelkenableger von der besten Sorte, und setzte solche in ein Beet, wo ich unausgelaugte Holzasche hineingebracht hatte. Meine Nelkenstöcke bekamen in einem Monate darauf eine gelbe Farbe an den Blättern und starben ab. Also ist die Asche nicht jeder Art von Blumenwurzeln dienlich, sondern oft höchst schädlich.

Will man aber die Asche als ein Mittel wider den Erdfloh anwenden, so wähle man statt der Holzasche die Strohasche, und verfahre nach obiger Art. Diese bedeckt ebenfalls die Samen- und Herzblätter, und da in dieser Asche keine scharfe Lauge ist, so werden auch durch dieselbe die Pflanzenwurzeln nicht getödtet, wie es die Holzasche thut.

Um mich ganz vor den Verheerungen der Pflanzen durch den Erdfloh in Sicherheit zu setzen, so bin ich von dem Gebrauch sowohl der ausgelaugten Holzasche, als auch von der Strohasche ganz abgegangen, und brauche bloß das Mittel, welches ich hier mittheilen will.

Nicht alle Holzasche ist von einerlei Beschaffenheit in Ansehung der scharfen Lauge. Asche von Eichenholze gewährt die meiste Pottasche, hingegen ist Asche von weichen und besonders von Tannenholze nicht so scharf und fressend daher diese die Pflanzen nicht so sehr, als die Eichenholz-

holzasche angreifen kann. Wenn nun der eine seine Pflanzen mit Eichenholzasche, der andere aber solche mit Tannenholzasche bestreuet, so mußte natürlich dem einen sein Versuch mit der Asche als ein Mittel wider die Erdflöhe verunglücken, da es hingegen bei dem andern oder dritten, welcher Strohasche genommen, seine Wirkung gethan hat.

Ich aber habe mir durch die Asche eine vortreffliche Blumenerde verschafft, die ich beibehalte.

Man pflegt sich, wie bekannt, solche gute Pflanzenerde dadurch zuzubereiten, indem man z. B. zwei Theile Dammerde, einen Theil vermoderten Kuhmist, einen Theil verfaulte Sägespähne, und einen Theil Wasser- oder Flußsand untereinander vermischt, einige Zeit liegen läßt, damit alles Unschädliche durch Fäulniß weggeschafft werden kann, oder statt der Sägespähne nimmt man Baumerde.

Es ist übertrieben, wenn man sagt, daß man täglich zum wenigsten fünf bis sechs Monate hindurch solche Erde umwenden und mit einander vermischen müßte. Diese viele und lange Mühe hat man nicht nöthig anzuwenden. Denn auch ohne Umwendung verrichtet die Natur die Fäulniß. Die Erde wird dann schon locker gemacht, wenn man sie durch ein Sieb schlägt, und dann solche in Asche bringt.

Ich lasse alle ausgelaugte Asche, die ich bei der Verfertigung der Waschlauge erhalte, oder die von der Lauge zur Reinigung der zinnernen Teller und Schüsseln zurückbleibt, das ganze Jahr hindurch auf einen Haufen in meinem Garten sammeln. Im Herbste, wenn dieser Haufen von ausgelaugter Holzasche trocken ist, so wird sie durch ein enges Sieb von allen Kohlen gesäubert, und wiederum auf einen Haufen an einen schattigen Ort im Garten gebracht. Hier liegt sie den ganzen Winter hindurch; nur wenn Thauwetter einfällt, wird der Haufen einigemal umgewendet, damit die Feuchtigkeit allenthalben Einfluß haben kann.

Im Frühjahre nehme ich zu jener Vermischung statt der Holzspähne oder Baumerde einen Theil von dieser ausgelaugten Holzasche, vermenge solche recht unter jene vermischte zubereitete Erde, dadurch erhalte ich eine sehr lockere Baumerde, die das Wasser leicht in sich fließen läßt, und auf ihrer Oberfläche keine Rinde bilder.

Die Pflanzen wachsen darin vortrefflich, die Wurzeln finden in dieser lockern Erde allenthalben Raum einzudringen, und die zarten Aschentheilchen legen sich ganz leicht an die Zaserwurzeln an, und führen die Feuchtigkeiten an dieselben. Die Pflanzen bekommen eine schöne grüne Farbe, und stehen freudig und fett fortwachsend in den Blumentöpfen.

In jeder Haushaltung, wo gewaschen wird, kann es den Blumenfreunden nicht an der nöthigen Asche fehlen, und man kann sich auf diese

Art einen großen Vorrath von dieser guten Blumenerde verschaffen, wenn nur ein Jahr zuvor mit der Aufbewahrung solcher Asche der Anfang gemacht worden ist.

Die ausgelaugte Asche zieht aus der Atmosphäre die fruchtbar machenden Partikeln von verschiedener Art an sich. Daher wird auf diese Art die ausgelaugte Asche ein mittelbares Düngungsmittel zur Beförderung des Wachsthums der Pflanzen; denn dieses ist die ausgelaugte Asche, wenn sie auf die Saatfelder ausgestreuet oder auf Wiesen gebracht wird. Sie hat eben die anziehende Kraft, wie Kalk und Gyps, wie es sich auch an der Pottasche wahrnehmen läßt; diese wird bald in freier Luft feuchte, und mit Gasarten der Atmosphäre gesättigt. Die ausgelaugte Asche verliert in Haufen alsdann ihre weiße Farbe, und nimmt eine braune Farbe an, folglich ist sie zu einer guten Blumenerde durch die Länge von einem Jahre umgewandelt worden. Ehe diese Umwandlung vor sich gegangen, darf man sie nicht zum Blumenpflanzen gebrauchen, weil bei der noch währenden Fäulniß dieser Asche die Pflanzenwurzeln angegriffen, und zum Absterben gebracht wurden.

Dr. Windram, Prediger.

Milchkur.

Es gab eine Zeit, wo man Podagra und Gicht durch den Genuß der Kuhmilch zu vertreiben suchte. Joh. Doläus hat über diese Milchkur ein besonderes kleines Buch geschrieben. *) Er bemerkt darin, daß ein gewisser Colonel Dümont, den die Gicht so sehr gelähmt hatte, daß er nicht ohne Krücken gehen konnte, durch den anhaltenden und regelmäßigen Gebrauch dieses Mittels wieder hergestellt sey, und daß er aus dankbarem Gefühl die Hörner der Kuh, deren Milch ihn geheilt, habe vergolden lassen. — In der That, eine sonderbare Art von Dankbezeugung, womit der Kuh wenig gedient seyn mochte! Schade nur, daß jenes Mittel in der Folge nicht eben so allgemein bewährt gefunden ist, als ein anderes, das wir den Indianern verdanken, und wodurch jetzt das Leben und die Wohlgestalt so vieler tausend Menschen geschützt wird.

*) Das Büchelchen ist betitelt: Johannis Dolaei Tractatus novus, nunquam antehac editus, de furia podagrae lacte victa et mitigata, propria experientia conscriptus. Amst. 1705.

Hannoverſches Magazin.

14tes Stück.

Freitag, den 17ten Februar 1809.

Warnungs-Anzeige.

Mit Vorwiſſen und völliger Approbation des hohen General-Polizei-Departements wird nachſtehender trauriger Vorfall als Warnungs-Anzeige vor dem unvorſichtigen Gebrauch des unter dem Namen der Mäuſebutter bekannten Gifts von Seiten des hieſigen Amts hiemit bekannt gemacht:

Ein Bürger in dem Flecken Fallersleben hatte ſich durch einen Boten aus Braunſchweig von einem ihm unbekannten Friſeur eine Mäuſebutter kommen laſſen, um die läſtigen Mäuſe aus ſeinen Gebäuden zu vertreiben.

Er hatte das Mittel mit der mündlichen Anweiſung bekommen, daß ſo ſicher es auch Ratten und Mäuſe tödte, eben ſo unſchädlich ſey es für die Menſchen. Um ſeinen Zweck zu erreichen, hielt er es am beſten, wenn er das Gift in Honigkuchenteig backte, und ſo in ſeinem hinter dem Hauſe befindlichen Speicher den Ratten und Mäuſen hinlegte, auch zur Vorſicht noch, mit Brettern bedeckte.

Unglücklicher Weiſe ſpielt nun, nachdem dieſes geſchehen war, der ungefähr 11jährige Sohn dieſes Bürgers mit einem Spielkameraden vor der Thür des Speichers mit Knöpfen; ein Knopf fällt zwiſchen die Thür des Speichers, welche, um den Knopf wieder zu holen, von ihnen geöffnet wird, und wie ſie nun in dem Speicher herumgehen, und einer von ihnen von ungefähr an die Bretter ſtößt, mit denen das Gift bedeckt iſt, finden ſie den mit Mäuſebutter vermengten Honigkuchenteig, von dem ſie ſogleich naſchen, jedoch der Knabe des Eigenthümers des Speichers nur wenig, ſein Spielkamerade aber in ungleich ſtärkerm Grade.

Beide Knaben wurden bald darauf mit ſtarkem Erbrechen befallen, derjenige jedoch welcher weniger von dem Gifte genoſſen hatte, und bei

dem die Sache auch eher entdeckt war, durch baldige Ausleerung des Gifts gerettet, der andere hingegen, welcher sowohl mehr genascht, als auch die vom Genuß des Gifts entstandenen heftigen Schmerzen anfänglich verborgen, und dadurch der Wirkung des Gifts mehr Zeit gelassen hatte, war aller angewandten ärztlichen Bemühungen ungeachtet nicht zu retten, und starb am 3ten Tage, nachdem er unbeschreiblich gelitten hatte.

Bei der darauf zur actenmäßigen Constatirung des Vorfalls mit Zuziehung des Landphysici Dr. Münchmeyer in Gifhorn verfügten chemischen Untersuchung eines bedeutenden Rests jener Mäusebutter, der noch übrig geblieben war, und nachherigen Obduction der Leiche machten bei der chemischen Prüfung schon die äußern Merkmahle der Mäusebutter es wahrscheinlich, daß es die Verbindung eines metallischen Gifts mit einem Fette sey; fortgesetzte Versuche aber geben die Gewißheit, daß hier eine Arsenik-Mischung vorhanden, indem durch Sublimation der Arsenik sich in bedeutender Quantität reguliniſch darstellte.

Die Obduction aber zeigte die schrecklichen Wirkungen des genossenen Gifts vorzüglich an den innern Theilen des Körpers, und besonders an dem Magen, welcher an der innern Seite allenthalben entzündet war, an dem sich dunkelrothe Stellen, und mehrere eigentliche Brandflecke vorfanden, von denen der größte von der Größe eines Guldens sogleich beim Herausnehmen des Magens ausriß, und ein anderer von der Größe eines Zwölfgroschenstücks sich grade am Eingange des Magens befand, so daß er noch in den Schlund hineintrat, wodurch denn der Tod unvermeidlich herbeigeführt werden müßte.

Möge die Bekanntmachung dieses traurigen Vorfalls nicht allein eine größere Vorsicht bei dem Gebrauch von Gift überhaupt bewirken, sondern auch besonders gegen die unwahren Vorspiegelungen gewinnsüchtiger Gifthändler, daß nämlich das von ihnen verkauft werdende Gift nur allein Ratten und Mäuse tödte, aber keinem Menschen und Viehe schade, und worüber im gegenwärtigen Falle schon Anzeige bei der competenten Behörde geschehen, Mißtrauen erwecken, so wird es gewiß sich nicht selten ereignender ähnlicher Unglücksfälle, wie der vorgeschriebene ist, zum Wohl der Menschheit weniger geben.

Amt Fallersleben den 7ten Februar 1809.

Ueber

Ueber den Wein und Weinbau in Portugal. *)

Die beſten Weingegenden in Portugal ſind, außer Carcavelos bei Liſſabon und Setural, die Ufer des obern Douro, wo der Portwein (von der Stadt Porto, dem Stapelort des Weinhandels, den Namen führend) wächſt, welcher ein Hauptgegenſtand der Ausfuhr des Landes iſt. Der beſte Portwein wächſt bei dem Flekken Pezo da Ragua. Die Weinleſe wird in dieſen Gegenden gehalten, ſobald die Trauben anfangen zu ſchrumpfen. Es iſt ein beſchwerliches Geſchäft, die Trauben von den ſteilen Hügeln herab zur Preſſe zu bringen. Die Trauben werden getreten. Der eigentliche Portwein iſt ein rother Wein, der 24 Stunden auf den Treſtern ſtehen bleibt, wenn er im Lande verbraucht werden ſoll; dreimal 24 Stunden aber, wenn man ihn verſenden will. Die erſtern nennt man Weine vom Aſt, Landweine; die letztern Faktoreiweine. Dieſen, den eigentlichen Portwein, findet man nie ohne einen Zuſatz von dem ſtärkſten Branntwein, der dem Moſte auf den Tonnen beigemiſcht wird, und ſogar bei den beſten Weinen den zwölften Theil ausmacht. Auch faſt allen andern Portugieſiſchen Weinen wird vor der Gährung wenigſtens etwas Branntwein beigemiſcht. Man glaubt, er würde ſich ohne dieſen Zuſatz nicht halten; und da man dort keine Weinkeller hat, ſondern den Wein in Magazinen über der Erde bewahrt und ihn dort auch gähren läßt, ſo ſcheint dieſe Meinung Grund zu haben. Die in dem genannten Diſtrikte gewonnenen Weine werden, ſobald als möglich, nach Porto geſandt, wo man ſie noch drei Jahre liegen läßt, ehe man ſie verſendet.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts waren die Ufer des obern Douro noch eine wenig angebauete, arme Gegend. Man liebte damals, ſowohl in England, als in andern europäiſchen Ländern, ſüße Weine, die Liſſabon damals in anſehnlicher Menge lieferte. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts aber fanden die Engländer Geſchmack an den rothen Weinen, ließen ſich häufig im Lande nieder, und beförderten die Weinkultur, um den Wein wohlfeiler zu haben. Dies gelang ihnen ſo ſehr, daß in den Jahren 1750 bis 55. die Pipe des beſten Weines nur etwas über 16 Thaler galt. Die Engländer verfälſchten damals den Portwein ſehr, ſie vermiſchten ihn mit ſaurem Gewächs aus andern Gegenden, ſie färbten ihn, und brachten ihn in Gefahr, ganz ſeinen Ruf zu verlieren. Im Jahr 1756 wurde die bis dahin fortdauernde Geſellſchaft des obern Douro durch einen königlichen

*) Des Prof. Dr. Lincke Bemerkungen auf einer Reiſe durch Frankreich, Spanien und Portugal. Kiel 1801.

lichen Befehl gestiftet. Sie sollte den Ruf des Weins und feste Preise erhalten. Ihr Fond war nicht bloß zum Ankauf des Weins bestimmt, sondern auch den Weinbauern Darlehn zu 3 Procent zu geben, was man aber, unter Ausflüchten, immer abzulehnen wußte. Diese Gesellschaft hat nicht völlig ein Monopol mit Portwein. Die Mitglieder sind angewiesen, jedem Weinbauer sein Erzeugniß für einen bestimmten Preis abzunehmen. Es ist dem Eigenthümer nicht verwehrt, seinen Wein selbst im Lande zu verkaufen, aber es muß durch die Gesellschaft geschehen, welche dafür sechs Procent bekommt. Nachtheilig wurde der Zwang dadurch verstärkt, daß man die Menge des Ertrages eines jeden Weinberges nach den letzten fünf Jahren im Durchschnitt bestimmte, und den Weinbergsbesitzern verbot, mehr als diese Quantität weder an die Gesellschaft, noch an sonst jemand zu verkaufen. Dadurch wurde alle Verbesserung der Kultur aufgehalten, wozu noch kommt, daß die Gesellschaft mancherlei Ausflüchte weiß, um nicht allein Wein zu kaufen, und nicht die bestimmten Preise zu bezahlen. Die Gesellschaft hat den Alleinhandel mit dem Faktorei-Weine, den sie bis dahin fast ganz nach England sendete. Ausserdem hatte sie anfangs den ausschliessenden Handel mit allen Weinen, Essig und Branntwein nach den Colonien, jetzt aber nur noch mit den Weinen vom obern Douro nach Brasilien; ferner den Alleinhandel mit Wein in der Stadt Porto und der umliegenden Gegend bis auf etwa 1½ Meilen. Der jährliche Ertrag des Portweins wird auf 90,000 Pipen gerechnet.

Man wählt in Portugal zum Weinbau meistens Hügel und Berge, und in manchen Gegenden sind die Reben an so steile Abhänge gepflanzt, daß man die Erde durch kleine Mauern zurückhalten muß. Doch wählt man auch sandige Ebenen; aber schattige Thäler und Ebenen, oder starker Boden, liefern nur mittelmäßigen Wein. Man zieht die Reben gewöhnlich an kurzen Pfählen, nur an den Ufern des Minho läßt man sie an Bäumen hinaufranken. In der Provinz Traz oder Montes werden die Weinstöcke weit aus einander gepflanzt, und das Land dazwischen mit Korn besäet. Auch bei Lissabon bauet man Gartengewächse in den Weinbergen. Die hohen Stöcke am Minho, welche die grünen Weine geben, werden nur alle zwei Jahre beschnitten, die übrigen alle Jahre, in kalten Gegenden im Herbst, in warmen im Januar oder Februar. Kurz vor oder nach der Blüthe, auch wenn zu viele Trauben da sind, werden die überflüssigen Aeste weggenommen. In einigen Gegenden werden auch die Blätter abgebrochen, um die Trauben den Sonnenstrahlen auszusetzen. Am obern Douro bindet man die Aeste nach dem Ausschlagen der Augen an einen oder mehrere daneben gesteckte Pfähle. Sonst werden die

Aeste

Aeste nur um den Stamm selbst gewickelt, und bloß so befestigt. Alljährlich im Frühjahr wird der Stock behackt, um den Boden zu lockern und das Unkraut zu zerstöhren. Zuerst geschieht es vor dem Ausschlagen der Blätter, und alsdann kurz vor der Blüthe noch einmal. In den ersten 3 Jahren nach der Pflanzung des Stocks zieht man um jeden im Herbste kurz vorher, ehe er sich entblättert, eine Grube, um die Wurzeln zu beschneiden, und dem Stocke gehörige Feuchtigkeit zu geben.

Am obern Douro und in andern Gebirgsgegenden werden die Weinstöcke, sobald sie über 10 Jahre alt sind, gedüngt. Man häuft brennbare Materien, alte Reiser, trockne Pflanzen und dergleichen Dinge mit Thonerde zusammen, zündet alsdann die Haufen von unten an, und bedient sich desselben, wenn es ausgebrannt ist, als Dünger. Am obern Douro wurde die Anwendung des Mistes verboten, weil er zwar vielen, aber minder guten Wein hervorbrachte.

Die Vermehrung der Stöcke geschieht entweder durch das Trennen der Wurzeln oder durch das Ablegen, indem man Reiser in einer Grube niederlegt, und nur zwei Augen herauslößt. Man bedient sich indesser dieser Art gewöhnlich nur, um leer gewordene Stellen auszufüllen, und setzt in neue Weinberge Steckreiser ohne Wurzeln, welche man, wenn sie abgeschnitten sind, halb mit Erde, halb mit Gesträuch bedeckt, und sie nach der Weinlese bis zum Januar einsetzt. Auch durch die bekannten Operationen des Okulirens Pfropfens und Ablactirens wird der Stock veredelt.

Merkwürdige Anekdote von einem Pudel.

Der Einsender der nachstehenden Anekdote muß gleich Anfangs bemerken, daß an ihrer Wahrheit gar nicht zu zweifeln ist. Er hat sie selbst aus dem Munde eines glaubwürdigen Mannes, welchem sie vor einigen Jahren bei seiner Reise durch Kärnthen in Klagenfurth von dem Herrn des Pudels, einem rechtschaffenen und angesehenen Buchhändler, Namens Schotter, erzählt wurde. Diese vorläufige Bemerkung erhöht das Interesse der Anekdote, bei welcher alles auf die Wahrheit derselben ankommt.

Der gedachte Buchhändler in Klagenfurth kam eines Sonntags Abends aus einem vor dem Thore der Stadt belegenem öffentlichen Garten, wie gewöhnlich von seinem treuen Pudel begleitet. Als er am Thor das Sperr-

gel

geld entrichten wollte, bemerkte er, daß ihm ein Kronthaler, den er zwischen der kleinen Münze gehabt, fehle, und vermuthete, solchen im Garten bei Bezahlung seiner Zeche verlohren zu haben. Der Buchhändler rief sogleich seinem Pudel zu: Allons, such verlohren! und das verständige Thier gehorchte ungesäumt dem Befehl, und lief schnüffelnd den Weg zum Garten zurück. Bald war er an Ort und Stelle, und fieng an, die noch daselbst anwesende Gesellschaft zu beriechen und zu beschnüppern, bis er endlich vor einem ehrlichen Handschuhmachermeister stehen blieb, alsdann an ihn hinansprang, und mit seinen Pfoten an dessen Hosentasche kratzte, als wenn er etwas aus derselben verlangte. Der Meister, der die Zudringlichkeit des Pudels gar nicht begriff, suchte den Pudel von seiner Tasche los zu werden und ihn mit Gewalt abzuhalten. Jetzt wurde der Pudel freundlicher, er hielt ein mit dem Kratzen an der Tasche, und wedelte zutraulich mit dem Schwanze. Als bald darauf der Handschuhmacher heim gieng, folgte der Pudel ihm nach seiner Wohnung, und wurde als ein ihm zugelaufenes hübsches Thier gern und freudig aufgenommen.

Ruhig lag Anfangs der Pudel unter dem Lehnstuhl; als aber der Meister sich entkleidet, seiner Gewohnheit gemäß seine Beinkleider über den Stuhl gehängt, und sich zu Bette gelegt hatte, veränderte der Pudel seine Lage, und nahm Platz auf dem Stuhl, wo er den Beinkleidern, die seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigten, näher war. Er suchte sich nun ihrer zu bemächtigen, und gelangte auch, obgleich der Handschuhmacher ihn mehrmals daran hindern wollte, bald zum Besitz der ledernen Beinkleider, legte sich dann oben darauf, und schlief auf seiner Beute ruhig ein.

Als am andern Morgen die Hausfrau zur Wahrnehmung ihrer häuslichen Geschäfte vor ihrem noch schlafenden Manne aufgestanden, und hinausgegangen war, ersah der Pudel seine Gelegenheit, packte die Hosen hinten bei der Schnalle, huschte damit zu der angelehnten Stubenthür hinaus, und durch die zum Glück schon geöffnete Hausthür auf die Straße, im Triumph die Hose hinter sich herschleppend, und der Wohnung seines guten Herrn zutrabend.

Dieser stand gerade am Fenster, in Gedanken mit seinem treuen Pudel beschäftigt, der gestern Abend nicht zurückgekommen war, und sah zu seiner größten Verwunderung das verständige Thier gravitätisch, mit etwas lang Nachschleppendem im Maule, dem Hause sich nähern. Geschwind öffnete er ihm die Thüre, und mit Aeußerungen der größten Freude legte der Pudel seinem Herrn die erbeuteten Hosen zu Füßen.

Man denke sich das Erstaunen des letztern, als er, den wahren Zusammen-

Digitized by Google

menhang der Sache nicht ahnend, bei näherer Durchsicht der Taschen, ausser 10 Fl. und einer von dem wahrscheinlichen Eigenthümer der Hosen ausgestellten und unterschriebenen Rechnung auch den Tags zuvor verlohrnen Kronthaler fand!

Nun gieng dem Buchhändler ein Licht auf; er errieth den möglichen Zusammenhang, und ließ daher, um genau hinter die Sache zu kommen, noch an dem nämlichen Morgen den Handschuhmacher zu sich rufen. „Guter Meister" redete er ihn beim Eintreten an, „nehme er mir doch das Maaß zu ein Paar ledernen Beinkleidern; ich höre, er arbeitet gut, und übersetzt seine Kunden nicht. Und dann thut er mir wohl den Gefallen, diese alten schmutzig gewordenen Hosen (er zeigte sie ihm) zu waschen, und —" Aber der Meister ließ ihn nicht ausreden, er erkannte auf den ersten Anblick seine Beinkleider, und rief, als sähe er ein Gespenst, erblaßt aus: „Herr, hier hat, bei meiner Seele, der T... sein Spiel! Mit den Hosen da ists nun und nimmer richtig; denn sehen Sie, mir gehören sie und keinem Andern, und noch gestern habe ich sie, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, getragen; aber — Gott sey bei uns — ein höllischer schwarzer Pudel, er hatte große rollende Augen im Kopfe, der mir gestern im — schen Garten zulief, mich unaufhörlich verfolgte, an mir hinaufsprang und mir nach Hause folgte, — dieses zottige Ungeheuer hat sie mir gestohlen. Denn als ich heute Morgen aufstehe, und mich ankleiden will, sehen Sie, so war der Pudel mit dem Beinkleide und allem, was darinnen ist, zum Henker!"

Der Buchhändler hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen, fragte genau nach allem, was der Leser schon weiß, und erfuhr dann, daß der Handschuhmacher den Kronthaler, dem der Pudel nachgespürt hatte, im Garten gefunden habe. Nun ward der Pudel hereingerufen, und der Meister, der jetzt aus andern Augen sah, und den Zusammenhang der Sache erfuhr, erkannte den treuen Pudel sogleich, und fand, daß er nicht kleiner und größer sey, als die Pudel gewöhnlich zu seyn pflegen, und daß alles ganz richtig zugegangen war. Er erhielt die Hose und was darin war, zurück, und gieng nun, mit einem tiefen Reverenz gegen den Pudel, zu Hause.

Russische Butter.

Die geschmolzene russische Butter ist nicht so fett wie andere Butter, hat auch nicht denselben Wohlgeschmack, und kann nicht gut mit Brot genossen werden, aber sie hält sich sehr lange, ist zum Gebrauch in gekochten Speisen sehr dienlich, und wird daher besonders den Scelenten empfohlen. Sie wird aus süßem Rahm gekernt, hierauf aber nicht durch Waschen, sondern durch Schmelzen in einem heißen Ofen gereinigt. Dieses geschieht auf folgende Art: Man setzt die Butter in glasirten Töpfen in einen geheizten Ofen. Wenn sie nun von der Hitze schmilzt, so fallen die käsigten Theile zu Boden, das Milchwasser sondert sich ab, und über demselben schmilzt die Butter, welche mit hölzernen Löffeln abgeschöpft und in ein irdenes Gefäß gegossen wird; worauf man die geschmolzene Butter kalt werden läßt, dann den Topf fest zudeckt, und an einem kühlen Orte aufbewahrt. Wenn diese Butter gesalzen werden soll, so setzt man die damit gefüllten Töpfe in ein warmes oder vielmehr heißes Zimmer, wo man die Butter etwas erweichen und warm werden läßt; dann nimmt man auf 40 Pfund Butter 4 Pfund Salz, und arbeitet solches mit den Händen so lange durch, bis die Butter völlig kalt wird. Hierauf schlägt man sie so fest, als es thunlich ist, in Fässer ein, welche man gut und dicht vermacht und sie darin aufbewahrt. Je besser solche Butter ausgeschmolzen ist, je reiner ist sie, und je länger erhält sie sich, und zwar aus der Ursache, weil keine käsigte und milchigte Theile darin zurückbleiben, wovon sie durch bloßes Waschen, wie bei der Verfertigung unserer Butter geschieht, nicht völlig gereinigt wird.

Undurchsichtig gewordene Fensterscheiben wieder hell zu machen.

Man binde eine Egge von Tuch vielfach mit einem Faden recht dicht zusammen, und schneide sie vor dem Bande mit einem Messer in die Queere ab, so daß sie einen äußerst stumpfen Pinsel formirt. Diesen tauche man in Wasser und äußerst fein geriebenen Bimsstein, reibe damit die Flecken aus dem Glase heraus, und polire es dann mit einem Leder mittelst Tripels und Baumöls.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

15tes Stück.

Montag, den 20ten Februar 1809.

Ueber ſogenannte Geiſtererſcheinung und Geiſterſeherei; aus eigener Erfahrung.

Vom Hofrath Oſiander zu Göttingen.

Eine vor kurzem erſchienene Schrift des Herrn Geheimen Hofrath Jungs, genannt Stillings, „Theorie der Geiſterkunde“ *) erweckt und befeſtiget unter einer gewiſſen Claſſe von Leſern wahrſcheinlich aufs neue den Glauben an wirkliche Geiſtererſcheinungen, nachdem kaum ein vielgeleſenes ähnliches Buch eines kranken Leipziger Magiſters vergeſſen iſt, und ſie bringt dadurch neue Finſterniß und neue Unruhe mit altem Wahn in Kopf und Herz mancher über dieſen Gegenſtand bisher beruhigter Menſchen. Um dieſer ſchädlichen Tendenz willen iſt auch bereits dieſes Buch in der Schweiz und in Würtemberg, als eine mit gemeinſchädlichen Irrthümern angefüllte Schrift im ganzen Königreich verboten und confiſcirt worden. Indeſſen finden ſolche Schriften, zumal von Stilling, unter einer gewiſſen weit verbreiteten Claſſe von Menſchen einen beſondern Schutz und Eingang, und es mag daher nicht zur unrechten Zeit ſeyn, wenn Männer, die unter ſolchen Umſtänden, unter welchen ihnen nach dem Wahn der an Geſpenſter glaubenden Menſchen Geiſter hätten erſcheis-

*) Theorie der Geiſterkunde, in einer natur- vernunft- und bibelmäßigen (?) Beantwortung der Frage: was von Ahnungen, Geſichten und Geiſtererſcheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müſſe. Vom Dr. J. H. Jung, genannt Stilling, Großherz. Badenſcher Geheimer Hofrath. Mit einem Titelkupfer einer weißen Frau, Gräfin von Orlamünda. Frankfurt und Leipzig 1808.

Digitized by Google

scheinen können, und gespensterähnliche Erscheinungen wirklich vorkamen, viele Jahre verlebten, ihre Erfahrungen darüber öffentlich bekannt machen, und über deren sehr natürliche, physische Ursachen hinlänglichen Aufschluß geben. Ich glaube mich in diesem Fall zu befinden, um dem Publiko Erfahrungen aus meinem Leben mittheilen zu können, deren Verbreitung gerade jetzt von Nutzen seyn kann.

In einem Vaterlande erzogen, in welchem der Glaube an Gespenstererscheinungen vor etlich und vierzig Jahren noch bei weitem ausgebreiteter war, als jetzt im nördlichen Deutschlande, konnte es nicht fehlen, daß ich schon in der Kindheit und nachher im erwachsenen Alter viele Gespensitergeschichten erzählen hörte, dennoch wurde ich gegen den Glauben an dieselben und die Furcht vor denselben durch Erziehung und besondere Umstände zu meinem großen Glück für die Folgezeit frühe verwahrt. In Schwaben und in der Schweiz ist die Classe der Pietisten, oder der für gewisse Lehrmeinungen protestantischer Geistlichen eifrigen Christen ungemein groß, und meine Vaterstadt enthielt deren in meiner Kindheit eine sehr große Anzahl, unter denen auch mehrere meiner nächsten Anverwandten sich befanden. Alle in diese Classe gehörige, theils wirklich fromme, theils scheinfromme Menschen glauben, so viel ich weiß, an Geistererscheinungen, nur mit dem großen Unterschiede, daß der aufgeklärtere Theil annimmt, die allermeisten Geistergeschichten seyen Täuschungen, wirkliche Geistererscheinungen aber heutiges Tages äußerst selten, jedoch ihre Möglichkeit, so wie die Werke des Satans, der heiligen Schrift gemäß. Daß es einzelne Pietisten gäbe, die an gar keine Gespenstergeschichten, keine Erscheinungen nach dem Tode glauben, ist mir nicht wahrscheinlich. Der größere Theil dieser Leute hingegen ist in diesem Punkte gar leichtgläubig, und nimmt Erscheinungen, die eines ihrer Mitglieder gehabt hat, sehr gerne als Wirkungen von guten und bösen Geistern auf, erzählt sie nach, und folgert daraus oft die sonderbarsten Dinge. An gar keine Erscheinungen nach dem Tode, keinen guten und bösen Geist, der in irgend einer beliebigen Gestalt erscheinen könne, zu glauben, halten sie für gefährlich für die evangelische Glaubenslehre; und es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Herr Jung diejenigen, welche die Möglichkeit der wirklichen Erscheinungen eines Geistes läugnen, mit denen in eine Classe setzt, welche gegen die Religion feindselig gesinnt sind. Diese Classe von Christen, unter denen es viele recht herzensgute Menschen giebt, ist gewöhnlich arm an physischen Kenntnissen, und je ärmer der Mensch daran ist, desto aber ist er geneigt, an übernatürliche Wirkungen zu glauben, zumal wenn religiöse Vorstellungen mit ins Spiel kommen, und solche gutmüthige und ei-

eifrige Seelen eine Erscheinung zu Befestigung und Verbreitung religiöser Gesinnungen zu benutzen vermeinen. Mit solchen Eiferern ist daher auch über Geistererscheinungen nicht zu disputiren; sie können und wollen durchaus nicht durch Worte, sondern nur durch die That eines andern belehrt werden.

Wenn manchmal eine lange für wahr gehaltene Geistererscheinung als Täuschung, Bosheit oder Betrug entdeckt und öffentlich belacht oder bestraft wird, so wirkt dieß bei weitem mehr, als eine physikalische Erklärung, von der sie wenig oder nichts verstehen, und für welche die wenigsten Sinn haben. Unter einer Umgebung solcher Menschen verlebte ich einen großen Theil meiner Jugend, und wurde daher frühe mit allerlei Erscheinungsgeschichten, Schwedenborgischen Geisterabentheuern u. dgl. bekannt, aber demungeachtet durch folgende Umstände und Erziehungsweise gegen Glauben und Furcht vor Gespenstern verwahrt, welches mir in der Folge zu großem Nutzen gereichte.

Alte Schlösser und Klöster sind nach dem Volksvorurtheil gewöhnlich der Aufenthalt von Gespenstern, und wenn sich in ersteren auch in vielen Jahren nichts sehen läßt, so muß doch von Zeit zu Zeit die weisse Frau erscheinen.

In einem kleinen Schlosse, welches ein Kaiserl. General im 17ten Jahrhundert erbauet, mit kleinen Bastionen, Wassergräben und Mauern umgeben hatte, das über ein halbes Jahrhundert unbewohnt gestanden, und noch völlig wie im 17ten Säkulo möblirt war, verlebte ich die ersten Jahre meines Knabenalters. Dieses alte Gebäude glich um so mehr einem Feenschloß, als niemand, ausser zwei alten fürstlichen Kammerfrauen, einer alten mondsüchtigen Magd, einem kleinen Knaben, einem Schooßhund und einem alten Papagay das große massive Haus, entlegen von allem Geräusch, am Ende der Vorstadt bewohnten. In den großen meist finstern Zimmern dieses Hauses brachte ich viele Stunden und Tage einsam zu, unter Bildern und Waffenrüstungen alter Ritter und Damen; ohne Furcht wandelte ich von einem dunkeln Zimmer zum andern, auf die Böden und in die Gewölbe des Hauses, wo Kinderspielzeug und Waffen, schwarze Reste von Leichenbegängnissen, Wappen und Bildnisse von Officieren mit großen Wolkenperücken meine kindische Neugierde unterhielten. Nach und nach gewann dieses, für viele Kinder sonst schauderhafte Dunkel, nebst der öden Stille und dem ungestöhrten Spiel mit diesem alten Rittergezeug so viel Anziehendes für mich, daß ich nirgends lieber, als da, mich aufhielt, und in der Folge eine besondere Vorliebe für alte Schlösser, Burgen, Kirchen, Gemälde u. dgl. behielt, und von Kind auf am Stande war,

an jedem einsamen und dunkeln Orte ohne alle Furcht und Schrecken Stunden und Nächte lang zu verweilen. Hiezu kam, daß sowohl meine beiden Muhmen, die mich erzogen, als meine Lehrer mich frühe mit Geistergeschichten bekannt machten, die sie mir nie anders, als entweder als lächerliche Täuschungen oder erwiesenen Betrug erklärten. Ich dachte mir daher von Kindheit auf keine Geistergeschichte anders, als entweder als Selbstbetrug, oder als vorsetzliche Bosheit und Betrügerei Anderer. Diese beiden Damen waren viele Jahre Kammerfrauen einer Würtembergischen Herzogin gewesen, gehörten zu der Classe der aufgeklärten Pietisten, und waren mit mancherlei Geistererscheinungen am Hofe bekannt geworden. Die Fürstin, durch Trübsal in ihrer Ehe hart geprüft, hielt sich zu den Pietisten, und hatte immer einen Hofprediger von den strengsten Pietisten, der sich gewöhnlich auch die Mühe gab, die übrigen Hofleute zu gewinnen. Die Bemühungen eines solchen Hofpredigers und sein Einfluß auf die Fürstin standen nun manchem Diener am Hofe, insbesondere denen, die sich auf eine unerlaubte Weise zu bereichern suchten, nicht an, sie bemüheten sich daher, jeden solchen pietistischen Prediger bald zu verdrängen, und bedienten sich dazu selbst der Vorspiegelungen von Gespenstererscheinungen. Ernst als St..., ein berühmter Theologe, Prediger an dem Hofe der verwitweten Fürstin war, und mit Strenge alles Unsittliche und Ungerechte rügte, entstand bald die Sage, daß ein Gespenst am Hofe erscheine, welches vorzüglich den Hofprediger verfolge. Wenn er zu Bette lag, entstand ein heftiges Gepolter in und neben seinem Zimmer, die Decke wurde ihm oft plötzlich vom Leibe gerissen, Steine flogen im Zimmer an die Wände und aufs Bett, und andere Neckereien erfuhr er lange Zeit fast jede Nacht. Manchmal schwebte die weisse Frau durchs Zimmer, ein ander-es Mal brummte und seufzte es in seiner Nähe. Die Laquaien und Schloßwächter sollten wachen und dem Geist aufpassen, aber sie dienten nur dazu, den Glauben, daß ein böser Geist den Hofprediger verfolge, zu bestätigen. Meine Muhmen waren indessen von der menschlichen Bosheit und Leiblichkeit dieses Gespenstes so überzeugt, daß, als nachher die Familie eines ehemaligen Hofdieners ins Elend kam, sie mir oft sagten, der Vater dieser armen Familie habe solches an dem gottseligen Hofprediger und der Fürstin verschuldet, indem er durch die boshafte gespensterartige Neckerei den Hofprediger habe vertreiben wollen, um seine Untreue an der Fürstin desto ungestöhrter ausüben zu können. Beide Muhmen sahen auch die weiße Frau, aber sie wußten recht gut, was sie zu bedeuten hatte. Das eine Mal spielte ein Hoffräulein in verliebtem Abentheuer die weiße Frau. Ein andermal erschien die weiße Gestalt, wenn es

Digitized by Google

wisse

wisse Leute wünschten, daß dieses oder jenes hohe Haupt sich zur ewigen Ruhe neigen möchte, wie dieß der Fall war, da eine berüchtigte Maitresse, L. H. M. v. G., wünschte, daß der Erbprinz sich zur Ruhe begeben möchte, der auch nachher wirklich an der Ruhr starb. Die eine meiner Muhmen war bei dem Hofe dieses Prinzen, sah die weiße Frau, und war fest überzeugt, daß diese Erscheinung auf den Befehl jenes herrschsüchtigen Weibes veranstaltet sey. — Der älteste von meinen Lehrern an der lateinischen Schule zu K. erzählte uns einst eine Geistergeschichte, welche den lebhaftesten Eindruck auf mich machte, und durch das Lächerliche, was in ihr lag, mich sehr gegen Furcht vor solchen Erscheinungen bewahrte. K. reisete mit seiner Frau in einer Kutsche mit drei Pferden über Land. Eine stockfinstre Nacht überfiel die Reisenden, ehe sie ein nahes Dorf erreichen konnten. Hiezu kam noch das Unglück, daß etwas am Wagen zerbrach. Der Kutscher ließ die ermüdeten Pferde mit dem zerbrochenen Wagen mitten im Wege stehen, und lief nach dem Dorf um Hülfe. Inzwischen blieb K. und seine Frau im Wagen sitzen. Auf einmal hörten die beiden Leute im Wagen die Stimme eines kläglich schreienden in der Nähe und sich darauf eilends entfernten Menschen. Sie riefen und fragten, erhielten aber keine Antwort. Der Kutscher kam endlich mit Gehülfen an, der Wagen wurde fahrbar gemacht, und sie langten glücklich in der Dorfschenke an. In der Wirthsstube saß ein Bauer, dem der kalte Schweiß auf der Stirn stand, und der den Anwesenden folgendes erzählte: „Vor einer halben Stunde sey er, als Bote, von dem und dem Orte die Straße hingegangen. Er habe zwar längst gewußt, daß es auf dem Wege zwischen den hohen Hecken nicht sicher sey, aber da er sich vor nichts fürchte, so sey er ruhig seinen Weg gegangen. Auf einmal habe er aber einen Schlag ins Gesicht bekommen, daß er geglaubt habe, er sey auf der Stelle des Todes, und es sey dieß niemand gewesen, als der leibhaftige T. . ., denn es habe funkelnde Augen gehabt, mit Ketten gerasselt, ihm mit kalter und haariger Hand ins Gesicht geschlagen, ins Gesicht geblasen und gespieen, daß man den garstigen Schaum noch auf seinem Rock sehen könne. Er habe gleich den Namen J. genannt, und da habe ihm der Böse doch nicht gar den Hals umgedreht ꝛc.“ — Nachdem K. die abentheuerliche Erzählung des geängstigten Boten ruhig mit angehört hatte, sagte er zu ihm: „Guter Freund, wer der Böse war, der ihn ins Gesicht schlug, das will ich ihm wohl sagen. Ohne Zweifel ist er gegen das Vorderpferd an meinem Wagen gelaufen; das Pferd ist erschrocken, hat mit dem Kopfe in die Höhe geschnellt, ihn mit dem kalten, haarigen und schaumigen Maul ins Gesicht geschlagen, und mit der

Kinn-

Kinnkette gerässelt. Sein Schreien haben wir im Wagen wohl gehört, ihm zugerufen, aber er hat in der Angst unser Zurufen nicht vernommen. Jeder Anwesende fand die Erklärung so natürlich, daß der Bote nun mit seiner Erzählung und Furcht zum Gespött wurde. — Wer mit geträumter Herzhaftigkeit und mit tiefgewurzeltem Glauben an Gespenster einen Ort des Nachts besucht, von dem er schon vorher hörte, daß es da nicht sicher sey, dem geht es gar leicht, wie diesem einfältigen Bauer, daß er ein müdes Pferd oder einen Esel für den T. hält. Diese Wahrheit meines Lehrers kam mir nachher samme der Geschichte nie wieder aus dem Gedächtniß. In meinem 14ten Jahre kam ich in ein Würtemb. Kloster D., wo ich in dem Hause des Prälaten ganz allein auf einer Etage meine Schlafkammer hatte. In der größten Dunkelheit mußte ich Sommer und Winter Morgens um 5 Uhr aufstehen, und in einer Viertelstunde darauf angekleidet durch finstere Klostergänge zum Frühgebet eilen ꝛc. Nie wandelte mich eine Furcht an. Nur einmal erschrak ich am hellen Tage. Einem Klösterling war ein Eichhörnchen auf den obersten Boden des Prälaturgebäudes entwischt. Ich wollte es aufsuchen, ohne je auf diesem Boden gewesen zu seyn. Plötzlich sah ich in einem dunkeln Winkel unter dem Dache einen Haufen bärtiger Männer vor mir stehen, die mich steif ansahen. Der ganz unerwartete Anblick erschreckte mich. Ich blieb erstaunt stehen, faßte endlich das Herz, darauf zuzugehen, und nun verwandelte sich mein Schrecken in Freude. Es waren die hölzernen Bilder der Apostel, welche man vor vielen Jahren aus der Klosterkirche an diesen Ort gebracht hatte, ohne daß es der damalige Prälat selbst wußte. Da ich die Bilder näher zu betrachten wünschte, so trug ich eines um das andere herab vor mein Zimmer, stellte sie in eine Reihe und stäubte sie ab. Als Prälat E. des Nachts von Tisch auf sein Studierzimmer, das auch auf dieser Etage war, gehen wollte, erschrak der gute Mann noch weit mehr als ich. Er hatte gleich beim Heraufsteigen durch das Treppengeländer die umherstehenden Männer gesehen, und vermuthet, daß es ein Spuk sey, den muthwillige Studenten in Person etwa mir spielen wollten. Bei näherer Betrachtung konnte er vollends nicht begreifen, wie er zu einem Besuch der Apostel komme. Da ich ihm solches erklärte, gestattete er mir nach seiner gewohnten Güte die Freude an diesen Bildern, so lange ich daran Vergnügen finde, und sie waren auch geraume Zeit meine stummen Gefährten, die vor meiner Thüre und um mein Bette herstanden. — Von diesem Manne lernte ich unter andern auch die Liebe an Alterthümern, und er sah es gern, daß ich die Inschriften der Grabsteine der Klosterkirche abzeichnete. Viele Stunden brachte ich daher in Sommerabenden einsam in der alten Kloster-

kirche

kirche zum Theil auf der Erde liegend zu, um die Mönchsschrift der Grabsteine in den Gängen der Kirche nachzuzeichnen, deren Form ich wegen Dunkelheit oft eher fühlen als sehen konnte. Nie wandelte mich da eine Furcht an, nie wurde ich von Erscheinungen erschreckt; aber der Enthusiasmus für diese Beschäftigung machte, daß ich manchmal vergaß, daß es schon der Nacht zugehe. In den Gewölben der Kirche, die zu Kellern dienen, ist das heilige Grab, nach einer Form, wie es noch bei Jerusalem seyn soll, von einem Abt erbauet, und neben diesem steht auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers, beides in Stein gehauen. Ich zeichnete diese Grabesnische bei dem Schein eines einzigen Lichtes, und verweilte da einige Stunden ohne alles Grauen, ob ich gleich den Kopf des Johannis mit den schrecklichen Todeszügen, die aus dem steifflockichten Barte hervorgrinsten, nicht ohne Mißbehagen ansehen mußte. So verlebte ich einige Jahre in dem Kloster an mehrern einsamen und dunkeln Orten, ohne je von gespensterähnlichen Erscheinungen etwas gesehen zu haben. Einer von den beiden Lehrern dieses Klosters, Prof. K., hatte in einem nahen Gehölze einen dunkeln Weg zu seinem Lieblingsspaziergang gewählt. Die Stunden von 12 bis 2 Uhr sind einige Stunden in der Woche zu Spaziergängen der Klösterlinge bestimmt, und in der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr wandelte gewöhnlich K. im schwarzen Kleide in dem dunkeln Gange des Gehölzes. War er am Ende des Waldweges, der auf Ackerfelder führte, so blieb er einige Minuten stehen, sah umher, und kehrte wieder zurück. Dieß wiederholte er viele Tage nach einander in einem Sommer. Auf einmal verbreitete sich die Sage, daß ein vor vielen Jahren verstorbener Abt des Klosters, den das Volk eines Attentats gegen die Orthodoxie beschuldigte, jeden Mittag als ein Gespenst in diesem Gehölze erscheine, immer bis zu einem gewissen Ziel gehe, und dann verschwinde. Die Bauern des nahen Fleckens K. hatten diese Beobachtung zuerst gemacht und die Sage verbreitet. Als sie Prof. K. zu Ohren kam, machte er ihr dadurch ein Ende, daß er von der Zeit an noch eine Strecke weiter aus dem Gehölze herausgieng, die Leute auf dem Felde anredete, und sie dadurch von ihrem Irrthum überzeugte.

(Die Fortsetzung folgt.)

An-

Anerbieten.

In dem 19ten Stück des neuen Hannoverschen Magazins vom verwichenen Jahre S 297 bis 300 habe ich eine Methode angegeben, wohlfeile wasserdichte Schuhe ohne Leder zu verfertigen. Mir ist nicht bekannt, ob man diese Angabe im Hannoverschen oder Westphälischen in Ausführung gebracht hat; aber durch öffentliche Blätter, z. B. aus den Miscellen für die neueste Weltkunde Nr. 80. S. 318. ꝛc. ist es bekannt, daß ein Herr Hauptmann Meander in Berlin bei dem wohlthätigen Friedrichsstift, dessen Schöpfer er ist, diese Idee, Schuhe aus Hanf zu machen, aus dem Allg. Anzeiger aufgefaßt habe, wo die Angabe aus dem Hannov. Magazin aufgenommen war, und daß er diese von mir zuerst bekannt gemachte Idee mit sehr glücklichem Erfolg und gutem Erwerbszweig für das Institut bereits in Ausführung gebracht habe. „Es ist, heißt es a. a. O., ihm nun so weit gelungen, daß er sie farbig lackirt, versohlt, und recht artig geformt vorzeigen kann, und das ganze Paar für 8 bis 9 ggr. verkauft. Er hat, wie er mir selbst äußerte, schon so viel Bestellungen, daß er weit mehr Hände beschäftigen könnte, als ihm im Stifte zu Gebot stehen. In ökonomischer Hinsicht kann dieß, da ein Paar lederne Schuhe jetzt 1 Thaler 12 ggr. kosten, von äußerst zuträglichen Folgen seyn." So sehr mich diese glückliche Ausführung meines Vorschlages freuet, so begierig bin ich, zu wissen, ob nicht eine Industrieschule im Hannoverschen oder Westphälischen, oder irgend eine arme Familie gleichfalls den Vorschlag ausgeführt, und mit glücklichem Erfolg unternommen habe. Sollte dieß der Fall seyn, und ein Armeninstitut im Westphälischen oder Hannoverschen bereits solche Schuhe verfertigt haben, und die Verfertigung fortzusetzen gedenken, so bin ich erbötig, dem ersten, das sich an mich wenden wird, und das mir Beweise giebt, daß es das Verfertigen derselben wirklich ernstlich sich habe angelegen seyn lassen, uns entgeldlich ein bereits in anderer Hinsicht erprobtes sehr wohlfeiles, ganz umsonst zu habendes, Mittel bekannt zu machen, wodurch solche Schuhe die Dauerhaftigkeit des Leders bekommen können. Welches Armeninstitut oder welche Industrieschule mit solchen Beweisen sich innerhalb sechs Wochen portofrei zuerst an mich wenden wird, dem werde ich das Mittel mit den Zeugnissen, worauf ich mich berufen kann, zusenden; nach Verlauf dieser Zeit aber, wenn sich niemand meldet, solches dem Hrn. Hauptmann Meander für sein Institut bekannt machen.

Göttingen, den 9ten Febr. 1809.

Hofrath Ostander zu Göttingen.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

16tes Stück.

Freitag, den 24ten Februar 1809.

Ueber ſogenannte Geiſtererſcheinung und Geiſterſeherei; aus eigener Erfahrung.

Vom Hofrath Oſiander zu Göttingen.

(Fortſetzung.)

Von D. kam ich auf die Univerſität Tübingen, und das Zergliedern der Leichname wurde da meine Lieblingsbeſchäftigung. Der noch lebende Dr. S. und ſein Vater, meine Lehrer in der Anatomie, unterſtützten treulich meinen Eifer für dieſes Fach. Im Winter 1777 präparirte ich die eingeſpritzten Blutgefäße des Leichnams eines aus dem Tollhauſe dahin gebrachten Mannes, und die Nerven an Armen und Füßen eines im Zuchthauſe verſtorbenen äußerſt böſen und häßlichen Weibes. Sechs Wochen lang brachte ich faſt den ganzen Tag und die Nächte bis neun Uhr meiſt ganz allein bei Licht auf dem anatomiſchen Theater zu, umgeben von Leichnamen die damals gar nicht ſelten eingeliefert wurden. Nie wandelte mich eine Furcht an wegen Geſpenſtererſcheinung, nie ſah ich da dergleichen, obſchon nach Volksurtheil an einem Ort, wo ſeit etlich hundert Jahren ſo viele Leichname von Miſſethätern, Selbſtmördern und Böſewichtern aller Art zergliedert wurden, nothwendig eines oder des andern Geiſt ſich herumtreiben, nach ſeinen aufbewahrten Reſten ſich umſehen, und den Zergliederern erſcheinen ſollte. Eines Abends, da ich bei zwei Lichtern präparirte, alles ſtill und ſtumm um mich her war, ereignete ſich etwas, was wohl auch dem Herzhafteſten einigen Schrecken eingejagt hätte. Vor mir über lag auf einer Tafel der Leichnam eines Mannes, der ſich ertränkt hatte, und den folgenden Tag ſecirt werden ſollte. Alle Leichname wurden da mit ſchwarzer ſteifer Leinewand bedeckt, wenn nicht an ihnen präparirt wurde. Auf ein-

mal fiel die Decke von diesem Leichnam ab, und der Arm des Mannes schnellte über den Tisch mit Geräusch herab. Ich sah erschrocken auf, und erblickte den nackten Leichnam. Mein erster Gedanke war, der Ertrunkene sey zum Leben gekommen. Ich wußte nicht, sollte ich ihn anreden, ihn anfassen, ihm aufhelfen. Einige Minuten blieb ich unbeweglich sitzen, und hörte endlich eine Maus über die steife Leinewand hinlaufen. Nun stand ich auf, gieng mit dem Lichte zu dem Leichnam, befühl e ihn, fand ihn leblos, kalt und steif, und überzeugte mich nach und nach, daß der über den Leichnam gebogene Arm durch eigene todte Elasticität auswärts geschnellt wurde, und die Decke abwarf, wozu vielleicht die an der herabgehangenen Leinewand hinaufgekrochene Maus Anlaß gegeben hatte. Der Anatomie-Aufwärterin, einem alten heroischen Weibe, erzählte ich beim Weggehen meinen gehabten Schrecken. Diese lachte, daß der Kerl auch mich erschreckt habe, nachdem er in der vorigen Nacht ihren Kindern, einem Sohn und Tochter, einen heftigen Schrecken eingejagt habe. Man hatte nemlich den Leichnam in seinen an Leib gefrornen Kleidern in voriger Nacht vor die Anatomie gebracht. Die gerade über wohnende Aufwärterin, um ihn entkleiden, und sich die Kleider zueignen zu können, nahm den Leichnam in ihre Wohnstube, legte ihn hinter den Ofen, daß er aufthauen solle, und begab sich in die Kammer zu Bett. Gegen Mitternacht kamen ihre beiden Kinder aus der Spinnstube, wollten sich nach ihrer Gewohnheit hinter dem Ofen entkleiden, und finden da den todten Mann, schreien und rufen die Mutter. Aber diese, abgehärtet gegen alle Furcht vor Todten, ruft ihnen zu: „Laßt ihn nur liegen, er muß aufgefrieren!“ — Der tägliche Umgang und die Beschäftigung mit Leichnamen und aufbewahrten Theilen von solchen verwischt am vollkommensten die Furcht vor Gespenstern. Als Arzt war mir der Sohn eines fremden wohlhabenden Mannes, ein Knabe von 11 bis 12 Jahren, zur Erziehung anvertrauet, dessen Kopf von Kind auf mit Ammenmährchen von Gespenstern angefüllt, und der dadurch so in Furcht gesetzt war, daß er des Nachts keinen Schritt allein vor die Thüre thun wollte. Ein vorzüglicher Wunsch des Vaters war, daß ich ihm diese Furcht benehmen möchte, weil er einst in die Welt hinaus sollte. Er schlief mit mir auf einem Zimmer, an welches mein Arbeitszimmer anstieß, in welchem sich Skelete und mehrere in Weingeist aufbewahrte Theile von Leichnamen befanden. Die ersten Tage verlebte dieser Knabe, besonders die Nächte, in einer beständigen Furcht. Keinen Augenblick wollte er allein bleiben, und oft schrie er im Schlaf für Schrecken. Allmählig aber minderte sich die Furcht, und der tägliche Anblick der

todten

teten Theile machte ihn daran so gewöhnt, daß er, ehe ein halbes Jahr vergieng, mir beim Zergliedern half, und ohne Licht des Nachts gieng, wohin ich wollte. — Manche vermuthete Gespensterercheinungen bleiben viele Jahre ohne physischen Aufschluß, und alles Nachsinnen und Aufmerken ist nicht im Stande, das Räthsel zu lösen, bis oft ein Zufall dem Naturforscher den Schlüssel dazu unvermuthet in die Hand giebt. Dieß war der Fall mit folgender Begebenheit in meiner Vaterstadt, die in meiner Kindheit sehr viel Aufsehen erregte, und die Leichtgläubigen in ihrem Geisterwahn bestärkte. Das Haus des Superattendenten steht nahe an der Nordseite der Stadtmauer. Der damalige Superattendent S..., ein frommer, rechtschaffener Mann, hielt bei seiner Oekonomie auch Vieh, wozu der Kuhstall gegen die Stadtmauer gelegen war. Die Sage verbreitete sich nun nicht nur, daß man auf den Kühen dieses Stalls von Zeit zu Zeit eine feurige Gestalt sitzen sähe, daß die Kühe oft sich losrissen, und wie rasend im Stalle herumliefen, und dann voll Schweiß und Schaum angetroffen würden; sondern jedermann deutete mit Fingern auf diese Kühe, wenn sie nach dem laufenden Brunnen der Stadt oder nach der Weide getrieben wurden, und eines zeigte dem andern die versengten Stellen auf der Haut, wo die Haare besonders des Rückens und der Seite in Streifen verbrannt zu sehen waren, als ob man mit einem glühenden Eisen oder brennenden Lichte darüber gefahren wäre. Der Pöbel fällte darüber zwei gewöhnliche Muthmaßungen; die eine, daß das längst bekannte Gespenst im Hause, als ein böser Geist, dem frommen Manne einen Schabernack anthun wolle; die andere, daß Zauberei böser Leute den rechtschaffenen Mann für seine ämtliche Strenge auf diese Weise necke. Der vernünftigere Theil hingegen hielt dafür, es sey Bosheit, wozu die Mägde etwan selbst behülflich seyen, und nur darauf abgesehen, dem Superattendenten das Viehhalten zu entleiden, damit er, wie seine Vorgänger, die Amtswiesen verpachten möchte, wobei sich die Pächter lange Zeit gut gestanden haben. Der fromme Superattendent sprach darüber oft mit meinem Vater, seinem Collegen und nächsten Nachbar, und war, da alle Untersuchung darüber und alle Wachsamkeit von seiner Seite nicht im Stande war, eine Bosheit zu entdecken, endlich selbst geneigt zu glauben, daß die Einwirkung eines bösen Geistes dieses außerordentliche Phänomen hervorbringe, und um allem Gerede ein Ende zu machen, schaffte er das Vieh ab. Er starb, und sein Nachfolger hielt kein Vieh, sondern benutzte den Stall zu Aufbewahrung des Brennholzes. Mit den Söhnen dieses Superattendenten spielte ich öfters, als Knabe, und zuweilen versteckten wir uns in diesen Stall. Einige Mal wollten einige von uns durch einen hellen Schein erschreckt worden seyn, und

keiner sich nachher wieder dahin verstecken. Ich dachte über die Sache nicht weiter nach, aber die Geschichte selbst blieb mir in lebhaftem Andenken, da ich als Knabe davon so oft hatte sprechen gehört. Nach zwanzig Jahren ungefähr bekam ich zufällig darüber einen Aufschluß. Bekanntlich war der Winter von 1788 bis 89 sehr streng, und in Folge dieses ausserordentlichen Frostes bersteten manche feuchte und hartgefrorne Mauerwerke. Dieß war auch der Fall mit einem Theil der Stadtmauer hinter dem Hause des Superattendenten. Im Frühjahr sollte die Mauer reparirt werden. Auf einmal stürzte die Mauerwand ein, und man sah ein Gewölbe, welches niemand zuvor gewußt hatte. Da die Kirche in der Nähe ist, so glaubte man, es sey eine Todtengruft. Die Neugierde trieb mich auch hin; ich fand aber nichts, als eine leere Kasematte, die vorlängst zugemauert worden war. In der Decke dieses Gewölbes war eine Ritze, die bei näherer Untersuchung in den Kuhstall des Superattendenten gieng, und durch welche der Urin des Viehes, wie man an der Decke und dem Boden sehen konnte, viele Jahre lang durchgeflossen seyn mochte. Nun war es mir klar, woher die räthselhafte Erscheinung an den Kühen ehemals entstanden seyn mochte. In diesem geschlossenen Gewölbe, das gerade an den Stadtgraben stößt, der ein Fischteig ist, erzeugte sich von dem Abfluß der Unreinigkeiten des Viehes, wahrscheinlich während den warmen Sommermonaten, viel Wasserstoffgas oder entzündbare Luft, und ohne Zweifel gephosphortes Wasserstoffgas, das sich gar leicht entzündet. Dieses Gas, das keinen andern Ausweg hatte, als die Ritze in der Decke, und sich vermöge seiner großen Leichtigkeit gegen unsere atmosphärische Luft ohnehin in die Höhe begiebt, drang durch diese Ritze in den Stall, entzündete sich durch Elektricität der Haare der Thiere, wenn sich diese vielleicht rieben, oder die Magd das Thier rein machte, striegelte, und versengte in leicht darüber schwebenden Flämmchen die Haare der Thiere. *)

Irr-

*) Dieses entzündbare Gas erzeugt sich in unterirrdischen Höhlen auch ohne thierische Excremente, und entzündet sich durch Blitz, brennende Lampen ꝛc. Noch vor wenigen Jahren sah man an dem Berge eines Kalkgebürges in der Nähe meiner Vaterstadt im Frühlinge eine starke Flamme mit erstaunlicher Explosion aus einer Felsenhöhle hervorfahren, die auch durch entzündbares Gas, wie die schlagenden Wetter in den Bergwerken, erzeugt, und wahrscheinlich durch einen Blitz aus einer vorbeiziehenden Wolke entzündet worden war. In Italien steigt an mehrern Orten dieses entzündbare Gas beständig aus der Erde und Wasser hervor, und man braucht nur ein brennendes Licht hinzuhalten, so brennt die Oberfläche, und Flämmchen tanzen, wie die aus ähnlicher Ursache entstehenden Irrwische auf dem Wasser.

Irrwische oder Irrlichter haben eine ähnliche Ursache. Solche Erscheinungen habe ich in meinem Leben nie häufiger gesehen, als in den Jahren 1782 bis 1788 in einem Bezirk von etlichen Stunden um meine Vaterstadt. Der Heerrauch nach dem Erdbeben in Calabrien, die große Sommerhitze, die häufigen Nordscheine, strenge Kälte der Winter, tiefer Schnee und große Ueberschwemmungen im Frühjahre gehörten gleichfalls zu der Zeit zu den merkwürdigen Phänomenen. Am schönsten waren die Irrwische in Südwest auf dem Wege von Kirchheim nach Köngen; am ungestümsten in Nordost, an einem Walde, wo ich sie oft viele Nächte nach einander, wie tanzende und durcheinander fahrende Feuerflammen von meinem Fenster aus betrachten konnte. Da ich als Geburtshelfer aber oft des Nachts diese Wege passiren mußte, so kam ich diesen Irrlichtern oft sehr nahe, oder sie näherten sich vielmehr mir und meinem Pferde. In einer warmen und windstillen Sommernacht ritt ich einst von Köngen her, und sah von der Kapelle bei Unterboingen, die auf einem Berge liegt, und neben der ein Begräbnißplatz und ein kleines Gehölz ist, ein Irrlicht auf mich zu schweben. Da das Flämmchen nahe kam, wurde mein Pferd scheu, und wollte von der Chaussee abspringen. Im Augenblick war die lichte Flamme dicht an meiner Seite und auf der Mähne des Pferdes; ich machte mit der Reitgerte einen Luftstrom, und die Flamme flog verkleinert weit von mir, kam aber in kurzem wieder auf das schwitzende Pferd zu; eine beständige Bewegung mit der Reitpeitsche hielt sie entfernt, doch folgte sie mir eine gute Strecke immer zur rechten Seite oft über dem kleinen Bache, der an der Chaussee fließt Auf einmal erhob sie sich mit einem leichten Südostwinde, und fuhr mit Blitzesschnelle vor mir vorbei gegen den links fließenden Fluß. Ich habe vor- und nachher öfters in Gesellschaft von guten Freunden diese Irrlichter in derselben Gegend mit Vergnügen beobachtet, aber niemals eins so nahe

und

Wasser. Z. B. auf dem Berge Fuoco di legno bei Pietra mala zwischen Bologna und Florenz, darf man die Erde kaum mit einem Stock aufritzen, und in Schwefelholz hineinlegen, so entzündet es sich, und die ganze Furche brennt mit einem blauen Flämmchen, auch wenn es dabei regnet. Nicht weit von diesem Hügel ist eine Quelle, deren Wasser sich auf der Oberfläche entzündet, sobald man ein brennendes Schwefelholz hineinhält. Noch jetzt meinen viele, die Ursache davon sey ein feines Bergöl; aber davon ist keine Spur da. Es ist nichts anderes, als dasselbe entzündbare Gas, womit man jetzt in vielen Häusern des südlichen Teutschlands Licht und Fidibus an einer sogenannten elektrischen Lampe mittelst eines ganz kleinen elektrischen Funkens so leicht anzündet.

und so lange in der Nähe gesehen, wie dieses. Solche Irrlichter hält das Volk meistentheils auch für Gespenster. Was man auch den gemeinen Leuten zur natürlichen Erklärung dieser Erscheinung sagen mag, so suchen sie doch oft noch eine übernatürliche Nebenursache auf, wie ich dieß öfters bei Landleuten bemerkte, die mich als Boten begleiteten, und die ich über solche Erscheinung, wenn sie uns begegnete, unterrichten wollte. Solcher Aberglaube gab daher auch in der Nähe meiner Vaterstadt zu einer Gespensterercheinung Anlaß, der jedoch bald auf die zweckmäßigste Weise ein Ende gemacht wurde. In N. starb der Dorfschultheiß, ein wohlhabender Mann, der viele Feldgüter besaß. Einige Zeit nach seinem Tode gieng die Sage, daß der Schultheiß feurig auf seinen Aeckern herumwandle, zur Strafe des Himmels, weil er sich mit ungerechtem Gut von Witwen und Weisen bereichert, und deren Güter an sich gekauft habe. Die Bauern des Dorfs hatten auch bereits in mancher finstern Nacht eine Flamme oder Licht, bald hoch, bald niedrig, auf den Feldern des verstorbenen Schultheißen herum schweben gesehen. Einst waren mehrere zusammen vor der Zehntscheune des Dorfs versammelt, und darunter auch der Enkel des Schultheißen, ein junger, starker und beherzter Bauernbursch, den seine Kameraden damit neckten, daß sie ihm sagten, er solle nun sehen, daß sein Großvater feurig herumwandle. Er darüber entrüstet, rief dem Flurschützen, er solle ihm seinen Hund leihen, und wenn er rufe, ihm zu Hülfe kommen, denn er wolle dem Gespenst zu Leibe gehen. Alles warnte und bat ihn, sich nicht muthwillig in Gefahr zu stürzen. Er ließ sich aber nicht abhalten, nahm einen tüchtigen Stock und den Hund zu sich, und lief gerade auf das Licht zu im Felde. Da er nahe kam, verlöschte das Licht; aber der Hund bellte und packte an. Der Jüngling sprang zu, schlug auf das, was der Hund gepackt hatte, und hörte nun um Schonung rufen. Er ergriff einen Mann, hielt ihn fest, und brachte das Gespenst zu seinen Kameraden. Wie sie ihm ins Gesicht leuchteten, erkannten sie den Geisterspieler, und nun klärte sich die feurige Erscheinung vor der Obrigkeit bald auf. Der Gefangene war ein junger Einwohner des Dorfes, dessen Vater durch schlechte Wirthschaft alles durchgebracht hatte, seine Güter verkaufen mußte, und die der verstorbene Schultheiß bei dem Concurs nach und nach erstanden hatte. Der Sohn, durch seines Vaters Schuld verarmt, sah die Güter mit Neid in fremden Händen, und wollte sich nun dadurch am Käufer der väterlichen Güter rächen, daß er ihn im Tode beschimpfte, wenn er dem Publiko durch die Geisterspielerei weiß mache, die Seele des Schultheiß habe nach ihrem Abscheiden über der ungerechten Handlung keine Ruhe,

und

und müsse zur Strafe Nachts herumwandeln. Eine Stallaterne mit einem Lichte und angezündete Strohwische hatten diesem boshaften Thoren zu seinem Gaukelspiel gedient. Die Regierung erkannte ihm die Strafe des Zuchthauses für seine Bosheit zu, und nun sah man kein Gespenst mehr auf den Aeckern. — Einige Jahre nachher sollte aus ähnlicher Ursache der Geist eines wohlhabenden verstorbenen M nnes meiner Vaterstadt in seinem Garten und bei demselben wandeln, und die Vorübergehenden necken. Diese Sage machte, daß ich selbst ohne mein Wissen und Willen zu Bestärkung dieses thörichten Gesprächs Anlaß gab. An einem Abend vor Weihnachten wurde ich zu einer Gebährenden nach D..., einem nahen Dorfe, gerufen. Im Hinreiten fieng es an zu schneien, und wie ich einige Stunden nachher zurückritt, lag ein frischgefallener Schnee. Ermüdet von dem Geschäfte, ritt ich langsam, hatte einen weißen Tuchmantel um, den kappenförmigen Kragen über den Kopf gezogen, ein fahles Pferd; Reuter und Pferd von heller Farbe konnte man beim Schneegestöber nicht fern sehen, und die Hufstritte in dem frischgefallenen Schnee nicht hören. Aus Müdigkeit konnte ich mich kaum des Schlafs erwehren. Als ich in der Gegend des Hochgerichts auf der Chaussee ritt, gähnte ich aus Schläfrigkeit laut auf, und in demselben Augenblicke hörte ich einen Menschen kläglich schreien. Ich hielt mit dem Pferde, sah, daß zwei Personen von der Chaussee ab auf das Feld liefen, und da ich nicht wußte, was das klägliche Schreien bedeute, so ritt ich ihnen nach, um zu Hülfe zu eilen. Nun war das Geschrei noch heftiger. Ich merkte nun wohl, daß ich selbst im Mantel verhüllt der Gegenstand des Schreckens seyn möchte, und ritt daher meinen Weg. Wenige Tage darauf kam ich wieder zu Kranken in den Flecken, und da ich in der Nacht abermals zurückkehren mußte, warnten mich die Leute, nicht den gewöhnlichen Weg zurückzugehn, weil erst am s. g. heiligen Abend der Geist des .. Mannes zweien Leuten aus dem Dorfe, unweit seines Gartens und des Hochgerichts begegnet sey, und sie verfolgt habe. Ich mußte über die Einfalt der Leute lachen, freuete mich aber, ihnen den Irrthum benehmen zu können, da ich ihnen erwies, daß dieses vermeinte Gespenst niemand anders, als ich selbst und mein Pferd gewesen sey. — Dieser Volksglaube an Gespenster, diese Leichtigkeit, womit sie jede fremde und erschreckende Erscheinung für übernatürliche Wirkungen guter und böser Geister erklären und aufnehmen, ist eine erwünschte Gelegenheit für Betrüger, die unter dem Namen der Schatzgräber, Geisterbanner und Geistererlöser noch immer im Finstern schleichen, und sich die Liebe zum Sonderbaren, und die Begierde zum Gelo einfältiger Leute

zu Nutze zu machen wiſſen. Würtemberg war vom 16ten bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts die Wiege der Roſenkreuzer und Goldmacher. Einer ſeiner Fürſten ließ ſich von mehr, als Einem, Goldmacher bethören und betrügen. Kanzler und Profeſſoren, Aebte und Räthe des Landes laborirten, und ſuchten den Stein der Weiſen, und vertheidigten die Sache der Thoren. Der eine meiner Vorleern, ein Hofprediger und Abt, Lucas Oſiander, warnte den Fürſten, ſeinen Herrn (1598), mit einem übermäßigen Eifer vor Betrügerei der Goldmacher und welſchen Juden, und der andere Lucas Oſiander, Canzler und Profeſſor, laborirte als Roſenkreuzer, und ließ ſich in Fürſtlichen Laboratoriis gebrauchen. In einem ſolchen Lande, wo es von oben herunter in den Köpfen einmal ſpükte, weicht der Spuk ſo leicht nicht aus den Köpfen der niedrigſten Stände. Bis auf den heutigen Tag haben ſich daher dort immer ſolche Menſchen unter allerlei Ständen erhalten, welche an Goldmachen und Geiſterbannerei, Geiſtereinverſtändniſſe und Geiſtererlöſerei glaubten, und ein Häuflein ſolcher leichtgläubigen Menſchen um ſich verſammelten. Es iſt daher kein Wunder, daß die Stillingſche Schrift dort ſo viel Eingang und Beifall fand, daß der König eine Maaßregel gegen dieſes Buch ergriff, welche ſchon der große Würtembergiſche Aſtronom, Joh. Kepler, anrieth gegen die Schriftſteller, welche aus Conſtellationen, Cometenerſcheinungen u. dgl. allerley Ereigniſſe in der politiſchen Welt prophezeien. In ſeinem 1623 herausgegebenen „Discours von der großen Conjunction der Planeten" ſchreibt er: „dieweilen dergleichen ſchädliche libelli fanatici häufig gedruckt werden, und dem gemeinen Mann in die Hände kommen; ſo ſollten die hohen Obrigkeiten es nicht geſtatten, und die gewinnſüchtigen Buchdrucker fein brav auf die Finger klopfen, die Schwärmer aber, ſo ſelbige verfertigen, noch ernſtlich züchtigen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Hannoverſches Magazin.

18tes Stück.

Freitag, den 3ten März 1809.

Ueber ſogenannte Geiſtererſcheinung und Geiſterſeherei; aus eigener Erfahrung.

Vom Hofrath Oſiander zu Göttingen.

(Schluß.)

Die merkwürdigſte Erſcheinung in meinem Leben ereignete ſich mir vorigen Sommer auf einer Reiſe nach der Schweiz. Da meine Reiſe einer kranken Dame wegen ſehr beſchleunigt werden mußte, ſo reiſete ich Tag und Nacht. Es war heller Mittag gegen 4 Uhr am 13ten Junius, als ich in der Bergſtraße unter den dickbelaubten Nußbäumen fuhr. Die Sonne ſchien, und ich richtete meine Augen, im rechten Winkel des Wagens ſitzend, geraume Zeit links hin nach den Weinbergen, in welchen viele Leute mit Kirſchenpflücken beſchäftiget waren. Ich war ganz allein im Wagen, und in Gedanken über die ſchöne Gegend und den reichlichen Ertrag der Kirſchenbäume vertieft. Auf einmal, da ich das Geſicht gegen den Poſtillion hinwendete, war es mir, als ſähe ich links an meiner Seite einen langen hagern Herrn in einem violetten Schlafrock ſitzen, der die Hände auf ſeinem Schooß gekreuzt hatte. Ich ſah mich um, und ſah den Mann im Schlafrock ſo deutlich, als man einen wirklichen Menſchen neben ſich ſitzen ſehen kann. Bog ich den Kopf zu ſtark links hin, ſo verſchwand das Bild; ſah ich aber nur ſo weit zur Seite, daß meine Sehaxe gegen den linken Winkel des Vorderſitzes kam, oder ſah ich gerade aus, ſo ſah ich den Mann ganz deutlich neben mir, ſelbſt die Geſichtszüge, ſo weit man ſie mit halb gewandtem Geſichte ſehen kann. Man kann leicht denken, wie ſehr mich dieſe Erſcheinung frappirte; ich rieb mir die Augen, ich ſah hin und her, fragte mich ſelbſt, ob ich

denn auch wache? Den Mann mit dem violetten Schlafrock konnte ich jedoch auch bei der völligen Ueberzeugung, daß ich wache, nicht von meiner Seite bringen. Ich sann über die Möglichkeit dieser Erscheinung nach, und mochte wohl über eine gute halbe Viertelstunde oder länger dieses Bild an meiner linken Seite sitzen gesehen haben, als ich einige Augenblicke einschlummerte, und mich beim Erwachen durch einen Stoß von der rechten Seite des Wagens schnell und gleichsam unwillkührlich in die Stelle des Bildes auf die linke Seite des Wagens setzte. Aber wie erstaunte ich, daß nun das Bild zur Rechten saß; doch sah ich nichts deutlich, als den rechten Arm, den der Mann mit dem Schlafrock auf dem Kutschenschlage liegen hatte. Diese Erscheinung dauerte kaum eine Minute, und das Bild war auf immer gänzlich verschwunden. — Manche mögen fragen: was denn und wovon das Bild des Mannes im Schlafrock gewesen sey? — Antwort: Nichts anders, als das Traumbild eines wachenden, durch die Reise erhitzten, ermüdeten und schlaftrunkenen Mannes. Meine schnelle Abreise hatte mich vor dem Antritt der Reise in eine außerordentliche Bewegung gesetzt; ich mußte mehr als sonst hin und hergehen, dieß und jenes in Hinsicht auf mein Amt, Beruf, Hauswesen u. dgl. in der Schnelle noch besorgen, und auf die Zeit meiner Abwesenheit und die Reise selbst anordnen. Dazu kam die gewöhnliche Geistesunruhe, die man empfindet, wenn man etwas Wichtiges vor hat; kurz die Tage vor dem Antritt der Reise waren geschäftevoll und die Nächte fast schlaflos. Die Reise selbst war angreifend. Um die Kranke auf die bestimmte Zeit besuchen und behandeln zu können, reisete ich Tag und Nacht ununterbrochen, und saß ganz allein im Wagen; meine Phantasie, mein Geist war daher immer mit mir allein beschäftiget; ich hatte zwar einige Lieblingsklassiker mit mir in Wagen genommen, aber bei dem schnellen Fahren konnte ich nicht viel lesen; war der Weg einförmig, und unterhielten mich keine Gegenstände der Landschaft, so machte ich lateinische Verse, womit ich mir schon oft die Zeit vertrieb. Aber alles dieses exaltirte nur meine Phantasie. Hiezu kam das anhaltende Sitzen auf weichen Polstern des Wagens, das Hämorrhoidalcongestionen erregt und vermehrt, das von der Gewohnheit abweichende Essen und Trinken im Wagen, und die beständige körperliche Bewegung ohne nächtliche Ruhe. Nachdem ich nun bereits zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen gefahren war, und nur dann und wann eine halbe Stunde im Wagen geschlafen hatte, so strengte ich am dritten Tage noch überdieß meine Augen außerordentlich an, indem ich mich bei meiner Kurzsichtigkeit durch

Digitized by Google

eine

eine Brille nach den schönen Gegenden der Bergstraße umsah, und diese Anstrengung der Augen selbst bei hohem Sonnenlichte des Nachmittags fortsetzte. Dieß alles zusammen vermehrte die Blutcongestion nach meinem Gehirn ungemein, und ich gerieth dadurch gewiß in einen fieberhaften Zustand, ohne dessen in demselben Augenblicke bewußt zu seyn. Hiezu kam noch, daß ich fast eine Stunde lang meist nach einer Seite hin gesehen hatte, indem ich die in den Weinbergen linker Hand befindliche, damals ungemein reichlich Frucht tragende Kirschenbäume betrachtete. Durch das anhaltende zur linken Seite Beugen des Kopfs konnte also das Blut aus der linken Hälfte des Gehirns weniger zurückfließen, als aus der rechten Hälfte; und das linke Auge mußte daher auch von Blut mehr gepreßt, und das Farben- und Bilderspiel in diesem lebhafter und stärker werden. Auf einmal entstand nun, wie bei einem im Schlafe Träumenden das Bild eines neben mir sitzenden Mannes in meiner durch allerlei Anstrengungen überspannten Phantasie, auf das sich die durch eine Mischung von Roth, Braun und Blau in meinen Augen entstandene violette Farbe übertrug. Denn mein Wagen ist mit karmoisinrothen Plüsch gefüttert, vor mir lag ein brauner Mantel, mein Kleid war blau, und in den Wagen fielen auf diese verschiedenen Farben öfters die Sonnenstrahlen. Warum ich aber gerade einen im Schlafrock sitzenden Mann sah, und nicht einen Menschen von anderer Gestalt, das weiß ich nicht bestimmt anzugeben; allein die Ursache davon mag wohl keine andere als folgende seyn. Ich hatte auf dem Wege oft daran gedacht, den und jenen Bekannten, falls ich durch mein Vaterland zurückreisen sollte, zu besuchen; vielleicht ist es da möglich, daß ich kurz vor der Erscheinung an einen Freund dachte, den ich in vorigen Zeiten im Schlafrock zu sehen gewohnt war. Die Form und die Haltung des neben mir sitzenden Bildes hatte auch wirklich einige Aehnlichkeit mit einem Freunde, den ich besuchen wollte und auch nachher sah; aber die Form des Gesichts war von anderer Art, als dieses Freundes. Nach einer ernsthaften Anstrengung, mir zu erklären, wie das Bild neben mich zu sitzen gekommen sey, nach einem gewissen Unwillen, das Bild nicht aus meiner Phantasie vertreiben zu können, schlief ich endlich wirklich ein. Im Schlaf verminderte sich die Anhäufung des Bluts im Gehirn überhaupt, aber sie war nun rechter Seits stärker, weil ich wahrscheinlich im Schlaf die rechte Seite des Kopfs nach dieser Seite hinbog; beim Erwachen erschien mir daher das Bild zur rechten Seite; doch hielt die Vorstellung nicht lange an, weil die Blutanhäufung sich schneller vom Gehirn verlieren konnte. — Ueber die Erscheinung war ich weder erschrocken, noch folgerte ich daraus etwas mir und meinen Freunden Nachtheiliges; ich schrieb daher schon

von der nächsten Station aus, wo ich einige Stunden verweilen mußte, meinem Sohn diese frappante Erscheinung umständlich, aber gleich mit dem Beisatz der hier angeführten sehr natürlichen Ursachen. Einigen guten Freunden erzählte ich auch die Erscheinung auf der Reise, merkte aber bei Verschiedenen, daß solche eine gewisse Besorgniß für mich erregte, und daß sie die Aeußerung von Bedeutungen solcher Erscheinungen nicht unterdrücken konnten. Dieß gab mir Veranlassung, auch den Erfolg solcher Muthmaßungen verschiedenen Freunden auseinander zu setzen. Diese Erscheinung ist nemlich völlig denen ähnlich, wo ein Mensch sein eigenes Bild oder sein zweites Ich in einiger Entfernung vor sich stehen oder sitzen siehet. *) Von die-

*) Eine solche Erscheinung hatte der selige Kersting, Ober-Hof-Roßarzt zu Hannover. Ein Freund erzählte von ihm folgendes: „Wir sprachen von dem Sich selbst sehen, das so manchem den Tod verkündigt haben soll, und eben dieser Einbildung wegen ihn auch wohl einigen wirklich gebracht haben mag. Dabei sagte er mir, er habe einsmals den ganzen Nachmittag an der Anatomirung eines thierischen Leichnams zugebracht. Da der Abend gekommen, habe er seine Sachen weggeräumt, Thüren und Fenster wären aber wegen der Kälte zugeblieben. Er habe sich Licht bringen lassen, sich an den Tisch in den Sorgestuhl gesetzt, und angefangen, zu lesen. Auf einmal, da er die Augen aufgeschlagen, habe er seine Figur sitzend sich gegenüber gesehen. Darauf habe er auf seinem Stuhl verschiedene Bewegungen gemacht, wobei er bemerkt: daß zwar sein Bild bei einigen sie ihm nachgemacht, bei andern aber ganz verschwunden wäre; sobald er hingegen seine erste Stellung wieder genommen, habe es eben so, als Anfangs, deutlich vor ihm gestanden. Da er dann gesehen, daß es eine Wirkung der starken Dünste sey, wovon seine Stube durch das Anatomiren, und nachheriges Räuchern bei zugemachten Thüren und Fenstern voll war, die ihm bei dem Schein des Lichts sein Bild in einer gewissen Stellung zurückwarfen. Wie leicht dieses an Orten, wo man sich es gar nicht vermuthet, Statt finden kann, läßt sich leicht begreifen.“ Ich glaube, daß die Ursache dieses Sich selbst Sehens nicht außer dem sel. Kersting, sondern in ihm und zwar in seinem Gehirn lag, das ja viele Jahre zuvor durch einen Sturz aus dem Wagen so sehr gelitten hatte, daß er wahnsinnig, taub, stumm und blind ward. Wahnsinnig blieb er nur etliche Tage, stumm nur sechs Wochen, taub ein halbes Jahr, aber blind zwei Jahre lang, in welchem Zustande er oft innere Empfindung in seinen Augen und Vorstellungen hatte, als sähe er, bis er einst des Morgens beim Erwachen sein Gesicht vollkommen wieder erhielt. — Das angestrengte Sehen beim Anatomiren mit gebücktem Kopf und darauf das Lesen bei Licht war hinreichend ohne Dünste, dieses Sich selbst sehen, nach einer ehemaligen so heftigen Gehirnerschütterung hervorzubringen. S. Journal von und für Deutschland. 1784. Febr. S. 117.

dieser Erscheinung glauben aber manche, daß sie den nahen Tod dessen verkündige, der die Erscheinung gehabt habe, weil wirklich bei einigen Menschen auf solche Erscheinungen der Tod folgte. Der Tod folgt aber nicht deswegen, weil die Erscheinung vorangieng, sondern aus derselben Ursache, aus welcher die Erscheinung entstand, nemlich aus der zu starken Anhäufung des Bluts im Gehirn. Eine solche Blutanhäufung hat oft eine innere unheilbare Ursache, einen organischen Fehler des Gehirns selbst, der Gehirnblutgefäße, des Schädels und seiner Oeffnungen, wodurch die Gefäße gehen, des Herzens, der Lungen, der Leber, der Milz u. s. w. zum Grunde, und es ist dann sehr natürlich, daß der Tod auf die Erscheinung folgt. Denn eben der organische Fehler, welcher ohne äußerlich wahrnehmbaren Grund, nach einer gewöhnlichen körperlichen Bewegung, z. B. nach einem anhaltenden Bücken beim Schreiben, Lesen, nach Memoriren, Predigen *) das Sich selbst sehen hervorbrachte, verursacht auch, daß in dem kranken Organ eine völlige Zerrüttung vor sich gehet, wie z. B. das Bersten eines Blutgefäßes im Gehirn, am Herzen, in den Lungen u. s. w. **) worauf denn natürlich der Tod folgt. So sehen viele Sterbende, wenn das Blut aus den kalt werdenden äußern Gliedern sich in die innern Gefäße zurückgedrängt anhäuft, allerlei Schreckbilder vor ihrem Bette stehen, und rufen, man solle ihnen diesen und jenen Menschen, der vor dem Bette stehe, und nicht da ist, wegschaffen; bald darauf folgt der natürliche Tod, dessen Ursache aber nicht das Sehen eines Bildes ihrer Phantasie, sondern die unabänderliche Todesursache in ihrem Körper ist. Freilich kann der Schrecken eines abergläubischen Menschen bei einer solchen Erscheinung in gesunden Tagen ***) den Tod beschleunigen und befördern, wenn er ohne hinzugekommene Furcht vor dem Tode, ohne Glauben an die gewisse Bedeutung des Todes einer solchen Erscheinung lange noch nicht erfolgt wäre. Ist die Ursache der Blut-

an-

*) So wurde mir erzählt, daß ein Prediger bei der Nachhausekunft von einer Predigt sich selbst in seiner Studierstube gesehen habe, und bald darauf gestorben sey.

**) Wie noch kürzlich Herr Prof. Fernow in Weimar an dem plötzlichen Bersten einer Lungenpulsadergeschwulst blitzschnell verschied.

***) Unsere gesunden Tage bestehen oft nur im Wahn. Während mancher sich völlig gesund glaubt, trägt er die unheilbare Ursache des nahen Todes in sich, und es kommt nur auf eine geringe Gelegenheitsursache an, so macht der ihm nicht bemerkliche innere Fehler plötzlich seinem Leben ein Ende.

anhäufung nach dem Gehirn aber von der Art, daß sie bei guter Organisation und bald nachlassender Wirkung ohne Verletzung des Organismus vorübergehet, so ist die Erscheinung des Sich selbst sehens oder des Bildes eines andern auch von gar keiner Bedeutung, so wenig als ein Traumbild eines Schlafenden. Davon ist meine Erscheinung ein, wenigstens mir, überzeugender Beweis. Denn weder ich selbst wurde auf der Reise, noch nachher krank, noch irgend einer meiner Freunde und Bekannten, mit denen etwan das Bild eine Aehnlichkeit hätte haben können, ist indessen krank geworden oder gestorben. Auch ist mir und den Meinigen kein Unglück begegnet.

Möchten diese treu erzählten Beispiele hie und da einen durch Erscheinungen Beunruhigten überzeugen, daß es ganz grundlos ist, sich über solche vermeinte bedeutende Erscheinungen zu ängstigen; und daß alle und jede sogenannte Geister- und Gespensterercheinungen entweder krankhafte Phänomene unsers kränklichen Körpers und exaltirten Geistes, oder optische Täuschungen, oder seltene Naturerscheinungen, oder endlich die Wirkungen der Bosheit, des Betrugs, der Schadenfreude, des Geldgewinns, der Dieberei und anderer böser Absichten frevelhafter Menschen seyen, wovon die Ursache früher oder später an Tag kommt, deren zeitige Entdeckung aber immer eine wahre Wohlthat für die Menschheit ist, die jeder rechtliche Mensch sich daher eher angelegen seyn lassen sollte, als die Erzählungen von Erscheinungen, deren natürliche Ursachen er nicht anzugeben weiß, oder wohl gar absichtlich verschweigt, und die alsdann bei Leuten, wie Hr. Geh. Hofr. Jung und seines Gleichen, nur zu Bestärkung ihres Wahns dienen, und durch deren Nacherzählung und mystische Ausschmückung sie wieder hundert andere in Irrthum und in die Finsterniß verflossener Jahrhunderte zurückführen.

Beispiele von hohem Alter in Spanien und Portugal.

Man behauptet gewöhnlich, daß Beispiele von einem außerordentlichen Lebensalter in dem heißen Spanien sehr selten wären. Folgende von einem bekannten Reisenden in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren in Erfahrung gebrachte Beispiele können das Gegentheil beweisen.

In Lasenarre, in der Diöces von Lerida, starb im Jahre 1796 ein Bauer, Namens Vicente S. Esteban,

in

in einem Alter von 106 Jahren, 7 Monaten und 3 Tagen. Man bemerkte als etwas besonderes, daß er niemals Arznei genommen, und alle seine Zähne behalten hatte. In seinem neunzigsten Jahre war er blind, allein ein Jahr vor seinem Tode plötzlich wieder sehend geworden. Er hatte einen sehr heitern, ruhigen Sinn, und arbeitete bis zu seinem Todestage im Felde. Er war verheirathet gewesen und hatte drei Kinder gezeugt, die aber alle vor ihm gestorben waren.

In Laredo starb in demselben Jahre Antonio de la Torre Melendez in einem Alter von 106 Jahren. Er war von seinem dreizehnten Jahre an Matrose, von seinem achtzehnten an verheirathet gewesen, und hatte neun Kinder gezeugt. Bis zu seinem hundertsten Jahre pflegte er fast täglich in der See zu fischen, und die Körbe selbst an das Land zu tragen. Nachher arbeitete er in den Weinbergen, und verlohr den Gebrauch seiner Sinne erst drei Tage vor seinem Tode.

In Gandia, im Königreiche Valencia, starb in demselben Jahre Maria Francisca Tosca in einem Alter von 103 Jahren. In ihrem 87sten Jahre wurde sie auf der ganzen rechten Seite vom Schlage gerührt, aber in weniger als sechs Monaten war die Lähmung von selbst vergangen. Im 97sten Jahre mußten ihr, einer Kopfwunde wegen, ihre sehr starken Haare abgeschnitten werden, aber sie wuchsen so schnell und so dick wieder, als bei der jüngsten Person. Sie behielt alle ihre Sinne bis auf das Gehör, hatte vier Kinder gehabt, und starb nach einer Witwenschaft von 23 Jahren am Abend ihres Geburtstages.

In Guisando, im Bisthume Avila, starb im Jahr 1797 Maria Hernandez del Arroyo, in einem Alter von 100 Jahren, 5 Monaten und 18 Tagen, im völligen Besitze ihrer Sinne und ihres Gedächtnisses. Sie war nur einmal krank gewesen, und noch in ihrem 96sten Jahre trug sie große Holzbündel aus dem Walde. Mit einem sechs Jahre früher verstorbenen Manne hatte sie drei Töchter erzeugt.

In Ossuna starb im Jahr 1797 Albert Lafore, 106 Jahr alt. Er war von Jugend auf Soldat gewesen, und hatte seine Zähne, wie den Gebrauch aller seiner Sinne bis zu seinem Todestage behalten. An Kindern, Enkeln und Großenkeln hinterließ er 103 Personen.

In Santa Eulalia de Parderubias, im Bisthume Ovense, starb im Jahre 1798 ein Bauer, Namens Antonio Serra de Outeiro in einem Alter

ter von 122 Jahren, 2 Monaten und 21 Tagen. Er hatte sich erst im 60sten Jahre verheirathet, und war, ohne jemals Arzenei zu nehmen, nur ein einziges Mal unpäßlich gewesen. Er behielt seine Zähne bis zum hundertsten Jahre, und konnte bis auf den letzten Tag seines Lebens die feinsten Nähnadeln einfädeln. Er hatte noch sechs Kinder gezeugt, und alle widrige Empfindungen schienen ihm unbekannt zu seyn.

In Zarautz, in der Provinz Guipuzcoa, starb 1799 Angela de Ora, 106 Jahre, 5 Monate und 23 Tage alt. Sie hatte bis in ihr 103tes Jahr als Näherin arbeiten können, und Haare und Zähne erst kurz vor ihrem Tode verlohren. Mit ihrem frühe verstorbenen Manne hatte sie 4 Kinder gezeugt, wovon sie zwei überlebten.

In Lissabon starb ein Matrose, Benito Joseph Lopez, 105 Jahre alt; in Villanova de Foz-Coa, Maria Lopez im 119ten Jahre. Sie waren Geschwister, und starben beide im Jahre 1797. Ueberhaupt scheinen die Beispiele von hohem Lebensalter in den obern Provinzen von Portugal, besonders in der Provinz entre Minho y Duero sehr häufig zu seyn.

P.

Das Weichkochen der trocknen Erbsen im Winter zu fördern.

Es ist im 60sten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre ein Mittel angegeben, wodurch das Weichkochen der trocknen Erbsen im Frühling und Sommer befördert wird, wenn nemlich ein Paar Blätter von den Ranken grünender Erbsen mit selbigen gekocht werden. Von diesem Mittel kann man aber auch im Herbst und Winter Gebrauch machen. Man darf zu dem Ende in einem warmen Zimmer nur Erbsen in einen mit Gartenerde gefüllten Topf pflanzen, worin sie bekanntlich bald aufgehen und grüne Blätter liefern. Auf diese Weise können die Köchinnen in jeder Jahreszeit sie bei der Hand haben.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

19tes Stück.

Montag, den 6ten März 1809.

Ueber die zweckmäßigſten Anſtalten zum Löſchen des Feuers.

Die vielen Brandſchäden, welche in der letzteren Zeit das Unglück des ohnehin ſo tief niedergedrückten Landes vermehrten, haben ohne Zweifel ein ſehr großes Publikum auf die Mittel aufmerkſam gemacht, durch welche man ſolche Schäden vermeiden und vermindern kann. Daß hiebei immer am meiſten durch die Vorſicht geſchieht, womit man jede Feuersbrunſt verhütet, iſt eine längſt bekannte Sache, allein die Verpflichtung hiezu geht einen jeden einzelnen an, und es iſt ſchwer, die ſo häufig beobachtete unbegreifliche Unvorſichtigkeit und den Leichtſinn gänzlich zu verbannen, durch welche ſo häufig unermeßlicher Nachtheil angerichtet wird. In dieſer Hinſicht ſind bloß die auffallendſten Vergehungen dem Geſetze unterworfen, und hauptſächlich muß die Furcht vor nachfolgender unausbleiblicher Unterſuchung von jeder ungebührlichen Dreiſtigkeit in der Behandlung des Feuers oder feuerfangender Sachen zurückſchrecken. Eine gemeinſchaftliche Theilnahme an der Verhütung der drohenden Gefahr tritt erſt dann ein, wenn ein Feuer wirklich ausgebrochen iſt, und dieſe ſollte dann billig eben ſo ſchnell als allgemein ſeyn, weil es mit Recht heißt: nam tua res agitur paries quum proximus ardet.

Eine ausführliche Unterſuchung aller ſogenannten Löſchungsmittel würde die Grenzen dieſer Blätter bei weitem überſchreiten, ſelbſt ſchon eine hiſtoriſche Unterſuchung alles deſſen, was bisher hierüber geſchrieben iſt. Man hat nämlich theils andere Subſtanzen zum Löſchen aufgeſucht, als gewöhnliches Waſſer, namentlich Seifenſiederlauge, Salzwaſſer u. a. m., theils hat man über die Art der Anwendung dieſer löſchenden Flüſſigkeiten, vorzüglich in welcher Quantität und wie ſparſam ſie am zweckmäßigſten angewandt werden können, Unterſuchungen angeſtellt. Im Ganzen aber ergiebt ſich, daß es doch am beſten iſt, hiebei das

am reichlichsten und nächsten vorräthige Wasser zu benutzen, weil es so schwer ist, von irgend einer andern Substanz eine hinlängliche Quantität vorzufinden; wobei sich von selbst versteht, daß diese alle, vorzüglich auch schmutziges und mit allerlei erdigen Theilen gemischtes Wasser, falls es den Werkzeugen nicht schadet, die Stelle des reinsten füglich ersetzt, ja in den meisten Fällen dasselbe noch übertrifft. Es wird daher für den vorgesetzten Zweck hinreichend seyn, bloß einige bekannte und aus der Natur der Sache hergenommene Bemerkungen aufs neue in Erinnerung zu bringen.

Zuvor darf man, um eines großen Theils des Publikums willen, den Satz nicht vorbeilassen, daß die Art, auf welche das Feuer entstanden ist, es sey durch einen Wetterstrahl oder aus Unvorsichtigkeit, oder absichtlicher Bosheit, gar keinen Unterschied macht. Hat es jemals geschienen, als fände ein solcher wirklich statt, so lag die Ursache in dem Umstande, daß die Entzündungen durch den Blitz, oder muthwillig angelegtes Feuer gewöhnlich sogleich gefährlicher in ihren Ausbrüchen sind, letzteres, weil der Frevler einen gefährlichen Ort aussucht, ersteres, weil der Blitz im Durchschnitte die obern Theile der Gebäude entzündet, wo auf dem platten Lande die feuerfangenden Materialien in Menge aufgehäuft sind. Hieraus folgt aber weiter nichts, als daß bei der größern Gefahr auch die Anstrengung wo möglich verdoppelt werden muß, und daher rasche und zugleich besonnene Thätigkeit hiebei vorzüglich unnachlässige Pflicht ist.

Die meisten Feuersbrünste in den Städten, so wie in allen fester gebauten Häusern, entstehen durch das Entzünden des Russes in den Schornsteinen oder den Ableitungsröhren der Stubenöfen. Sobald in solchen Fällen die Schornsteine hinlängliche Festigkeit haben, und nicht durch lärmende und übereilte Operationen mehr verdorben als gut gemacht wird, läßt sich der entstandene Brand mit leichter Mühe löschen. Das hiezu erforderliche Mittel ist sehr wohlfeil und ganz unschädlich. Man zerstoße gemeinen Stangenschwefel, wovon zu diesem Zwecke billig in jedem Hause eine Quantität vorräthig seyn müßte, vorzüglich wenn eine strenge Kälte starke Feurung erfordert, zu einem groben Pulver, und streue ihn auf Kohlen auf dem Heerde, oder in dem Ofen, dessen Zugröhre oder Schornstein entzündet ist. Die erforderliche Quantität ist aus der Natur der Sache leicht zu bestimmen, denn man kann nicht leicht zu viel nehmen, vorausgesetzt, daß durch die Menge desselben nicht die Kohlen, auf welche man ihn streuet, erstickt werden. Man fürchte dabei nicht, das Feuer durch den brennenden Schwefel zu vermehren, wie man zu glauben geneigt seyn könnte, da die bekannten Schwefelhölzer oder Schwefelfäden so allgemein zum Anmachen des Feuers gebraucht werden. Beides kann sehr

gut

gut neben einander bestehen, indem der Schwefeldampf das Feuer löscht, eine geringe Quantität brennenden Schwefels aber leicht entzündliche Körper in Flamme setzt. Die Ursache des letztern ist anschaulich, die erstere Erscheinung aber ist darauf gegründet, daß der Schwefeldampf denjenigen Theil der Luft verzehrt, welcher allein zur Erhaltung des Feuers tauglich ist, und dadurch ein weiteres Brennen unmöglich macht. Will man daher die Wirkungen des auf Kohlen verdampfenden Schwefels vermehren, so suche man nebenher alle anderweitigen Zugänge zu dem brennenden Schornsteine, den einzigen abgerechnet, wo man den Schwefel verdampfen läßt, möglichst dicht zu verstopfen, und wenn dann nebenher bei einem starken Braude die obere Mündung des Schornsteins mit einer Ochsenhaut und nassem Mist bedeckt wird, so muß das entstandene Feuer nothwendig in einigen Minuten gelöscht seyn.

Bei der Entzündung des Russes in den Röhren der Windöfen, oder in den letzteren selbst, wird das genannte Mittel seinen Zweck unfehlbar erreichen. Man warte dann nicht die Zeit ab, bis das etwa im Ofen noch brennende Feuer ausgegangen, oder ausgelöscht ist. Diese Vorsicht ist nicht nothwendig, es sey denn, daß dasselbe so stark wäre, daß durch die gewaltsame Erhitzung ein Zerplatzen des Ofens unausbleiblich bewirkt würde. In diesem Falle dürfte man sich der Unannehmlichkeit, das Zimmer mit Rauch anzufüllen, nicht überheben, welches übrigens, auf den Fall, daß der Ofen zerplatzte, die Gefahr verringern könnte, denn in einem zu dichten Rauche brennt das Feuer, ohne Zutritt der freien Luft, gleichfalls nicht weiter, wiewohl jede Flamme bekanntlich nichts weiter als brennender Rauch ist. Man kann daher, falls durch Unvorsichtigkeit in einem Zimmer ein Bette oder Papiere, Kleidungsstücke u. s. w. in Brand gerathen sind, welche vorzüglich keine dichte und starke Kohlen hinterlassen, und dagegen desto mehr Rauch erzeugen, das entstandene Feuer, ehe seine weitere Verbreitung es gefährlich macht, dadurch in der Geburt ersticken, daß man das Zimmer so fest als möglich gegen jeden Zutritt der Luft verwahrt, und es dann seinem Schicksale überläßt, wobei man inzwischen theils sich selbst voe dem Ersticken sichern, theils durch genaue Aufmerksamkeit verhüten muß, daß dasselbe nicht um sich greife. Mir ist ein Fall der Art bekannt, daß ein junger Bauer durch Unvorsichtigkeit mit Schießpulver die in einer solchen Bauernstube gewöhnlich hängende Garderobe der Familie nebst andern Hausgeräthe in Brand steckte. Alle Anwesenden liefen davon, er selbst aber, im Bewußtseyn seiner Schuld, will sich verbrennen, riegelt die Thüre inwendig zu, und wirft sich unten am Boden vor dieselbe nieder. Als die wieder Herbeieilenden die Thüre erbrechen, ward er selbst halb todt hervorgezogen und bald wieder zum Leben gebracht,

statt des erwarteten Feuers aber fand man das ganze Zimmer mit Rauch erfüllt, und mehrere der leicht auflodernden Sachen waren, ohne dauerhafte Kohlen zu hinterlassen, wieder ausgelöscht.

Manches entstehende Feuer könnte durch Besonnenheit gelöscht werden, wenn nicht die Anwesenden zuerst auf die Rettung ihrer Personen und Sachen bedacht wären, ehe sie noch versucht haben, die Gefahr ganz zu vermeiden. Man darf hiebei den Grundsatz nicht vergessen, daß man zum Löschen des Feuers nicht sowohl Wasser, als vielmehr jede Sache anwenden kann, die zur Erstickung desselben tauglich ist. Mir ist ein Fall bekannt, daß eine Dame mit einer ungeheuern Frisur, wie die damalige Mode sie erforderte, Abends allein in ihrem Zimmer bei Lichte schrieb, und mit dem Kopfe der Lichtflamme zu nahe kam, so daß die Frisur in hellen Flammen auffoderte. Hätte sie, wie in einem andern traurigen Falle eine Dame that, deren Kleider vom Feuer ergriffen wurden, ihre Domestiken gerufen, und Wasser zu bringen befohlen, so hätte sie dieses mit ihrer Gesundheit und vielleicht mit ihrem Leben gebüßt. Dagegen steckte sie den Kopf zusammt der hellbrennenden Frisur augenblicklich in das Kopfkissen eines nahe stehenden Bettes, und verlor weiter nichts, als einige eigene und eine weit größere Menge gekaufte Haare. Eine andere, gleichfalls durch schnelle Geistesgegenwart glücklich abgewandte Gefahr hätte aus folgendem Ereignisse entstehen können. Es nahm jemand einen kleinen Topf mit Leinöl, welchen er im Stubenofen gekocht hatte, vor dem hinlänglichen Erkalten heraus, setzte ihn auf die geöffnete Klappe seines Bureau's, um der Vorschrift nach etwas weißen Vitriol zum schnellen Trocknen des Firnisses darunter zu mischen. Bei der hinzugegebenen ersten Messerspitze voll schlug aber sogleich eine helle Flamme aus dem Topfe, welcher so heiß wurde, daß er nachher in das Holz eingebrannt hatte. Er lief sogleich nach einer Bouteille mit Wasser, und hätte zuverlässig sich selbst verbrannt und wahrscheinlich auch das Feuer über die Schriften im Büreau verbreitet, wenn nicht ein besonnener Gefährte ein Buch ergriffen und damit den Topf bedeckt hätte, worauf sogleich die Flamme gelöscht war, und der Topf sich abkühlen konnte. Ueberhaupt ist es rathsam für alle, die sich mit Firnißkochen oder starker Erhitzung aller ätherischen und wesentlichen Oele abgeben, wenn sie jedesmal auf entstehende Feuersgefahr aufmerksam sind. Die ätherischen Oele nämlich fangen deswegen leicht Feuer, weil der Dunst derselben entzündlich ist, die wesentlichen aber können sich gleichfalls entzünden, wie das angeführte Beispiel beweiset, und sind äusserst gefährlich, wenn man Wasser zum Löschen anwenden will. Man bediene sich in diesem Falle nur sogleich des trocknen Sandes, oder der Asche, die man ohnehin so-

sogleich zur Hand hat, denn diese dämpfen leicht und ohne Gefahr die entstandene Flamme, dagegen das Wasser, welches schwerer ist, in den Oelen oder dem erhitzten Fette niedersinkt, durch die Hitze in Dämpfe aufgelöset wird, und in dieser Gestalt die brennende Masse unbegreiflich weit umherschleudert.

Die Anfrage im 10ten Stück dieses Magazins, welche diesen Aufsatz veranlaßt hat, giebt die Untersuchung auf, wie man dem Ausbruche des Feuers in den Fällen zuvorkommen kann, wenn unbemerkt Balken inwendig, oder in eine Bekleidung von Lehm und Kalk eingeschlossen, verkohlt sind. Allerdings sind diese Fälle nicht selten, und ein jeder Beobachter wird sich aus der gemachten Erfahrung erinnern, daß vielfach ein Brand gerade durch diese Ursache entstand.

Um derselben vorzubeugen, muß man vor allen Dingen kein Holzwerk durch die Nachläßigkeit oder Ungeschicklichkeit der Maurer und Zimmerleute der Möglichkeit, entzündet zu werden, aussetzen. Der nicht unbedeutenden Gefahr wegen ist es immer die Frage, ob nicht in dieser Hinsicht ein jedes Haus, wenn es neu erbauet ist, einer Besichtigung unterworfen seyn müßte, die von Seiten der Brandcassen-Administration mit Recht gefordert werden könnte. Inzwischen wird bei neuen Gebäuden hierin weniger gefehlt, als bei neuen Anlagen schon fertiger Gebäude, wenn Kammern in Wohnstuben oder Küchen verwandelt werden, oder wenn jemand einen Ofen versetzen, oder, oft nur zur Zierde, hernach aber zum Gebrauch, einen Kamin anlegen läßt. Bei solchen Gelegenheiten kann man überhaupt die Nähe des Holzes weniger bemerken, und mit geringerer Vorsicht bauen, da alles schon zugebauet, und folglich der Ort des Arbeitens oftmals dunkel ist. Ausserdem werden solche weniger bedeutende Arbeiten öfters den Gesellen oder ungeschickten Meistern, und zwar nicht selten ohne Zuziehung eines Bauverständigen, überlassen. Eben daher hört man so oft, daß durch ein neugelegtes Ofenrohr, oder einen, lange Zeit unbenutzten, Kamin ein Balken entzündet ist, und wahrscheinlich entstehen hiedurch häufig die Feuersbrünste, deren Ursprung nachher nicht aufzufinden ist. Die Aufmerksamkeit der Schornsteinfeger kann hier viel nützen, denn diese können dadurch, daß sie den innern Bau der Schornsteine und die Lage der Ofenröhren untersuchen, leicht die bei der Anlegung derselben begangenen Fehler entdecken. Wie wäre es, wenn auch hier die Polizei wohlthätig wirkte, und zur Ermunterung dieser Leute eine nur geringe Belohnung darauf setzte, wenn einer von ihnen eine den Gesetzen zuwider laufende gefährliche Anlage entdeckte? Angenommen, daß nur ein Thaler zur Belohnung ausge-

Digitized by Google

gesetzt würde, welchen der Hauseigenthümer bezahlen müßte, so würde dieses die Aufmerksamkeit spannen, und manchem Hausbesitzer ein eigentlicher Gefalle geschehen.

Um der Gefahr des Ausbruches bei wirklich eingetretener Entzündung zuvorzukommen, und nicht durch Einreissen beim Anfange des Löschens das Feuer zu vermehren, muß man durch genaue Vorsicht vorzubeugen suchen. In dem Falle, daß die verkohlten Balken einen freien Abzug an einer Stelle haben, wo sie in einen Schornstein oder in einen sonstigen Abzugs-Canal reichen, wird es schwer seyn, eine solche eingetretane Verkohlung wahrzunehmen. Sobald dieses nicht der Fall ist, wird sich eine solche anfangende Verbrennung durch den Geruch leicht offenbaren, und man wird alsdann zeitig Maaßregeln dagegen gebrauchen können. Es ist nämlich ganz unmöglich, daß irgend ein Stück Holz, und überhaupt ein Stück aus dem Pflanzenreiche verkohle, ohne einen stechenden sehr unangenehmen, und die Augen zerbeissenden Geruch zu verbreiten, es sey denn, daß eben diese riechende Substanz in der entstehenden Flamme verbrennt. Von der Beschaffenheit dieses Geruchs kann man sich durch jeden im Anfange der Verkohlung begriffenen Feuerbrand überzeugen, imgleichen durch den Geruch, welchen ein verkohlender Meiler verbreitet. Wenn daher ein solcher, inwendig brennender, das heißt, ohne Flamme verkohlender Balken nur mit einem Theile an eine Ritze oder Oeffnung grenzt, die in ein Zimmer, oder eine Kammer, kurz in ein begrenztes Gemach führt, so wird unvermeidlich ein Theil dieses Dunstes durch dieselbe dringen, und dasjenige verrathen, was insgeheim geschieht. Auf diesen sehr kenntlichen Geruch muß man aufmerksam seyn, und der Ursache desselben so lange nachspüren, bis man sie entdeckt hat, wie man denn überhaupt durch genaues Nachsuchen bei entstandenem Brandgeruche manche Feuersbrunst vermieden hat, und manche hätte vermeiden können. Auch in dieser Hinsicht sind mir einige Fälle bekannt, wobei ich nicht ohne Entsetzen die Folgen überdenke, die durch geringere Aufmerksamkeit hätten entstehen können, und es kann daher nicht genug gesagt werden, wie nothwendig es ist, in solchen Fällen einen jeden Brandgeruch nicht mit Gleichgültigkeit zu übersehen.

Aus der Natur der Sache ergiebt sich die Verfahrungsart in solchen Fällen. Es kann nämlich ein Balken dem Gesichte unbemerkt ganz verkohlen, allein er muß nothwendig die Umgebungen erhitzen, da er selbst im Zustande des Glühens ist. Wenn man also etwas der Art muthmaßt, so ist es eine Kleinigkeit, sich durch das Gefühl von der Lage und der Richtung des brennenden Holzes zu überzeugen. Ein stark erhitztes Ofenrohr z. B. wird seine Umgebungen gleichmäßig erwärmen. Wenn aber an einer Seite ein brennender Balken liegt, so wird

diese

dieſe viel heiſſer, als die andere ſeyn. Geſetzt aber, ein ſolches Rohr ginge mitten durch den Balken, ſo würde die lange Geſtalt deſſelben, und die in dieſer Richtung fortgehende Hitze bald anzeigen, daß etwas dieſer Art daſelbſt verborgen ſey. Hat man ſich dann von der Lage des brennenden Holzes überzeugt, ſo ſuche man die Oeffnungen, durch welche der ſtark riechende Dampf entweicht, und ſuche durch dieſe nur weniges Waſſer hineinlaufen zu laſſen, oder man verſtopfe ſie mit ſolchen Sachen, die man am nächſten zur Hand hat, wozu ſchon bloße Aſche hinreicht. Noch weſentlicher iſt es, auch denen Oeffnungen auf die Spur zu kommen, die einige friſche Luft zuführen, und wenn man dieſe aufgefunden und verſtopft hat, wozu Lehm oder Gaſſenkoth, falls man denſelben ſogleich haben kann, ſehr zweckmäßig iſt, ſo wird das Brennen bald von ſelbſt aufhören. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß man die Urſach der Entzündung gleichfalls entfernt, alſo z. B. einen Kamin, durch welchen das Holzwerk in Brand geſetzt iſt, ausgießt, oder aber ein Ofenrohr abkühlt, das Feuer im Ofen ſelbſt auslöſcht u. ſ. w. ſchon deswegen, um mit größerer Vorſicht und Bequemlichkeit arbeiten zu können. Es gehört dann, nach dem gänzlichen Ausſchluſſe der Luft, nur wenige Zeit dazu, bis das verkohlte Holz gänzlich erloſchen iſt, worauf man genauer nachſehen, und den Schaden ausbeſſern kann. Wenn man ſtatt deſſen aber unvorſichtig einreißt, oder mit Aexten Oeffnungen hauet, ſo macht man das Uebel eben ſo ſehr ärger, als wenn man die Kaminthüren eines brennenden Schornſteins aus Neugierde öffnet, um das Feuer beobachten zu können, oder den Schornſtein ſelbſt an einer Stelle einreißt, um löſchen zu können. Ueberhaupt wiederhole ich für alle Fälle nochmals die Regel, daß man ja nicht glauben muß, daß bloß Waſſer zum Löſchen des Feuers tauglich iſt. Vielmehr läßt ſich dazu alles dasjenige anwenden, was das Feuer zu dämpfen im Stande iſt, und den Zutritt der zum Brennen unumgänglich nöthigen Luft hemmt.

(Der Schluß folgt.)

Etwas zur Beantwortung der erſten Anfrage im 91ſten Stück des neuen Hannov. Mag. vom J. 1808.

Wie junge Obſtſtämme pyramidenförmig zu erziehen, davon findet man in des weiland Paſtors Heune Anweiſung, eine Baumſchule von Obſtbäumen im Großen anzulegen und gehörig zu unter-

terhalten, in der 5ten Auflage dieses Buchs vom Jahre 1796. S. 308 und 309. in Betreff der Birnen getreuen Unterricht. Gründlich und weitläuftiger aber zeiget solches bei mehrern Obstarten der Oberpfarrer Christ, in seinem vortreflichen sehr lehrreichen Handbuche über Obstbaumzucht und Obstlehre, wovon zu Frankfurt am Main 1804. die 3te Ausgabe erschienen, und zwar daselbst Seite 239, 259, 273 u. s. w.

Man hüte sich jedoch, Obstbäume dazu zu wählen, die auf Quitten oder Wurzelausläufern veredelt werden, weil solche gemeiniglich wieder Schößlinge aus ihren Wurzeln treiben, dem Hauptstamme Nahrung rauben, und ihn wohl gar verunstalten, wenn sie nicht sorgfältig weggeräumt werden.

Bitte um einen guten Rath gegen die Flöhe.

Es ist in diesen Blättern auf Anfragen oder Bitten gegen manche schädliche Insekten guter Rath ertheilt worden; man verzeihe mir die Bitte um ein Gleiches gegen die Flöhe. Es giebt gewiß wenig Menschen, die davon unbeschwert bleiben. Man sagt zwar, daß Pferde- und Anis-Geruch, in Betten und Kleidern verbreitet, dagegen dienen; aber wie wenige können sich den ersten verschaffen und den andern vertragen! Sorgfältiges Reinigen und Lüften der Schlafzimmer kann das Uebel vermindern, aber lange nicht tilgen. Grade diese Art von Zimmern pflegt für dergleichen Insekten zu viel Schlupfwinkel zu haben, als daß sie ganz davon gesäubert werden könnte. Ja selbst ein ganz neues Zimmer, ein neues Bette und neue Unterkleidung pflegen nicht lange dagegen zu schützen. Man hat in seinem eigenen Hause wohl einen Hund oder eine Katze, die sich damit tragen und uns davon zuwerfen; man setzt sich wohl in einem fremden Hause auf einen Stuhl oder eine Bergere, worauf eben ein Schooßhündchen gelegen und welche abgesetzt hat, die dann gern bei dem neuen Gaste Wohnung nehmen und mit ihm zu Bette gehen. Bekannt ist, wie wenige davon hinreichen, um in einer Woche das sauberste Gemach und Bette zu bevölkern. Möchte es doch ein Mittel geben, das sie abwehrt und vertreibt, in jedem Zimmer, und allenfalls auch in Kleidern anzubringen ist, ohne der Gesundh it zu schaden, die Nase zu stark anzugreifen und zu viel Umstände zu erfordern. Wer es weiß, der wird recht sehr gebeten, es in diesen Blättern bekannt zu machen. B.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

20tes Stück.

Freitag, den 10ten März 1809.

Ueber die zweckmäßigſten Anſtalten zum Löſchen des Feuers.

(Schluß.)

Für alle übrigen Fälle laſſen ſich nur allgemeine Anweiſungen geben, die nach den jedesmaligen beſondern Umſtänden modificirt werden müſſen. Hauptſächlich aber können Beſonnenheit und zweckmäßige Benutzung der Mittel, ſo wie angemeſſener Gebrauch der zu verwendenden Kräfte, anempfohlen werden. Hierhin gehört zuerſt, daß man ſich bei Zeiten, und ſo lange noch der Lärm und die Verwirrung nicht weit verbreitet iſt, mit Waſſer verſieht, und davon ſo viel an die erforderlichen Orte zuſammenbringt, als möglich iſt. Demnächſt muß man aber mit der vorräthigen Quantität räthlich umgehen, denn ein unbeſonnenes Hinſchütten hilft bei einer ſolchen Gelegenheit eben ſo wenig, als ein zweckloſes Verpraſſen der Munition gegen einen determinirten Feind. Das endliche Reſultat, welches aus den vielfältigen Verſuchen, die man zur Verbeſſerung der Löſchanſtalten angeſtellt hat, mit Gewißheit hervorzugehen ſcheint, beſteht nur darin, daß man gleich im Anfange, ehe die Verkohlung des brennenden Holzes weit eingeriſſen iſt, die auswärts in Flamme geſetzten Balken mit wenigen, ſparſam und an gehörigen Orte verbrauchten Waſſer ausgießt. Zur Beſtätigung dieſer Behauptung hat man eigene hölzerne Häuſer von geringer Höhe erbauet, ſie mit Stroh gefüllt, und wenn dieſes ausgebrannt war, und das Holz in Flammen ſtand, dieſe mit einer Kelle an einem langen Stiele ausgegoſſen. Die Leichtigkeit und Gewißheit des Erfolgs beruhet hierbei immer auf der Menge der ſchon ausgebrannten Kohlen, denn es iſt kaum glaublich, was

für eine Menge Wassers diese, wenn sie recht stark entzündet sind, verbrauchen können, ohne daß man fähig ist, sie auszulöschen. Nach oberflächlichen eigenen Versuchen habe ich mich überzeugt, daß man in diesem Falle wohl doppelt, ja dreifach so vieles Wasser anwenden muß, als das Gewicht der brennenden Kohlen beträgt. Heraus ergiebt sich, was für einen Unterschied eine unbeträchtliche versäumte Zeit hierbei machen kann.

Endlich läßt sich kein besseres Mittel zur Verhütung drückender Feuerschäden und ihrer verheerenden Wirkungen angeben, als Vereinigung aller Kräfte auf den einen Punkt der Gefahr. In den Städten, wenigstens der Hauptstadt und einigen größern unsers Landes ist durch die bestehende Ordnung dafür gesorgt, daß keine Feuersbrunst weit um sich greifen kann, und eben daher sind die Schäden hier verhältnißmäßig weit geringer als in den kleinern Städten, und besonders auf dem platten Lande. Zwar sind daselbst die Gebäude von feuerfangendern Substanzen erbauet, und ihrer Einrichtung nach dem Feuer mehr ausgesetzt. Dagegen aber sind alle ihre Bewohner weit mehr an schwere Arbeit gewöhnt, die Häuser stehen weit von einander, und können wegen ihrer leichteren Bauart geschwinder niedergerissen werden, so daß, wenn man alles zusammennimmt, eine Feuersbrunst in einem Dorfe weniger gefährlich seyn müßte, als in einer Stadt. Allein man darf nur beobachten, wie es bei solchen Gelegenheiten hergeht, um sich von der Möglichkeit zu überzeugen, daß durch jedes ausgebrochene Feuer fast ohne Ausnahme der ganze, dem Winde nach der Gefahr ausgesetzte Theil des Dorfes ein Raub der Flammen wird. Ein jeder eilt in seine eigenen Gebäude, und rettet, ohne zu bedenken, daß hierdurch das Ganze der Gefahr bloßgestellt wird. Außerdem läuft eine Menge nach der Brandstätte, um zu sehen, wie nahe die Gefahr ist, und darnach die Maaßregeln zur Rettung des Privateigenthums zu ergreifen. Hierdurch entsteht ein Gewirre auf den Straßen, daß selbst die Rettenden in ihren Arbeiten gehindert werden. Seltenere Beispiele dagegen zeigen, was durch die besonnene Thätigkeit oft eines einzelnen determinirten Mannes geschehen kann, wovon mir gleichfalls ein Fall vorgekommen ist.

Soll daher, vorzüglich auf dem platten Lande, die Feuersgefahr vermindert werden, so muß man, mit Rücksicht auf die veränderten Umstände hier die nämliche Ordnung zu erreichen suchen, wovon im Ganzen die Hauptstadt ein rühmliches Beispiel giebt. Es müßten zu dem Zwecke alle nicht arbeitende Zuschauer, vorzüglich Weiber und Kinder, von der Brandstelle entfernt werden, deren Geschäft die Rettung des eignen

Ver-

Vermögens immer bleiben mag. Alle erwachsenen Mannspersonen dagegen müssen angewiesen seyn, bei namhafter, und im Uebertretungsfalle ohne Nachsicht und zum Besten der Abgebrannten zu erlegenden Strafe sich sogleich beim Brande einzufinden, um hier das einzeln brennende Gebäude, wo möglich, bald niederzureißen und zu löschen. Wenn man bedenkt, was die vereinten Kräfte von etwa nur hundert bis zweihundert robusten Bauern auszurichten vermögen, vorausgesetzt, daß Leitern und Haken, so wie Eimer, zur Hand sind, so wird es in die Augen fallen, wie leicht und schnell jedes in einem Dorfe ausgebrochene Feuer in der Geburt erstickt werden würde.

Anleitung zur Bereitung der Seife.

Bei den gegenwärtigen so theuren Preisen der Seife wird es hoffentlich mancher Haushaltung angenehm seyn, in diesen nützlichen Blättern eine nach einer richtigen chemischen Theorie entworfene Anleitung zur Bereitung der Seife zu finden.

Das Fett ist der erste wesentliche Bestandtheil der Seife, welche bekanntlich bei der Reinigung der Wäsche so vortreffliche Dienste thut. Da sich das Fett allein im Wasser nicht auflöset, so muß noch ein anderer Körper damit vereinigt werden, der demselben diese Eigenschaft mittheilt, und das ist das Laugensalz. Aus der Vereinigung des Fettes mit dem Laugensalze entsteht folglich die Seife, bei deren Bereitung wir zuerst auf jene beiden Bestandtheile, und sodann auf die Verbindung derselben zu sehen haben.

Was das Fett betrifft, so können nicht nur alle Arten des thierischen Fettes, sondern auch Oele aus dem Pflanzenreiche, Wachs und andere Fettigkeiten zu diesem Zwecke gebraucht werden. Allein von der Güte und Verschiedenheit des Fettes hängt auch die verschiedene Beschaffenheit der Seife ab.

Das Laugensalz, als der zweite wesentliche Bestandtheil der Seife, ist ein Salz, welches durch Auslaugen verbrannter Gewächse genommen wird; man muß es also von dem Küchensalze, das mineralischer Natur ist, unterscheiden. Die Asche der Gewächse enthält nämlich erdige und salzige Theile; diese letztern werden durch das Auslaugen herausgezogen, indem man Wasser auf die Asche gießt, und es eine Zeitlang darauf stehen läßt. Dadurch lösen sich die

Salztheile auf und vereinigen sich mit dem Wasser, denn alles Salz löset sich leicht im Wasser auf, und so entsteht die Lauge, welche folglich nichts anders ist, als Wasser, mit den salzigen Theilen der Holz- oder Gewächsasche gesättigt. Will man nun das reine Laugensalz haben, so muß das Wasser davon abgeschieden werden.

Es giebt in Ansehung der Güte verschiedene Arten des Laugensalzes, und dies hat eben so, wie die Beschaffenheit des Talgs, auf die Güte der Seife Einfluß.

Die Verbindung dieser Bestandtheile geschieht durchs Kochen oder Sieden, daher sagt man: Seife sieden. Während des Kochens löset das Laugensalz die Fettigkeit auf und vereiniget sich mit derselben.

Da die gemeine Waschseife am gebräuchlichsten und bekanntesten ist, so wollen wir nur diese hauptsächlich beschreiben.

Man nimmt hiezu Talg von Rindern, Schafen und Ziegen. Je reiner und schöner es ist, desto besser wird die Seife. Aus Noth und der Wohlfeilheit wegen kaufen indeß die Seifensieder oft alles zusammen, wenn es auch noch so schlecht ist; sie kochen auch wohl Knochen und andere thierische Theile aus, und nehmen das Fett mit dazu. Einige behaupten sogar, daß altes schmieriges Talg mehr und bessere Seife gebe, als frisches. Beides streitet gegen physische Grundsätze und gegen die Erfahrung.

Das Laugensalz zu der gemeinen Seife wird ebenfalls, um die Kosten zu ersparen, nicht erst von der Lauge abgeschieden und gereinigt, sondern gleich mit der Lauge verbraucht.

Wenn nun Seife gesotten werden soll, so macht man zuerst die Lauge, und weil scharfe Lauge die Fettigkeit besser auflöset, als schwache, so pflegt man sie durch einen Zusatz von ungelöschtem Kalke noch ätzender zu machen. Zu dem Ende bringt man die gesiebte Asche auf einen Haufen, feuchtet sie an, macht oben in den Haufen eine Vertiefung und schüttet den Kalk hinein, der sich dann allmählig darin ablöscht. Zuletzt wird alles fleißig durch einander geschaufelt.

Dies Gemische schüttet man in das Aescherfaß, und gießt siedendes Wasser oder auch Mutterlauge, das ist übrig gebliebene Lauge, worin vorher Seife gekocht worden, darauf. Nach einiger Zeit zapft man die Lauge von dem Aescherfaß ab, und wenn sie noch nicht stark genug ist, gießt man sie von neuem auf; dieses wiederholt man so oft, bis sie die gehörige Schärfe hat, da sie dann Meisterlauge heißt.

Die Probe, ob die Lauge scharf genug ist, macht man gemeiniglich mit

Digitized by Google

mit einem Ei; wenn dies von der Lauge getragen wird, so hält man sie für gut.

Das Talg erfordert nicht viel Vorbereitung. Man schneidet es in Stücken, schmelzt es in einem Kessel, gießt die Meisterlauge dazu und rührt es, bei mäßigem Feuer, beständig um. So siedet die Masse einen ganzen Tag, da sie etwas dick zu werden anfängt. Hierauf löset man Küchensalz in heißem Wasser auf, schüttet es in den Kessel, und läßt es zusammen die Nacht über ohne Feuer stehen.

Des andern Morgens fängt man wieder an zu sieden, und nun geht die Scheidung vor sich, die Seife steht in die Höhe und sammelt sich oben in Klümpchen. Diese Scheidung rührt vornemlich vom Küchensalze her, welches das Wasser schwerer macht, und also von der leichten Seife trennt. Hierauf seihet man die Seife durch Leinewand in ein Kühlfaß, läßt sie etwas abkühlen, bringt sie wieder in den Kessel, und siedet sie wieder 8 bis 9 Stunden, in welcher Zeit sie eine völlig brauchbare Seife wird, wenn anders Talg und Lauge gut waren, und das gehörige Verhältniß zwischen denselben richtig getroffen wurde; sonst muß man von einem oder dem andern Stücke noch nachthun, und dann dauert auch das Sieden länger.

Die gahr gesottene Seife kommt abermals ins Kühlfaß, aus welchem die Mutterlauge abgezapft, und sodann die Seife nach einiger Abkühlung in hölzerne Formen gebracht wird. Diese Formen sind viereckigte Kästchen mit durchlöchertem Boden, der mit Leinewand überzogen ist. Hierin gießt man die Seife durch ein Beuteltuch, läßt sie trocknen, und zerschneidet sie mit einem Drath in Stücken.

Der Kalk und das Küchensalz sind nicht wesentlich nothwendig, sie kürzen nur das Verfahren ab.

Was das Verhältniß dieser beiden Materialien zu einander betrifft, so ist dies gerade der schwerste Punkt; denn es kommt dabei jedesmal auf die Beschaffenheit des Fettes und der Lauge an. Es gehört mit zur eigentlichen Kunst des Seifensieders, dies Verhältniß recht zu treffen; und doch muß auch der geschickteste Meister öfters noch während des Siedens von einem oder dem andern dieser Stücke etwas zusetzen. Im Allgemeinen schreibt man vor, daß, wenn man zur Lauge etwa einen halben Scheffel Asche und 3 bis 4 Metzen Kalk genommen hat, dazu ungefähr ein Stein Talg und eine Metze Küchensalz gehören.

Ein Pfund Talg giebt zwei Pfund Seife, zuweilen auch mehr; ist das Fett aber schlecht, so erhält man weniger.

Aus

Aus frischem Rüböle, oder aus dem Satze in den Oelfässern, oder vom Fischthran bereitet man die schwarze Schmierseife. Sie riecht sehr unangenehm, ist aber wohlfeiler und schärfer als die feste Waschseife.

H. F. E. D.

Etwas über die Eigenschaften der Fuhre (pinus sylvestris Linn.) in Vergleichung der Rothtanne (pinus abies Linn.) zum Bauholze.

Der starke Anbau des Fuhrenholzes, in Gegenden, wo gewiß eben so gut Tannenholz edlerer Art Gedeihen finden würde, macht bei manchem die Meinung herrschend, daß die erstere Holzsorte völlig eben so gut zum Bau benutzt werden könne, als die wirklichen Tannen; ja sie ziehen wegen des schnelleren Wuchses das Fuhrenholz gar vor, weil auch der baare Vortheil dabei in Betracht komme. Da dieses Vorurtheil leicht zu Mißgriffen verleiten, und denen gewiß beträchtlichen Nachtheil bringen kann, die zum Bau gezwungen sind; so wird es mir erlaubt seyn, in diesen gemeinnützigen Blättern die Eigenschaften der Fuhren (Pinus sylvestris) in Vergleichung der Rothtanne (Pinus abies) zum Bauholze, den Baulustigen zum Besten, etwas aus einander zu setzen. Also

1. Allgemeine Eigenschaften.

Das Fuhrenholz ist sehr porös, harzig, astig und roth von Farbe. Dagegen ist das Tannenholz von feinen Röhren, mit weniger Harz durchdrungen, auch schlanker von Wuchs, und weißer von Farbe. Ersteres ist leichter wie letzteres, wegen der starken Röhren. Der Wadel muß zwar beim Fällen des Bauholzes überhaupt beobachtet werden, um selbiges frei von denen in Gährung kommenden Säften zu haben, allein beim Fuhrenholze ist selbiges wegen seines vorbeschriebenen Baues durchaus nicht zu vernachlässigen. Eine im Sommer gefällte Fuhre ist dem Wurmfraß im Trocknen und der Vermoderung im Feuchten sogleich ausgesetzt. Dagegen eine Tanne die Vernachlässigung des Wadels nicht in der Maaße empfinden läßt. Eine Fuhre muß gleich nach der Fällung abgeborket werden, um auszudunsten, sonst brennt sie sich und wird blau, welches das erste Kennzeichen ihres Verderbens ist. Eine Tanne kann länger in der Borke liegen, nur nicht die Sommer-Monate hindurch, sonst

kommt

kommt der Wurm unter die Borke, und frißt sich ins Holz.

2) In Rücksicht der Festigkeit.

Zu Balken und allen horizontal tragenden Hölzern, zumahl wenn die Unterlager entfernt sind, ist die Fuhre wegen des lockern, mürben, ästigen Baues gar nicht tauglich. Es fehlt derselben die Schnellkraft der mit feinen und dichten Röhren gewachsenen Tanne; ja um diese gute Eigenschaft in vollkommener Maaße zu erreichen, muß selbst die Tanne trocken seyn, denn grüne Hölzer horizontal angebracht, schlagen bei allen Arten stark durch. Zu kurzen Balken, als Stiche und Wechsel, kann die Fuhre wohl angewandt werden, wenn sie im Wadel gefällt und gehörig getrocknet ist Doch das in oder auf die Mauer kommende Ende muß trocken eingelegt werden, und darf kein Kalkmörtel daran kommen. Zu Sparren taugt die Fuhre gleichfalls nicht, weil der zu wenige Unterbau das Durchschlagen nicht verhütet, daher die Tanne hiezu gewählt werden muß. Zu Ständern und allen perpendikular tragenden Hölzern, als Giebel und Dachstuhlsäulen, leistet die Fuhre gleiche Dienste mit der Tanne. Auch zu kurzem Bauholze, welches in horizontaler oder obliquer Lage angebracht wird, als Riegel und Bänder im Fachwerke, steht es gleichmäßig zu benutzen.

3) In Rücksicht der Dauer.

Im Trocknen hat die Fuhre, unter erst beschriebener Vorsicht, in Bereitung und Anwendung mit der Tanne gleiche Dauer. Bei irgend einem Wechsel von Nässe oder Trockniß muß die Fuhre weit der Tanne nachstehen, und dauert kaum die Hälfte der Zeit, mit Voraussetzung, daß beide auf einerlei Boden gewachsen sind. Bei Wasserbauen können beide Theile zu Pilotage-Pfählen gebraucht werden, wenn sie unter beständiges Wasser kommen, und der Veränderung und dem Einflusse der Luft durchaus entzogen sind. Alsdann müssen aber die Fuhren unverzüglich nach dem Fällen in die Erde geschlagen werden; jede Verzögerung vermindert die Dauer, und hat sich die Borke erst selbst gelöset, so ist dies schon als der Anfang der Fäulniß anzusehen. Im trocknen Boden und bei starkem Wechsel im Freien hält die Fuhre nur halb so lange wie die Tanne. Ein im Sande oder im trocknen Erdreich eingeschlagener Pfahl oder gelegter Bohldamm von Fuhren hält nicht länger als ein Jahr.

Verschiedene Gedanken.

Das Angenehme gewinnt, wenigstens in der Erinnerung und also an Dauer, sehr dadurch, wenn es mit dem Nützlichen verbunden wird, da es hingegen ohne das letztere leicht in das Gefühl der Langenweile sich auflöst. Wie weit interessanter würde mancher Spaziergang, wozu Sorgfalt für die Gesundheit uns antreibt, werden, wenn wir auf demselben immer dies oder jenes zu beobachten oder zu betrachten wüßten, wodurch unsere Natur- oder Menschenkenntniß neuen Zuwachs erhielte. Wer jeden Tag eine Stunde lustwandelt, der verwendet jährlich mehr als zwei Wochen auf dieses Vergnügen. Wie viele nützliche Erfahrungen könnten zugleich in dieser Zeit gemacht werden, ohne daß der Hauptzweck des Spazierengehens dadurch gestöhrt oder beeinträchtigt würde.

Je mehr Eigenthümliches eine Nation in ihrer Sinnesart hat, desto weniger ist sie im Stande, sich in die Empfindungen und Denkweise anderer Nationen zu versetzen, oder völlig richtig darüber zu urtheilen. Selbst bei den Individuen derselben, die sich durch wissenschaftliche Cultur und eigenes Nachdenken zu einer weltbürgerlichen Denkart erhoben, wird der Einfluß nicht zu verkennen seyn, den die nationale Eigenthümlichkeit auf ihre Ansichten und Urtheile hat, weil diese mehr auf einem dunkeln Gefühl, das sich nicht leicht wegraisonniren läßt, als auf dem Verstande beruht.

Ueber den Ursprung der menschlichen Erkenntniß überhaupt haben mehrere Philosophen tief nachgedacht, und wir sind damit in neuern Zeiten, wie es scheint, ziemlich aufs Reine gekommen; aber der Ursprung der Erkenntniß dieses oder jenes Schriftstellers läßt sich bei den mancherlei Quellen, woraus geschöpft werden kann, nicht so leicht angeben, wenn es der Schriftsteller nicht selbst thut. Mancher giebt einen Gedanken absichtlich für sein Eigenthum aus, der doch ursprünglich einem Andern angehört; manchem täuscht hiebei sein Gedächtniß; er glaubt der Urheber eines Gedankens zu seyn, und hat ihn doch irgendwo schon gehört oder gelesen.

Je mehr und länger man über einen Gegenstand nachgedacht hat, desto leichter wird man verstehen, was andere darüber geschrieben haben. Ein Buch kann daher dem einen Leser sehr dunkel und unverständlich vorkommen, das der andere, der eignes Licht mitbringt, sehr faßlich, ja wohl gar oberflächlich findet.

G. F. A.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

21tes Stück.

Montag, den 13ten März 1809.

Betrachtungen über das, was man Mode und Modeſucht nennt.

Es iſt ſonderbar, daß der berühmte Thomaſius, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine weitläuftige Sittenlehre ſchrieb, die, ob ſie gleich ziemlich verworren abgefaßt iſt, dennoch in den damaligen Zeiten viel Aufſehen machte, des Hanges der Menſchen, ſich nach der Mode zu richten, nicht erwähnt, ja daß das Wort Mode in dem dicken Tractate ſeiner Sittenlehre nicht einſt vorkommt, ob er ſich gleich über die Affecten, Leidenſchaften und Triebe des menſchlichen Geſchlechts ſehr weitläuftig äuſſert, und davon ſogar Tabellen liefert. Der berühmte Freiherr Chriſtian Wolff ſcheint es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, dieſen merkwürdigen Hang der Menſchen, der ſich beſonders bei den Einwohnern von Europa äuſſert, einer beſondern Unterſuchung zu unterwerfen. Der eine Zeitlang nachher als Philoſoph in Anſehen geſtandene Immanuel Kant in Königsberg bringt darüber in ſeiner Anthropologie unter der Rubrik: Vom Modegeſchmack, etwas bei, und ſchreibt dieſen Hang vornemlich der Eitelkeit zu, für mehr, oder wenigſtens nicht für weniger, als andere, gehalten ſeyn zu wollen. Er vermeint ferner, daß die Mode ſich durch die Neuigkeit beliebt mache Nach meinem Urtheile irret er auch hierin nicht, und man kann wohl als ausgemacht annehmen, daß der Trieb, die Moden und Trachten zu verändern, welcher auf die Europäer ſo mächtig wirkt, durch den Hang der Menſchen, ſich in den Augen anderer ein Anſehen zu geben, oder zum wenigſten nicht geringer als andere zu erſcheinen, alſo durch die Eitelkeit und den Hochmuth, und hiernächſt auch durch den Trieb zu Abwechſelungen und Neuerungen, das iſt, durch das Müdewerden des Alten und Gewöhnlichen, hervorgebracht und angefeuert werde. Ich räume gern ein, daß dieſer Trieb nach Neuerungen mit dem, was man Neugierde

Digitized by Google

nennt, in gewisser Maaße verwandt sey, und daß wir dieser Neugierde, die wieder mit der Wißbegierde zusammenhängt, einen großen Theil der in Europa herrschenden Aufklärung zu danken haben. Allein, wenn die Neugierde und der Trieb zu Abwechselungen nur die Form der Kleider und der Trachten, der Kutschen ꝛc., zum Gegenstande hat, wie es bei der Modesucht der Fall ist, so werden wohl wenige vernünftige Menschen geneigt seyn, es für eine weise und vernünftige Handlung auszugeben, wenn man sich von diesem lächerlichen und auf Spielwerk und Thorheiten hinauslaufenden Triebe, zumal da er nicht ohne Kosten befriedigt werden kann, beherrschen läßt. Dieses zu thun, und der Mode in Kleidung, Hausgeräthe ꝛc. pünktlich zu folgen, gehört in den jetzigen Zeiten nicht zu denjenigen Handlungen, welche die Moralisten Adiaphora oder gleichgültige Handlungen nennen. Es ist nemlich mit einem Aufwande verknüpft, der nicht wenige Hausväter zu Grunde richtet, und zu einer Ursache wird, die sie mit Kummer überhäuft, und sie ihres Lebens nicht froh werden läßt. Ich will einmal annehmen, daß ein solcher kummervoller Hausvater, dem seine bisherigen Einnahmen an Besoldungen und sonstigen Einflüssen entzogen sind, und der mit unzähligen Impositionen überlastet ist, bei der Leere seiner Chatoulle zu seiner Frau und Tochter sagen wollte:

„Kinder! ihr müßt jetzt und bis auf „bessere Zeiten nicht daran denken, „die Kleidermoden mit zu machen. „Traget eure Kleider ungeändert „auf. Neue kann ich euch nicht „machen lassen."

Würde dieser Ausspruch nicht wie ein Donnerschlag auf die Frau und Tochter wirken? Ja! würde es heißen, so muß ich beständig im Hause sitzen, denn ich will mich beim Ausgehen nicht lächerlich machen. Kurz, es würden Nervenzufälle, Indigestionen, Melancholien ꝛc. zu curiren seyn, und an Doctor und Apotheker so viel verwendet werden müssen, als der gute Hausvater zu ersparen gedächte. Es ist also sicher die Modesucht mit ihren Folgen nicht gleichgültig sondern sie hat einen grössern Einfluß auf die Zufriedenheit unsers Lebens, als man glaubt. Ich wünschte daher, daß tiefdenkendere Männer, wie ich, den Vorsatz faßten, gegen die Modesucht, als ein in Europa epidemisch gewordenes Uebel, ein wirksames Mittel auszufinden. Mir wird es erlaubt seyn, folgendes darüber anzumerken.

Sonderbar und seltsam ist es unstreitig, daß die Asiatischen Völker an diesem Uebel nicht so schwer darnieder liegen, wie die Europäischen.

In Constantinopel hat der Caftan oder Oberrock, mit welchem der Großsultan die auswärtigen Gesandten und ihr Gefolge beschenkt, noch eben die Form und den Schnitt, den er vor 200 Jahren hatte. Der wohlhabende Türke trägt sich noch eben so, wie ehemals. Sein Turban hat sich nicht

so

so in seiner Gestalt, wie unser Hut, verändert, der bald groß, bald klein, bald hoch, bald niedrig, bald unaufgezäumt, bald dreieckigt, bald zweieckigt, wie jetzt, aufgezäumt wird, so daß der bekannte Dichter Gellert ihn als ein Beispiel unendlicher Veränderungen aufstellt. Die Stiefel und Babouschen des Türken haben ihre alte unveränderliche Form, dahingegen unsere Schuhe bald mit breiten, bald mit runden, bald mit langen Schnabelspitzen den Füßen eine Qual sind. Die türkischen Damen tragen nach wie vor die schöne ungezwungene Kleidung, und ein Peruquier ist in Constantinopel ein unbekannter Artist. Auf solche Weise kann denn auch Sohn und Tochter die Kleider der Väter und Mütter benutzen und auftragen, welches man hier zu Lande jenen fast nicht ansinnen darf. Der Türke weiß nichts von den allerliebsten Modefarben, Cùcadauphin, Merde d'oïe, Boue de Paris und wie sie alle heißen.

In Persien und China hat die Abwechselung der Moden eben so wenig Statt. Sollte man nicht Ursach haben, dieses einer grössern Portion gesunden Menschenverstandes zuzuschreiben, welche die Asiatischen Völker bei der Vertheilung erhalten haben; denn daß die öftere Abwechselung der Trachten etwas sehr frivoles, wo nicht absurdes sey, solches möchte schwer zu widerlegen seyn. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, anzuführen, daß überhaupt die Europäer bei Beurtheilung der Asiatischen Völker viel Eigenliebe und Präsumtion zu verrathen scheinen, wenn sie nemlich solche als unaufgeklärte Barbaren ansehen. Es ist wahr, man hat es in einigen Theilen der Wissenschaften, als der Mathematik, der Physik, der Astronomie, der Chemie, den schönen Künsten ꝛc., in Europa viel weiter, als irgendwo gebracht. Allein die Chinesen besitzen doch noch bis jetzt einige Künste, die wir nur unvollkommen nachahmen. In der nützlichsten aller Künste, nemlich dem Ackerbaue, können wir sicher von ihnen noch lernen.

Die simpeln politischen Grundsätze, welche die Ottomanische Pforte bei ihren Verhandlungen mit auswärtigen Staaten befolgt, sind, meinem Ermessen nach, auch nicht ganz zu verwerfen. Ich beziehe mich darunter auf dasjenige, was der Ritter Chardin in seiner Reisebeschreibung anführt a).

a) Der Ritter Chardin, welcher für einen wahrhaften und scharfsinnigen Reisebeschreiber gehalten wird, erzählt, daß der Venetianische Gesandte bei der Pforte, Herr Quirini, gegen ihn bezeuget habe, daß die Politik der Türken die der Europäer übertreffe. Sie wäre nicht durch angenommene Maximen und Regeln eingeschränkt, sondern sie gründe sich bloß auf den gesunden Menschenverstand, und nach diesem richte sie sich. Da sie also

Gleichwie aus dem Vorangeführten erhellet, daß die Europäischen Völker sich enthalten sollten, der Kleidermode auf eine so lächerliche Weise, wie geschiehet, zu frohnen, so wird die Ueberzeugung hievon noch grösser werden, wenn ich einige Auswüchse der Mode und Modesucht in Erinnerung bringe.

Vor zweihundert Jahren trugen die Damen eine Art Reifröcke, die man Vertügadins nannte. Ein Name, der vermuthlich aus Vertügardien zusammengezogen war. Diese Vertügardins stellten auf dem Unterleibe der Frauenzimmer ein weit hervorstehendes Bollwerk vor, welches als eine Console zum Aufsetzen von Geräth hätte gebraucht werden können. Dieses Bollwerk durch Sturm zu erobern war schlechterdings unmöglich, und die Uebergabe der Festung setzte also allemal eine Capitulation voraus. Ich habe an hiesigem Orte ein Gesellschaftsgemälde gesehen, welches verschiedene solcher bebollwerkten Damen vorstellt, und ich kann versichern, daß es ohne Lachen nicht betrachtet werden kann. Es ist auch gar nicht lange, daß dieses abentheuerliche Bollwerk hinten, statt vorn, angebracht wurde, und den allerliebsten Namen: Cul de Paris, führte. Die vor 60 Jahren Mode gewesenen Reifröcke von Fischbein, die so breit waren, daß ein Frauenzimmer nur von der Seite zur Thür hineingehen konnte, können jenen Vertügadino an die Seite gesetzt werden. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles Ausschweifende in der weiblichen Kleidertracht aufzählen wollte. Die männliche hat aber auch sehr possirliche Auswüchse gehabt. Ein Buchhalter des berühmten Fuggers in Augsburg zur Zeit des Kaisers Carls des Fünften, Namens Schwarz, hat hievon ein merkwürdiges Denkmal in der Bibliothek zu Wolfenbüttel hinterlassen, welches von seiner Eitelkeit eben so sehr als von dem damaligen Luxus zeugt. Er hat sich täglich von einem Miniaturmaler in den Kleidungsstücken, die er jeden Tag abänderte, und die mehrentheils sehr kostbar waren, abmalen lassen. Eines Tages erscheint er prächtig auf spanisch gekleidet, und mit einer Sanduhr oder einem Stundenglase an jedes Knie geheftet, statt der Bandschleife b). Dieses verdiente wohl

von keinen erkünstelten Prinzipien abhänge, so wäre ihr schwer beizukommen, und er müsse gestehen, daß das Betragen des Großveziers für ihn ein Abgrund sey, worin er seine Urtheilskraft, seinen Scharfsinn, so wie seine Vorsicht und Schlauheit, geheimnißvoll verberge. Wenn er einen Sohn hätte, so würde er ihn sicher bei der Ottomanischen Pforte in die Schule der Politik schicken.

b) Im 55ten und 56ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre findet man in Auszügen aus dem Leben dieses Matthäus Schwarz umständlichere Nachricht hierüber.

wohl eine Nachahmung der jetzigen Elegants, da ein Nürnberger Stundenglas für 6 mgr. zu haben ist. Um diese Zeit war es auch Mode, ungemein große und weitläuftige Beinkleider zu tragen, und damit diese nicht in Falten zusammenfielen, wurden sie mit Kleie ausgestopft. Einem dieser Stutzer wiederfuhr das Unglück, daß ein Theil der Nath sich auftrennte, wie er in einer Gesellschaft sehr munter tanzte. Er bemerkte dieses nicht, allein je mehr er tanzte, desto mehr Kleie gab die Mühle. Ich stelle es dahin, ob obige Moden wieder aufkommen werden. Allein, wenn ich diesen einländischen Elegants vor 50 Jahren, wo alles wohl frisirt und gepudert gieng, gesagt hätte, es würde eine Zeit kommen, wo das Haar ihrer Köpfe durchaus mit keinem Kamme berührt werden dürfe, und daß die darin herrschende Unordnung alsdann am schönsten sey, wenn sie derjenigen gleiche, welche ein Trupp darin bivouakirender Mäuse etwa zurückläßt; wo es zum bel air gehören werde, das schmierige Haar in Gesellschaft mit allen fünf Fingern aufzuwühlen; wo der sonst nur von einer gewissen Classe von Menschen c) getragene Backenbart der eleganten Herren bis an das Kinn in der ganzen Breite, welche die Natur verleihet, reichen werde: wo man einen Mantelsack um den Hals güten würde, worin sich das Kinn versteckt; wo das Herz in den Beinkleidern seinen Sitz bekommen würde: ich sage, wenn ich mit dieser Prophezeihung vor 50 Jahren hervorgetreten wäre, würde nicht ein jeder mich für einen verunglückten Nostradamus angesehen, und mitleidig die Achseln gezuckt haben? Gewiß! und dennoch ist es à l'ordre du jour. In Ansehung der jetzt so allgemein beliebten Backenbärte kann ich nicht unberührt lassen, daß die Bildnisse der ersten Römischen Kaiser auf ihren Medaillen und Münzen, vom Julius Cäsar an bis auf den Hadrian, ohne Backen- und sonstigen Bart vorgestellt sind, und sie haben also dergleichen nicht getragen. Blos an dem Kopfe des Nero findet man eine geringe Spur von Wolle auf der Backe. Die Köpfe eines Sylla, Pompejus, Cicero ꝛc. sind alle ohne Bart. Das Bildniß des Hadrians ist unter den Kaisern das erste, welches einen kleinen Backenbart zeigt. Die darauf folgenden Kaiser aber tragen einen völlig ungeschornen Bart. Verbindet man hiemit die Bemerkung, daß die gol-

c) Diese Classe von Menschen bestand vor 60 Jahren aus den Handlangern der Criminal-Justiz, welche die zum Tode verurtheilten Missethäter aus der Welt schafften, wie solches bei einer damals verhängten Execution von mir bemerkt wurde; denn Niemand hätte vor 60 oder 50 Jahren einen Backenbart getragen, aus Besorgniß, für ein Mitglied dieser Zunft gehalten zu werden.

goldene Zeit der Römischen Litteratur und der schönen Künste fast in eben dem Verhältniß verschwunden ist, wie die Mode des Barttragens überhand genommen hat, so erregt es den traurigen Gedanken, daß vielleicht die jetzigen Modebärte als vormalige Begleiter der Barbarei, uns in Ansehung der Wissenschaften und Künste nichts Gutes voraussehen lassen. Diese Besorgniß wird noch vergrössert, wenn man erwegt, daß der wohlhabende Staatsbürger durch den fortdauernden Druck der Zeiten in den Zustand geräth, seinen Kindern eine liberale Erziehung nicht geben zu können.

Was es mit der Erfindung und Verbreitung der Pariser Moden für eine Bewandniß hat, davon findet sich in den Schriften des verstorbenen Cabinetsraths Sturz, und zwar in seinen aus Paris geschriebenen Briefen, eine sehr interessante Nachricht, die dem modesüchtigen teutschen Frauenzimmer wohl nicht so allgemein bekannt ist, als sie es zu seyn verdient. Es sey mir erlaubt, sie hier wörtlich einzurücken. Er erzählt folgendes:

„Ich gieng gestern zu einer berühmten Modehändlerin, welche Puppen durch ganz Europa versendet. Hier sah ich mit Unmuth ein Heer Automaten, furchtbarer für uns, als ein gallisches Kriegsheer, weil es uns schon Jahrhunderte lang brandschatzt. Eine Puppe kam mir vorzüglich abgeschmackt vor. Ist sie verkauft? fragte ich. Oui, Monsieur, elle est destinée pour le nord, ou l'on aime les couleurs singulieres et le merveilleux. Aber hat man sich in Paris je so gekleidet? Eh, mon Dieu! non, Monsieur, mais on a des magasins à vuider, et il faut de la varieté, et il s'agit, de satisfaire au gout de chaque nation. Ich ward erbittert bei dem Gedanken, daß vielleicht bald die Puppe im Putzzimmer einer teutschen Prinzessin anlangt, daß sie dann den Hof und die Stadt umbildet, und ganze Garderoben zum Trödel verurtheilt; daß sie manchen Ehemann heimliche Seufzer, mancher modesiechen Frau ihren Schlaf kosten wird; daß sie Freundschaften trennt, und Gallenfieber ausbrütet, diese mißgestaltete Brut der Phantasie eines elenden Weibes, das von ihrem Boden herab uns plündert und verspottet."

. . . g.

Die

Die Riesenkirsche.

Diese Kirsche verdient obigen Namen wohl mit vollem Rechte. Sie ist die größte unter allen, von der man versichert, daß jede acht Loth schwer sey, daher sie auch la Cerise quatre a un livre, oder die Kirsche 4 auf 1 Pfund, genannt wird. In hiesigen Landen kennt man sie kaum, wenigstens habe ich selbige in den Verzeichnissen derer mit Obstbäumen handelnden Gärtner überall noch nicht angetroffen. Der Herr Oberpfarrer Christ zu Kronberg an der Höhe, unweit Frankfurt am Mayn, erwähnt ihrer jedoch in seinem Handbuche von der Obstbaumzucht und Obstlehre, in dessen dritter Ausgabe Seite 683, und im Nachtrage Seite 911. An ersterem Orte beschreibt er solche folgendermaaßen:

Diese seltene Kirsche, welche seit einigen Jahren aus Menin in Flandern nach Teutschland gekommen, ist, wie ihr Holz, Blatt und Wuchs schon anzeigt, eine wahre Herzkirsche mit weichem Fleische von mittelmäßiger Größe, die ihrem französischen Namen gar nicht entspricht, jedoch grösser werden kann, wenn sie sich mehr an unser Clima gewöhnt hat, oder der französische Gärtner, der sie gekauft hat, nicht ein Gasconier gewesen. Ihre Gestalt ist im Ganzen herzförmig, oben ungleich, höckerig, und hat, statt des Stempelgrübchens bei andern Kirschen, ein stark hervorragendes krummgebogenes Spitzchen, wie die Venuspfirsche, das man fast bei keiner einzigen Kirsche findet. Die Grundfarbe der glänzenden Haut ist blaßgelb, welche aber nur auf der Schattenseite sich deutlich zeigt. Größtentheils ist sie schön carmoisinroth und in demselben, wie die Bauermannskirsche, gelblichweiß, weich, und hat vielen süßen angenehmen Saft. Der Stein ist nicht sonderlich herzförmig, nach Verhältniß klein und hat ein scharfes Spitzchen. Der Stiel ist etwas kurz und nicht sehr stark.

Die Kirsche zeitiget im August, wobei freilich frühe Jahre oft eine Ausnahme machen, und hat dieser Baum oft noch gegen Ende August Früchte, bisweilen schon Ende Julius einige reife. Der Baum macht wegen seiner ungeheuern großen vielen Blätter ein sonderbares Gewächs, und eine weitläuftige, sehr sperrhafte Krone, dicke starke Triebe, die sich durch das Gewicht der Blätter krumm beugen und hängen.

Die Augen sind groß, gerundet spitz, und gehen im Oculiren überaus gerne an. Das Blatt ist zur Verwunderung groß, wie die Nußblätter, und bei ungen Bäumen oft einen Fuß lang und einen halben Fuß breit,

breit, und hat eine scharfe Spitze. Es ist dünne, taffentartig, und in seiner Fläche fast überall gekrümpelt.

Von beregter Kirsche brachte mir mein gewesener Knecht, Heinrich Hülsemeyer, der in die Dienste des Dragoner-Hauptmanns Herrn v. Crausshaar gekommen, und mit selbigem vor einigen Jahren auf dessen Güter in Sachsen gegangen war, im November 1807 einige Pfropfreiser mit, und versicherte dabei heilig, daß jede dieser Kirschen 8 Loth wäge, und deshalb dort die Achtloths-Kirsche heiße. Da er sich erinnere, daß ich ein großer Liebhaber von der Obstbaumzucht sey, so habe er mir durch sothane Reiser eine Gefälligkeit zu erzeigen geglaubt. In der Hinsicht nahm ich solche mit Dank an, zweifelte aber, daß die Reiser zum Pfropfen im Frühjahre noch tauglich seyn würden, weil sie die Reise aus Sachsen, ohne besonders verwahrt zu seyn, gemacht hatten und im Herbst schon gebrochen waren.

Ich legte selbige indessen auf Gewinn und Verlust in meiner Baumschule in die Erde.

Im März 1808, da das Pfropfen nun geschehen sollte, war ich schwerlich krank, mußte also einen Freund ersuchen lassen, es für mich zu verrichten. Dieser fand nur noch zwei Reiser grün und brauchbar, die er dann auf junge, aus Steinen erzogene Stämme mit dem besten Erfolge setzte. Nicht gering war hierüber meine Freude; noch grösser aber mein Erstaunen, wie ich an dem größten Stamme über ellenlange Schüsse, und an selbigen Blätter fand, die 10 Zoll lang und 5 Zoll breit waren. Das würde mich so sehr nicht gewundert haben, wenn ich vorher die Beschreibung dieser besondern Kirsche, welche ich oben mitgetheilt habe, gelesen hätte.

Einige Blätter habe ich gesammelt und getrocknet, welche ich an etliche meiner Freunde gegeben, und etliche besitze ich noch.

Die Schüsse, deren ich erwähnt habe, sind unten völlig so dick, wie eine Schwanenspule.

J. A. K.

Hannoverſches Magazin.

22tes Stück.

Freitag, den 17ten März 1809.

Noch eine Beantwortung

der Anfrage im 10ten Stück des Hannov. Mag. v. d. J.

von dem Hofbaumeiſter Witting zu Hannover.

Die in genanntem Blatt aufgeworfene Frage:

„Wie iſt in einem Gebäude verſteckes Feuer zu tilgen?“

kann nur gründlich und gemeinnützig beantwortet werden, wenn vorher die Hauptveranlaſſungen eines verborgenen Feuers angegeben ſind, welche ich zu dem Ende und auch deswegen hier anzuführen nicht verſäumen darf, weil durch deren Bekanntmachung den feuergefährlichen Bau- und andern Mängeln abgeholfen, und die Entſtehung eines verſteckten Brandes verhütet werden kann, worüber ich nachher die Mittel hinzufügen werde.

Von den Urſachen, wodurch ein verſtecktes Feuer in den Gebäuden entſtehen kann, mag diejenige, welche in der Anfrage mit aufgeführt iſt, den erſten Platz dieſer Betrachtungen einnehmen; ſie beſteht darin:

1) Wenn in den Brandmauern Hölzer, als Schwellen, Ständer, Bänder und Riegel dergeſtalt eingemauert ſind, daß ſie in der äußern Wandfläche nicht bemerkt werden können, und an der dem Feuer zugekehrten Seite nur mit einer ſchwachen, etwa nur einen halben Stein dicken Brandmauer von der Gluth abgeſondert ſind; hier werden die Mauerziegel beim ſtarken Feuer durchgebitzt, und das Holz, welches ſich nicht gleich entzündet, wird doch nach und nach ſo ausgetrocknet, daß es endlich in Brand geräth, welcher Fall, wenn er nicht früher, doch gewiß dann eintritt, wenn die ſchwachen Brandmauern von der Hitze mürbe geworden ſind, oder Brüche erhalten haben, wodurch das Feuer lebhaft genung auf jene Hölzer wirken, und ſolche

entzünden kann. Diese Entzündung entspinnt sich anfangs nur mit einem schwachen oft wieder in sich selbst verlöschenden Glimmen, bis ein leichter Luftzug hinzutritt, und die Flammen anfacht, welche in dem ausgetrockneten oder gar olmicht gewordenen Holze sich schnell verbreiten, und in der Nacht oder in abgelegenen Küchen eine Feuersbrunst unvermeidlich machen. Von Beispielen der Art, wo bei Reparaturen und Abbrüchen alter Gebäude halb verkohlte Hölzer in oder an den Brandmauern, ja selbst in den Balken der Etage, aufgefunden wurden, welche mir nicht selten vorgekommen sind, werden mehrere Leser dieses Aufsatzes Erfahrungen gemacht haben.

2) Es finden sich, nach fehlerhafter Bauart, auch hölzerne Pfröpfe, zur Befestigung der Lambries und Boiseries dergestalt in den Kamin- und Brandmauern angebracht, daß sie ganz oder größtentheils durch die Mauern reichen. Diese Hölzer können bei einem Schornsteinbrande entzündet, oder von der Hitze eines darauf Einfluß habenden Windofens nach und nach verkohlt und in Brand gesetzt werden, welcher sich verborgen den Wandbekleidungen von innen mittheilt, ohne daß äußerlich davon etwas verspürt wird, bis die Rettung schon mißlich ist.

3) Wenn die in den obern Stockwerken angelegten Kamine und Feuerheerde unmittelbar auf Balken oder Wechsel ruhen, und diese Hölzer nur mit einigen Lagen von Mauerziegeln übermauert sind, welche unbemerkt durchbrennen, so können diese Hölzer von der Hitze verkohlt, oder durch das durchdringende Feuer in Flammen gesetzt werden, und gefährliche Folgen herbeiführen.

4) Die Rauchfangsbusen, welche sehr zweckwidrig von Wellerwerken angefertiget, oder mit Dielen verschalet, und mit Strohlehm übersetzt sind, werden durch die tägliche Erwärmung endlich so feuerfangend, daß sich leicht in der lockern mit Ruß gefüllten Masse ein Funken ansetzt, und die brennbaren Theile entzündet, wodurch das Feuer in das nächste Gebälke fortgepflanzt wird.

5) Schornsteine, welche auf den Punkten, wo sie durch die Gebälke gezogen worden, nicht dauerhaft genug angelegt, oder von schlechten Ziegeln aufgeführt sind, können leicht beim Schornsteinfegen durch das Abhacken des Russes mit angegriffen, und so sehr ruinirt werden, daß dadurch dem Feuer ein Zutritt in das Holzwerk der Balken und Wechsel verschafft wird.

6) Wenn die Schornsteine bei jedem Stockwerke auf die Balken und Wechsel übergekragt oder aufgesattelt, also auf den Gebälken ruhend angelegt sind, daß sich der untere Theil der Röhren setzen, der obere aber hängen bleiben kann, erhalten sie sehr leicht zwischen den Gebälken Querrisse, welche um desto gefährlicher werden, wenn die Balken auch unterwärts, der geraden Decken wegen, verschalet sind, indem beim Brennen des Russes in

sol-

Digitized by Google

sochen Schornsteinen sich die Gluth dem Holzwerke verborgen mittheilen, und diese durch den in jenen Zwischenräumen herrschenden Luftzug sehr angefacht werden kann. Hier wühen die Flammen zwischen den Dielen der Unterschalung und des obern Bodens ganz im Verborgenen fort, wenn der Schornsteinbrand schon gelöscht und anscheinend keine Gefahr mehr zu fürchten ist, und zeigen sich erst plötzlich dann, wenn die Rettung zu spät erfolgen, und ein Theil der Decke schon bis zum Einstürzen abgebrannt seyn kann.

7) Der obige Fall ist um so mehr zu fürchten, wenn die Schornstein öhren aus ungebrannten Lehmsteinen bestehen, die selten, fast nie, so trocken angewandt werden, daß sie nicht in den erwärmt werdenden Schornsteinen noch nachtrocknen, und einkrimpen sollten, welches, nach meiner Erfahrung, auf jede Stockwerkshöhe einen halben Zoll und darüber betragen kann.

Uebrigens haben die Schornsteine von Lehmsteinen aufgeführt noch den sehr großen Fehler, daß sie in den geschleiften Richtungen das von oben eindringende oder seitwärts durch Dachlecken darauf fallende Regen- oder Schneewasser häufig einziehen, dadurch erweicht und zum Auswittern gebracht, auch dann beim Fegen so sehr ruinirt werden, daß äußerlich nur eine dünne Rinde stehen bleibt, welche beim eintretenden Schornsteinbrande leicht gesprengt wird, und das sogenannte Schornsteinplatzen zur Folge hat.

8) Die unter der Nummer 6. angeführten Fehler können auch Statt finden, wenn die Schornsteine nicht aufgesatzelt aus guten Mauerziegeln bestehen, und nur im obern Theile sehr schräg geschleift, daneben mit einem schlechten in Lehm gemauerten Fundamente versehen sind, indem solche Fundamente bei irgend einer darauf wirkenden Näße oder gar eintretenden Ueberschwemmung in den Lehmfugen aufgelöset und zum Sinken gebracht werden, wo sich sodann der untere Theil der Röhren von dem obern auf den Schleplagern hängen bleibenden Theile durch einen Riß absondert, und dem Feuer einen Zutritt in das Gebälk eröffnet.

9) Kamin- und Schornstein öhren, die in einer schrägen Lage, durch Zimmer oder Vorplätze gezogen, und mit einer Blendmauer, der schicklichern Form wegen, versehen sind, bilden durch diese Blendungen ganz verschlossene und verborgene Räume, mit welchen nicht selten das Holzwerk der Wände in naher Verbindung, und desto gefährlicher steht, wenn es schon ohnedem und feuerfangend geworden ist. Oft sind durch diese verborgenen Räume Windofenröhren gezogen, und wenn diese durchgebrannt, oder die Schornsteine schadhaft geworden sind; so dringt der Rauch in diese Winkel, füllt selbige mit Ruß an, und ein durchfliegender Funken setzt die brennbare Masse verborgen in Brand, wovon man durchaus nichts wahrnehmen kann, bis das Feuer in den Wänden

sich schon verbreitet hat, und sehr gefährlich geworden ist.

10) Bei Schornsteinröhren, die etwa auf einer Nische unten verschlossen anfangen, und nur durch eine interimsweise zugemauerte Einsteigeöffnung vom Schornsteinfeger gereinigt werden können; auch bei abandonnirten Röhren, die unten verschlossen sind, und oben noch mit einer gebraucht werdenden Röhre in Verbindung stehen, kann das Fegen verabsäumt werden; hier häuft sich dann der Ruß in beiden, und ein herunterfallender Funken entzündet solchen, und bringt eine Gluht hervor, die kaum zu löschen ist.

11) Alte Gebäude, worin die Schwellen vom Olm durchdrungen oder vermodert sind, setzen und verschieben sich so sehr, daß die Brandmauern, Kamine und Schornsteinröhren gefährliche Risse bekommen, die dem Feuer einen Zutritt in das diesen Gemäuern zunächst stehende Holz gestatten, wodurch die Flammen unerwartet und heftig zum Ausbruch kommen.

12) Wenn auf den Rauchkammern nicht alles mit Strohlehm benagelt und lehmentirt ist; so kann durch einen mäßigen und nicht bemerkten Brand im Schornstein, bei offenstehender Rauchklappe, zumahl wenn diese und deren nächste Wände nicht von dem federartigen Ruße gereinigt worden, das Feuer leicht die Hölzer ergreifen, und selbige um so schneller in Flammen setzen, wenn die Luftzüge auf diesen Behältnissen nicht verschlossen sind. Ein solcher Brand ist sehr gefährlich, weil die Rauchkammern nur selten besucht werden, und das Feuer den Dachgesparren so nahe liegt, worin gewöhnlich ein bedeutender Luftzug herrscht.

13) Man findet auch hin und wieder in alten Gebäuden, zur Kosten-Ersparung und Verminderung des Gewichts, die Wandfächer der Dacheinrichtungen mit Torfsoden in Lehm ausgefüllt. Diese dann sehr ausgetrockneten Törfe können sehr leicht durch einen Funken Feuer fangen, und auf Räumen, die etwa mit dem Lichte unvorsichtig besucht werden, einen schnellen Brand veranlassen.

14) Dachfenster, die mit dicken, eine convexe Seite bildenden Glasscheiben vom sogenannten Glasgallen besetzt sind, können die Sonnenstrahlen in einen Brennpunkt concentriren, und nahe liegende Brennstoffe unerwartet entzünden.

15) Fußböden von nicht trocknen Dielen angefertigt, die beim Nachtrocknen starke Fugen bekommen, und unter sich Höhlungen haben, welche mit brennbaren Materialien als Sägespänen, Lohe oder Hülsenlaub, auch mit den von Mäusen zusammengetragenen und ausgefressenen Kornhülsen ꝛc. gefüllet sind, werden dadurch feuergefährlich, wenn eine Kohle aus dem Ofen oder beim Einheitzen, ja sogar nur eine Lichtschnuppe, oder die glühende Asche einer bei Seite gesetzten Tabackspfeife durch die Fugen fällt;

fällt; die brennbaren Theile, auch bald das Holzwerk selbst werden entzündet, und das Feuer, bei unrichtiger Behandlung, verbreitet sich schnell.

16) Holz- oder Torfasche, die oft sehr unvorsichtig auf die hintern selten besuchte werdenden Räume der Böden hingeworfen, oder in hölzerne Gefäße geschüttet wird, kann noch glimmende Kohlen enthalten, die leicht durch einen Luftzug angeblasen, die Dielen des Bodens oder nahe stehende Hölzer, auch andere brennbare Dinge in Flammen setzen.

17) Aufhäufungen von gedörretem Malze, dicht zusammen gebanfetes Heu, welches nicht gehörig trocken eingebracht, nasser Hanf, einige Torfarten und dergleichen können sehr feuergefährlich werden, indem sie unter Umständen sich zu erhitzen pflegen und endlich in Flammen auflodern.

(Der Schluß folgt.)

Etwas über die Landwirthschaft der Wogulitschen.

Die in Sibirien am Fluß Tawda wohnende Wogulitschen, die sich vom Ackerbau und der Jagd nähren, bauen, wie Lepechin bemerkt, auf ihren ziemlich fruchtbaren Feldern zu ihrer Nothdurft nur Rocken und Gerste; andere Arten von Getreide säen sie nicht. Sie haben weder Hanf noch Flachs, sondern bedienen sich statt dessen zu ihren Bedürfnissen der Brennnessel, die sie im Herbst ausraufen, und ungefähr eine Woche lang einweichen; darauf schälen sie die äußere Rinde ab, trocknen sie dann an der Sonne, und stampfen sie darauf in hölzernern Mörsern, um die holzigen Theile davon zu trennen. Sie verfertigen Leinewand daraus, das sie nicht an der Luft bleichen, sondern einige Tage in starker Lauche bähen und dann ausreiben. Sie machen von Brennnesseln auch Stricke, Fischgarn und Netze.

Das Getreide lassen sie durch die durchstreichende Luft austrocknen. Sie befestigen zu diesem Ende Pfeiler, anderthalb Faden weit von einander, in der Erde, durch welche Löcher gebohrt sind, daß Querstangen bequem durchgesteckt werden können, welche nicht eine halbe Arschine von einander abstehen. Alle diese Querstangen werden mit Garben belegt, deren Aehren nach Mittag zu gekehrt sind, und so wird das Getreide ausgetrocknet.

Was-

Wassermühlen haben die Wogulitschen nicht. Sie mahlen ihren Rocken auf Handmühlen, entweder mit gewöhnlichen oder mit hölzernen Mühlsteinen. Die hölzernen Mühlsteine machen sie selbst. Sie hauen einen dicken Baum-Stumpf aus, machen ihn rund, und beschlagen ihn mit eisernen Klingen, oder Stücken von zerbrochenen langen Messern, so daß von jeder Klinge das eine Ende nach der Mitte, das andere nach dem Umkreise zu geht. In der Mitte dieses untern Mühlsteins lassen sie einen Lauf, worauf der obere eben so mit Klingen beschlagene Mühlstein vermittelst einer Handhabe herumgedreht wird. Ein Schlitten oder ein angehängter Sack dient ihnen Statt des Kastens, worin das Mehl, oder vielmehr nur Schrot, abläuft.

Ihre Wohnungen, deren nur immer wenige von verwandten Familien beisammen stehen, sind schlecht gebauet, obgleich es ihnen an Waldung nicht gebricht. Selten haben sie ein ordentliches Dach; gemeiniglich besteht ihre Bedeckung aus Rasen und allerlei Unrath. Bei einigen tritt man gerade aus dem Hofe in die Stube, bei andern ist ein kleines Vorhaus angebauet, das ihnen statt aller andern Nebengebäude dient. Die Thür ist gewöhnlich auf der Mitternachtseite. In der Stube ist ein lehmener Ofen, ein kleiner Heerd, wobei sie ihren Vorrath hinlegen; ferner ein oder zwei Fensterlöcher mit Schiebern, die im Winter immer zugeschoben sind, so daß ein wenig Tageslicht alsdann nur von oben durch ein viereckiges Loch in der Decke, das den Rauch hinauslässt, herabfällt. Unreinliche, an der Wand herumlaufende breite Bänke, mit darunter befindlichen Verschlägen, sind zugleich ihre Schlafstellen, ihr Magazin und der Aufenthalt des jungen Viehes. Auf die Zucht des größern Viehes halten sie nur wenig, und der begüterste woguliſche Landwirth hat nicht mehr als ein einziges Pferd und eine Kuh. Am meisten beschäftigt sie die Jagd, die sie den landwirthschaftlichen Arbeiten weit vorziehen. Sowohl die Hausjagd in der Waldung, die zunächst ihre Wohnungen umgiebt, als die weite Jagd fangen sie zu Ende Novembers an, um welche Zeit alles Wild sein volles Pelzhaar hat. Auf die weite Jagd gehen sie in Banden zu 3 bis 4 Mann stark, nehmen einen Hund und alles, was sie zu ihrem Unterhalt brauchen, mit, und bringen fast den ganzen Winter im Walde zu.

Je näher indessen die Wogulitschen den russischen Bauern wohnen, desto mehr Annäherung zur Cultur ist bei ihnen bemerkbar; sie sind reinlicher, und legen sich mehr auf die Landwirthschaft. Eine wichtige Veränderung bewirkte in dieser Hinsicht auch bei ihnen die christliche Religion, die sie im Jahr 1722 annah-

men,

men, und mit der sie das Recht erhielten, russische Mädchen heirathen zu dürfen, wodurch sie in noch nähere Verbindung mit den Russen kamen, und zum Theil viele Gewohnheiten von ihnen annahmen.

Einige Vorzeichen der Witterung an den Vögeln.

Schon die Griechen und Römer beobachteten an verschiedenen Gegenständen der Natur Vorzeichen der Witterung. Unter andern findet man in Virgils unsterblichem Gedicht vom Landbau und in den Werken des ältern Plinius Stellen, die dieses bezeugen. Auch in neuern Zeiten hat man manche Erfahrungen, welche Landleute und andere Personen in dieser Hinsicht gemacht haben, der Aufmerksamkeit werth gehalten, und man findet dergleichen in mehrern Schriften verzeichnet. Hier werden einige Vorzeichen mitgetheilt, die man an den Vögeln beobachtet hat.

Wenn die Schwalben niedrig an den Weihern hinfliegen, so bedeutet es Regen. (Dies bemerkt schon Aratus, und nach ihm Virgil.)

Wenn die Hähne noch vor Mitternacht, oder sonst zu einer ungewöhnlichen Zeit oft krähen, so soll es bald regnen, oder doch eine Veränderung des Wetters eintreten. Ohne Bedeutung ist aber ihr Krähen bei Tage.

Wenn die Hühner viel im Staube oder Sande auf der Erde liegen, darin buddeln und sich einscharren, so steht Regen bevor. Verbergen sie sich aber während eines Regens, und suchen ein Obdach, so wird der Regen nicht lange anhalten; laufen sie aber noch eine geraume Zeit im Regen herum, so wird der Regen länger fortdauern.

Ferner soll es Regen bedeuten, wenn die Turteltauben viel und stark girren, die Pfauen oft, und besonders des Nachts, stark schreien; wenn Gänse, Enten und andere Wasservögel viel im Wasser herumflattern, darin plätschern und sich untertauchen, oder die Reiher hoch fliegen, das Wasser verlassen, und sich in das Feld setzen.

Fliegen die wilden Gänse, Störche und Kraniche in verwirrter Ordnung und sehr hoch, so soll es ein Vorzeichen des Regens seyn; ziehen sie aber in Ordnung und gleichem Fluge still fort, so steht schönes Wetter bevor. Wenn sie im Frühjahr früh ankommen, so ist baldiges und zeitiges Frühlingswetter zu erwarten. Ihr zeitiger Abzug im Herbste soll baldige Kälte und einen frühen Winter andeuten. Desglei-

chen soll, wenn sie bei ihrer Ankunft und ihrem Wegziehn sehr hoch fliegen, anhaltende Wärme, wenn sie aber niedrig fliegen, Kälte zu erwarten seyn.

Wenn die Nachteulen Abends ohne Geschrei ausfliegen, so folgt schöne Witterung, verbergen sie sich hingegen und heulen, so tritt Regen und ungestümes Wetter ein.

Wenn sich die Raubvögel jagen und mit einander spielen, so erwartet man schönes Wetter; bewegen sie sich aber oft in einem Kreise umher, so soll es Regen bedeuten.

Finden sich die Krähen häufiger in den Städten ein, so wird der Winter bald eintreten, und Frost erfolgen.

Wenn die Raben und Krähen sehr früh und laut schreien, und sich munter und fröhlich bezeigen, so soll schönes Wetter folgen; schreien sie aber des Abends heiser und ungestüm, hängen sich an Bäume, oder setzen sich schaarenweise auf die Dächer, deutet es Regen und stürmisches Wetter an.

Mehrere Singevögel pflegen bei bevorstehendem heitern und schönen Wetter mehr und stärker zu singen; hingegen zu verstummen oder weniger zu singen, wenn dem heitern Wetter eine Veränderung bevorsteht. Bei einigen hingegen, als der Nachtigall, will man bemerkt haben, daß sie vor trüben und feuchten Wetter mehr singen, als sonst bei hellem und schönem Wetter. Steigen die Lerchen sehr hoch und singen lange, wird anhaltend schönes Wetter erwartet.

Singt die Grasmücke eher, als der Weinstock ausschlägt, soll es einen schönen und warmen Sommer anzeigen.

Wenn die Finken früh vor Sonnenaufgang schlagen, so wird Regen erwartet. Desgleichen wenn die Sperlinge gegen Abend mehr als gewöhnlich schreien und schwatzen.

So lange die Lerchen vor Lichtmeß singen, so lange schweigen sie hernach wieder.

Finden sich im Herbst die Meisen früh in den Gärten ein, oder lassen sich in Städten sehen, soll ein früher und kalter Winter kommen. Auch steht baldige Kälte und starker Frost bevor, wenn im November und December der Zaunkönig nahe an den Häusern fliegt.

Läßt der Kuckuck sich schon im März hören, klappern die Störche alsdann viel, und sieht man häufig wilde Enten, so ist ein schöner warmer Frühling und ein heißer Sommer zu erwarten.

Auch glaubt man, daß keine Kälte mehr folge, wenn im Frühling der Neuntödter, der Wächter oder große Dorndreher (Accipiter lanius excubitor Linn.) erscheint.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

23tes Stück.

Montag, den 20ten März 1809.

Noch eine Beantwortung
der Anfrage im 10ten Stück des Hannov. Mag. v. d. J.
durch den Hofbaumeiſter **Witting** zu Hannover.

(Schluß.)

Nachdem ich die vorzüglichſten der mir bekannten Urſachen von einem verſteckten Feuer angeführt habe, ſo ſchreite ich nun zur Angabe der **Mittel wegen Verhütung eines ſolchen Brandes, und zu den Maaßregeln, welche beim Löſchen deſſelben anzuwenden ſind.**

ad 1. Alle Hölzer, die nicht wenigſtens einen Fuß weit von den Brandmauern entfernt und durch ein ſicheres Mauerwerk von denſelben abgeſondert ſtehen, und noch mehr ſolche, die in den Brandmauern ſelbſt befindlich, ſind feuergefährlich. Wenn dieſe Hölzer in den Wänden äuſſerlich nicht beſtimmt geſehen werden können, ſo müſſen ſie da, wo man ſolche vermuthet, mit Viſitireiſen oder durch Bohren aufgeſucht, und dann ungeſäumt herausgenommen werden.

Wenn indeſſen das Feuer verborgene Hölzer in den Brandmauern ergriffen und gezündet hat, und man die Spuren davon durch den aus den Wänden hervorkommenden Rauch ſieht; ſo ſäume man nicht, alle brennbaren Dinge von der Wand zu entfernen, und in der Geſchwindigkeit ſo viel Waſſer als möglich herbeizuſchaffen, auch, wenn ſie im Hauſe vorhanden, eine Handſprütze zur Hand zu nehmen. Erſt dann darf die Wand behutſam und nur ſo viel geöffnet werden, als es nöthig iſt, mit der Handſprütze oder durch Zugießen von Waſſer auf das Feuer zu wirken. So wie man mit dem Löſchen reuſſirt, darf man es auch wagen, mit dem Aufreißen der Wand weiter zu gehen, bis endlich die ganze Gluht aufgedeckt und gedämpft, und kein Merkmal vom Feuer mehr zu finden iſt, was man aber ſorgfältig in allen Umgebun-

Digitized by Google

gen aufſuchen muß. — Bei dieſem Verfahren ſuche man zugleich alle Thüren und Fenſter, die einen Luftzug auf das Feuer verurſachen können, ſo viel als es des Rauchens wegen möglich iſt, verſchloſſen zu halten; denn gerade der Zutritt der Luft und das unvorſichtige Aufhauen der innerlich brennenden Wände ſetzt das glimmende Feuer plötzlich in Flammen, die ſich ſo weit, als das Holzwerk ſchon verkohlt iſt, in einem Augenblick verbreiten, und die Rettung nicht ſelten unmöglich machen.

ad 2. Hölzerne Wandbekleidungen, papierne und linnene Tapeten an den Brandmauern, Kaminen und Schornſteinen, dürfen, als feuergefährliche Stücke, nicht geſtattet werden. Wenn die erſtern, der Zierde wegen, in den Zimmern alter Gebäude nicht wegzuſchaffen ſind, können ſelbige nur unter der Bedingung mit einiger Sicherheit bleiben, daß ſie bei öfterer Unterſuchung nicht von den Feuermauern bedeutend erwärmt werden, und die Brandmauern dahinter eine Stärke von 12 Zoll haben; aber die dahinter eingemauerten Holzpfröpfe ſind aufzuſuchen und wegzuſchaffen, an deren Platz aber Quaderſteine mit eingegoſſenen Döbbeln zur Befeſtigung der Lambries und Boiſeries in die Brandmauern zu legen.

Sollte ein Brand in dieſen Hölzern ſich anſpinnen, welcher durch den Geruch zuerſt wahrzunehmen iſt, ſo verfahre man mit dem Löſchen deſſelben wie unter Nr. 1. angegeben iſt.

ad 3. Camine und Feuerheerde, die auf Gebälken ruhen, müſſen mit einem Bogen von Mauerziegeln unterfangen werden, wodurch die Hitze von dem Holze abgehalten wird. Das etwa in dieſen Theilen entſpringende Feuer muß mit gleicher Sorgfalt, wie im erſten Abſchnitte angegeben worden, gelöſcht werden.

ad 4. Die gewellerten und aus benagelten Dielen beſtehenden Rauchfänge ſind, als äuſſerſt feuergefährliche Anlagen, durchaus wegzuräumen. Es müſſen dieſe Rauchfangsbuſen mit der Stärke eines halben Mauerziegels gehörig gewölbt ſeyn, wenn ſie keine Beſorgniſſe der Feuersgefahr erregen ſollen.

Bei einem in jenen entſtehenden Brande müſſen dieſe Rauchfänge unter einem hinreichenden Waſſervorrath ſofort eingeſchlagen und auf dem Fußboden gelöſcht werden, wobei alle Zugluft zu verhüten iſt.

ad 5. Bei den Schornſteinen, die mit einem hochkantigen Steine nicht ſicher aufgeführt ſind, iſt es erforderlich, daß ſolche vorzüglich beim Fegen genau viſitirt werden, ob ſie zwiſchen den Gebälken und Wechſeln noch dicht und dauerhaft; wenn dieſes nicht der Fall iſt, ſo müſſen ſie mit neu einzumauernden Stücken hergeſtellt werden.

In dem Falle, daß der Ruß in ſolchen Röhren in Brand geräth, ſo iſt in jedem Stockwerke ein Vorrath von Waſſer beim Schornſtein nahe bereit zu hal-

Digitized by Google

halten, damit man beim Ausbruche des Feuers gleich löschen kann.

Die Dämpfung des Feuers in den Röhren muß von oben mittelst Wassergießens und naß gemachter haarener Decken geschehen; es darf aber durchaus kein Einbruch in die Schornsteine gemacht werden.

ad 6. Schornsteine, die bei einer zweckwidrigen Ueberkragung auf jedem Gebälke, durch das Setzen Querrisse erhalten haben, welche durch den Schornsteinfeger sorgfältig aufgesucht und angegeben werden müssen, sind an den Rissen herum aufzuhauen und mit neuen Mauerziegeln in engen Fugen wieder aufzumauern. Neue Schornsteine dürfen nicht aufgefatteit, auch eigentlich nicht auf Schlepplagern gezogen werden, sondern sie sind am feuerfestesten in Wölbungen nach gothischen Bögen aufzuführen.

Sollte bei alten fehlerhaften Schornsteinröhren das Feuer zwischen den Balken mit einer unten und oben verschalten Decke das Holzwerk entzündet haben, so eile man mit reichlich herbeizuschaffendem Wasser auf den Boden, unter welchem das Feuer unmittelbar wüthet, überschwemme sofort den Boden da, wo etwa durch die schon erhitzten Dielen das Feuer bemerkt werden kann, und haue dann eine geringe Oeffnung, durch welche man während der Arbeit immer noch Wasser gießt, und so mit Erweiterung der Oeffnung und dem Wassergießen fortfährt, bis das Feuer gedämpft ist. Ein großer Fehler kann hier begangen werden, wenn der Boden früher durchgehauen wird, als hinreichendes, vielleicht gar nicht einmal Wasser zum Löschen vorhanden ist, wodurch das Feuer nur Luft erhält und angefacht wird. Je grösser die Ueberschwemmung von oben ist, welche auf alle unten etwa brennende Theile mit wirkt, desto sicherer ist die Rettung zu hoffen. Die Wirkung des Sprützenrohrs unter der untern Decke ist hier von geringer Wirkung, weil das mehrste Wasser unbenutzt verlohren geht.

ad 7. Alle Schornsteine von Lehmsteinen sind nach den vorhin angegebenen Gründen nicht dauerhaft und daher gänzlich zu verwerfen.

ad 8. Bei den sehr geschleiften Schornsteinen finden die Regeln eine Anwendung, welche ad 6. angegeben sind.

ad 9. Die Schornsteinblenden müssen da, wo sie, der bessern Form wegen, nicht abandonnirt werden können, dann und wann und den Umständen nach jährlich einmal geöffnet, visitirt und in ihren Mängeln hergestellt werden.

Beim etwanigen Brande in diesen Winkeln, der schwerlich, höchstens nur durch den Geruch wahrzunehmen ist, müssen solche oberwärts, aber behutsam, geöffnet, und reichlich mit Wasser ausgegossen werden.

ad 10. Die verschlossenen Schornsteinröhren sind mit eisernen Thüren

zum Einsteigen für den Schornsteinfeger zu versehen, sonst können diese in Vergessenheit gerathen, besonders wenn ein Haus von einem Eigenthümer an den andern übergeht.

Abandonnirte Röhren müssen, wenn sie aus bewegenden Ursachen nicht abzubrechen stehen, da, wo sie einen Eintritt zu den gebraucht werdenden Röhren haben, zugemauert werden, damit kein Ruß sich darin ansetzen oder herunterfallen kann.

Beim Feuerausbruche dieser Art ist kein anderes Mittel, als die Röhren am Fuße, bei genugsamen Vorrath von Wasser, zu öffnen, die Gluht zu dämpfen, auch den Ruß herauszuziehen und völlig zu löschen.

ad 11. Die vermoderten oder angeolmten Schwellen und Ständer in alten Gebäuden sind vorzüglich da, wo sie den Brandmauern am nächsten stehen, ungesäumt durch neue zu ersetzen, und die durch jene Fehler entstandenen Risse in den Feuermauern sind sorgfältig vollzumauern, oder zu verzwicken.

Ein etwa aus diesem Mangel entstandener Brand ist mit aller vorhin ad 1. beschriebenen Vorsicht zu löschen.

ad 12. Auf den Rauchkammern müssen alle Hölzer mit Strohlehm benagelt werden.

Die Klappen in den Schornsteinen sind von dem sich ansetzenden federartigen Russe oft zu reinigen.

Wenn in diesen Behältnissen Feuer ausgebrochen ist, so öffne man nicht früher die Thür, als bis ein guter Vorrath von Wasser vorhanden, wovon man sofort Gebrauch machen muß, und suche dabei den Zug der Luft, besonders durch Verschließung der Rauchklappe, so viel als möglich zurückzuhalten.

Zur großen Sicherheit dient es, wenn der Küchenschornstein unterhalb der Rauchklappe mit einem Schieber von Eisenblech ganz verschlossen werden kann, der aber nie von seinem Platze kommen und daher mit einer Kette befestigt seyn muß, damit man im Augenblick der Gefahr von selbigem Gebrauch machen kann.

ad 13. Alle Wandfächer, mit Torfsoden ausgesetzt, sind nicht zu dulden, sondern sofort einzuschlagen.

ad 14. Die Dachfenster oder Kappfannen, welche mit sogenannten Glasgallen besetzt sind, müssen mit glattem Glase versehen werden.

ad 15. In den Fußböden, welche weite Fugen enthalten, sind die Dielen aufzunehmen und zusammen zu treiben, oder mit Federn zu dichten.

ad 16. Holz- oder Torfasche ist in festen irdenen oder, noch besser, in eisernen oder kupfernen mit Deckeln versehenen Kesseln zu verwahren, bis man sicher ist, daß alle Kohlen gelöscht sind.

ad 17. Alle diejenigen Dinge, welche sich in einem gedörrten oder feuchten Zustande leicht entzünden, sind diesem Unfalle um desto mehr unterworfen, je

Digitized by Google

je dichter sie in einem Raume zusammengelegt sind; hier ist das fleißigste Nachsehen und, vorzüglich beim Malz, ein öfteres Umstechen zu empfehlen. Der Brand in diesen Materialien ist durch Abhaltung der Zugluft und durch reichlich darauf zu gießendes Wasser, am besten aber mit der Sprütze zu löschen.

Im Allgemeinen bemerke ich noch:

A. Daß Gebäude, welche mit schweren Materialien, als Korn, Aeten und dergleichen belastet werden, der Feuersgefahr vorzüglich ausgesetzt sind;

a) weil die Gebälke sich unter dieser Last, bei einem schwachen Unterbaue, ausserordentlich durchschlagen und das Bersten der Schornsteine veranlassen;

b) weil durch diese auf den Gebälken nicht selten im Uebermaaß ruhende Lasten das Einstürzen der Decken beim Brande viel schneller als in andern Gebäuden erfolgt, mithin die Rettung im Innern gefährlicher, und durch die belegten Räume diese auch schwieriger gemacht wird;

c) weil Papiervorräthe, wenn sie vom Feuer ergriffen sind und der Luftzug darauf wirken kann, die Flammen sehr schnell verbreiten.

B. Daß massive Scheide- und Aussenwände, welche sowohl in langen Gebäuden innerlich als gegen nachbarliche Häuser äusserlich bis zum Farsten hinauf aufgeführt sind, eine vorzügliche Sicherheit wider die Fortpflanzung eines wüthenden Feuers gewähren, ist bekannt, daher die Anlage dieser Mauern bei neuen Gebäuden nicht zu verabsäumen ist.

Eine zwar bekannte, aber leider nur zu oft vernachlässigt werdende Vorsichtsmaaßregel darf ich noch in Erinnerung bringen, nemlich diese: daß keine brennbare Sachen, als Papier, Holz und Spähne, auch Hanf, Getreide und Heu ꝛc., in der Nähe oder gar unmittelbar an den Schornsteinen und Brandmauern niedergelegt werden dürfen, weil bei diesem unerlaubten Verfahren, in jeder Hinsicht, die größte Gefahr obwaltet.

Schließlich bemerke ich noch, daß obige Rettungsmaaßregeln sich nur auf die ersten Augenblicke der angehenden Gefahr einschränken, wo gewöhnlich noch keine Feuersprützen zur Rettung am Platze und die richtigen Anwendungen der Rettungsmittel von der größten Wichtigkeit sind.

Ein

Digitized by Google

Guten gesunden Essig zu verfertigen.

Der Essig gehört unstreitig mit zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens. Er leistet selbst in der Medicin nicht geringe Dienste, und kann in dem kleinsten Haushalte nicht ganz entbehrt werden. Ich hoffe daher nichts Ueberflüssiges unternommen zu haben, wenn ich einige bewährt gefundene Recepte, ihn zuzubereiten, denen mittheile, welchen sie unbekannt sind und die Essig zu machen wünschen, zumal der Preis desselben bislang immer höher gestiegen ist, und die traurigen Zeitumstände viele zu möglichster Ersparung nöthigen. Jeder wähle von diesen Recepten dasjenige, welches ihm der Ingredienzien oder Zuthaten halber am wohlfeilsten zu seyn scheint.

Hier sind sie, und zwar die drei ersten für diejenigen, denen es an Gelegenheit fehlt, solchen aus Obst zu brauen.

Das erste.

Man nehme eine Metze gutes Gersten-Luftmalz und eine Metze Weitzen. Jedes lasse man für sich oder allein schroten, dann menge man es durch einander, säure es mit 6 Quartier Wasser zu einem Teige, als wollte man Brod backen, lasse solchen stehen, bis er berstet, das in einigen Stunden zu geschehen pflegt. Dann rühre man ihn in einem Tubben mit 2 Eimer kochendem Wasser ganz dünne und decke den Tubben fest zu. Nach Verlauf von drittehalb Stunden werden auch zwei Eimer kaltes Wasser hinzugegossen, womit die Masse wieder zwei Stunden stehen muß, alsdann giest und preßt man sie durch ein Haarsieb in eine Stanne oder hohes Faß, worin etwa ¼ Elle hoch über dem Boden ein Zapfen angebracht ist, und giebt nun eine Portion guten Gest dazu, belegt das Gefäß mit einem Laken, und solches überher mit Heu, breitet hierüber noch ein Laken aus, das umher zugebunden wird, und so setzt man es bei einem warmen Ofen auf eine Unterlage, aber nicht an eine Wand. Vier Wochen läßt man es ruhig stehen, zapfet es alsdann ab, und giebt die Trebern, mit Kleie oder Sei vermengt, dem Viehe.

Das zweite.

Man nimmt ein Ankerfaß, läßt einen Boden desselben herausnehmen, gießt 36 Quartier fließendes oder Regenwasser hinein, thut 4 Quartier reinen Korn-Branntwein und ¾ Pfund Honig hinzu, bindet das Faß mit einem reinen Linnentuche zu, legt den herausgenommenen Boden darauf und setzt es in eine mäßige Wärme, in der man es 16 Wochen stehen läßt. Dann ist der Essig fertig, und wird durch einen über dem andern Boden etwa einer Hand breit hin-

Digitized by Google

hineingesteckten Zapfen auf Bouteillen oder Kruken gezogen. Damit aber die Wärme allenthalben in das Faß komme, muß es etwas erhöhet, auch nicht dicht an die Wand gestellt werden.

Das dritte.

Hiezu nimmt man ordinaires Bier, wirft glühende Kohlen oder ein glühendes Eisen hinein, um ihm das Bittere, den etwanigen Hopfen-Geschmack zu benehmen, kocht solches und läßt es wieder abkühlen, gießt sodann, nachdem man die Kohlen oder das Eisen wieder herausgenommen, einige Löffel voll guten Essig in das Faß, thut die obere Rinde von frisch gebackenem groben Brodte oder, in dessen Ermangelung, geröstete Rinde hinzu, stellt es in eine warme Stube beim Ofen, etwas erhaben und nicht dicht an die Wand, rüttelt es täglich etliche Mahl um, bis der Essig die verlangte Säure hat. Ist er scharf genug, so wird er auf Kruken oder Bouteillen gezogen. Will man aber beständig Essig haben, so zapfet man ihn nicht ganz ab, sondern läßt einen Theil mit der Essigmutter in dem Fasse, das jedoch in der Wärme bleiben muß. Wenn man nun jedesmal wieder so viel gekochtes Bier hinzu gießt, als man Essig davon nimmt, so hat man stets einen guten Hausessig.

Vierten.

Um aus Obst Essig zu brauen, findet sich schon eine gute Anweisung in diesem beliebten Magazin vom J. 1805 im 3ten Stück; weil aber das Verfahren in nachstehender Vorschrift mit wenigerer Mühe verbunden ist, ich es selber versucht, und von 6 Himten faulem Obste 39 Ort. wohlschmeckenden herben Essig erhalten habe, so trage ich kein Bedenken, es hiemit bekannter zu machen. Ich habe mich lediglich nach der Vorschrift gerichtet, welche der Herr Oberpfarrer Christ zu Kronberg an der Höhe in seinem vortrefflichen Handbuche von der Obstbaumzucht und Obstlehre davon gegeben. Er sagt: es wären wohl wenige Haushaltungen, in denen nicht etwas Obst über Winter gehalten würde, davon gebe es von Zeit zu Zeit faules. Dies sammle man, werfe es in ein aufgeschlagenes Faß, welches nicht rinne, stelle es im Keller zu seiner Apfelhorde oder Börten, damit es nicht friere, als welches der Essigmasse sehr nachtheilig sey. Man könne auch alle Schalen und übrigen Abgang vom Obste, das geschnitzt, getrocknet, gekocht oder sonst verbraucht würde, dazu werfen; im Frühjahre solle man es aber zu seinem Hausessig folgendermaaßen anwenden: Man schüttet das faule Obst, Aepfel oder Birn, unter einander auf die Kelter oder Presse, zerdrückt jedoch vorher mit der Hand, was etwa noch ganz ist, oder stampft es in einem Troge, worin dem Viehe sein kurzes Futter gestoßen wird, sodann preßt man es aus. Es läuft

helle

helle herunter, der Geschmack davon ist süß und zur Verwunderung gut, ausgenommen der faule Geschmack, den aber nachher die saure Gährung verzehrt. Ob nun schon der Most oder Obstsaft ganz helle und klar ist, so läßt man ihn dennoch 2 oder 3 Tage in dem Gefäße stehen, da denn alles, was etwa von faulem Mark oder groben Theilen mit abgelaufen ist, sich obenauf setzt, weil es leichter ist als der Saft. Dies nimmt man weg, und schüttet nun den Most in das zum Essig bestimmte Faß und stellt es in eine temperirte oder warme Stube, so hat man in 4 bis 5 Wochen einen brauchbaren guten Essig, der bereits eines Fingers dicke Mutter gezogen, weiterhin aber einen solchen Essig liefert, der die stärkste Säure und den angenehmsten Geschmack, daneben allen fauligen verlohren und eine schöne dunkele Farbe hat. Drittehalb Malter faules Obst geben anderthalb Ohm Essig; denn es giebt seinen sämmtlichen Saft her, da man von viertehalb Malter frischen Obste nur einen Ohm erhält. Das beim Pressen zurückgebliebene faule Obst giebt man Schweinen oder Kühen, mit untermengter angebrüheter Kleie. Will man die Essigsäure geschwind befördern, so gebe man Honig hinzu.

Uebrigens giebt der Herr Oberpfarrer Christ Mittel an, ein verdorbenes Essigfaß wieder gut zu machen, auch so den Essig, wie auch den Wein von einem übeln Geruche zu befreien, wovon man in seinem obgedachten Handbuche im 3ten Capitel des 3ten Theils das Verlangte finden wird. So kann man ebenfalls unreif gebliebene Weintrauben und ausgesteinte Zwetschen und Pflaumen benutzen.

J. A. K.

Mittel gegen die Flöhe.

Der Doctor Leonhard empfiehlt in seinen Arzneien ohne Maske die sogenannte gelbe Münze, Coniza pulicaria.

Andere empfehlen die Blumen und Samenköpfe des Farrenkrauts, Tanacetum vulgare Linnaei.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

24tes Stück.

Freitag, den 24ten März 1809.

Erfahrungen aus der neueſten Reiſe nach den Südländern.

Die ſchätzbaren Beobachtungen und die ſonderbaren Gegengenſtände, welche die Arbeiten der Banks, Solander, Sparmann, der beiden Forſter, Anderſon, Mainziez, Whyte, Smith, Collins, Patterſon, der Welt dargelegt hatten, bewogen die franzöſiſche Regierung, eine neue Entdeckungsreiſe nach jenen Südländern auszurichten, welche durch die Bemühungen der erwähnten Gelehrten die Theilnahme aller Freunde der Wiſſenſchaften auf ſich gezogen haben. Zwei Schiffe wurden zu dieſer Unternehmung ausgerüſtet, der Geograph und der Naturaliſt, und fuhren am 19ten October 1800 von Havre ab.

Der Naturhiſtoriker Péron hat die Reſultate dieſer Unternehmung der Welt in einem Werke vorgelegt, deſſen Koſtbarkeit es nicht zu einer häufigen Verbreitung eignen dürfte; es wird daher den Liebhabern des Wiſſenswerthen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie ſo manche neue Anſichten, ſo manche Erfahrungen, die das höchſte Intereſſe gewähren, hier in gedrängter Kürze zuſammengeſtellt ſehen.

Bald bekam man den Pick Teyda zu Geſicht, deſſen abgeſonderte Lage mitten im Meere wohl dazu beigetragen hat, ihm eine Wichtigkeit zu geben, die er durch die Erinnerungen an die großen Revolutionen, deren Werk er iſt, ſehr wohl verdient, obgleich ſeine Höhe geringer iſt, wie die des Montblanc, und mehrere amerikaniſche Berge denſelben um ein Drittheil übertreffen. Die Inſelgruppe der Canarien, welche dieſen Berg, der auch ſonſt der Pic von Teneriffa genannt wird, umgiebt, nichts mehr von dem lachenden Gemälde darbietend, welches die Alten von dieſen Eilanden entworfen, zeigt jetzt nur überall Spuren gewaltſamer phyſiſcher und politiſcher Umkehrungen, deren Schauplatz ſie geweſen iſt. Man denke ſich eine ſteile, ſchwärzliche, von Regenſtrö-

Digitized by Google

men tiefgefurchte Küste, ohne irgend eine andere Spur von Pflanzen, als einige verkrüppelte Stämme von Cacalia, Cactus und Euphorbia; über diese unwirthbare Küste hin erheben sich mehrere Stufen hoher Gebirge, überall mit scharfen Spitzen, mit dürren Gipfeln, mit umgestürzten Felsen bedeckt, als deren Haupt der Pic wie ein ungeheurer Riese emper steigt. Ueberall Lava und Schlacken, häufige Krankheiten der Bewohner, von schlechten Nahrungsmitteln erzeugt, Mangel an Wasser, eignen diese Inseln wahrlich nicht zum Aufenthalt der Seligen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Canarien jemals mit einem festen Lande zusammengehängt hätten, wie mehrere Schriftsteller auf das Zeugniß Plato's geglaubt haben; alle sind ausschließlich vulkanisch; auf keiner findet man wahren Granit, wahren Porphir, ursprünglichen Schiefer; und die kalkartigen Substanzen, die man auf einigen angetroffen hat, sind nicht als Lager von Muscheln und Madreporen. Diese Inseln scheinen vom Boden eines tiefen Meeres heraufzusteigen, ihre Seiten sind steil und fast senkrecht; die Kanäle, welche sie trennen, sind von einer unermeßlichen Tiefe, und die Klippen und Untiefen, welche bei andern Inselgruppen vorkommen, sind hier ganz fremd. Nach der Hypothese, daß die canarischen Inseln Trümmer eines alten festen Landes wären, müßte man voraussetzen, daß dieses ein gänzlich vulcanisches Land gewesen seyn, oder daß bloß die vulkanischen Theile dieses Landes von der Catastrophe, von der es verschlungen worden, verschont seyen; beiden Voraussetzungen fehlt es aber gleich sehr an Wahrscheinlichkeit.

Nachdem unsere Seefahrer auf Teneriffa Proviant eingenommen hatten, setzten sie ihre Fahrt nach Isle de France fort. Auf diesem Wege beobachtete Péron unter mehrern Mollusken die Physale (Holothuria physalis L.); mittelst einer häutigen Blase schwimmt diese Thierpflanze auf der Oberfläche des Meers; eine gefaltete musculöse Haut, über den Rücken der Länge nach hervorragend, giebt dem Thiere ein wirkliches Seegel, dessen Verhältnisse es nach Belieben, wie es seine Richtung oder die Stärke des Windes erfordert, abändern kann; mehrere Fuß lange Fühlfäden streckt die Physale auf der Oberfläche der Wellen aus, deren lebhafte und reine Ultramarinfarbe den Beobachter reizt, aber — wehe der Hand, die sie ergreifen will. Ein unerträgliches Brennen in dem von ihnen berührten Theile, eine tiefe Stumpfheit in dem Gliede, welches mit demselben verbunden ist, sind die augenblicklichen Wirkungen der geringsten Berührung. Bisweilen fahren Hitzblattern, wie von Brennnesseln, auf der Hand auf und verursachen heftige Schmerzen, die oft 36 Stunden anhalten. Es wird durch diese Betäubung begreiflich, wie ein so schwaches Thier 4 bis 5 Zoll lange Fische zu seiner Nahrung fangen und mit seinen Tentackeln festhalten kann, um sie dann durch zahlreiche, am untern Theil der

Blase

Blase hängende Saugwerke auszusaugen. Die schöne blaue Farbe der Fühlfäden verändert sich nach Péron's Erfahrung durch jede Säure, besonders durch verdünnte Schwefel- oder Salzsäure, und wird roth, als ob der Grundstoff dieser Farbe wirklich von Pflanzen Natur wäre.

Isle de France war das erste Ziel der Reise der französischen Naturforscher, und die malerische Ansicht dieses Eilandes, die sonderbare Gestalt seiner Berge, der graue Teppich, der seine Oberfläche bedeckt, dieser Anblick, so ganz verschieden von dem der Canarien, erhöhete den Reiz, diese Insel zu betreten. Isle de France, von den Portugiesen Cerné, von den Holländern Mauritius-Insel genannt, ist eine kleine Insel des indischen Meeres, die man gewöhnlich zu Africa rechnet, und liegt unterm 73° 20′ der Länge und 20° 17′ südlicher Breite; ihre Gestalt ist unregelmäßig oval; ihre größte Länge beträgt nicht mehr wie 11 Lieues, die Breite kaum 8. Die herrschenden Winde schwanken zwischen Süd und Ost, und sind die gesundesten und angenehmsten, die man in diesen Meeresgegenden haben kann; die Nord- und Ostwinde sind aber immer regnicht und häufig mit Orkanen begleitet, welche jedoch, seitdem das Land häufiger urbar gemacht ist, seltener geworden seyn sollen. Erdbeben und Hagel sind sehr ungewöhnliche Erscheinungen; nicht so selten ist der Donner in den heißen Monaten. Der Regen ist sehr häufig, und zählt man im Durchschnitt 105 bis 140 jährlicher Regentage; dieser häufige Regen, die Wälder, welche den Gipfel der Berge bedecken, die bergichte Beschaffenheit des Bodens, scheinen die vornehmste Ursache der vielen Flüsse der Insel zu seyn. Diese Bewässerung trägt zu einer Kraft der Vegetation bei, die wir uns in den nördlichern Himmelsstrichen nicht schön genug vorstellen können. Der Wärmegrad von Isle de France ist bei weitem nicht so stark, als er der Breite nach scheint seyn zu müssen; am gewöhnlichsten erhält sich die Temperatur des Sommers auf 18 bis 20°, und während des Winters auf 15 bis 18° R.; die Nächte sind besonders sehr kühl, und die Gewohnheit, im Winter Feuer anzumachen, ist ziemlich allgemein. Diese geringe Temperatur scheint vorzüglich von dem geringen Umfange der Insel, von der Menge der Flüsse und Quellen, von den dicken Wäldern und von dem Daseyn verschiedener hohen Berge herrühren.

Isle de France ist völlig vulkanisch; aber das Feuer derselben ist schon seit vielen Jahrhunderten erloschen und eine große Revolution scheint den ersten Zustand derselben verändert zu haben. In der That entwickeln sich alle Berge dieser Insel um einander her, wie ein Gürtel von unermeßlichen Wällen; alle haben einen mehr oder minder geneigten Abhang gegen die Seeküste, da sie hingegen nach dem Mittelpunkte der Insel zu steil und oft senkrecht abgeschnitten sind. Alle diese Berge sind aus parallelen und von dem Mittelpunkt der In-

Digitized by Google

sel gegen das Meer geneigten Schichten gebildet; diese Schichte treffen genau unter einander zusammen, und wenn man sie etwa durch Thäler oder durch tiefe Risse unterbrochen findet, so sieht man sie in correspondirenden Höhen wieder auf der Rückseite der Berge zum Vorschein kommen, welche die Thäler oder Risse bilden. Diese Beobachtungen zeigen, daß sie einst vereinigt waren und nur durch eine gewaltsame und plötzliche Revolution haben getrennt werden können Alle Thatsachen vereinigen sich hier, um zu beweisen, daß die ganze Insel ehemals nur einen einzigen brennenden Berg ausgemacht, und daß sie, auf sich selbst zusammen gefallen, den größten Theil ihrer eignen Masse in ihren Abgründen verschlungen habe. Einige kegelförmige Bergsäulen, welche sich gegen den Mittelpunkt des Landes erheben, tragen die Beweise, daß sie erst nach dem Einsturz des Kraters entstanden sind, und scheinen die letzten Luftlöcher gewesen zu seyn, durch welche die Dämpfe des unterirdischen Feuers aufstiegen. Die Felsen, welche den Boden ausmachen, sind thonartige eisenhaltige Laven, die mehr oder weniger löcherig, mit Kristallen von Turmalin und Feldspat durchzogen sind. Diese Felsen werden durch das Regenwasser leicht aufgelöset und fortgeführt, wodurch sie in den niedern Theilen der Insel ziemlich dicke Schichten einer röthlichen thonartigen Erde bilden, welche zu Töpferwaaren benutzt wird. Die Insel ist auf allen Punkten mit einem Gürtel von Madreporen umgeben, welche das Anlanden sehr gefährlich machen; diese Madreporen vermehren sich fast sichtbar und hatten ein gestrandetes Schiff in 3 Jahren so überzogen, daß es mit dem Felsen, worauf es lag, nur noch einen einzigen Körper ausmachte. Wo die erwähnte Erdschicht tief genug ist, erscheint die Vegetation in ausserordentlicher Kraft und Stärke; und obgleich alle diese Pflanzen dem Boden, der sie nährt, fremd sind, so gedeihen sie alle gleich gut. In dem Garten der Regierung in den Ebenen der Pamplemousses wachsen in der üppigsten Fülle der Reise der Tropenländer, der Baum Teck (Tectonia grandis), der den Indiern fast unverwesliche Schiffe liefert; der Brodbaum; die Sagopalme; der Muskatbaum; der Gewürznelkenbaum; die breitblättrige Terminalia; der Ebenbaum; der Pampelmußbaum, dessen Frucht eine Art Pomeranze von der Größe einer kleinen Melone ist; der Tamarindenbaum; die sinesische Zwergpomeranze, die nur 1 Fuß hoch ist und eine Frucht, kaum so groß, wie die des Kaffeebaums, trägt, welche sich durch einen angenehmen Citronengeruch auszeichnet; die Hymenäa, deren 2 entgegengesetzte Blätter, das Sinnbild einer glücklichen Vereinigung, sich immer zu nähern streben; die Arekapalme, deren schöner Stamm hoch in die Luft steigt und die Arekanuß trägt, welche zur Verfertigung des Betel gebraucht wird; der Litschi (Euphoria), dessen narbigte zähe Haut ein wohlriechendes Mark bedeckt; der Mangostan (Garcinia Mangostana), wie der vorher-

ger

gehende aus China, wo ſeine Frucht für die beſte in der Welt gehalten wird; der Kaffeebaum; der Mangobaum (Mangifera), welcher mit unſerm Birnbaume Aehnlichkeit hat, und wie dieſer durch Anbau verſchiedene Spielarten giebt; der Piſang; der Kokosbaum; die Kohlpalme, welche nur Einmal in ihrem Gipfel den köſtlichen Kohl trägt; der Velongos von Madagascar, deſſen ſymmetriſch in eine große Traube geordnete Früchte einen ungeheuern Buſch von Krebſen vorſtellen; der Jambas (die Deckelmyrthe), deſſen Steinfrüchte, kleinen ſchwarzen Pflaumen ähnlich, ein wohlriechendes angenehmes Fleiſch gewähren; der malaccaſche Jambuſenbaum, zu ſchönen Alleen nützlich; der ſtachlichte Bambu; die Evodia Ravenſara Gaertn., deſſen Blatt und Frucht ein angenehmes Gewürz ſind; der Avocatobaum, deſſen dickes gelbliches Fleiſch gleich unſern Birnen genoſſen werden kann; der Guajavabaum; der Zimmtbaum aus Cochinchina, deſſen Rinde der ceylaniſchen wenig nachgiebt; der Baobab oder Affenbrodbaum, dieſe berühmte Adanſonia, deren Größe und Dicke von keinem Baume übertroffen wird; der Vacdis (Pandanus), deſſen laſciv geformte Schößlinge ſich längs des Stammes ſonderbar herabziehen, um neue Wurzeln zu machen, und deſſen Blätter vielfältig gebraucht werden; die Baumwollenſtaude; der Eiſenbaum, der auch im unfruchtbarſten Erdreich ſo ſchnell wächſt; der Baum des Reiſenden (Urania ſpeciosa Willd.), welcher ſeinen Namen von der Eigenſchaft, eine Menge trinkbaren Stoffes zu geben, trägt; der Caſſienbaum; der Dattelbaum und viele andere, deren verſchwenderiſcher Ueberfluß nicht angeführt werden kann. Die Meinung, daß das Holz der heißen Länder ſchwerer und ſtärker ſey, als das der gemäßigten Zonen, wurde auch hier durch Verſuche beſtätigt, und man fand, daß die europäiſche Eiche mit 22 Holzarten der Wendekreiſe verglichen, in Anſehung der Schwere nur das 17te und in Betracht der Stärke nur das 15te Holz iſt.

Von Isle de France ſetzten die franz. Schiffe ihren Lauf nach Neu Holland fort, nachdem jene reitzenden Gegenden 40 Matroſen und mehrere Officiere, Gelehrte und Künſtler verführt hatten, dort zu bleiben, und ſich den fernern Beſchwerden zu entziehen.

Am 29ten Mai 180 , näherten ſie ſich den Küſten von Neu-Holland; nachdem ſie Lewins Land umſchifft hatten, ſegelten ſie in die Hayen Bay des Endracht Landes (Eintrachts-Land). Auf dieſer ganzen Reiſe erblickt man nirgends die Spuren von einem Berge; überall beſteht das Ufer aus einem dürren und unfruchtbaren rothen und weiſſen Sande, und ſo weit man ſich auf einzelnen Streifereien ins Land wagte, waren keine Flüſſe, keine ſüße Quellen zu entdecken. Auf Lewins Land fand man Baumgruppen von einer Art Melaleuca mit weißem Baſte; die wenigen Menſchen, welche man anraf, waren zu unruhig oder zu wild, als daß ſie einer unbefangenen Unterſuchung fähig

ge-

gewesen; von lebenden Thieren sah man nur einige schwarze Schwäne. Auch Endrachts-Land bietet keine andere Aussicht dar. Dieser gräßlichen Unfruchtbarkeit des Landes scheint das Meer dieser Gegenden eine zahlreichere Reihe Erzeugnisse entgegen zu stellen; auf allen Seiten war das Schiff mit Zügen von Molusken, Zoophiten und Reptilien umgeben, unter denen die Meerschlangen eine Auszeichnung verdienen. Diese Seethiere unterscheiden sich alle von den Reptilien des Landes durch ihren, wie ein Ruder abgeplatteten Schwanz, und durch ihren fast wie bei einem Aale zusammengedrückten unten beinahe eckigen Körper. Sie haben sehr mannichfaltige und oft schimmernde Farben; einige sind einfarbig grau, grün oder bläulich, andere sind bunt geringelt oder gefleckt, einige haben auch kleine über die ganze Oberfläche des Körpers zierlich vertheilte Punkte; eine dieser Gattung ist durch die glänzende Purpurfarbe des Körpers merkwürdig. Ihre Größe reicht von 1 bis auf 12 Fuß. Ihr Aufenthalt ist nicht auf die Küste der Meere beschränkt, sondern sie finden sich auch 3 bis 400 Meilen vom Lande im Meere, nie aber weder auf den Inseln, noch auf dem festen Lande. In den heißen Meeren der Erdkugel, dem indischen Ocean, dem persischen Meerbusen, im rothen Meere und an der Nord- und Nordwest-Küste von Neu-Holland erscheinen die Meerschlangen ausschließlich. Oft schwimmen sie schlafend auf der Oberfläche der Wellen und dann werden sie eine leichte Beute der Hayen. — Eine zahlreiche Menge von Wallfischen bewohnt dieses Meer, welche hier an dem Schwerdtfische einen unversöhnlichen Feind findet; dieser südliche Schwerdtfisch ist von den nördlichen besonders durch 2 lange Riemen verschieden, welche 9 bis 12 Zoll lang und und 3 bis 5 Linien breit sich an der Seite der Säge, gegen ihre Mitte zu, befinden und frei im Wasser schwimmen.

Die dürre Küste der Hayenbey und die Insel Bernier zeigte der Beobachtung werth, von den Erzeugnissen des Pflanzenreichs, eine Art Spinifex: sie wächst an den dürresten Orten und bildet gewissermaaßen Grasplätze, welche zuweilen einen beträchtlichen Umfang haben und allerlei Figuren beschreiben. Diese sonderbare Pflanze besteht aus einer unzähligen Menge haarförmiger aufsitzender Steifer und so spitzer Wurzelblätter, daß es unmöglich ist, diese grünen Büsche zu berühren, ohne von tausend Spitzen gestochen zu werden, welche in dem Fleische zurückbleiben und ziemlich heftige Schmerzen verursachen. Eine zweite Art der Pflanzen, welche auf diesen Gestaden mit ausserordentlichen Charakteren erscheint, ist eine Mimosa, deren knotiger und verkrüppelter Stamm sich kaum 3 Fuß über den Boden erhebt, aber sehr lange Aeste treibt, welche sich an 20 Fuß lang vom Stamme ausbreiten und so in einander geschlungen und buschig sind, daß sie ein unauflösliches Gewebe von Zweigen, Blättern und Aesten bilden. Eine dritte merkwürdige Pflanze ist eine große Art Cyperus, deren sprossende Wurzeln wie

ein

Digitized by Google

ein unermeßliches Netz von natürlichen Seilen, die beweglichen Sandhügel dieſes Landes anketten und feſthalten; der harte und ſpröde Schaft endigt ſich etwa 3 Fuß über den Boden in eine kugelichte fauſtgroße, auf allen Seiten mit Bärten beſetzte Aehre und bringt ein mehliges dem Weitzen ähnliches Korn hervor. Eine Art Känguruh bevölkert vorzügl. mit ſeinen Schwärmen die menſchenleeren Inſeln Bernier, Dorre und Dirk-Hartighs, nemlich das geſtreifte Känguruh Kangurus Faſciatus N., die kleinſte und zierlichſte Art dieſer auſſerordentlichen Thiergattung von Neu-Holland. Dieſe Art unterſcheidet ſich durch 12 oder 15 ſchmale Querſtreife über den Rücken, welche oben an den Schultern bräunlichroth anfangen und ſich ſo immer brauner und regelmäßiger gegen den Schwanz hinab erſtrecken, bei deſſen Anfang ſie aufhören. Der Vordertheil und die Füße ſind gelblich, der Bauch hingegen hellgrau und etwas weißlich; das übrige Haar iſt mehr oder weniger dunkel haſengrau. Dieſes Thier bewohnt blos die erwähnten 3 Inſeln der Hayenbay, und es iſt merkwürdig, daß von allen Kängurubarten jede derſelben von der Natur auf dieſen oder jenen Inſeln, auf dieſem oder jenem Lande feſtgehalten werden, ohne daß je ein einzelnes Thier auſſerhalb dieſen ihnen eigenthümlichen Grenzen zum Vorſchein käme. Das geſtreifte Känguruh hat durchaus keine Angriffs- oder Vertheidigungswerkzeuge, und iſt deswegen ſcheu, furchtſam und zaghaft. Sie höhlen ſich Wohnungen in den undurchdringlichen Gebüſchen aus, womit die Erde bedeckt iſt, ſo daß von einem Mittelpunkt mehrere bedeckte Wege auslaufen. Die erwachſenen Weibchen tragen ein Junges in ihrem Beutel, welches ſie vor dem Jäger mit bewunderswürdigem Muthe zu retten ſuchen; wenn ſie verwundet wären, flohen ſie immer mit ihrem Jungen im Beutel und verließen es nur, wenn ſie zu ermattet würden, um es noch tragen zu können, alsdann blieben ſie ſtehen, hockten ſich auf die Hinterpfoten nieder, halfen ihm mit den Vorderfüßen aus dem mütterlichen Sacke heraus und ſuchten ihm den Zufluchtsort zu zeigen, wo es leichter hoffen konnte, ſich zu retten; ſie ſelbſt ſetzten dann ihre Flucht fort; wenn aber das Nachſezzen des Jägers aufhörte, ſo kehrten ſie zu dem Säugling zurück und ſuchten mit dieſer ſüßen Bürde ein neues Dickigt.

Auch der große Inſel-Archipel des Landes Witt, welches man jetzt umfuhr, um nach Timor zu kommen, bietet, wie das feſte Land ſelbſt, dieſelbe niedrige kahle und öde Küſtenſtrecke dem Auge an, die der vorige Theil von Neu-Holland zeigt. Das Land Witt umfaßt jenen ganzen Theil von Neu-Holland, welcher ſich vom nordweſtlichen Cap bis an das nördliche Cap dieſes großen feſten Landes erſtreckt. Unter den Eilanden des Landes Witt zeichnete ſich die Inſel Depuch (L. 150° 12′ 30″ B. 20° 35′ 30″) durch ihre vulkaniſche Beſchaffenheit aus, welche Wahrnehmung um ſo wich-

wichtiger erscheint, als man bis damals nichts vulkanisches auf Neu-Holland hatte sehen können und auch die übrigen Inseln dieses großen Archipels geben nichts ähnliches zu erkennen, vielmehr erheben sie sich alle wie sandige unfruchtbare weiße Inseln; mehrere gleichen unverweslichen Grabmählern des Alterthums, einige scheinen durch Striche von Riffen verbunden, andere sind durch große Sandbänke versperrt; und alles was man von dem festen Lande unterscheiden kann, zeigt dieselbe Unfruchtbarkeit, dieselbe Einförmigkeit in Farbe und Zusammensetzung. Nichts giebt unter diesen zahlreichen Inseln einen erfreulichen Anblick, der Boden ist nackend, der brennende Himmel zeigt sich immer rein ohne Wolken; die Wellen werden meistens nur durch nächtliche Stürme ungestüm, und der Mensch scheint diese unwirthbaren Gestade geflohen zu haben.

Welchen Contrast machten dagegen die schönen Bergformen der Insel Timor, deren ganzer Rücken mit kräftigem Pflanzenwuchs bedeckt, die glückliche Auszeichnung der Himmelsstriche unter dem Aequator beurkundete. Seit einer Epoche, deren Anfang sich in die Nacht der Zeiten verliert, bewohnen die Insel Timor 3 völlig verschiedene Menschenstämme, die aber noch jetzt in dem ersten Charakter des alten Volks erscheinen, dem jeder von ihnen angehört. Die erste Klasse machen die Eingebohrnen aus, die ins Innere des Landes zurückgedrängt, mit Bogen und Pfeilen und der Käule von Camoung bewaffnet, geschworne Feinde der Malayen, bloß von Obst und Produkten der Jagd leben, wild in allen ihren Neigungen, Menschenfresser, wie man sagt, alle Charaktere des Negers in sich vereinigen. Die kupferartigen Malayen und Sinesen erscheinen neben diesen, jene noch die angebohrne Kühnheit und Stolz behauptend, diese schwache feige Menschen, die nirgends die Herrschaft zu erlangen wußten. Die Malayen sind Fremdlinge auf den Inseln des Archipelagus von Asien und haben sich derselben in einem Zeitpunkte bemächtigt, von dem die Geschichte nichts mehr weiß. Sie wohnen in Städten und Dörfern, und sind durch den Verkehr mit Europäern so weit vorgerückt, als es ihre natürliche Unempfänglichkeit gestattet. Sie haben noch die Sprache, die Sitten, die Religion und Gesetze der wilden Krieger von Malack, von denen sie abstammen, nur haben sie durch die Gewohnheit einer langen Unterwürfigkeit einen Theil der Wildheit ihrer Voreltern verloren; und der Ueberfluß, den die Natur, in den Gaben des Thierreichs wie des Pflanzenreichs, auf Timor ausgegossen hat, macht sie weichlich und unthätig, daher der Grad ihrer physischen Stärke dem der Europäer nicht gleichkommt. Die Glieder der Malayen sind wenig muskelig, und ihre Formen auch viel sanfter, die Umrisse viel angenehmer als an den Europäern; ihre Nacktheit hat eine gewisse Schönheit, welche die unsere niemals haben würde.

Die Fortsetzung folgt.

Hannoverſches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 27ten März 1809.

Erfahrungen aus der neueſten Reiſe nach den Südländern.

(Fortſetzung.)

Dieſelbe angenehme Vegetation, wie Timor, zeigte auch Diemensland, deſſen Unterſuchung nun ein Gegenſtand der Arbeiten der franzöſiſchen Naturforſcher wurde. Sieben Reihen von Bergen, welche ſich ſtufenweiſe gegen das Innere der großen Inſel Diemensland erheben, bilden die Ausſicht des Hintergrundes vom Schwanenhafen (Port des Cygnes); die Ufer ſind mit ſtarken immer grünen Bäumen bedeckt, welche ſo nahe an einander ſtehen, daß es faſt unmöglich iſt, in dieſe Wälder einzudringen. Zahlloſe Schwärme von Papagoyen, Kakaduen, mit reichen Farben geſchmückt, flatterten um ihre Gipfel, und hübſche Meiſen mit ultramarinblauem Halsbande ſuchten ihren Schatten. Die Oberfläche des Hafens war mit Schaaren von ſchwarzen Schwänen bedeckt. Mehrere Eingeborne, welche man hier antraf, betrugen ſich ziemlich unbefangen gegen die fremden Ankömmlinge; beſonders die Weiber zeichneten ſich durch eine ſanfte und geiſtreiche Geſichtsbildung aus; alle waren völlig nackend, oder doch nur mit einer Känguruh-Haut umhangen. Eine Eingeborne machte hier zum erſten Male die Reiſenden mit der Beſchaffenheit der Schminke dieſer Gegenden bekannt, indem ſie einige Kohlen mit den Händen zu feinem Pulver zerrieb, und ſich damit zuerſt die Stirn und dann beide Backen fürchterlich ſchwärzte. Dieſer neue Schmuck verbreitete eine ſelbſtgefällige Heiterkeit über ihr Geſicht, und in der That iſt es einerlei, ob eine rothe Schminke die Farbe des weißen Geſichts verſchönert, oder eine ſchwarze die Grundfarbe der heißen Zonen erhöht. Das Geräth dieſer Wilden war ſehr einfach; ein Blatt des Fucus palmatus, deſſen beide Enden mit einem hölzernen Stift zuſammengehalten wurden, diente zum Trinkgefäß; ein Stück Granit vertrat

die Stelle des Messers, und ein hölzerner Spatel diente, die Muscheln vom Felsen wegzunehmen.

An andern Punkten von Diemensland waren die Eingebornen wilder wie am Port des Cygnes, und steckten sogar die Wälder in Brand, um die französischen Seefahrer abzuhalten, sich ihnen zu nähern; einige Weiber, welche an der Küste Krabben gefangen hatten, trugen dieselben in Binsenkörben auf dem Rücken an Bändern, deren Ende um den Kopf befestigt war. Ihre schwarze von Seewolfsfett eckelhafte Haut, ihre kurzen, krausen und schwarzen Haare, welche bei einigen mit Ockerstaub roth gefärbt waren, ihre ganze mit Kohlen überschmierte Figur, ihre durchgehends magern und welken Formen, ihre langen herabhängenden Brüste, ihre ganze physische Beschaffenheit war zurückstoßend. Nur 2 oder 3 junge Mädchen von etwa 16 Jahren hatten eine etwas angenehmere Bildung. Unter den ältern Weibern hatten einige eine unedle und plumpe Gesichtsbildung, andere hatten einen sehr wilden und düstern Blick, an allen bemerkte man überhaupt etwas Unruhiges und Niedergeschlagenes.

In Ansehung der Größe nähern sich die Bewohner von Diemensland ziemlich den Europäern, aber sie unterscheiden sich durch ihre sonderbare Bildung. Bei einem dicken Kopfe, der besonders durch die Länge des Durchmessers vom Kinne bis zum Vorderhaupt merkwürdig ist, bei breitem Schulterwuchs, durchgehends dicken Hinterbacken, haben fast alle einzelne Personen schwache verlängerte Extremitäten, und einen dicken vorstehenden gleichsam zusammengeballten Bauch. Obgleich von Neuholland nur durch einen schmalen Wasserstrich getrennt, sind die Bewohner von Diemensland doch nicht mit den Neuholländern von gleichem Stamme, und zeichnen sich von ihnen aus. In Ansehung der physischen Stärke stehen sie den Malayen auf Timor nach, und sind auch etwas schwächer wie die Neuholländer.

Einen heiligen Anblick geben die tiefen Waldungen von Diemensland, diese uralten Töchter der Natur und Zeit, wo nie der Schall einer Axt ertönte, wo die Vegetation, täglich reicher durch ihre eignen Erzeugnisse, sich ohne Hinderniß überall entwickeln kann; und wenn solche Waldungen bloß aus Bäumen bestehen, welche alle in Europa unbekannt sind, und durch Eigenthümlichkeit in ihrem Bau sich auszeichnen, so wird das Interesse noch lebhafter. Von allen Seiten bieten sich jene stolzen Mimosen, jene stolzen Metrosideros, jene Correa dem Auge dar, welche sich auf der Oberfläche dieses Bodens drängen. Von den Ufern des Oceans bis an die Gipfel der höchsten Berge im Innern zeigen sich die riesenhaften Eucalyptus, die 160 bis 180 Fuß himmelan steigen, und bis 36 Fuß im Umfange haben. Die Banksien, die Protheen, die Embothricum, die Leptospermes, entwickeln sich wie eine reizende Einfassung am

Rande

Rande der Wälder; dort blühen Caſſuarinen, merkwürdig durch ihr Laub, ſchätzbar durch die Feſtigkeit, durch die ſchöne Marmorirung ihres Holzes; der zierliche Crocarpus ſenkt an 100 verſchiedenen Stellen ſeine nachläſſig hängenden Aeſte, wie die Cypreſſe; hier erſcheinen Xanthorrheen, deren freiſtehender Gipfel 15 Fuß über dem ſchuppigen und krüpplichen Stamm empor ſchießt, aus welchem ein wohlriechendes Harz ausſchweißt; an einigen Orten zeigen ſich die Cycas, deren Nüſſe in eine ſcharlachrothe Haut gehüllt, ſo betrüglich und ſo giftig ſind; überall ſieht man reizende Gebüſche von Melaleuca, Theſium, Conchium, Evodia, alle gleich intereſſant entweder durch angenehmen Wuchs, durch ein ſchönes Grün ihres Laubes, oder durch ihre ſonderbaren Blumen und Früchte, und der Geiſt ſtaunt unter dieſer neuen Schöpfung über die unbegreiflich reiche Fruchtbarkeit der Natur.

Bei ihrem Aufenthalt an Diemensland erſchien den franzöſiſchen Naturforſchern ein Meteor, welcher an den Küſten von Neuholland nicht ſelten iſt. Die Sonne gieng damals ſehr ſchön roth und glänzend unter, die Winde waren nordöſtlich; aber während der Nacht ſetzten ſie ſich nach Norden um, und bliefen in ungeſtümen Stößen bis 11 Uhr Morgens. Das Barometer fiel in den Zeiträumen von einigen Stunden um 7 Linien 3 Zehntheile, und zugleich brachten dieſe Winde eine ſo plötzliche und große Hitze, daß der Thermometer von 11° bis 22° R ſtieg: kaum konnte man in freier Luft athmen; es war, als ob Wirbel von heißer Luft aus einem glühenden Ofen hervorbrächen. Bald ſchien die ganze Oberfläche des Meers zu rauchen, eine Menge Waſſers verbreitete ſich im Dunſtkreiſe, und die Atmoſphäre verhielt ſich den ganzen Tag wie ein laues Dunſtbad. Dieſe brennenden Winde empfindet man bis an das ſüdliche Ende des Diemenslandes, und hier kommen ſie aus Norden; aber mit völlig ähnlichen Umſtänden zeigen ſie ſich auch auf der Weſtküſte von Neuholland, und noch furchtbarer erſcheinen ſie an der Oſtküſte deſſelben feſten Landes, wo ſie in wenigen Stunden Thiere erſticken, und die kräftigſte Vegetation in Einem Augenblick welk machen.

Sehr merkwürdig ſind am ſüdöſtlichen Theile von Diemensland die großen Lagen von Meergras, womit beſonders ein Theil der Bay Riedle überdeckt iſt, und welche auch an der nordöſtlichen Küſte der Inſel auf dem Meere ſchwimmen. Die ganze Oberfläche des Meeres iſt davon weithin bedeckt, und die Schiffe konnten ſich nur mit vieler Mühe aus einer dieſer Untiefen von Meergras losmachen, auf deren Rand ſie gerathen waren; mehrere Stunden lang hatten ſie mit dieſem ſonderbaren Hinderniß zu kämpfen. Dieſe ungeheuern Untiefen beſtanden aus einer einzigen Gattung, dem Rieſentang (fucus giganteus), unſtreitig dem größten aller Seegewächſe, wovon einige 250 bis 300 Fuß lang waren.

Um dieſe unermeßlichen Stängel an die Oberfläche des Waſſers zu erheben, und daſelbſt zu erhalten, bedient ſich die Natur eines eben ſo einfachen als wirkſamen Mittels. Jeder Stängel bringt in gewiſſen Entfernungen von einander ein ziemlich breites, am Rande ausgezacktes, ſeiner ganzen Ausdehnung nach gemodeltes Blatt hervor, deſſen Stiel ganz nahe an der Stelle, wo er aus dem Stängel herauskommt, eine Art von birnförmigen, 2 bis 3 Zoll langen, und in der Mitte, wo es die meiſte Ausdehnung hat, 1 Zoll im Durchmeſſer dicken Bläschen trägt. Alle dieſe mit Luft angefüllten Bläschen ſind gleichſam eben ſo viele Ballone, welche den Stängel an die Oberfläche des Meers erheben, und die entfalteten Blätter über dem Waſſer halten. Einige von dieſen Blättern ſind 10 bis 12 Fuß lang. Zuweilen werden ganze Lagen dieſes Meergraſes durch den Sturm von dem Grunde des Meers losgeriſſen, und durch die Strömung in den Hintergrund der Bay Riedle geführt, wo ſie bald unter dem Sande vergraben, ſehr viel zu der Verſchüttung dieſer Bay und zu der Entwickelung der Erdenge beitragen, wodurch ſie von der Auſternbay getrennt iſt. So kömmt alſo das große Gemälde, welches Linné in ſeinen Prolegomenen zu dem Mineralreiche von dem Einfluße der Seepflanzen auf die Anſchwemmung der Meere beſchreibt, an dieſem äußerſten Ende der Welt zur Wirklichkeit.

Auf mehrern Inſeln des Diemenslandes finden ſich ungeheuer viele Fettgänſe (Manchots, Aptenodyres. minor Forſt), welche im Gegenſatz der Penguins allein die kalten Länder des Südpols bewohnen, ſo wie dieſe auf die kalten Erdſtriche des Nordpols beſchränkt ſind. Die Fettgänſe, weiß und blau von Farbe, niſten je 2 und 2, in Löchern, welche von den Wurzeln der Geſträuche, und von dem Graſe gebildet werden. In Gegenden, wo keine Pflanzen ſind, graben ſie ihr Loch in den Boden. Es iſt beſchwerlich und ermüdend, in ſolchen Gegenden zu gehen, denn das Erdreich iſt überall wie geſiebt, und bricht alle Augenblicke unter der Laſt des Reiſenden zuſammen, der darin bis an die Kniee einſinkt. Den ganzen Tag bleiben die Fettgänſe ruhig, und gleichſam in ihrem Lager; ſobald es aber Nacht wird, eilen ſie haufenweiſe an das Ufer, um daſelbſt Fiſche und andere Thiere zu ihrer Nahrung zu ſuchen; erſt mit Anbruch des Tages gehen ſie wieder zu ihren Freiſtädten zurück. Dieſe ſind mit trocknen Blättern und Federn belegt, und hier erziehen ſie ihre Jungen, bis daß ſie ſtark genug ſind, um ſelbſt an das Ufer zu gehen, und ſich verſorgen zu können. Dieſe Vögel ſind nicht ſehr wild, und liefen des Nachts haufenweiſe an das Feuer der Reiſenden, um ſich zu wärmen, indem ſie ſich oft der Gefahr ausſetzten, zu verbrennen. Ein Matroſe, welcher ſich in eine Decke eingehüllt hatte, wurde ſo ſehr von ihnen beſtürmt, daß er kein Auge

ſchließen

schließen konnte, indem diese Thiere mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit sich zwischen ihm und der Decke einzudrängen suchten, und obgleich er mehrere tödtete, so machten andere doch immer neue Versuche. Diese Vögel haben ein durchdringendes Geschrei, das dem Entengeschrei gleicht. Das Fleisch der Fettgänse ist sehr unangenehm zu essen; ihr Fett ist eine Art Oel, welches an der leichtesten Wärme schmilzt, und da das ganze Fleisch des Thiers davon durchdrungen ist, so theilt es demselben einen eckelhaften Geruch und einen thranigen Geschmack mit. Auf Kohlen geröstet, ist es von dem Geschmack geräucherter Heringe wenig verschieden, und so ist es wohl zu genießen.

Auf dem Gipfel der größten Bäume der Insel Preservation, und diese Bäume sind nicht über 12 Fuß hoch, findet man Vogelnester, welche durch die Zusammenfügung kleiner sorgfältig in einander geschlungenen Stückchen Holz gebildet sind. Diese Nester haben etwa 3 Fuß im Durchmesser, und mehr als 1 Fuß in der Dicke; sie sind fest genug, um einen Menschen zu tragen. Schade, daß man die Bewohner dieser sonderbaren Nester nicht hat kennen gelernt.

Seehunde liefern die Inseln des Diemenslandes in einer erstaunlichen Menge; alle Felsen und kleinen Eilande sind damit bedeckt, und diese, verbunden mit der ungeheuern Anzahl Wallfische der südlichen Meere, könnten zu einem vortheilhaften Handelszweige benutzt werden, und dürften die Schiffahrt nach diesen Gegenden sehr lucrativ machen.

Es war ein Hauptziel der französischen Naturforscher, an der ganzen Ostküste Neuhollands hinauf zu segeln, um zu erfahren, ob nicht ein großer Fluß dieses ungeheure Land in 2 Theile trenne, auf dem man in das Innere des Landes vordringen könne, und es ist in der That ein höchst merkwürdiges Resultat, welches diese Untersuchungen ergaben; nirgends ein beträchtlicher Fluß, nirgends süßes Wasser, so weit man von den Küsten ins Land ging.

Nach Beendigung dieser Arbeiten begaben sich die Schiffe nach Port-Jakson, und die Beschreibung dieser außerordentlichen und ferneren Colonie ist um so interessanter, da die Mittheilung der dasigen Europäer die Kenntniß der fremden Gegenstände sehr erleichterte und vollkommener machte. Von einem 2 Meilen breiten Eingange dehnt sich der Hafen Jakson zu einem geräumigen Becken aus, welches für die größten Schiffe Wasser genug hat, und Raum genug, um 1000 Linienschiffe darin manoeuvriren zu lassen. Gegen die Mitte dieses prächtigen Hafens erhebt sich die Stadt Sidney, die Hauptstadt der Grafschaft Cumberland und aller englischen Colonien in den Südländern; auf dem Abhange zweier an einander stoßenden Hügel gelegen, wird sie der Länge nach von einem kleinen Bache durchschnitten, und gewährt einen malerischen Anblick. Noch ist die Stadt im Werden

den begriffen, aber schon ist der Hafen angefüllt mit Handelsschiffen, die theils Pelzwerk, theils Wallfische von dort wegführen.

Ein breiter und bequemer Weg führt zu Lande von Sidney nach Botany Bay, deren Mündung einige Meilen in Süden von Port Jackson ist. Das ganze dazwischen liegende Land ist dürre und sandig, und scheint zu keinem Anbau tauglich zu seyn; verschiedene Arten von Hakea, Staphylea, Eukalyptus, Banksia, Embothrium, Casuarina wachsen mitten in diesem Sande, und große Plätze sind bloß mit Xantorrheen besetzt, welche ihre riesenmäßigen Aehren bis zu 20 Fuß empor tragen. So wie man näher an Botany Bay kommt, senkt sich das Erdreich immer mehr, und bald trifft man ausgedehnte tiefe Sümpfe, welche von dem salzigen Wasser des Cooksflusses in Norden, und von dem Georgsflusse in Süden gebildet werden. An ihren Ufern und längs dieser Flüsse ist der Pflanzenwuchs sehr kräftig, und leiht dieser Gegend einen Anschein von Fruchtbarkeit, die den Capitain Cook selbst täuschte, und diese von Schlamm versperrte, und allen Süd- und Ostwinden offene Bay hat die Hoffnungen, welche man nach ihrer glänzenden Beschreibung davon hegte, nicht gerechtfertigt.

(Der Schluß folgt.)

Verfertigung einer Wachsseife zu mancherlei Gebrauch.

Zwölf Loth Pottasche, oder statt derselben lieber neun Loth Weinsteinsalz aus der Apotheke, löse man in zwei Pfund Wasser auf, und setze es in einem Topfe, der 4 Pfund Wasser fassen kann, zum Sieden über ein Feuer. Zugleich wiege man vier Loth ungelöschten frischen Kalk ab, lösche ihn mit etwas heißem Wasser zu einer breiartigen Masse, schütte ihn in die alkalische Auflösung, und lasse nun alles, unter Umrühren, ungefähr zehn Minuten lang sieden. Man nimmt hierauf den Topf vom Feuer, läßt den Kalk, so viel als möglich, sich zu Boden setzen, und gießt die klare Lauge durch ein Filtrum von Papier. Auf den Kalk gießt man von neuem ein Pfund Wasser, bringt nun alles auf ein loses Tuch von ungefärbter Wolle, seihet so viel Flüssigkeit als möglich ist, ab, und preßt endlich alle Flüssigkeit aus dem Kalk aus. Durch das Auspressen sind gewöhnlich auch Kalktheile mit durchgetrieben, welche die Lauge etwas trüben. Man läßt sie entweder sich zu Boden setzen, oder

Digitized by Google

oder filtrirt die Lauge noch einmahl, und gießt sie dann zu der erst abgegossenen. Braucht man sie nicht sogleich, so muß man sie in verstopften Flaschen aufbewahren.

Will man nun die obige Wachsseife machen, so füllt man einen an fünf Pfund haltenden Topf zur Hälfte mit der Lauge an, und bringt sie zum Sieden. Nun schüttet man unter fleißigen Umrühren nach und nach vierzig Loth gelbes Wachs, so wie auch die etwa noch übrige Lauge zu, und hält alles so lange im gelinden Sieden, bis das Laugensalz das Wachs völlig aufgelöset hat. Vorzüglich muß man dahin sehen, daß das Laugensalz hinlänglich mit Wachs gesättigt werde, welches nach meinem Versuche erst durch die angegebene Quantität Wachs erfolgte. Man muß überhaupt so viel Wachs zusezzen, bis eine kleine abgekühlte Probe der Seife keinen salzigen Geschmack mehr zeigt.

Die ganze Seifenmasse wird endlich noch so lange über dem Feuer gelassen, als sie bequem in Formen von Holz oder Blech ausgegossen werden kann.

Die erhaltene Wachsseife hat einen angenehmen Geruch, und kann zu verschiedenem Gebrauch angewendet werden. In der Malerei dient sie, nach vorhergegangener Auflösung in destillirtem Wasser, als Temperatur-Wasser zu einer besondern Art von Gemälden. Dazu aber muß sie so schön als möglich seyn, und deswegen aus weißem Wachs bereitet werden. Auch würde zu diesem Gebrauch ihre Vollkommenheit noch mehr erhöhet werden können, wenn man statt der Pottasche das mineralische Laugensalz nähme. Ferner kann man mit dieser weißen Wachsseife allerhand Geräthschaften, als Tischen, Stühlen, Sopha's, Schränken, Bilder-Rahmen und dergleichen mit leichter Mühe einen großen Glanz geben. Man löset davon etwas in Wasser auf, und reibt diese Auflösung stark ins Holz ein. Wenn es abgetrocknet ist, darf man es nur mit einem wollenen Lappen mäßig reiben, um den Glanz hervorzubringen. Die damit geglänzten Holzsachen nehmen einen sehr angenehmen mandelartigen Geruch an.

Setzt man endlich der aus schlechtem Wachs bereiteten Seife so viel Ruß zu, bis die Masse stark schwarz gefärbt ist, so erhält man eine sehr schwarze Seife, die der englischen patentirten Schuhschwärze ganz gleich ist. Der Ruß wird zuvor noch besonders in einem verschlossenen Tiegel ausgeglühet und zugesetzt, wenn die Masse noch dünn flüssig ist. Wird alsdann die schwarze Seife getrocknet, so muß sie allemal erst mit Wasser flüssig gemacht werden, wenn man sie auf das gereinigte Leder auftragen will. Mit einer trockenen Bürste giebt man ihr vollends den Glanz. Es ist übrigens gar nicht nothwendig, die schwarze Wachsseife in trokkener Gestalt darzustellen; sondern

wenn

wenn man den Ruß zugesetzt hat, giesst man ungefähr so viel reines Wasser zu, daß man aus der oben angegebenen Quantität ein Zwei-Leipziger Kannen-Maaß voll oder darüber schwarze flüssige Seife erhält, die man sorgfältig umrührt, und in kleinere oder größere Flaschen füllt. Der Ruß setzt sich zwar zu Boden, allein beim Gebrauch wird er durch Umschütteln wiederum in der ganzen Masse verbreitet. Nicht nur Schuhmacher- sondern auch andere Leder-Fabrikate können damit glänzend und in einem guten Zustande erhalten werden.

A. Zg.

Erstickung durch Kohlendunst. *)

So allgemein bekannt es auch ist, daß der Dunst, den Kohlen, die nicht ganz ausgebrannt sind, verursachen, die Menschen, welche ihn einathmen, ersticken kann, so ereignen sich von Zeit zu Zeit doch noch immer Unglücksfälle dieser Art, und es ist nützlich, solche zur Warnung bekannt zu machen.

Am 28sten Januar d. J. kamen in Breslau die Gebrüder Hennig, beide Soldaten im Regiment Hohenlohe, nebst der Ehefrau des ältern, die ein Kind von 16 Wochen säugte, von ihrer Tagsarbeit gesund in ihre Wohnung zurück, die in einer kleinen Stube bestand. Als am andern Morgen der ältere dieser beiden Brüder um 10 Uhr noch nicht an dem Orte war, wo er in Arbeit stand, ließ man ihn in seiner Wohnung aufsuchen. Die Thür derselben fand man verschlossen, und der Hauswirth hatte die beiden Brüder nebst der Frau und dem Kinde am Abend zuvor gesund nach Hause kommen sehen, erinnerte sich aber nicht, am Morgen irgend einen von ihnen wieder wahrgenommen zu haben. Die verschlossene Thür ihres Zimmers ward also mit Gewalt geöffnet, und mit Entsetzen fand man die ganze Familie todt. Die drei Erwachsenen waren zwischen 20 und 30 Jahr alt, gesunde und starke Leute, die noch lange hätten leben können. Die Röhre des Ofens fand man zugeklappt, und eine Menge verloschener Kohlen in demselben, die nicht hinreichend ausgebrannt waren, und in deren erstickendem Dunst die Unglücklichen ihren frühen Tod gefunden hatten. Alle Mittel, welche zu ihrer Wiederbelebung angewendet wurden, blieben ohne Erfolg.

*) S. Berl. Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen v. d. J. Nr. 23.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

26tes Stück.

Freitag, den 31ten März 1809.

Erfahrungen aus der neueſten Reiſe nach den Südländern.

(Schluß.)

Etwa 25 Meilen von Sidney liegt die Stadt Paramatta oder Roſe-Hill; dieſe ganze Strecke iſt flach, aber ſo wie man weiter ins Land kommt, nimmt die Fruchtbarkeit zu, und der Boden iſt mit Wäldern und Wieſen bedeckt, welche ein ſehr feines und wohlriechendes Gras entwickeln, eine vortreffliche Nahrung für die zahlreichen Heerden von Schafen, welche in dieſer ſanften Temperatur des Himmelsſtrichs, und bei der Abweſenheit von allen Gattungen reißender Thiere, ſo wohl gedeihen, daß die Wolle dieſer Thiere die beſte europäiſche übertrifft. Alle unſere Hausthiere findet der Reiſende hier wieder, und faſt im beſſern Zuſtande, wie bei uns. Eben ſo wachſen hier die hervorgebrachten europäiſchen Pflanzen mit der größten Ueppigkeit, vor allen die Pfirſche, womit man ſogar die Schweine füttert; nur allein der Weinſtock kann die Nordweſtwinde nicht vertragen, welche hier ſo verheerend ſind und deren Daſeyn den Grundſätzen der allgemeinen Phyſik der großen feſten Länder zu widerſprechen ſcheint, indem ſie eine jener, Neu-Holland eigenthümlichen, Erſcheinungen zeigen. Der ganze weſtliche und nordweſtliche Theil der Grafſchaft Cumberland iſt mit einer ſehr hohen Gebirgskette, den blauen Bergen, begränzt, und man ſollte glauben, daß die über dieſe hohen Berge ſtreichenden Winde eine mehr oder minder große Kälte annehmen müßten, aber gerade im Gegentheil ſind dieſe Winde glühende Sirocco's, welche man mit dem fürchterlichſten, was Afrika in dieſen Stücken aufzuweiſen hat, vergleichen kann. Da man die Urſache dieſer Erſcheinung in den Bergen, welche, ſo weit man darin vorgedrungen iſt, aus eiſenhaltigem Sandſtein beſtehen, nicht ſuchen kann, ſo muß ſie in der phyſiſchen Beſchaffenheit des Innern von Neu-Holland liegen.

Die ganze Grafschaft Cumberland ist eben so arm an süßem Wasser, wie das übrige, mehr als 100 Quadrat-Meilen große feste Land. Vergebens glaubt der Seefahrer, wenn er an den Küsten Neu-Hollands hinschifft, jeden Augenblick die Mündung eines großen Stroms zu entdecken; vergebens kann er weit in den anscheinenden Strom hereinschiffen, die Salzigkeit des Wassers nimmt nicht ab; man sieht bald, daß er keine andere Bewegung hat, als die der Ebbe und Fluth; man ist 80 Meilen heraufgekommen und plötzlich endigt sich die Bucht in einen armseligen Bach mit süßem Wasser, der gewöhnlich nur einige Zoll tief ist. So sehen durchgängig alle Küsten Neu-hollands aus; diese Bäche schwellen aber zu Zeiten ausserordentlich an, und ein solcher, der Fluß Hawkesbury, welcher aus den blauen Gebirgen Cumberlands kommt und einige Meilen in Norden von Port Jakson in die Broden Bay fällt, thut den englischen Colonien oft großen Schaden. In den tropischen Ländern ist es nichts ungewöhnliches, daß die Bäche zu gewissen Zeiten stark anschwellen und aus den Ufern treten, aber diese Zeiten sind regelmäßig und periodisch; der Fluß Hawkesbury hingegen ergießt sich zu allen Zeiten des Jahrs, und die Zahl dieser Ergießungen wechselt jährlich, ohne daß sie mit der Beschaffenheit der Atmosphäre in irgend einer Beziehung steht.

Die hydrographischen Erscheinungen sind nicht weniger ausserordentlich, als die meteorologischen dieses Landes ohne gleichen, wo sogar der Hagel in prismatischer Gestalt fällt.

Der Boden von Cumberland besteht vom Fuß der blauen Berge bis an das Meer aus Sandstein, aber bei Paramatta liegen unter demselben horizontale Schichten von Kohlenschiefer, welche mit Sandstein und Puddingstein abwechseln, der mit einer schwarzen harzigen Materie durchdrungen ist. Nach aller Analogie lassen sich hier Steinkohlen vermuthen. Auch hat man an verschiedenen Orten vieles Steinsalz gefunden. Nirgends aber ist eine Spur von kalkartigen Steinen anzutreffen, und die Einwohner müssen sich diese Substanz durch die Verkalkung der Muschelschalen verschaffen.

Die Ausbeute der Streifereien in Cumberland bestand in mehr als 150 Arten neuer Insekten, unter welchen die schöne Cetonia (Cetonia Orpheus Péron) hervorsticht, deren Rücken mit einer regelmäßigen goldenen Leyer bezeichnet ist, indem sie überall die Farbe des Smaragds hat. Die Familie der Eidechsen lieferte mehrere neue Gattungen, von denen die Geckoiden zu bemerken sind, welche dünne verlängerte, auf den Seiten zusammengedrückte Zehen haben, und nicht die Blättchen daran, welche die Gecko auszeichnen; diesem zufolge können die Geckoiden nicht klettern und einen Theil des Lebens auf Bäumen zubringen, wie die meisten Eidechsen, welche kurze breite plattgedrückte Zehen haben,

de-

deren untere Fläche mit einer großen Menge kleiner hohlspiegelförmigen Blättchen bekleidet ist, vermittelst welcher sie an den politresten Körpern, wie die Fliegen, hinaufklettern können, indem sie durch das Andrücken dieser hohlen Blättchen die Luft unter ihren Füßen wegnehmen und dann durch die äussere Luft festgehalten werden. Die Geckoiden halten sich in den niedrigsten und kothigsten Orten auf und leben von Wasserinsekten und deren Larven. Sie haben übrigens die traurige Gestalt der Gecko; ihr ganzer Körper ist aber platt, und ihr Schwanz, geformt wie eine Lanzenspitze, ist von Gelenken so sonderbar zusammengefügt, daß man kaum eines dieser Thiere anrühren kann, ohne daß er sich augenblicklich ablöset und von dem übrigen Körper trennt.

An den dürren Küsten der Länder Lewin, Endracht und Witt war von dem Froschgeschlecht nichts wegen Mangel an süßem Wasser zu entdekken; die Gegend von Paramatta zeigte indessen zwei neue Arten: Rana pustulosa und pollicitera Péron. Ebenfalls nährte diese Gegend die kleinste Kröte, die man kennt (Bufo Proteus Pér) von nur 1 Zoll Länge. An dem Ufer der Bäche, in Brunnen und Höhlungen traf man hier eine prächtige Art des Laubfrosches an (Hyla cyanea Pér.); der ganze Rücken ist lebhaft purpurroth, und diese Farbe wird durch 3 glänzende Silberstreife an den Seiten des Körpers gehoben; der Bauch ist berlinerblau. Diese Art ist eine der größten und 5½ Zoll in der Länge.

Ganz Neu-Holland, vom Vorgebirge Wilson in Süden bis an das Cap York in Norden, ist von einem Menschenstamme bewohnt, welcher wesentlich von allen bis jetzt bekannten Stämmen verschieden zu seyn scheint. Der Wuchs dieser Menschen ist fast wie bei den Bewohnern von Diemens Land, aber sie unterscheiden sich von diesen letztern durch die hellere Farbe ihrer Haut, durch die Beschaffenheit ihrer langen glatten Haare und durch die Bildung des Kopfs, welcher nicht so dick und gegen den Scheitel niedergedrückt ist. Mit dem Anbau des Landes, mit dem Gebrauch der Metalle sind sie, wie die Diemensländer, ganz unbekannt; ohne Kleider, ohne Gesetze, ohne einen Anschein von Gottesdienst suchen sie ihre Nahrung in den Wäldern und an den Ufern des Oceans. Sie sind aber so wild, wie die Diemensländer, und noch unverträglicher gegen den Fremden. Die Natur scheint die Bewohner dieser Gegenden und des Diemenslandes stiefmütterlich behandelt zu haben; das Pflanzenreich verleiht ihnen nur wenige eßbare Wurzeln, und die Jagd kann bei den unvollkommenen Werkzeugen nicht ergiebig seyn. Selbst die Erzeugnisse des Meers kommen den ins Innere des Landes zurückgetriebenen Völkerhaufen nicht zu statten. Diese führen vornemlich einen lebhaften Krieg mit Fröschen, Eidechsen,

Schlangen, Insekten, und besonders mit großen Raupen, die sich um den harzigen Saft des Eucalyptus sammeln. Spinnen, Ameisen und deren Larven mit Farrnkrautwurzeln zu einem abscheuligen Teige geknetet, machen die eckelhaften Mahlzeiten der Eingebohrnen aus, denen nur der gräßlichste Hunger nichst widerstehen kann, und wovon in der ganzen übrigen Welt wohl keine Spur gefunden wird. Solche elende Nahrungsmittel sind zur Entwickelung der physischen Stärke freilich nicht geschickt, und sie geben vielleicht die Ursache jener Magerkeit, jener übermäßigen Verschrumpfung der äussersten Theile dieser Menschen, wovon alle Reisenden mit Erstaunen gesprochen haben. Diese traurige Beschwerlichkeit, sich eine ärmliche Subsistenz zu verschaffen, bringt die Weiber zu der allgemeinen Gewohnheit, sich die Frucht durch die grausamsten Mittel abzutreiben, und wenn in Neu-Holland eine Frau von 2 Kindern entbunden wird, so erstickt die Mutter das minder schwere sogleich, oder tödtet das Mädchen, wenn sie verschiedenen Geschlechts sind. Man hat Väter gesehen, die auf den Leichnamen der eben gestorbenen Mutter den Säugling mit großen Steinen zerschmetterten. Dieselben barbarischen Handlungen sind indessen in Grönland und Canada beobachtet, — eine schreckliche nothwendige Folge der Lebensweise dieser Völker.

Die physische Stärke der Nationen wurde allenthalben durch ein besonderes dazu eingerichtetes Dynamometer (Stärkemesser) ein Gegenstand der genauen Untersuchung, und man fand überall den Europäer als den stärksten. Die mittlere Stärke der Bewohner von Diemensland, Neu-Holland, Timor, den französischen Seefahrern und den Engländern zu Port Jackson verhielt sich, wie 31, 52, 59, 69 und 71; diese Thatsache widerlegt das Hirngespinst von der vorzüglichen Kraft der Naturmenschen.

* * * r.

Ein leichtes Mittel, fast alle Topfgewächse durch Ableger zu vermehren.

Viele Topfgewächse kann man zwar aus Samen ziehn, welches auch im Ganzen genommen bessere Pflanzen giebt, aber man muß doch immer fast einige Jahre warten, bis sie recht vollkommen werden, da hingegen Ableger schon im ersten Jahre Blüthen, auch wohl Samen tragen. Ausserdem giebt es mehrere Topfgewächse, die sich nur durch Ableger vervielfältigen lassen, weil ihnen das hiesige Klima hinderlich ist, den Samen zur Reife zu bringen, wel-

welches man selbst durch die besten Treibhäuser nicht bewirken kann. Zum Beispiel alle Mesembrianthema, ausgenommen das cordifolium, cristallinum und noch einige andere, die Hydrangia hortensis u. s. w. tragen hier niemals Samen, und andere, als immerblühende Rosen ꝛc., doch nur äusserst selten. Einige geben vor, von vielen Pflanzen, z. E. von Lotus Jacobaea, Volkameria Japonica, Hydrangia hortensis, Verbena tryphylla etc. ließen sich keine Ableger machen, man müßte daher den Samen aus fremden Erdtheilen kommen lassen; ich habe aber ganz das Gegentheil gefunden, denn es lassen sich fast von allen Topfgewächsen Ableger machen.

Am besten ist es, einen Garten zu haben, denn sonst werden dieselben lange nicht so gut angehen. Man hat im Zimmer nicht alle Mittel so bei der Hand, wie in einem Garten. Man kann hier gute Erde im Ueberfluß haben, braucht nicht spärlich damit umzugehen, und kann die Pflanzen ganz ungenirt begießen und sonst behandeln, ohne Fußdecken, Möbeln u. s. w. dadurch zu besudeln. Was aber das Vorzüglichste ist, im Garten haben die Pflanzen freie Luft, Regen und Sonnenschein, und den kühlen nächtlichen Thau.

Wenn man nun Ableger machen will, so lasse man sich erst gute und geile Blumenerde zurecht machen *), lege sodann auf jedes Loch, das in den Blumentöpfen (solche mit hohlem Boden sind die besten) befindlich ist, eine Scherbe, und fülle sich die nöthige Anzahl mit der Erde. Ohne hineingelegte Scherben würde die Erde beim Begießen der Töpfe durch die Löcher weggespült werden; die Regenwürmer werden aber nicht, wie einige glauben, dadurch von den Töpfen abgehalten, wenn sie auf der bloßen Erde stehn; man lege daher in Ermangelung treppenförmiger Blumenbänke Bretter unter die Töpfe.

Sind die Töpfe mit Erde gefüllt, so schneidet man von der Mutterpflanze die Anzahl abzulegender Zweige unten vom Stamme, und wo möglich höchstens nur etwa 6 bis 7 Zoll lange weg, damit die Mutterpflanze ein gutes Ansehen behalte; auch ist es bei den meisten Ablegern besser, daß keine Blüthen daran sitzen. Diese Ableger steckt man nun willkührlich am Rande des Topfes herum, und drückt sie mit dem Daumen recht fest an denselben. In einem ziemlich großen Topfe pflege ich 5 bis 6 Stück am Rande herum und 2 bis 3 Stück in die Mitte zu setzen. Hierauf muß man die Töpfe, bis-

*) Man sehe über Bereitung guter Blumenerde das 9te Stück des Hannoverschen Magazins vom Jahre 1808, nemlich den Aufsatz: Kurze Nachricht für Blumenfreunde, nach.

bis das Wasser über den Rand laufen will, stark angießen, und nachher, wenn die Erde hiedurch losgespült syn sollte, und dadurch die Ableger lose stehn, selbige noch einmal andrücken. Man trifft es sehr günstig, wenn es ein oder mehrere Tage darauf regnet; so werden manchmal die Ableger nicht einmal welk, welches bei vieler Sonne geschieht; doch schadet dies gar nichts, die Blätter fallen nach einiger Zeit ab und es brechen neue hervor, sobald der Ableger Wurzel geschlagen hat; nur wird im erstern Falle das Treiben beschleunigt. Die Erde muß übrigens nicht ganz dürre werden, sondern beständig etwas feucht seyn.

Sind die jungen Pflanzen einen oder mehrere Zolle gewachsen, so kann man sie einzeln verpflanzen. Will man dies nicht mit allen auf einmal vornehmen, da einige nicht so üppig und schnell hervorwachsen, wie andere, so hebe man den umzupflanzenden, nachdem man vorher die Erde rund um ihn herum, ohne, wo möglich, die Wurzeln zu beschädigen, mit dem Gartenmesser losgeschnitten, behutsam aus, so daß der Ballen Erde an der Wurzel hängen bleibe, setze ihn recht in die Mitte des bereit stehenden Topfs und gieße ihn recht stark an. Wenn das Wasser abgelaufen ist, wird sich die Erde gesenkt haben, man muß daher noch einige aufstreuen und die Pflanze gleich etwas anbinden. Sollte man alle Ableger eines Topfs auf einmal verpflanzen wollen, so rathe ich, alle Erde in einem Ballen mit den Ablegern herauszunehmen, man kann dann denselben in so viele Theile zerlegen, als Ableger vorhanden sind.

Hiebei wird man auch recht wahrnehmen können, wie sich die Wurzeln der an den Rand des Topfs gedrückten Ableger, welche immer die größten und besten werden, schön an demselben heruntergezogen haben. Dies bewirken die Ausdünstungen und feuchten nahrhaften Theile der Erde, die sich an die Topfwände wie Fensterschweiß ansetzen, auch trägt die Sonne, wenn sie den Topf erhitzt, viel dazu bei.

Ich habe unter andern von folgenden Pflanzen mit Erfolg Ableger gezogen, deren Namen hier Platz haben mögen:

1) Rosa semper florens. Hievon ist mir nie ein Ableger zurück geblieben, sondern sie giengen alle an. Die hellrothen wachsen noch besser als die dunkeln.
2) Rosa bracteata.
3) Hydrangia hortensis.
4) Volkameria Japonica.
5) Lotus Jacobaea.
6) Verbena triphylla.
7) Heliotropium peruvianum.
8) Mehrere Sorten Solanum, wie auch
9) Lavatera und Malva.
10) Jacobaea.
11) Dracocephalum canariense.
12) Saxifraga.
13) Mehrere Sorten Oenothera.
14) Teucrium asiaticum.

15)

15) Mimulus glutinosus.
16) Cacalia articulata.
17) Salvia aureata, canariensis, aurea, grandiflora, mexicana etc.
18) Gnaphalium linarifolium.
19) Tagetes lucida.
20) Hemimeris urticifolia.
21) Mehrere Sorten Stachis.
22) Trachelium caeruleum etc.

Ferner kann man von allen Pelargoniis, ausgenommen solche, die keine holzartigen Stengel bekommen, von allen Mesembrianthemis, Crassulis und vielen andern sehr gut Ableger machen.

Die Erica macht hievon eine Ausnahme, deren Ableger sehr schwer angehn, gewiß von funfzigen kaum einer. Hohlstengelichte Pflanzen kann man auch nicht ablegen.

Die Rosa semper florens bedarf fast gar keiner Wartung, denn es geht wohl keine Pflanze leichter an als diese. Die Ableger werden oft in einem Sommer 1 bis 2 Fuß hoch und bekommen Blüthen *) Die blasse wird schlanker, wie die dunkelrothe. Ich pflege von einigen immerblühenden Rosen, welche schöne Sprößlinge aus der Wurzel zu bekommen scheinen, alle Zweige, wenn sie auch 2 Fuß lang sind, abzuschneiden, stecke dieselben ein, und sie gehen alle an; hiedurch erhalte ich in sehr kurzer Zeit hohe und schlanke Rosen. Die jungen Sprößlinge bekommen dadurch mehr Säfte und erreichen sehr bald die vorige Höhe wieder. Das Heliotropium treibt auch gewaltig, und es wird davon 1 Zoll langer Ableger, in gute Erde gesetzt, in einem Sommer wohl 2 Fuß hoch. Wenn man diese Methode befolgt, braucht man sich nicht immer Pflanzen, die oft sehr theuer, sondern nur Ableger zu kaufen, welche sehr wohlfeil, auch wohl umsonst zu erhalten sind. Es macht überdem viel mehr Vergnügen, schöne Pflanzen zu haben, die man selbst aus Ablegern gezogen hat.

*) Vorausgesetzt im Freien.

Arabische Art zu speisen.

Die Art, wie die arabischen Herren und Städter zu speisen pflegen, weicht wenig von der ab, die man gemeiniglich bei den Türken findet. Auf dem Boden des Zimmers sind verschiedene Teppiche ausgebreitet; in die Mitte wird eine lange Tafel gesetzt, welche nur eine Spanne hoch von der Erde und anderthalb Ellen breit ist, und weder mit einem Tischtuch noch sonst etwas bedeckt wird. Auf derselben werden verschiedene große Schüs-

sein mit Pilau, das ist ziemlich dick gekochter Reis, vertheilt, und in die Mitte ein gekochter Hammel aufgesetzt, dessen Wanst mit einer andern Art Pilau angefüllt ist. Ist die Anzahl der Tischgäste stärker als dreißig Personen, so wird mehr als ein Hammel aufgetragen. Zwischen diesen Hauptgerichten werden viele andere kleine Schüsseln eingeschoben, welche allerhand gekochtes Zugemüse und auf mancherlei Art zugerichtetes Fleisch enthalten, und mit vielen Schalen mit geronnener Milch, die durch Sauerteig sauer gemacht wird, untermengt sind. Es wird auch Brod aufgetragen, welches aber nur in dünnen Kuchen besteht, die nicht sonderlich gebacken sind. Auf der Tafel sind weder Messer noch Gabeln, weder Teller, Servietten noch Becher, sondern bloß einige knöcherne oder hölzerne Löffel. Ist nun die Tafel auf obige Art bereitet, so waschen sich alle Gäste vorher sorgfältig die Hände, lassen ihre Babuschen oder Pantoffeln draussen, stellen sich alle hin vor die Tafel, der Wirth betet, die übrigen thun desgleichen, und dann setzen sie sich alle mit kreutzweis übergeschlagenen Füßen nieder auf die Teppiche. Einer von den Bedienten breitet ein großes Tischtuch über die Knie von allen, welches rings um die Tafel reicht, und dann fangen sie an zu essen. Obgleich Löffel auf der Tafel liegen, bedienen sie sich doch derselben wenig, sondern fahren ohne Umstände mit der Hand in den Pilau, nehmen, so viel sie in die hohle Hand fassen können, formen es darin gleich zu einem Kloß und essen es, auch pflegen sie wohl bald von diesem, bald von jenem Gericht etwas darunter zu thun. Ihr Getränk ist Wasser, das ihnen auf Verlangen von den aufwartenden Bedienten gereicht wird. Sie trinken gewöhnlich aus Trinkschalen von irdenem Geschirr oder von Kokosnüssen, selten aus Gläsern. Sie sitzen nur kurze Zeit bei dieser Tafel; stehen dann alle auf, danken Gott, waschen sich wieder die Hände und den Mund und gehen dann zu einer andern Tafel, welche mit Früchten und süßen Sachen besetzt ist, und nehmen bei derselben, wie bei der vorhergehenden, Platz. Sie essen davon aber gewöhnlich nicht viel; sie wird dann weggenommen, und ohne von ihren Plätzen aufzustehn, trinken sie Kaffee, rauchen Taback und bleiben so lange bei einander sitzen. Während dem sättigen sich die Hausbediente von dem Ueberbleibsel der ersten Tafel, und was diese nicht verzehren, so wie auch das Zurückgebliebene auf der zweiten Tafel, wird in die geheimen Zimmer der Frauenzimmer getragen; denn an diese, sogar an die Hausfrauen, kommt die Reihe zuletzt. Wenn diese gespeist haben, trinken sie ebenfalls Kaffee, und rauchen Taback, wie Mannspersonen.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

27tes Stück.

Montag, den 3ten April 1809.

Verſuche für Pferdeliebhaber.

I. Jeder, der nur irgend mit Pferden umgeht, oder auch nur ſelten ein Pferd beſteigt, weiß gewiß, wie ungeberdig ſich ſolches benimmt, wenn es bei ſtarkem Winde, der wohl gar von Regen und Schneegeſtöber begleitet iſt, ſtark laufen, oder auch bloß traben ſoll. Die Urſachen davon brauche ich nicht anzuführen, da ſolche in der Natur der Sache liegen. Ich, der ich von Jugend auf eine beſondere Neigung zu dieſer edlen Thiergattung hatte, machte früh die obige Bemerkung. Mehrere Verſuche, z. E. das Pferd ans Laufen gegen den Wind zu gewöhnen, mißlangen, bis ich endlich auf den Gedanken kam, dem Pferde ein Taſchentuch dergeſtalt um den Kopf zu binden, daß die Zipfel über die Naſelöcher weit genug herüber hiengen, um nicht durch jede Bewegung des Kopfes in die Höhe geworfen zu werden. Dieſe Methode entſprach meinen Hoffnungen, und bei mehreren Pferden, wo ich dieſen Verſuch wiederholte, kam keines ungewöhnlich auſſer Athem. Andere Pferde ohne dieſe Vorrichtung kamen dagegen ſehr auſſer Athem, und blieben im Laufen weit hinter dem meinigen zurück, wenn ſie ſonſt gleich weit ſtärker liefen.

Da dieſe Methode aber bei ſcheuen Pferden nicht angebracht iſt, da ſie vor ihren Augen das Geſtirre eines vielleicht bunten Tuchs und deſſen eiliges Umbinden im Freien nicht leiden, ſo empfehle ich folgende zwei Auswege, dem obigen Uebel abzuhelfen, die mir beide nicht unzweckmäßig ſcheinen:

1) Man befeſtige an beiden Seiten der Stange des Pferdes ſtatt des Tuches ein hinreichend großes Stück ſchwarzes Leder, laſſe ſolches weit genug über die Naſenlöcher hängen, und befeſtige es von unten zu, mittelſt eines feinen Riemens an der Kinnkette, aber ſo loſe, daß das Leder freien

raum hat, und nur nicht vom Pferde in die Höhe geschnellt werden kann. Diese Methode habe ich selbst versucht, und sie gelang recht gut. Sollte man nun diese Vorrichtung mit einer vollkommneren, aber auch kostspieligeren, vertauschen wollen, so habe ich

a) ein ungefähres Modell entworfen, wodurch das Pferd einen ordentlichen kleinen Windschirm um den untern Theil des Kopfes hat, frei athmen kann, und der heftige Druck des Windes abgehalten wird. Die Art, den Windschirm zu befestigen, ist sehr einfach. Zwei feine eiserne, verzinnte oder plättirte Stangen, von der ungefähren Länge eines Pferdekopfs, auf jede Seite desselben, am Kopfgestelle entlang, die sich oben bogenförmig neben einander vorbeigehend concentriren, und unten bei der Stange einen doppelten Bogen, dem eines Kappzauns ähnlich, haben, halten den Schirm. Nach meinem Modell liegt derselbe, bei stillem Wetter, in Falten zusammengeschlagen auf der Nase des Pferdes, und kann zum Gebrauch, vom Pferde ab, aufgespannt werden. Die Gattung Zeug, welche den Schirm am obigen Modelle ausmacht, und zwischen den doppelten eisernen Bogen eingenähet wird, kann ganz nach Gutdünken gewählt werden, wenn sie nur dicht und dauerhaft ist. Ich habe nur grünes Wachstuch genommen. Man besorge ja nicht, daß dieser Windschirm vielleicht beschwere, oder am Aufzäumen des Pferdes hindere, oder gar mißziere; im Gegentheil, wer diese Vorrichtung noch nicht gesehen hat, wird sie für eine Verzierung des Hauptgestells halten, vorzüglich wenn zierliche Arbeit mit Zweckmäßigkeit verbunden ist.

II. So wie hoffentlich jeder die Wahrheit der obigen Bemerkungen einsieht, so wird auch wohl nicht leicht jemand diesen Satz bestreiten, daß bei länger anhaltenden Reisen ein schlecht gefüttertes Pferd unterwegs sehr bald seine letzten Kräfte aufgewandt hat, aller Zwangmittel ungeachtet, stets nachlässig und träge gehen und an jedes Unebene im Wege anstoßen wird. Oft kann diesem Uebel sofort abgeholfen werden; — von diesem Falle rede ich nicht; — oft aber ist letzteres unmöglich, theils wegen Mangel an Futter, wie es bei der Cavallerie im Kriege so oft der Fall ist, theils weil Zeit und Umstände es nicht verstatten, ein Pferd abzufüttern, oder darauf zu achten, daß es gehörig behandelt werde. Allen, die in dieser Lage sich einmal befinden können, theile ich folgende Erfahrung mit, wodurch ein schon erschlafftes Pferd, das sonst vielleicht liegen geblieben wäre, einen Tag, oder oft noch länger, munter fortgeht.

Bei

Bei meinem ersten Versuche nemlich machte ich mit einem ordinairen Pferde eine starke Tagereise, ohne ihm unterweges einige Nahrung zu geben. Gegen Abend war das Pferd marode, oder doch wenigstens nicht so munter als gewöhnlich. Jetzt schnallte ich ihm den Leib mit einer besonders dazu mitgenommenen Gurte, die von Leder und 9 Zoll breit war, ziemlich fest zusammen, und ritt so, ohne gefüttert zu haben, weiter. Mein Pferd ward bedeutend munterer, und, sey es von der Ungewohnheit der Gurte unterm Leibe oder vom Zusammenpressen des Magens, wodurch natürlich der Lebensstoff von neuem vermehrt ward, genug, das Pferd fand Trieb zum Traben; obgleich die Gurte bei diesem ersten Versuche noch keine feste Lage hatte, sondern sich hin und her bewegte. Jetzt habe ich mehrere Versuche der Art gemacht, und die 3 Fuß breite lederne Gurte einen ganzen Fuß breit genommen, und mit dem einen Ende an den Schwanzriemen des Pferdes nähen lassen, mit dem andern aber, vermöge kleiner Schnallen mit Riemen, auch an den Schwanzriemen, von der andern Seite her, befestigt, so daß solche sich gar nicht hin und her bewegen, und ich, ohne vom Pferde zu steigen, die Gurte unterm Leibe fester oder loser anziehen kann, je nachdem die Fatigue des Pferdes grösser oder geringer war. Es ist diese bezeichnete Gurte also eben so zu befestigen, wie die eines Sattels, nur weiter nach hinten hin. Alle meine Versuche gelangen trefflich, und ich hoffe durch diese Erfahrung dem Militairwesen vorzüglich noch manchen großen Nutzen zu verschaffen.

Wie sehr das Zusammenpressen des Magens den Hunger vertreibt, und die Kräfte vermehrt, sehen wir bei so vielen wilden Stämmen und Völkerschaften, welche viele Tage auf Jagden und Fischfang herumwandern und die gänzliche Ermattung durch Mangel an Nahrung blos dadurch verhindern, daß sie theils mittelst kleiner an den Enden zusammen gebundener Bretter, den Magen einpressen, theils den Leib mit Stricken von Baumrinden zusammenschnüren. Warum sollte denn nicht auch bei Thieren durch dasselbe Mittel, dieselbe Wirkung hervorgebracht werden können?

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß man diese Schmachtgurte auch bei Wagenpferden mit demselben Erfolge anwenden könne, nur daß solche, so lange das Pferd ohnehin noch feurig und munter ist, lose und ohne alle Wirkung unter dem Leibe des Pferdes herum hängt.

Mit Recht wird aber mancher beim ersten Anblicke gegen diese Schmachtgurte das einzuwenden haben, daß viele ein- und ausländische Pferde, vorzüglich die Race Pferde, denen man im Allgemeinen den Namen Polacken giebt, gar nicht leiden,

thuen noch auſſer den Sattelgurten und Sprungriemen etwas unterm Leibe zu befeſtigen. Allein dagegen darf ich einwenden, daß theils eine loſe hängende Gurte auch das wildeſte Pferd nicht noch unbändiger machen wird, theils ſolches lernen muß und kann, wenn die erſten Verſuche mit Vorſicht geſchehen, theils endlich die Unſpannung der Gurte erſt dann erforderlich iſt, wenn das Pferd ſeine natürlichen Kräfte aus Hunger oder Durſt nicht mehr hat, mithin vieles leidet. Noch muß ich hinzufügen, daß man dieſe Schmachtgurte durchaus nicht bei Pferden anwenden kann, die entweder auf Reiſen krank werden, oder wegen Ungewohnheit im Arbeiten zuerſt nicht freſſen wollen, und dadurch marode werden.

III. Um jedoch dem Pferde bei der obigen Verfahrungsart wieder einige Erholung zu geben, ſo habe ich bei Verſuchen mit der Schmachtgurte ſtets ein hölzernes Gebiß bei mir gehabt. Selbiges iſt ganz ſo, wie das der Roßhändler, mit der Veränderung, daß es an beiden Enden kleine Oeffnungen hat, wo man leicht und geſchwind Kopfgeſtell und Zügel einſchnallen kann. So unbequem es auch iſt, doppelte Gebiſſe fürs Pferd mit fortzuſchleppen, ſo iſt es doch unentbehrlich, und dieſe Laſt nicht ſo groß, als man ſie ſich vielleicht zuerſt vorſtellt. Bei kleinen Reiſen wird man nur ſelten in die Lage kommen, die Schmachtgurte und das hölzerne Gebiß zu gebrauchen; bei anhaltenden Reiſen wird man gern unter dieſem Verhalten ſich jener kleinen Unbequemlichkeit, vorzüglich im Kriege bei Cavallerie, unterziehen. Die Vortheile davon ſind unglaublich. Ein eiſernes Gebiß verzehrt viele Feuchtigkeiten, oder den Speichel des Pferdes; bei einem von Holz geſchieht das nicht; im Gegentheile, da das Pferd gern darauf nagt, ſo vermehrt es die Feuchtigkeiten im Maule, und hält dadurch Hunger und vorzüglich Durſt ab.

Auch die Leichtigkeit des hölzernen Gebiſſes iſt einem ermatteten Pferde viel werth. Von einem muntern rede ich hier nicht, und ſelbſt dem giebt es einige Erleichterung.

Der Kärner z. E. giebt ſeinen Pferden gar kein Gebiß ins Maul, auch aus obiger Abſicht.

IV. Endlich empfehle ich einem jeden Reiter, er mag es von Profeſſion ſeyn oder nicht, eine andere Art Steigbügel, als die jetzt gewöhnlichen offenen, welche einen unten geſchloſſenen halben Zirkel bilden. Wie viel Unglück hiedurch ſchon für gute und ſchlechte Reiter entſtanden iſt, brauche ich nicht weitläuftig anzuführen. Da gewiß viele meiner Leſer ſich Beiſpiele entſinnen werden, wo jemand im Steigbügel hängen geblieben iſt und irgend ein Uebel davon getragen hat. Der beſte Kunſtverſtändige im Reiten kann in Lagen kommen, wo er vom Pferde abgeworfen wird, durch die Gewalt oder durch das Steigen deſſelben

Digitized by Google

ben; und stand er mit den Spitzen des Fußes auch noch so fein und zierlich im Steigbügel, glaubte er sich vor dem Hängenbleiben auch noch so sicher, so wird es doch oft geschehen, vorzüglich, wie schon angeführt, wenn ein Pferd stolpert oder gar steigt, da dann fast immer der Körper vorgetrieben, und daher der Steigbügel weiter auf den Fuß hinaufgeschoben wird.

Wie viele Unglücksfälle sind hiedurch nicht schon entstanden, und werden noch täglich bei denen entstehen, die nichts von Pferden und Reiten verstehn, und sich etwa nur bei festlichen Gelegenheiten zu Pferde setzen, dann tollkühn über Stock und Block jagen, welches ich während meiner Universitäts-Jahre nur zu oft gesehen habe, und, um nicht herunter zu fallen, den Fuß recht weit und fest in den Steigbügel hineindrängen, und überdem noch mit den Spitzen des Fußes herunterwärts treten, damit solcher ja nicht zurückgleiten könne. Macht unter einem solchen Reuter das Pferd vorsetzlich oder aus Versehen einen Fehltritt, so liegt er gleich daneben, und wird, leider! nur zu oft weite Strecken im Steigbügel mit fortgeschleppt.

Wer dies je mit ansah, wird meiner Behauptung beipflichten. Allen diesen Uebeln kann nur abgeholfen werden, wenn wir vorzüglich dem Beispiele der Türken und Spanier folgen. Beide haben ursprünglich statt der Steigbügel wahre Pantoffeln am Sattel hängen, darin der ganze Fuß bequem stehen kann. Weit entfernt, diese Art anzuempfehlen, schlage ich etwas ähnliches, nemlich folgende Steigbügel vor:

Man behalte ganz die Form der unsrigen bei, lasse solche aber vorn durch einen eisernen Bogen völlig schließen, so daß der Steigbügel das Ansehen eines halben Schuhes hat. Um mich deutlicher auszudrücken: man denke sich einen hinreichend grossen Stiefel, der jedem passen würde, und schneide, von der Spitze desselben angerechnet, 3 Zoll ab. Dieses Stück muß den Bügel abgeben, der, wie gewöhnlich, an dem Steigbügel hängt.

Jeder, der nur den Versuch damit gemacht hat, oder noch machen sollte, wird den Nutzen davon einsehen, und tausend Erzählungen von Hängenbleiben im Steigbügel werden verschwinden.

Die von mir angegebene Art Steigbügel kann jeder Sporenmacher verfertigen, sie sind nicht sehr kostbar und mißzieren den Reuter und das Pferd keinesweges. Und diejenigen, welche keine besonders gute Reuter sind, können sich dann mit der Beruhigung zu Pferde setzen, daß sie wenigstens nicht, wenn sie abgeworfen würden, noch obendrein vom Pferde fortgeschleppt werden.

Schließlich füge ich nur noch hinzu, daß man ja nicht glauben möge, als hielte ich die vorhin gegebenen vier Bemerkungen für vollkommen. Hievon

von bin ich weit entfernt; — es sind lediglich Erfahrungen, Proben, die meinen Erwartungen entsprachen. Ich übergebe sie Kunstverständigen zur ferneren Prüfung; ich will bloß mittheilen, und gern bessern Erfahrungen weichen.

Ich wünsche nur, daß meine Ideen zu etwas vollkommenen leiten, und daß vielleicht irgend ein Unglück durch sie abgewandt werde.

A. S.

Sehr würde es mich freuen, wenn irgend jemand aus ferneren Erfahrungen und Proben in diesem Blatte seine Bemerkungen mittheilte; gern bin ich erbötig, dem sich dann nennenden Verfasser privatim noch einige Nachrichten und Modelle mitzutheilen, damit sich dann irgend ein Künstler bloß mit Verfertigung der qu. Sachen zuerst beschäftigte.

U.

Nachtrag
zum 32ten Stück des neuen Hannoverschen Magazins v. v. J. den Anbau der Erdmandeln betreffend.

Im genannten Stücke habe ich eine ausführliche Anweisung, die Erdmandeln beim Mangel des indischen Kaffee's anzubauen, gegeben. Ich glaube, daß es nicht überflüssig seyn werde, wenn ich einige im vorigen Jahre gemachte Bemerkungen hier annoch mittheile.

Viele haben sich Erdmandeln zum Pflanzen im vorigen Jahre um einen hohen Preis angeschafft; sie sind aber gar nicht, oder nur sehr sparsam aufgegangen. Die Ursache soll an dem Boden, an der Witterung oder an sonst etwas gelegen haben. Dieses alles ist aber nicht gegründet: die Erdmandeln wachsen nach allen Erfahrungen in jedem Boden. An der Witterung kann es auch nicht gelegen haben, denn sie können, wenn sie einmal aufgegangen sind, ihrer feinen, tief in die Erde gehenden Wurzelfasern wegen, eine ziemlich anhaltende Trockniß ertragen. Die wahren Ursachen aber, warum sie nicht aufgegangen, sind ohne Zweifel folgende gewesen: entweder sie haben ihre gehörige Reife nicht gehabt, und sind vor der Zeit, ehe das Laub angefangen hat gelb zu werden, ausgerodet, oder auf einem heißen Ofen getrocknet worden; auch können sie zu alt gewesen seyn. Sind sie schlecht getrocknet, so werden sie mulstrig, bekommen auch wohl einen säuerlichen Geschmack. Alle solche Erdmandeln taugen nicht zur Einsaat, und selten geht eine von ihnen auf. Die alten und auf dem heißen Ofen getrockneten Erdmandeln können nur noch zum Kaffee verbraucht werden, die sauer-

ge-

Digitized by Google

gewordenen aber, oder die mulstrigen taugen zu gar nichts.

Wer sich also Erdmandeln zum Pflanzen anschaffen will, der sehe zu, daß er nicht solche bekomme, welche obige Fehler haben. Hat er einmal gute bekommen, so braucht er sich in der Folge keine mehr anzuschaffen; er wird genug erndten, um seine künftige Aussaat nach Gutbefinden davon nehmen zu können.

Diejenigen, welche im vorigen Jahre gute Erdmandeln zum Pflanzen bekommen, haben durchgehends eine reiche Erndte gehabt. Man hat die Vorschrift befolgt, jedesmal zwei Erdmandeln nahe an einander zu legen, und in einer Weite von einem Quadratfuß damit fortzufahren; hieraus sind in denen Gärten, wo sie frei gestanden, Büsche gewachsen, unter welchen sich bisweilen über 400 Stück gefunden haben. Diejenigen aber, welche solche in das freie Feld auf die nemliche Art gepflanzt hatten, haben unter einem solchen Busche über 600 Stück bekommen.

Hieraus ist die Folge zu ziehen, je freier die Erdmandeln stehen, desto besser setzen sie an. Unter den Schatten der Bäume und an Hecken heraus bringen sie zwar auch einige Früchte, vorzüglich wenn das Land gut ist, aber lange nicht diejenige Menge, welche man von einem freien Stücke Landes zu erwarten hat.

Eine ziemlich genaue Probe von dem Ertrage der Erdmandeln ist folgende: Man hat durchgehends zwei Stück Erdmandeln neben einander an eine Stelle gelegt, und damit in der Weite eines Quadratfußes fortgefahren; von 100 Stück auf diese Weise gesteckt, sind 50 Büsche entstanden; diese haben an frischen Erdmandeln eine gehäufte hiesige Metze, oder $10\frac{1}{2}$ Pfund wiederum eingebracht, und nachdem diese gehörig wiederum getrocknet worden, so haben diese $10\frac{1}{2}$ Pfund noch über fünf Pfund gewogen. Nimmt man nun an, daß 100 Stück gut getrocknete Pflanz-Erdmandeln etwa 3 Loth wiegen, so erhellet, daß es ein sehr einträgliches Gewächs ist.

Der Nutzen von der Anziehung der Erdmandeln fängt jetzt schon an sich zu zeigen; die Einsaat kann man jetzt um einen billigen Preis erhalten, und dieses ist eine Ausgabe, die ein- für allemal geschieht. Viel Land erfordern sie nicht, und an Arbeit nicht einmal so viel, als wie man bei Kartoffeln anzuwenden pflegt.

Wer sich im vorigen Jahre die Erdmandeln angezogen hat, der freuet sich seiner Erndte, freuet sich, daß sie ihm und den Seinigen als Kaffee so wohl schmecken, so wohl bekommen, und fühlt nicht so sehr das theure Bedürfniß des indischen Kaffee's.

Hannover im März 1809. Goetsche.

Die Enthülsung des Reises betreffend.

Da im 92ten Stück des Hannoverschen Magazins vom vor. Jahre eine Abhandlung, den Reis anzubauen und zu enthülsen, bekannt gemacht wurde, so sehe ich mich genöthigt, deren mangelhaftes wegen der Enthülsung in diesen gemeinnützigen Blättern anzuzeigen, weil ein jeder ohne die Vorbereitung den Zweck, den Reis zu enthülsen, nicht erreichen würde.

Die Ostindianer bereiten ihren Reis auf folgende Art, ehe sie ihn enthülsen: Der Reis wird in große irdene Töpfe geschüttet, und so viel Wasser aufgegossen, daß der Reis vollkommen bedeckt ist; alsdann wird der Topf aufs Feuer gesetzt, bei gelindem Feuer langsam zum Kochen gebracht, und jener dadurch gequellt; wenn dieses geschehn ist, so nehmen sie den Topf vom Feuer und kehren den Topf auf die Oeffnung, lassen das Wasser ablaufen, und schütten hiernächst den Reis auf Matten und breiten ihn darauf aus, daß er trocknet, welches in der Sonne geschieht. Dies ist die Vorbereitung, die vorangehen muß, ehe er enthülset wird.

Wenn Habergrütze gemacht werden soll, so habe ich hier im Lüneburgschen gesehen, daß der Hafer ebenfalls vorher gequellt und in Backöfen getrocknet, und nachher zu Grütze gemacht wird. Es kommt auf einen Versuch an, ob der Reis nicht auch könnte auf der Habergrütz-Mühle enthülset werden, da ich bemerkt habe, daß die Grütze noch in ganzen Körnern ist.

L. J. F. W.

Anfragen.

1.

Was giebt es für Mittel, Ratten von Taubenschlägen schnell zu entfernen, die den Tauben unschädlich sind? — Dem Anfrager geschieht durch die baldmöglichste Beantwortung in diesen Blättern ein großer Dienst.

2.

Schützt die Einimpfung der Kuhpocken die jungen Hunde vor der sogenannten Hundekrankheit? Auf welche Art und in welchem Alter muß diese Einimpfung vorgenommen werden?

X.

Hannoverſches Magazin.

28tes Stück.

Freitag, den 7ten April 1809.

Die Sitten
der deutſchen Bewohner von Penſylvanien. *)

Der Staat von Penſylvanien verdankt ſeinen Wohlſtand und Ruf ſo guten Theils ſeinen deutſchen Bürgern, daß eine kurze Nachricht von der Lebensart und den Sitten derſelben ihren Mitbürgern in den übrigen vereinigten Staaten nützlich werden kann.

Die ältern unter den gegenwärtigen deutſchen Bewohnern von Penſylvanien, und die Väter der jetzigen Jugend, waren mehrentheils Pfälzer, Elſaſſer, Schwaben, Sachſen, Schweizer: es finden ſich aber auch hin und wieder ſolche, die aus allen andern Theilen und Fürſtenthümern von Teutſchland gebürtig ſind. Sie brachten wenig Eigenthum mit. Weniges Geld, eine Kiſte voll Kleidungsſtücke, eine Bibel und Geſangbuch, machte mehrentheils ihre ganze Habe aus. Viele unter ihnen haben ſich oder ihre Kinder auf vier, fünf, ſieben Jahre, als Knechte an gewiſſe Herren verdingen müſſen, um die Koſten ihrer Ueberfahrt zu bezahlen. Wenn ein zahlreicher Haufen zugleich ankam, ſo war allemal ein Geiſtlicher dabei.

Die meiſten darunter waren Ackerleute, doch gab es auch Handwerker unter ihnen, welche Kenntniſſe und Fertigkeit in ſolchen Künſten beſaßen, die allenthalben nützlich ſind. Die Handwerker waren mehrentheils Weber, Schneider, Gerber, Schuſter, Kammmacher, Schmiede aller Art, Mezger, Papiermacher, Uhrmacher und Zuckerbäcker. Ich fange meine Nachricht von

*) Aus denen in Philadelphia gedruckten Werken eines amerikaniſchen Arztes, Dr. Benjamin Ruſch. Es iſt merkwürdig und erfreulich zu ſehen, wie die guten Eigenſchaften, welche den deutſchen National-Charakter auszeichnen, ſich auch in jenem Welttheile erhalten haben, und wie heilſam die Folgen dieſer Tugenden ſind.

Digitized by Google

von den deutschen Bewohnern von Pensylvanien mit den Ackerleuten an.

Sie sind nicht allein fleißig und mäßig, sondern auch geschickt. Ich will einige Eigenheiten bemerken, wodurch sie sich von andern Bewohnern von Pensylvanien auszeichnen.

1) Wenn sie eine Anlage machen wollen, so sorgen sie zuerst für geräumige und gute Stallung für Hornvieh und Pferde, ehe sie viel anwenden, sich selbst eine Wohnung zu bauen. Stall und Scheune sind gemeiniglich unter einem Dache, und so angelegt, daß sie ohne große Mühe und Weitläuftigkeit das Vieh füttern, und den Mist wegschaffen können. Das erste Wohnhaus, das auf einer solchen Meierei errichtet wird, ist klein, und von Balken zusammengeschlagen. Es dauert gemeiniglich die Lebzeit des ersten Erbauers aus, und daher kommt das Sprichwort: daß der Sohn immer seinen Anbau da anfangen muß, wo der Vater aufgehört hat: — das heißt, er muß es auf ein größeres und bequemeres steinernes Haus anlegen.

2) Sie ziehen immer guten Boden, oder solchen, wo sich viel Wiesengrund findet, vor. Diese Aufmerksamkeit auf Gräserei macht sie wohlhabend. Oft wird der Werth einer Meierei bloß dadurch in wenigen Jahren verdoppelt. Mancher, dessen Vorfahr auf derselben verhungerte, ist reich geworden. Sie kaufen auch lieber Meiereien, daran schon etwas geschehen ist, als daß sie ganz wüstes Erdreich ausroden.

3) Wenn sie ein Feld von Bäumen reinigen wollen, um es zu beackern, so machen sie es nicht, wie ihre englischen oder irländischen Nachbarn, welche die Bäume blos rund umher, einige Fuß über der Erde, abschälen, und sodann stehn lassen, damit sie verdorren: sondern sie hauen sie um und verbrennen sie. Unterbusch roden sie ordentlich aus. Dadurch wird der Boden schon im zweiten Jahre eben so brauchbar als in zwanzig Jahren. Diese Art, urbar zu machen, ist sehr vortheilhaft, indem das Feld sogleich benutzt und sehr leicht gepflügt werden kann. Die Kosten, den Pflug herzustellen, der auf den Stümpfen, die in der Erde stecken, oft zwei oder dreimal des Jahrs abgebrochen wird, sind beträchtlicher, als die Kosten einer einzigen vollständigen Reinigung des Bodens.

4) Sie füttern Pferde und Kühe, deren sie nie übermäßig viele halten, so gut, daß jene zweimal so viel arbeiten, und die letztern doppelt so viel Milch geben, als andere, die kümmerlich zu fressen bekommen. Diese Weise ist sehr vortheilhaft, besonders in einem Lande, wo ein so beträchtlicher Theil der Beschäftigung des Ackermanns in der Besorgung seines Viehes besteht. Ein deutsches Pferd ist durch das ganze Land zu erkennen. Man sieht ihm an, daß sein Herr sowohl als es selbst über sein außerordentlich gutes Aeußere erfreuet seyn muß.

5)

5) Die Befriedigungen deutscher Meiereien sind durchgehends hoch und dicht, so daß die Felder selten von eigenen oder fremden Pferden, Hornvieh, Schaafen oder Schweinen leiden.

6) Die deutschen Ackerleute gehen mit ihrem Holze sehr sparsam um. Sie verbrennen es in Oefen, welche nur ein Viertheil oder Fünftheil von dem kosten, was in offenem Feuer verzehrt wird. Außerdem erspart dieses ihren Pferden die entsetzliche Arbeit, mitten im Winter Holz aus den Waldungen anzuschleppen, wodurch die Pferde ihrer Nachbarn, die es anders machen, oft für die Frühlingsarbeit unfähig werden. Diese großen dichten Oefen heizen ihre Wohnungen zu allen Zeiten so gut, daß jedes Mitglied der Familie doppelt so viel Arbeit in Knütten, Spinnen und Repariren von Hausgeräthe vollbringen kann, als in den Häusern geschieht, wo die ganze Familie sich beständig um das Kaminfeuer herumdrängt, oder in der Entfernung davon so friert, daß Hände und Finger erstarren, und nichts beschicken können.

Ihre Sparsamkeit und Sorgfalt für Vermehrung des Holzes zeigt sich noch auf andere Art. Sie sichern ihre Gehölze durch Befriedigungen gegen das Vieh, damit der junge Anflug heranwachsen könne, und die alten Bäume ersetze, die zum Bedürfniß der Meierei gehauen werden. Wo dies nicht wohl thunlich ist, sichern sie die nützlichsten Bäume, zum Beispiele die Kastanien, einzeln mit dreieckigten Einfassungen. Aus dem Fuße eines solchen Baums treiben innerhalb weniger Jahre zwei oder drei Schößlinge, die in 25 Jahren eben so groß werden, als der alte.

7) Sie halten Pferde und Hornvieh im Winter so warm als möglich. Dies erspart viel Futter: denn das Vieh frißt viel mehr in der Kälte, als wenn es warm gehalten wird.

8) Der deutsche Ackersmann lebt überhaupt in seiner Familie sparsam, sowohl in Ansehung dessen, was er verzehrt, als der Kleidung und Hausgeräthe. Das einträglichste Getreide verkaufen sie: das ist der Weizen. Das weniger kostbare, Rocken und Maiz, verzehren sie selbst. An diesem einzigen Artikel gewinnt oft ein Landmann in seiner Lebzeit so viel, daß er einem seiner Kinder davon einen eignen Hof anlegen kann. Gekochtes Fleisch essen sie sehr sparsam: desto mehr Gemüse, als Sallat, Rüben, Zwiebeln und Kohl, vorzüglich sauern. Sie leben auch größtentheils von Milch und Käse. Die Deutschen essen vielleicht zu wenig Fleisch, nach Verhältniß ihrer Arbeit. Daher glaubt man komme es, daß sie früher als ihre englischen und irländischen Nachbaren an Kräften abnehmen. Sehr wenige verfertigen Branntwein. Sie trinken vielmehr Cyder, Bier, Wein, Wasser. Ihr Hausgeräth ist einfach und nützlich. Im Winter schlafen sie unter Federbetten. Dies ist wohlfeil und zuträglich, denn die Federbetten sind wär-

mer als andre Bedeckung, und werden im Hause selbst gemacht. Weißzeug ist in deutschen Haushaltungen gemeiniglich selbst gemacht. Wenn sie europäische Kleidungsstücke haben, so suchen sie das beste und theuerste zu erhalten. Sie hüten sich vor Schulden, und kaufen selten etwas auf Borg.

9) Die deutschen Ackersleute haben große und einträgliche Gärten bei ihren Häusern. In diesen wird fast lauter nutzbares Gemüse gezogen. Pensylvanien verdankt den Deutschen den größten Theil der Kenntnisse vom Gartenbau. Vormals waren Rüben und Kohl die vornehmsten Gemüsearten, welche die Einwohner von Philadelphia genossen. Dies ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die ersten englischen Bewohner von Pensylvanien England zu einer Zeit verließen, da die Gartenkunst daselbst noch in ihrer Kindheit war. Diese angenehme und nützliche Kunst ist daselbst erst unter dem Könige Wilhelm dem Dritten in Aufnahme gekommen. Seitdem sich deutsche Landleute in der Gegend von Philadelphia niedergelassen haben, sind die Tafeln der Einwohner zu allen Jahrszeiten mit einer Menge mannigfaltiger Gemüse versehen, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Bewohner dieser Stadt frei von Hautkrankheiten sind.

10) Die Deutschen miethen selten Knechte. Herren haben so wenig Gewalt über Knechte, daß diese selten so viel arbeiten, als ihr Lohn werth ist; den Herbst etwa ausgenommen, während dessen sie unter den Augen ihrer Herren arbeiten. Die Frauen und Töchter der deutschen Landleute lassen ihre Milchkammern und Spinnräder zu Zeiten stehn, und helfen ihren Männern und Brüdern bei der Korn- und Obsterndte. Die Gartenarbeit geschieht mehrentheils durch die Weiber.

11) Ein großer und starker Wagen, mit Linnen bedeckt, ist ein Hauptstück einer deutschen Haushaltung. Dieser Wagen wird von vier oder fünf Pferden von einem gewissen besondern Schlage gezogen. Sie bringen zwischen zwei und dreitausend Pfund von ihren Produkten durch die rauhesten Wege. Im September und October ist es nicht ungewöhnlich, auf der Lancaster- und Readingstraße in einem Tage funfzig oder hundert solcher Wagen zu begegnen, die nach Philadelphia ziehen.

12) Der vortheilhafte Einfluß des Ackerbaues, so wie ihn die Deutschen treiben, auf die menschliche Glückseligkeit, beweiset sich bei der Geburt eines Kindes in solcher Familie. Furcht vor Armuth oder Mistrauen in die Vorsehung über das Fortkommen des Kindes stöhren die Ruhe dieser fleißigen und mäßigen Leute nicht. Bei der Geburt eines Sohnes freuen sie sich darüber, daß ein Ackersmann oder Fuhrmann ihnen geschenkt worden; bei der Geburt eines Mädchens freuen sie sich, daß ein Milchmädchen oder Spinnerin dazu gekommen. Glücklicher

Digitized by Google

cher Zustand der menschlichen Gesellschaft! Was für Glückseligkeit kann die Civilisation schaffen, die einen Ersatz für diese patriarchalischen Freuden über eine zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft gewähren, welche für ihre Eltern arbeiten, für sich selbst und für ihr Vaterland: welche selbst alles Glück und Freude des irdischen Lebens theilen werden! Diese Freude der Eltern über ein neugebohrnes Kind ist das dankbare Echo des Schöpfers. Möge Pensylvanien immerfort mit diesen Beweisen einer unschuldigen, fleißigen, reichen und glücklichen Bevölkerung gesegnet seyn!

13) Die Deutschen geben sich viele Mühe, ihre Kinder nicht allein zu der Gewohnheit, sondern auch zur Liebe zu der Arbeit anzuziehen. Sie unterwerfen sich dem allgemeinen Gesetze, das Gott über die Menschen ausgesprochen hat, auf solche Art, daß sie den Fluch in einen Segen für jeden Einzelnen und für das Ganze verwandeln. Fürchte Gott und arbeite, das ist die erste Lehre, die sie ihren Kindern einschärfen. Sie ziehen die Angewöhnung an Fleiß sogar dem Besitze des Geldes vor, und wenn ein junger Mann seine Eltern um Einwilligung zu einer Heirath bittet, so fragen sie nicht sowohl, ob sie reich oder arm sey? oder ob sie schön und gelehrt sey? als vielmehr nur, ob sie fleißig und zu einer guten Hausfrau erzogen worden?

14) Die Deutschen setzen großen Werth auf ererbte Besitzungen. Diese heilsame Gesinnung verhindert viel Thorheit und Laster bei jungen Leuten. Sie bringt den größten Vortheil mit sich, in Ansehung der Verbesserungen der Bauerhöfe. Denn was kann einen Vater wohl mehr bewegen, einen Baumgarten anzulegen, Waldung anzupflanzen und zu erhalten, ein dauerhaftes und bequemes Haus zu bauen, als der Gedanke, daß eine Reihe von Geschlechtern, die seinen Namen führen, und von ihm abstammen, alles erben und besitzen wird.

15) Die deutschen Bauern halten beim Pflanzen und Pfropfen der Bäume, und beim Säen und Erndten sehr viel auf die Aspecten des Mondes. Dies wird von vielen für Aberglauben gehalten: aber wenn die Bemerkungen des Hrn. Wilson über die Verschiedenheiten des Clima gegründet sind, so muß der gute Fortgang des Ackerbaues jener Colonisten, dieser Beachtung des Mondes zum Theile mit zugeschrieben werden.

16) Nach dem, was bisher über den Zustand des deutschen Ackerbaues gesagt worden, ist es überflüssig, zu bemerken, daß die deutschen Ackerhöfe sich von andern durch die Größe der Scheuern unterscheiden, durch die einfache aber dichte Bauart ihrer Häuser, die Höhe ihrer Befriedigungen, die Größe ihrer Baumgärten, die Fruchtbarkeit ihrer Felder, die Ueppigkeit ihrer Wiesen, und durch Ueberfluß und Reinlichkeit in allem Zubehör.

Der deutsche Handwerker besitzt einige von den Eigenschaften, welche den Ackersmann auszeichnen. Sein er-

Digitized by Google

erster Wunsch ist der eigenthümliche Besitz eines Hauses. Wenige wohnen in gemietheten. Das angenehmste, was man beim Eintritte in ein Haus sagen kann, ist die Frage, ob dies Haus eigen sey? Sie sind fleissig, sparsam, zuverlässig und genau. Seit sie sich in Pensylvanien niedergelassen, haben sie Geschicklichkeit in manchen Künsten erworben, die in einem neubebaueten Lande unmittelbar nöthig oder nützlich sind: fahren aber daneben fort, die Künste, die sie aus Deutschland mitgebracht haben, mit gutem Erfolge zu treiben.

Die Deutschen beschränken sich indessen in Pensylvanien nicht auf Landbau und mechanische Künste. Manche unter ihnen haben durch inländischen und auswärtigen Handel großes Vermögen erworben. Als Kaufleute sind sie ehrlich nnd zuverlässig. Die Bank von Nordamerika hat von ihrem ersten Anfange an fortgesetzte Erfahrung davon gemacht, wie genau die Deutschen ihre eingegangenen Verbindlichkeiten in Geldsachen halten.

Bis hieher habe ich den individuellen Charakter der verschiedenen Classen deutscher Einwohner in Pensylvanien geschildert. Ich will nunmehro noch einige Bemerkungen über sie hinzufügen, wenn man sie in gesellschaftlicher Rücksicht betrachtet. Alle verschiedene Secten unter ihnen sind sehr sorgsam in der religiösen Erziehung ihrer Kinder, und halten viel auf die Aufrechthaltung des Christenthums und Kirche. Desfalls lassen sie sich in der Nähe von einander nieder, und eine ihrer ersten Sorgen ist ein Gebäude für den Gottesdienst und für den Schulunterricht zu errichten. Sie übergeben Erziehung und Unterricht ihrer Kinder ganz vorzüglich den Geistlichen. Daher wachsen diese Menschen mit starker Vorliebe für den öffentlichen Gottesdienst und für das Christenthum auf. Die heilsamen Folgen solcher frommen Erziehung unter den Lutheranern in Pensylvanien fallen so sehr in die Augen, daß in Neunzehn ganzen Jahren nur ein einziger von ihnen den Schimpf einer öffentlichen Bestrafung erlitten hat.

Als Mitglieder des gemeinen Wesens sind die Deutschen ruhige Bürger, und bezahlen die Abgaben ordentlich. Seitdem sie Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten erhalten, haben manche von ihnen gute Einsichten in dieselben erworben. Die Stellen eines Sprechers in der Versammlung von Pensylvanien, und eines Vice-Präsidenten des kleinen Rathes, sind mit Anstand und Würde von Deutschen bekleidet. Die nemlichen Personen sind nachmals zu Stellen in dem Hause der Repräsentanten der vereinigten Staaten befördert worden. In dem großen Streite über die Einrichtung der neuen gemeinschaftlichen Regierungsform aller vereinigten Staaten hat eine große Mehrheit der Deutschen sich für die Verbindung erklärt, so wie sie durchgesetzt worden: ohnerachtet viele Be-

Digitized by Google

mükung angewandt ist, sie darin irre zu machen, und durch demagogische Künste zu verleiten.

Gesellschaftliche Vergnügungen lieben die Deutschen wenig. Sie kommen nur selten zusammen, um zu essen und zu trinken, was man bloße Schmausereien nennt. Jedoch kennen sie die Gastfreundschaft gar wohl und üben sie. Der hungrige Reisende, den die Nacht überfällt, ist bei ihnen willkommen. Ein großer Herr von Irländischer Abkunft, der sich auf einer Reise durch Lancaster verirrte, klopfte am Abend an die Thüre eines deutschen Landmannes, ward gütig aufgenommen und gut bewirthet. Am folgenden Morgen erbot er sich, zu bezahlen. Nein, sagte ihm der freundliche Deutsche in gebrochenem Englischen, ich verlange von Ihnen nichts. Ich habe mich einmal auch verirrt, und ward im Hause eines mir ganz fremden Mannes aufgenommen, welcher dafür keine Bezahlung annahm. Ich bezahle also nur meine Schuld. Thun Sie das nemliche auf gleiche Art an irgend einem dritten.

Sie sind sehr freundschaftliche Nachbaren, und stehn einander mit Darlehn an Gelde auf kurze Zeit ohne Zinsen bei, wenn der Ankauf einer Pflanzung etwa mehr Bedürfniß veranlaßt, als ein einzelner bestreiten kann. Aber um ihr Vertrauen zu erwerben, muß man genau Wort halten. Sie lehnen nie zum zweiten Mal einem Manne, der das erste Mal nicht zu versprochner Zeit erstattet hat. Im Revolutionskriege ist bemerkt worden, daß sich der Fall sehr selten ereignet hat, daß einer von ihnen Schulden mit Papier bezahlt hätte, das im Werthe gefallen war.

Man hat behauptet, daß die Deutschen im Ganzen unwissend und aus Mangel einer guten Erziehung, abergläubisch seyen, und leicht in ihren häuslichen Angelegenheiten hintergangen werden. Viele von ihnen haben beträchtlichen Verlust in ihrem Vermögen erlitten, weil sie die Gesetze und Prozeßform in den gemeinsten Angelegenheiten nicht kannten. Noch mehrere haben ihr Leben in Krankheiten verlohren, weil sie sich Quacksalbern anvertraueten. Aber dieses alles wird sich bald geben. Denn verschiedene junge Leute von deutschen Eltern haben sich auf Medicin, Rechtsgelehrsamkeit und Gottesgelahrtheit gelegt, und durch ihre Fortschritte darin bewiesen, daß die Fähigkeiten der deutschen Nation für Wissenschaften sich in Amerika nicht verlohren haben. In Lancaster ist ein Collegium errichtet, welches den Namen des berühmten Doctor Franklin führt, der als Präsident des Staats zu der Zeit der Stiftung reichlich dazu beigetragen hat. Diese Stiftung hat zu ihrem besondern Zwecke, unter den Kindern der Deutschen Kenntnisse zu verbreiten, und alle Deutsche haben ohne Unterschied

Digitized by Google

der

der Religion Theil daran. In diesem Collegio lernen sie deutsch und englisch, und werden in allen Kenntnissen unterrichtet, die auf hohen Schulen in Deutschland und England gewöhnlich sind. Der Vorsteher derselben ist ein Einwohner von Pensylvanien, von deutscher Abkunft, der Doctor Mühlenberg. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und guter Geschmack in Wissenschaften und Künsten, und sein Eifer in Erfüllung seiner Amtspflichten macht den Freunden der nützlichen Kenntnisse große Hoffnung, daß diese Anstalt recht viel gutes wirken werde. *)

Die Deutschen beider Geschlechter lieben die Musik sehr, sowohl den Gesang als Instrumental-Musik. Ihr Kirchengesang ist besser als irgend einer andern Secte.

*) Dies ist 1798. geschrieben.

(Der Schluß folgt.)

Beantwortung

der im 19ten Stück des Hannov. Mag. aufgeworfenen Frage: die Vertilgung der Flöhe betreffend.

Um auf eine sehr leichte Art die Flöhe aus den Schlafzimmern sowohl wie aus den Betten zu vertreiben, bediene man sich folgenden Mittels: Man nehme Wermuth (ein Kraut, welches sehr häufig ist) binde einige Büsche davon zusammen, lege solche auf mehreren Stellen in das Bette, so wie auch in das Schlafzimmer, so wird man von diesem Ungeziefer innerhalb einem Tage gänzlich befreiet seyn. Der Geruch von diesem Kraute ist nicht stark, und sicher der Gesundheit nicht schädlich. Ob aber dieses Kraut, wenn es getrocknet wird, im Winter dazu gebraucht werden kann, kann ich, da ich es auf solche Art nie versucht habe, nicht mit Gewißheit behaupten.

Hannover. J. A. A. — r.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 10ten April 1809.

Die Sitten der deutſchen Bewohner von Penſylvanien.

(Schluß.)

Freiheit und Toleranz haben unter den Deutſchen in Penſylvanien eine Mannigfaltigkeit von Sekten erzeugt. Ein großer Theil der deutſchen Bewohner des Staats iſt lutheriſch. Viele ihrer Kirchen ſind groß und prächtig. Nächſtdem iſt die reformirte Kirche die zahlreichſte. Ihre Kirchen ſind gleichfalls groß, und mehrentheils mit Orgeln verſehen. Die Geiſtlichen dieſer Confeſſionen haben nur mäßige Einkünfte, werden aber richtig bezahlt. Auf dem Lande haben ſie Ländereien, welche von den Eingepfarrten bearbeitet werden. Die Nebenkoſten bei den Zuſammenkünften der Geiſtlichen werden von den Gemeinden getragen. Auf dieſe Art wird die Kirchenzucht in guter Ordnung gehalten. Die deutſchen Lutheraner und Reformirten leben in guter Eintracht mit einander, ſo daß ſie oft einer in des andern Kirche predigen, und ſich oft vereinigen, um Kirchen zu bauen, und darin wechſelsweiſe Gottesdienſt halten. Dieſe Harmonie unter zwei verſchiedenen Religionsparteien rührt daher, daß die Reformirten von einigen ſtrengen Lehren etwas nachgelaſſen haben. Dieſe Reformirten laſſen ſich daher auch nicht gern Calviniſten nennen. Außerdem ſind noch Menoniſten, Mähriſche Brüder, Schwenkfelder und Catholiken vorhanden. Die Menoniſten halten Krieg und Eide für unrecht. Die Sacramente der Taufe und des Abendmahls gelten ihnen auch dafür; die Taufe aber verrichten ſie durch Beſprengen. Unter ihnen iſt eine beſondere Sekte entſtanden, die es für nothwendig hält, bei der Taufe unterzutauchen, und daher Dunker oder Täufer genennt werden.

Vor dem Abendmahle waschen sie einander die Füße, und setzen sich zu einem Liebesmahle nieder. Sie begehn diese Feierlichkeiten der Religion mit großem Ernst und Demuth. Die allgemeine Berufung zur Seligkeit ist ein Glaubensartikel. In dieser Sekte sind verschiedene Separatisten, und unter diesen einige, die beständige Ehelosigkeit üben. Diese haben verschiedene Jahre lang ein sonderbares Beispiel von frommer Selbstpeinigung gegeben, zu Ephrata in Lancaster. Ihrer sind gegenwärtig (1798) immer noch vierzehn oder funfzehn. Die Separatisten, welche ebenfalls von den Dunkern abweichen, verwerfen Taufe und Abendmahl, und halten es mit den sogenannten Freunden, in Ansehung der innern Erleuchtung. Mit den Dunkern halten sie es in Ansehung der allgemeinen Seligkeit. Die besondere Frömmigkeit und exemplarische Moralität dieser Sekte ist von den Vertheidigern der ewigen Seligkeit aller Menschen als ein Beweis angeführt, daß diese Lehre der Sittlichkeit der bürgerlichen Ordnung nicht so sehr zuwider ist, als man behauptet hat. Dunker und Separatisten kommen darin überein, daß sie keine Zinsen für Darlehn nehmen, und nie Processe führen, um ihr Eigenthum zu schützen.

Die Mährischen Brüder sind in Pensylvanien eine zahlreiche und angesehene Gemeinde. In ihrem Dorfe Bethlehem sind zwei steinerne Gebäude, worin die männlichen und weiblichen Mitglieder der Gemeinde von einander abgesondert, zum Fleiße angehalten werden. Die Schwestern, (so nennen sie die weiblichen) schlafen insgesammt in zwei geräumigen und reinlichen Zimmern. Zwei von ihnen wachen der Reihe nach jede Nacht, um denen beizustehen, denen unerwartet im Schlafe etwas zustoßen möchte. Es ist unmöglich, dieses zu erzählen, ohne eine Bemerkung über den Geist der Religion zu machen, welche so viel Einigkeit und Liebe zu den Menschen einflößt. Die Zahl der Frauenzimmer in dieser klösterlichen Gemeinschaft ist selten unter Einhundert, oder über Einhundert und zwanzig. Es ist merkwürdig, daß unerachtet ihrer beständig sitzenden Lebensart, und unerachtet sie den Winter über in Zimmern sitzen, die mit Oefen geheizt werden, dennoch selten mehr als eine von hunderten jährlich stirbt: und zwar pflegt diese an der Schwindsucht zu sterben. Die verschiedenen Alter und Stände unterscheiden sich im Dorfe sowohl als in den gedachten Häusern durch Bänder an den Mützen: die Witwen tragen weiße, die Verheiratheten haben blaue, die Ledigen über 18 Jahr gelbe, die Jüngern kaneelfarbene. Vormals lebten diese mährischen Brüder insgesammt in Gemeinschaft der Güter, so wie die ersten Christen; aber im Jahre 1760 ward alles vertheilt, mit Ausnahme eines Wirthshauses, einer Gerberstätte, zweitausend Morgen Land bei Bethlehem, und

fünftausend Morgen bei Nazareth, einem Dorfe in der Nachbarschaft von Bethlehem. Die Einkünfte dieser gemeinsamen Besitzungen wurden zur Unterstützung und Verbreitung der Religion verwandt. In Bethlehem sind viele einträgliche Manufakturen im Gange. Die Einwohner haben ein vorzüglich sanftes Wesen im Umgange, welches Fremden wohl gefällt. Sie erziehen ihre Kinder vom fünften oder sechsten Jahre an zur Arbeit. Auf diese Art lernen sie nicht allein Beschäftigungen vornehmen, die ihren Kräften angemessen sind, sondern sie werden auch vor Lastern und üblen Zufällen bewahrt.

Die Schwenkfelder machen eine ganz kleine Gesellschaft aus. Sie sind übrigens den sogenannten Freunden ähnlich, haben aber eigne Gesänge beim Gottesdienste.

Deutsche Catholiken giebt es viele in Philadelphia. Auch an andern Orten haben sie hin und wieder Capellen.

In Philadelphia ist unter öffentlicher Genehmigung eine deutsche Gesellschaft zur Unterstützung der Armen errichtet.

Gleichfalls findet sich daselbst eine Gesellschaft deutscher Handwerksleute und Tagelöhner, die achtmal des Jahrs jedesmal 2½ Schillinge beitragen, wovon jede Familie, deren Ernährer durch Krankheit unfähig zur Arbeit wird, wöchentlich dreißig Schillinge erhält, und jeder Witwe beim Tode ihres Mannes sieben und ein halbes Pfund ausgezahlt wird.

Gesammte Deutsche von allen Religionen machen in Pensylvanien ungefähr den dritten Theil der ganzen Bevölkerung des Landes aus.

Unter sich reden sie mehrentheils deutsch, aber die meisten Männer, die nach der Hauptstadt oder nach andern Handelsstädten, oder auch nur Landstädten kommen, sprechen auch englisch. Die Gesetze des Landes sind gegenwärtig für diejenigen, welche kein englisch verstehen, auch auf deutsch gedruckt. Eine große Menge deutscher Zeitungen sind im Umlaufe, wodurch viele Kenntnisse verbreitet sind, und wovon das Land viel Vortheil gehabt hat. Es findet sich wohl kaum ein Deutscher in Pensylvanien, der nicht lesen könnte; aber manche Weiber und Töchter können nicht schreiben. Bei dem jetzigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft in diesem Lande entsteht daher nicht viel übles.

Wenn es möglich wäre, den Betrag alles Eigenthums zu berechnen, welches die jetzigen deutschen Bewohner von Pensylvanien und ihre Vorfahren mit sich nach Pensylvanien gebracht haben, und es mit dem gegenwärtigen Bestande ihres Vermögens zu vergleichen, so würde man eine Wirkung des Fleißes und der Sparsamkeit finden, dergleichen schwerlich sonst gesehen worden.

Man hat mir gesagt, es gebe eine alte Prophezeiung, Gott werde die Deutschen in fernen Landen segnen. Dies ist in Pensylvanien eingetroffen. Sie genießen dort allen Segen, den Freiheit, Duldung, Unabhängigkeit, Wohlstand, Tugend und guter Name mit sich bringen.

Ich beschließe diese Nachrichten mit der Bemerkung, daß es nicht mein Fehler ist, wenn ich den guten Eigenschaften der Deutschen nicht alle Gerechtigkeit widerfahren lassen haben sollte. Der Charakter der Deutschen ist vormals von einem der vorzüglichsten Geschichtschreiber geschildert worden: von dem Tacitus. Es ist sehr merkwürdig, daß die Deutschen in Pensylvanien noch immer die Tugenden, welche er ihren Vorfahren in seiner Schrift de moribus germanorum beilegt, besitzen. Sie haben die Redlichkeit, Treue und Keuschheit derselben geerbt, die christliche Religion hat die Völlerei, Müssiggang und eitle Liebe zum Kriege vertilgt. Es findet sich ein sonderbarer Zug im National-Charakter der Deutschen in Pensylvanien, welcher beweiset, wie lange unbedeutende Gewohnheiten sich in einem Volke erhalten, welches unvermischt bleibt. Tacitus beschreibt die Art, wie die Deutschen ihre Dörfer bauen, mit folgenden Worten: Suam quisque domum spatio circumdat sive adversus casus ignis remedium, sive inscitia aedificandi. Jeder läßt einen Zwischenraum zwischen seinem und des Nachbars Hause, es sey um der Feuersgefahr willen, oder aus Unwissenheit in der Baukunst. Manche deutsche Dörfer in Pensylvanien sind noch jetzt eben so gebauet. Die kleinen Häuser werden von einem Gemisch von Holz, Backsteinen und Leim erbauet, und zierlich zusammengefügt. Größere Häuser sind von Steinen, und manche davon nach englischer Weise. Wenige Häuser in Germantown stehen nahe bei einander. Da wo die Deutschen in den Dörfern ihre Häuser dicht an einander bauen, scheint es, daß sie von deutscher Gewohnheit abgewichen sind.

Von diesen deutschen Colonisten können die andern Bewohner von Pensylvanien lernen, welche unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes und Reichthums im Fleiße und der Arbeitsamkeit liegt.

Ueber Betrügerei bei Zinsfrüchten

Die Klagen der Gutsherrn, daß ihnen von ihren Zinsmeiern äußerst unreines Zinskorn geliefert werde, sind nicht selten. Es wird ihnen oft Rocken mit mehr als der Hälfte Trespe, Gerste mit eben so viel Hafer, und Hafer mit Haff, und alles noch mit andern Unkrautssamen untermengt, geboten. Auf die Beschwerden des Gutsherrn hat der Bauer Ausflüchte genug bei der Hand. Bald heißt es: sein Land sey zu naß, der Rocken vergienge darauf, und Trespe gewönne die Oberhand. Aber der Bauer säet selbst, besonders in niedrigen Gegenden, Trespe gefliſſentlich aus, damit er doch etwas auf dem Lande behalte, wenn der Rocken im Winter verwässern sollte. Er erndtet dann doch Futter für Pferde und Schweine, und kann mit größerer Befugniß auf Remission antragen. Er nimmt auch selbst, in schlechten Jahren wenigstens, die Trespe, wo nicht mehr, doch den ersten Schlag des Mehls davon unter das Brod. Andre Ausflüchte sind: das Korn sey nicht reiner gewachsen; es lasse sich nicht reiner auswurfeln; der Wind sey beim Wurfeln nicht günstig gewesen; und deshalb habe sich das Kaff nicht gut absondern lassen. Wer selbst Landbau hat, weiß allerdings, daß sich mancher Unkrautssame durchs Wurfeln nicht gehörig absondern lasse, und dagegen läßt sich schwer etwas einwenden. Aber Trespe läßt sich wohl durch dasselbe in dem Maaße vom Rocken trennen, daß bei weitem nicht so viel darunter bleibt, als das gelieferte Zinskorn enthält. Und wenn man nur will, so läßt sich auch Gerste vom Hafer, und Hafer vom Kaff besser reinigen.

Der Zinsmeier ist auch sogleich bei der Hand, auf obrigkeitliche Untersuchung seines Kornbodens zu provociren; man werde kein besseres Korn, als das gelieferte, finden. Das thut er mit der größten Dreistigkeit, wenn er durch seine Hinterlist alles so veranstaltet hat, daß man ihm nichts anhaben kann.

Einsender ist so glücklich gewesen, einen der betrügerischen Schliche zu erfahren, wodurch es der Obrigkeit unmöglich gemacht wird, hinter die wahre Beschaffenheit des geerndteten Korns zu kommen, und dem klagenden Gutsherrn Hülfe zu schaffen.

Ein Bauer, der jährlich Zinsfrüchte zu liefern hat, hat einst sein Geheimniß mit vielem Selbstbeifalle in seiner Einfalt an den Einsender verrathen. Er hat ihm erzählt: daß er vor der Ablieferungszeit seines Meierzinses alle seine Früchte, womit er ihn zu bezahlen habe, ausdresche. Was er zum Verkauf übrig habe, reinige er so, wie es zu diesem Behufe vortheilhaft sey, und schlage es bald los. Das ausgesonderte Unreine menge er theils zwischen das, was er als Meyerzins

zu

zu entrichten habe, theils behalte er es in Reserve, um es, wenn Untersuchung seines Kornbodens zu fürchten sey, unter das zu mischen, was er zu seiner Consumtion für sich behalte. Würde er nun wegen schlecht gelieferter Zinsfrucht verklagt; so wäre es nicht möglich, bei ihm bessere Frucht zu finden, und die Obrigkeit könne ihm nichts anhaben.

Und so ists auch dem Gutsherrn, der überzeugt ist, daß sein Meier besser liefern könne, unmöglich, zu dem zu gelangen, was er haben müßte.

Einsender hielt es der Mühe werth, dieses öffentlich mitzutheilen. Es giebt vielleicht Veranlassung, ein Gegenmittel gegen diese betrügerische Hinterlist zu ersinnen, welches wohl Noth thäte. Denn das Uebel, den Gutsherrn zu betrügen, ist sehr tief eingewurzelt, erbt vom Vater auf den Sohn, und der Wahn, dieser Betrug sey keine Sünde, ist fast nicht auszurotten. Predigten und Catechisationen, worin davon gesprochen wird, werden mit Lächeln angehört, und es bleibt bei dem Alten. Der ehrliche Mensch würde auch von den übrigen ausgelacht, ausgehöhnt oder gar gescholten werden. Und das wirkt auf den rohen Menschen mehr, als die Wahrheit und das Gewissen.

Gutsherrn büßen natürlich durch solchen Betrug außerordentlich ein. Denn sollen die Zinsfrüchte entweder zum eigenen Verbrauche oder zum Verkaufe genutzt werden, so müssen sie sie noch einmal reinigen lassen, und dabei leiden sie beträchtlichen Verlust. *) Oft kömmt noch Remission dazu, dann ist der Verlust gedoppelt.

Prediger, die als einen Theil der Besoldung Zinsfrüchte zu heben haben, sind mehrentheils am übelsten daran. Ihnen bietet man ungleich schlechtere, weil man theils glaubt, daß sie die Sache nicht verstehen, theils daß sie doch schon überflüßiges Einkommen haben, theils weil man von ihnen erwartet, ja fordert, daß sie nicht nach der Schärfe verfahren werden. Man bürdet selbst dem Billigsten unter ihnen, wenn er nicht alles sich gefallen lassen will, Eigennutz und Habsucht auf, und schreiet gewaltig, wenn er auf das hält, was ihm gebührt, und sich nicht betrü-

*) In dem Jahr 1807 erhielt ein Gutsherr von 2 Zinsmeiern 8 Malter Rocken, von jedem 4 Malter. Aus dem Korne des einen erhielt er durch nochmaliges Wurfeln 9 Himten, und aus den übrigen 4 Maltern 11 Himten Trespe; also statt 48 Himten Rocken nur 28, aber 20 Himten Trespe, d. i. mehr als $\frac{1}{3}$, nemlich $\frac{1}{12}$ an Trespe in dem Ganzen, was ihm von Rocken gebührte. Rechnet man den Himten Rocken zu 1 ℛ, wie er damals kosten mochte, und die Trespe, dem Hafer gleich, nur zu 12 mgr, so belief sich der Verlust an 20 Himten auf 13 ℛ 12 mgr.

trügen lassen will. Da ist denn mancher zufrieden mit dem, was ihm geboten wird, damit er und sein Amt nicht verlästert werde, und damit er die Einwirkung seines Amtes nicht schwäche. Er muß es auch wohl seyn, weil kein Mittel vorhanden ist, ihm das, was ihm gebührt, von der Güte zu verschaffen, als es ihm gebührt. Aber auf der andern Seite bleibt der Verlust für ihn bedeutend.

M. J.

Tobacksasche,

ein Mittel gegen die Erdflöhe, und zur Magenstärkung für die Schweine.

Zur Beantwortung der Anfrage im 11ten Stück des neuen Hannov. Magazins v. d. J.

Einsender dieses hat wenigstens seit 10 Jahren in der Tobacksasche, über junge Kohlpflanzen, Mairüben, Radiese ꝛc. gestreut, ein sehr bewährtes Mittel gegen die Erdflöhe gefunden. Man bestreuet die Pflanzen damit sobald, als man diese ungeladenen Gäste an ihnen bemerkt. Man befeuchtet die Asche vorher etwas, damit sie der Wind nicht verwehet, und bei trocknem Wetter begießt man sie nach dem Ausstreuen mäßig, damit die Lauge sich aus ihr herausziehe. Die Erdflöhe flüchten sich sehr bald nachher, und am folgenden Tage bemerkt man an den Pflanzen eine lebhaftere Vegetation. Eine Wiederholung des Ueberstreuens pflegt am zweiten oder dritten Tage nachher nöthig zu seyn.

Einen zweiten Gebrauch dieser Asche verdankt der Einsender einer sehr erfahrnen Hausfrau, von welcher er sah, daß sie sie in der Küche in die Spültonne schüttete. Auf sein Befragen, warum sie dies thue? war ihre Antwort, daß die Schweine dadurch immer gut beim Fressen blieben, und sie dies Mittel insonderheit bei den Mästeschweinen anwende, wenn sie nicht recht fressen wollten. In solchem Falle würde eine gute Hand voll für jedes Schwein auf das Futter gegeben. Auch dies hat der Einsender wenigstens durch eine 10jährige Erfahrung bestätiget gefunden.

K. S.

Viel-

Vielleicht noch ein Mittel, die Pferde vor Fliegenstichen zu schützen.

S. n. H. Mag. 75. St. vom vorigen Jahr.

Durch Zufall ist das 75ste St. des Hannov. Mag. von 1808. mir erst jetzt zu Gesichte gekommen, und das darin von dem Hrn. Hofrath Ostander bekannt gemachte Mittel, die Pferde vor Fliegenstichen zu schützen, hat eine lange bei mir geschlafene Erinnerung wieder geweckt.

Vor etwa 18 Jahren fuhr ich an einem heißen Augusttage mit einem alten Miethkutscher, welcher sein Haupt wohl schon längst mag schlafen gelegt haben, von Hannover nach Alfeld. Als wir etwa 3 Stunden gefahren seyn mochten, holte er eine Büchse in der Gestalt eines kleinen Theer-Eimers unter dem Wagen hervor, und bestrich mit einem darin enthaltenen schwarzgrünen Safte mittelst eines Pinsels seine Pferde. Auf meine Frage: Was das sey, und was er da mache? antwortete er: Dies sey eine Abkochung von Hollunderblättern und grünen Zweigen, und schütze die Pferde gegen die Fliegen. Des Mittags bei dem Füttern wiederholte er dies. Ob die Pferde unangefochten von den Fliegen blieben, mag ich jetzt nicht mehr behaupten, da ich wohl nicht genau darauf geachtet haben mag, und mein Gedächtniß mich jetzt darüber verläßt. Hätte ich damals schon selbst Pferde gehabt, so würde ich aufmerksamer darauf gewesen seyn, es gewiß auch selbst versucht haben. Nachher ist es mir bis jetzt ganz entfallen; allein im nächsten Sommer werde ich es nicht unversucht lassen. Wären jedoch schon andere Erfahrungen darüber vorhanden, so würde es angenehm seyn, sie in diesen Blättern zu lesen.

K. S.

Anfrage.

Bei der Aussaat der Levcojen und anderer Sämereien in Töpfe, die in die Fensterbänke gestellt werden, ereignet sich oft der unangenehme Vorfall, daß die aufgegangenen Pflänzchen nach einiger Zeit welken und umfallen, ohnerachtet die Befeuchtung mit Vorsicht geschieht? — Eine baldige Beantwortung der Frage, wie diese Unannehmlichkeit zu verhüten sey, würde sehr willkommen seyn.

M—p.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

30tes Stück.

Freitag, den 14ten April 1809.

Verſuch

zur Beantwortung der im 15ten Stück des N. Hannov. Mag. vom Jahre 1795 aufgeworfenen Frage:

„Ob dramatiſche Uebungen auf Schulen nutzen oder ſchaden?"

§. 1.

Vom Einfluß dramatiſcher Uebungen

I. auf die phyſiſche Cultur der Jugend oder in Hinſicht der Ausbildung ihrer körperlichen Fähigkeiten.

Zweck hiebei iſt zuvörderſt: Gewandtheit, oder Geſchicklichkeit, alle Organe, die willkührlicher Bewegungen fähig ſind, leicht, zweckmäßig und mit Anſtand zu gebrauchen. Dieſer Anſtand, die feſte Haltung und Biegſamkeit des Körpers, überhaupt harmoniſche, freie Bewegung und Grazie im Aeuſſern iſt allerdings ein augenblickliches Empfehlungsſchreiben in mimiſchen Zügen, welches ein junger Mann gleichſam einer jeden Geſellſchaft bei ſeinem erſten Eintritt überreicht, deſſen Einwirkung auch nachher noch bei den Urtheilen der meiſten über ihn ſehr merkbar ſeyn wird. Die paſſende Zeit aber, ſich dieſes mimiſchen Empfehlungsbriefes zu verſichern, fällt allerdings in die gewöhnlichen Schuljahre.

§. 2.

„Sie geben ſich hier auf der Schule ſo viele Mühe, Ihren Geiſt auszubilden, ſagte ein ehemaliger Gymnaſiaſch zu den Scholaren — was hat denn aber der Körper geſündigt, daß der ganz hintangeſetzt werden ſoll?" — Das fehlende: Warum in dieſer naiven Aufmunterungsformel haben die neueren Pädagogen, hat beſonders Gutsmuths im Vorbericht zu ſeiner Gymnaſtik zu Gunſten der körperlichen Ausbildung vollſtändig und gründlich ergänzt. Der feinſte, cultivirteſte Geiſt wird mit einer rohen, un-

ungebildeten Körpermasse, sobald er dieser die Feder oder das Buch aus der Hand zu legen befiehlt, in vielen Fällen bei weitem nicht so viel ausrichten können, als mit einem Organ, welches in allen seinen Theilen den Wünschen jenes vollkommen entspricht, welches jeden seiner Winke mit Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit auszuführen vermag, über welches er eine vollkommene, blos durch die allgemeinen Gesetze der Natur beschränkte, Herrschaft ausüben kann.

Wie erhöhet es nicht zum Beispiel die Erwärmung, spannt die Aufmerksamkeit, und ist eine stille aber sichere captatio benevolentiae, wenn eine Person, die irgendwo einen öffentlichen Vortrag zu halten hat, mit einem freymüthigen, edlen Anstand, mit einer harmonischen Gliederbewegung und mit einer sanften gefälligen Decenz und Würde im Aeussern die Rednerstelle betritt? — Hiezu nun, meint man, können eigene Uebungen auf der Bühne am besten verhelfen, oder wenigstens trefflich vorbereiten; man räth auch wohl jungen für die Theologie sich bestimmenden Männern an, die Schauspielhäuser in der Absicht zu besuchen, um guten Schauspielern in Declamation und Gebehrdenspiel etwas abzulernen a).

§. 3.

Man kann gern einräumen, daß seltene Uebungen auf der Bühne, unter Direction und Correction eines klugen und geschmackvollen Aeuerers, zu einer freiern, gefälligern Haltung und vortheilhaftern Gebehrdung des Körpers allerdings viel nützen können. Dagegen wäre aber vielleicht zu befürchten, daß durch öftere Wiederholung derselben Anstand und äusseres Wesen verbildet und verkünstelt werde, daß, statt der gewünschten Freimüthigkeit und anmuthsvollen Würde, das Einheimsen und ganze Betragen des Jünglings einen widrigen Anstrich von Licenz erhalten, und so die liebenswürdigste der jugendlichen Grazien, die Modestie, ihn traurend verlassen möge. Man sieht es wenigstens oft genug an solchen Schauspielern, die nicht zugleich geübte Balletänzer sind, und die einmal für ihr Fach keinen tiefen Sinn haben und kein tiefes Studium darauf verwenden, wie gekünstelt und verschroben oder

keck

a) Cf. Cicero de Oratore. I. 34. „Quis neget, opus esse oratori in hoc oratorio motu statuque, Roscii gestum et venustatem? tamen nemo fuaserit studiosis dicendi adolescentibus in gestu discendo histrionum more elaborare." — Dagegen solche zergliedernde und motivirte Beurtheilungen musterhafter Schauspieler zu lesen, wie sie Engel in seiner Mimik, und wie deren eine Lichtenberg (s. dessen nachgelassene Schriften) in seinen Briefen aus London mit einem so feinen und sichern ästhetischen Tact über das Spiel von Garrick gegeben hat, ist auf jeden Fall höchst instructiv.

keck großentheils ihr Wesen und Betragen ist. — Ferner kann wohl behauptet werden, daß der Anstand und die Gebehrdung des Körpers, wie sie etwa durch das seltene und gut geordnete Aufführen eines Drama gewonnen werden könnte, dennoch nie ganz rechter Art seyn werde, wofern nicht schon Gymnastik und besonders Tanzkunst glücklich dazu vorbereitet haben.

§. 4.

Warum sollte man also nicht überhaupt lieber dies gefahrlosere und gerader zum Ziele führende Mittel wählen wollen? nämlich gymnastische Uebungen, und darunter besonders einen gründlichen Unterricht im Tanzen, wobei es mithin ganz und gar nicht darauf abgesehen seyn darf, Pas und Touren in wenigen Monaten so obenhin und nothdürftig zu erlernen; sondern wobei es Hauptzweck seyn muß, alle Glieder und Hauptgelenke einzeln und gleichförmig mit jahrelanger Anstrengung zu üben und auszubilden, um dadurch Stärke, Behändigkeit, Geschwindigkeit und Ebenmaaß des ganzen Gliederbaues zu befördern. Nicht minder wird durch solche Uebungen die Brust gehoben, der Lunge ein freierer Spielraum in derselben verschafft, und dadurch für einen langen Odem und stärkere Stimme, so wie für die Gesundheit im Ganzen höchst vortheilhaft gesorgt. — Aller Vortheil also, den man von dramatischen Uebungen auf Schulen für die Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten, für Gewandtheit, Anstand und Gebehrdung (Gesticulation) zu ärnten hofft, wird durch kleine gymnastische Spiele nach Gutsmuths's Anleitung in den früheren Jahren, nachgehends durch einen vollständigen und zweckmäßigen Unterricht im Tanzen, (auch wohl im Fechten, Voltigiren,) weit sicherer errungen werden können.

§. 5.

Ein anderer Vortheil, den man aus dramatischen Uebungen für die physische Erziehung zu gewinnen hofft, ist 2) eine richtige und angenehme Declamation. Gewiß ein grosser Vortheil, der sich bei jeder Art des Erzählens, Referirens, Vorlesens oder feierlichen Redens ausserordentlich empfiehlt. Was würden Männer vom feinsten, cultivirtesten Geiste auf Kathedern, Kanzeln, in Geschäfts-Verhandlungen und selbst im gesellschaftlichen Zirkel nicht vielleicht noch weit mehr Gutes stiften können, wenn man sie gern sprechen hörte, wenn das Schöne und Wahre ihrer Gedanken durch einen kraft- und ammuthsvollen Vortrag noch an Eindruck gewönne. — Man denke sich einen nordamerikanischen freien Indianer, z. B. von der am meisten civilisirten Oneida-Nation b) (Onondagas)

b) S. v. Schlözers Staats-Anzeigen. XVIII. S. 69.

digas), der als Knabe seine Glieder, Muskeln und Sprachorgane in den Waldgebirgen und am brausenden Wasserfalle des Niagara übte und stärkte, und als Jüngling den donnernden Schlachtgesang intonirte, — Wer möchte ihn nicht sehen und hören, wie er, aus dieser so kunstlosen, und dennoch der Action und Pronunciation in vieler Hinsicht so förderlichen Gymnastik in der Schule der Natur hervortretend — wie er als Mann und Anführer in der vollen Würde und dem heroischen Anstande seiner wild-schönen Natur dastünde, die rings um ihn hingestemmte Kriegerschaar ins blitzende Auge faßte, dann mit der volltönenden Stimme eines Achilleus centnerschwere Worte unter sie hindonnert, und zugleich seine Gründe für Angriff und Kampf mit Mienen und Gebehrden ihnen vormalt, wo jeder flammende Blick, jeder affectvolle Gesichtszug, jede Gliederbewegung, jede gespannte Muskel Ausdruck hat, Sprache gewinnt, Herzen bestürmt, Enthusiasmus gebiert! Man denke sich einen solchen Haranguirenden lebhaft, und fühle dann mit vollem Gewicht den Werth, die Wirksamkeit eines guten, kraftvollen Vortrags. — Wer weiß nicht aus alter und neuer Zeit, daß ein gebildetes und angenehmes Aeussere in Gebehrdung, Miene und Sprache oft fade, ungenießbare Sachen einem gewöhnlichen Auditorium für gut und genießbar verkaufte? daß z. B. selbst der fein fühlende Attiker den gehaltlosen wässerichten Versen eines Dionys von Syrakus anfangs Beifall zuklatschte, weil ein schöner Declamator ihnen die reizende Schminke seiner Kunst gab.

§. 6.

Können denn nun junge Leute dies bedeutende und insinuante Geschenk einer angenehmen Ausrede und eines guten Vortrags überhaupt von theatralischen Uebungen erwärten? Der Glaube hieran ist ziemlich allgemein; ich will dagegen die Gründe meines Unglaubens kurz angeben.

a) Solche Uebungen **thun** in diesem Stücke auf der einen Seite **gewöhnlich zu viel**, d. h. statt der Natur fortzuhelfen, verdrängen sie häufig dieselbe ganz, und führen Kunst und Affectation dafür ein. Da hört man denn z. B. Zeitungsartikel mit eben der pathetischen Stimme vorlesen, als ob ein Monolog aus Schillers Dramen declamirt würde.

b) **Sie thun auf der andern Seite zu wenig**, d. h. sie bessern nicht von Grund aus; helfen Fehlern der Natur oder der Erziehung nicht ab; glätten und bilden rauhe, ungeschmeidige Sprachwerkzeuge nicht so gut und gründlich, als es durch andere euphonistische Uebungen bewirkt werden kann. Eine unreine, dumpfe, unmelodische Stimme wird schwerlich je durch thea-

theatralische Declamationsübungen rein, tönend und melodisch werden.

§. 7.

Sollten nicht dagegen **Singen**, **Lautlesen** für sich und **Vorlesen**, **Rufen** und **Peroriren im Freien**, im Geräusche des Sturms, des Waldes, des Stroms, eine zweckmäßigere und vollständigere Radicalkur bewirken? Durch das Singen wird die Stimme reiner, heller, biegsamer; durch das Laut- und Vorlesen wird sie accentuirt und modulirt; durch das Rufen und Peroriren im Freien wird sie voll und stark. Wenn alsdann mit so verbreiteten lateribus et organis linguae eigentliche Rede- und Declamationsübungen vorgenommen werden: so muß der Effect weit sicherer und besser seyn, als durch bloße Recitationen erlernter Rollen c).

§. 8.

Auch war es nicht die Scene, wo sich die **Griechen** und **Römer** als vorläufige Histrionen zu Rednern bildeten, — bei welchen es doch aufs Aeussere, auf Declamation und Gesticulation mehr ankam, als wir kaum ahnen —; sondern es waren die Gymnasien und Stoen, die Sandbahn und der Meeresstrand, wo sie jeden Muskel unter ihre Herrschaft nahmen, und jeden ihrer Töne modulirten; und darauf etwa noch bei einem eminenten Declamator **Privatunterricht** im eigentlichen **Declamiren** — aber durchaus nicht im Fabelagiren, im Schauspielaufführen nahmen d). Die hieher gehörigen Anekdoten vom **Demosthenes** und andern sind bekannt e).

§. 9.

Es bleibt daher immer noch in Frage, ob nicht in öffentlichen Schulanstalten, wenigstens für einen Theil der studirenden Jünglinge, mehr auf **Declamationsübungen** gehalten werden sollte? Es brauchten ja, der Zeitersparniß wegen, nicht immer längere

c) Vergl. Fragmente über Declamation. Von Fr. Rambach, Professor. 2tes Heft. 1803; wovon der Recensent in der N. Allg. deutschen Bibliothek 87. B. 1. St S 35 sagt: „der Verfasser erklärt sich geradezu und durchaus gegen alles Comödienspiel auf Schulen. Dieser Meinung stimmt Recensent völlig bey, und hält sich überzeugt, daß es kein kürzeres Mittel gebe, bei der Schuljugend Eitelkeit, Dünkel und Egoismus anzufachen. Uebeln, denen man ohnehin auf alle Weise entgegen zu wirken Anlaß genug finden wird; des dabei unvermeidlichen Zeitverlusts nicht zu gedenken." —

d) Cicero l. c. c. 59. „Quid est oratori tam necessarium, quam vox? tamen me auctore nemo dicendi studiosus, Graecorum (wahrscheinlich meint er die Sophisten und spätern Rhetoren verderbenen Geschmacks) more et tragoedorum, voci serviet etc.

e) cf. Cic. ibid l. c. 61.

gere Reden zu seyn; es können ja kürzere, poetische oder prosaische Stücke aus alten oder neuen Classikern dazu gewählt werden. — Jedoch bei einem eifrigen Jünglinge, dessen Thun und Streben auf die ganze Ausbildung seiner selbst gerichtet ist, bedarf es solcher Oratorien nicht einmal nothwendig. Jene vorgeschlagenen Vorbereitungsübungen kann er meist allein und durch sich selbst vornehmen. Soll es aber zum wirklichen, öffentlichen Reden kommen: dann muß ihm nothwendig ein erfahrner und treugesinnter Kritiker zur Seite stehen. Und wohl dem Jüngling, welcher einen solchen fand, der ihm nichts vergab, der es mit redlichem Herzen für seine Pflicht hielt, den jungen sprossenden Baum scharf zu beschneiden, damit er dereinst desto schönere und gesundere Früchte trage.

§. 10.

Resultat aus diesem ersten Theile der Untersuchung: **Die physische Cultur oder Bildung der körperlichen Fähigkeiten** (wozu in vorliegender Beziehung nach **Cicero** gehört: Linguae solutio, vocis sonus, laterum vires — Stücke einer richtigen, angenehmen und kraftvollen Ausrede oder **Declamation** — ferner: motus, habitus et conformatio totius oris et corporis — Anstand und Gebehrdung oder **Gesticulation**), welche meist als ein Hauptgrund für scenische Uebungen der Jugend voransteht, **kann durch andere Mittel und Wege weit sicherer und vollständiger bewirkt werden.**

§. 11.

Vom Einfluß dramatischer Uebungen

II. auf die **intellectuelle** Erziehung oder Bildung der Erkenntnißkräfte.

Für die sogenannten höheren Gemüthskräfte, nämlich für die **Vernunft**, für den **Verstand**, so wie für die **Urtheilskraft**, möchten sich bei allem Nachsinnen wohl keine unmittelbare und bedeutende Vortheile aus jenen Uebungen ausfindig machen lassen; dagegen aber der große Nachtheil, daß durch die mancherlei Vorbereitungen zum Aufführen eines Stücks eine beträchtliche Quantität von Zeit hinweggenommen wird, die dem so viel nöthigern Cultiviren jener Hauptregionen des menschlichen Gemüths, oder andern auf andere Art besser zu erreichenden Zwecken als ein Heiligthum aufbewahrt werden müßte f).

§. 12.

f) Besonders Jünglingen, die noch die schönen, nie wiederkehrenden Morgenstunden des Lebens zu genießen haben, töne doch Young's Stimme recht stark ins Ohr: „Wirf Kronen weg und kauf' dir eine Stunde!" Oder wenn er ein andermal ruft:

Who

Digitized by Google

§. 12.

Unter den niederen Gemüthskräften dürften sich allerdings einige finden, auf welche jene dramatischen Uebungen in jüngern Jahren einen vortheilhaften Einfluß äussern könnten. So würde offenbar zur Vervollkommnung des Gedächtnisses das scharfe Memoriren einer Rolle sehr hülfreich seyn; vornemlich dadurch, daß dasselbe, wegen der Mannichfaltigkeit von Gegenständen und Veränderungen auf und rings um dem Theater, sehr gestärkt, und gegen Zerstreuungen durch äussere Erscheinungen und unerwartete Vorfälle fest verwahrt werden muß; vorausgesetzt nemlich, daß der junge Theaterfreund sich nicht zu sehr auf den Einhelfer verließe, oder dieser ganz entfernt würde. — Um unpartheiisch zu seyn, gestehe ich gern, daß es in diesem Betracht schwer seyn möchte, zur schicklichen Vorbereitung eines jeden künftigen öffentlichen Redners ein eben so viel leistendes Surrogat auszufinden. Und wenn in anderer höherer Hinsicht dieses Mittel der scenischen Uebungen nicht so gefährlich und zweckwidrig schiene: so würde es, in diesem vorliegenden Falle, sehr mit Recht empfohlen werden können und müssen.

§. 13.

Was ihm noch am nächsten käme, würden auf Schulen die öffentlichen Declamationsactus seyn, wovon bereits oben die Rede war (§. 1.). Und wie? wenn man unter klugen und zweckmäßigen Vorkehrungen (ne fiat cavillatio) passende Dialogen aus klassischen alten oder neuen Prosaikern, oder Wechselgesänge z. B. aus Theokrit g) oder Virgils Bukoliken, von einigen, (etwa sich selbst wählenden) Subjecten memorirten, und wechselsweise öffentlich im Schulkreise recitiren ließe? — Auch schon deshalb, um eine ergötzende Abwechselung in die gewöhnliche, leicht ermüdende Einförmigkeit der so nothwendigen Recitationen wörtlich erlernter Stücke zu bringen, wäre vielleicht dieser Vorschlag der nähern Prüfung nicht ganz unwerth.

§. 14.

In Ansehung der Einbildungskraft erhellet deren hoher Werth nicht nur aus eigentlichen Kunstwerken der Dichtkunst, der Plastik und Malerei, sondern auch aus Verstandesprodukten, aus dem kunstlosen Vortrage und dem ganzen Umgange solcher Personen, welche eine lebhafte Einbildungskraft

bes

Who murders Time, he crushes in the birth
A Pow'r ethereal, only not ador'd.

g) Freilich mit vorsichtiger Auswahl, da bekanntlich Theokrit die Natur entschleierter zeigt, als der „jungfräuliche" Virgil, wie ihn Wieland nennt.

begeistert. Man darf also in einer gewissenhaften Erziehung nichts übergehen, wodurch sie vervollkommnet werden kann. Und als ein solches Perfectionsmittel kann allerdings mit vielem Rechte das Spiel auf der Bühne angeführt werden. Denn hier muß der Spieler (der sich nämlich ganz in seine Rolle hineinstudiren will) vermittelst seiner productiven Phantasie gleichsam eine ganz neue Welt um sich her schaffen, — er muß sich nämlich in andere Zeiten, Sitten, Umstände — unter andere Personen und Gegenstände versetzen; muß aus den einzelnen Merkmalen, die der Schauspieldichter nur kurz angeben, oft nur leise andeuten kann, eine volle Gruppe, eine fest verkettete Situation für sich zusammensetzen, die er dann durch eine stete Bewegung und Spannung des reproductiven Einbildungsvermögens lebhaft vor Augen haben, und ihr gemäß reden und handeln muß. — Kann nun wohl dieser Zweck auf andere Art und mit noch mehreren Nebenvortheilen erreicht werden?

Die Fortsetzung folgt.

Beantwortung der ersten Anfrage im 27ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre, die Vertreibung der Ratten von Taubenschlägen betreffend.

Der Geruch der Königskerze (Verbascum Thapsus L.), eines langen schilfartigen Unkrauts, das fast aller Orten im Getreide wächst, und gelbe Blumen hat, soll den Ratten äusserst zuwider seyn, und sie aus Ställen oder andern Oertern, wo sie sich aufhalten, schnell vertreiben. Vorzüglich fliehen sie den Duft der gelben Blumen dieses Unkrauts. Wer also ein Paar Hände voll blühender Königskerze auf seinem Taubenschlage ausstreut, wird dadurch die Ratten leicht entfernen können. In Pferdeställen haben Landwirthe von diesem Mittel schon mit gutem Erfolg Gebrauch gemacht. Es würde nur dann nicht anwendbar seyn, wenn die Ausdünstung dieses Krauts den Tauben zuwider oder nachtheilig wäre, woran ich jedoch zweifle. Sollte die Königskerze, wenn sie mit ihren Blumen getrocknet wird, den Geruch nicht verlieren, so könnte sie zu jeder Zeit zu dem angegebenen Zwecke benutzt und das Ausstreuen, wenn sich nach längerer Zeit Ratten wieden anfänden, erneuert werden. Wer Versuche damit macht, wird sichere Auskunft darüber geben können.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

31tes Stück.

Montag, den 17ten April 1809.

Verſuch

zur Beantwortung der im 15ten Stück des N. Hannov. Mag. vom Jahre 1795 aufgeworfenen Frage:

„Ob dramatiſche Uebungen auf Schulen nutzen oder ſchaden?"

(Fortſetzung.)

§. 15.

Die Einbildungskraft kann allerdings auf andere Art vervollkommnet werden, zum Beiſpiel ſchon durch das oben vorgeſchlagene Recitiren von Dialogen und Amöbäen oder Wechſelgeſängen; ferner durch ernſtliche, ſtatariſche Lectüre alter und neuer durch Zeit und Urtheile bewährter Poeſien aller Art; noch mehr aber durch Laurleſen derſelben und beſonders dramatiſch gearbeiteter Werke, worin die Charaktere Farbe halten, und der Unſchuld kein Erröthen aufgezwungen wird h) — als wobei der Vorleſer mit ſtets reger Phantaſie die Charaktere ſich voll ausmalen, im Geiſte derſelben leſen, nach ihrer Verſchiedenheit ſeinen Ton und ſeine Mienen modificiren, und die ganze Gruppe der handelnden Perſonen mit der Maſchinerie ihrer Triebfedern und der einwirkenden Umſtände wie in einem Gemälde auf dem Spiegel ſeiner Einbildungskraft vor ſich liegen haben muß. — Den erſten und Hauptſtoß aber zur Cultur und Selbſtthätigkeit der Phantaſie muß, nach ſattſamer Beleſenheit in den Dichtern, das Selbſtdichten und Poetiſiren geben, es ſey in welcher Sprache es wolle. Ich weiß zwar wohl, was und wie viel dagegen geſagt iſt, und ſich auch von der einen Seite nicht ohne allen Grund dagegen ſagen läßt: aber die Gründe und Urtheile derer, welche

h) Man wähle z. B. hiezu die Geſchichte der Familie Ebeli, in Verbindung mit dem Don Karlos von Schiller und andere Produkte der beſſern Art.

dafür stimmen, vereinbaren sich mit der Erfahrung, daß wohl nicht leicht jemand, der auf Schulen dazu angehalten wurde oder sich selbst anhielt, auftreten und sagen wird, es habe ihm Schaden gethan — daß er vielmehr bei gehöriger Aufmerksamkeit auf sich selbst mancherlei an sich selbst verspürte gute Wirkungen davon wird anzugeben wissen. Vor allem lese man hierüber, was Dr. B. Franklin über diesen Punkt urtheilt, und von sich selbst erzählt i). — Sogar die Versificationen in lateinischer Sprache sollten nicht so schlechthin verworfen werden, wie es jetzo meistentheils geschieht k). Aber freilich denke man es nicht als Zweck, und treibe es nicht als solchen, um eigentliche Dichter zu bilden, — dann läßt sich die Sache leicht ins Lächerliche drehen — sondern als ein sehr zweckmäßiges Mittel zur Erweckung und Schärfung der Einbildungskraft, des Witzes, des Geschmacks, und zur feinern Ausbildung des Styls. — Auch erlangt man dadurch häufig den großen Vortheil, den flüchtigen Knaben zu einer gespanntern Aufmerksamkeit, zur Stetigkeit und Ausdauer zu gewöhnen, indem ihm das oft auszurufende: Heureka! diese seine sonst trockne Arbeit gar sehr würzt. — Als Haupteinwurf hört man gewöhnlich sagen: „Schade um die Zeit, die reellen Kenntnissen dadurch geraubt wird"! — Darf man aber wol da mit Recht über Zeitverlust klagen, wo offenbar eine treffliche Vorbereitung zu wichtigern Geschäften, zu deren schnellern, leichtern und bessern Vollführung durch Erhöhung der vorhin angeführten Gemüthskräfte und Geschicklichkeiten Statt findet? Und fehlt es denn denen, von denen man es öffentlich oder privatim weiß, daß sie einst auf Schulen lateinische Verse mit Fleiß machen lernten, an anderweitigen gründlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten in ihren Fächern? Doch zurück von dieser Abschweifung!

§. 16.

Witz und Geschmack können durch das eigene Aufführen der Schauspiele nicht mehr gewinnen, als durch das bloße tief eindringende Lesen derselben; und dort wol nicht einmal so viel als hier, indem die ästhetisch- und moralisch-schönsten Meisterwerke auch die schwersten in der scenischen Vorstel-

i) Siehe dessen Jugendgeschichte, deutsch herausgegeben von Bürger.

k) Man legte, wo ich nicht irre, im siebenten Decennium des letzten Jahrhunderts die Schul- und Studien-Einrichtung der sächsischen Fürstenschulen — zu deren Charakteristischem das lateinische Versificiren mit gehörte — dem berühmten Joh. Aug. Ernesti in Leipzig zur Prüfung vor; und auch dies ward von ihm vollkommen gebilligt.

Digitized by Google

stellung sind, und deshalb von jungen ungeübten Spielern nicht auf die Bühne gebracht werden können. l)

§. 17.

Endlich **Gegenwart des Geistes** m) kann durch dramatische Uebungen gewiß sehr verstärkt werden. Denn der Schauspieler muß ja bei allen Abwechselungen und bei allem bunten Gewühl um ihn her, doch immer mit aller Aufmerksamkeit bei sich und seiner Rolle bleiben, muß sein Auge, so zu sagen, fürs Aeußere blind machen, und seinen ganzen Geist einzig und allein auf die Folge seiner erlernten Gedanken- und Wort-Reihen, so wie auf die volle Harmonie zwischen seinem Aeußern in Ton, Mienen, Gebehrden, Gehen und Kommen u. s. w., und zwischen dem Inhalte seiner Worte und Reden und deren beabsichtigte Wirkungen auf sein Inneres hinrichten und darauf einengen. — Wie viel andere Wege giebt es aber nicht, welche der Pädagog zur Erreichung eben dieses Ziels einschlagen kann, und die seit Rousseau's Emil oft genug wiederhohlt, auch vervielfältigt worden sind n). Hauptregel bleibt aber diese: Man lasse den Zögling (zwar nicht leicht aus den Augen, ihm selbst unbemerkt, aber man lasse ihn, so viel möglich) **selbst handeln**! wie dies ohnehin auf größeren Schulanstalten fast immer der nothwendige Fall seyn wird. Dann ist ihnen theils die grössere, theils aber auch ihre eigene kleine Schulwelt mit allem, was sie da umrauscht, Theater genug, worauf sie sich in diesen und anderen für den künftigen Geschäftsmann nöthigen Eigenschaften vorüben können.

Also auch in Hinsicht der **intellectuellen Erziehung** würden theatralische Vorstellungen keine Vortheile gewähren, die nicht, wo nicht besser,

l) Selbst Schauspieler ex professo mußten sich gefallen lassen, daß, als sie Lessings Emilie Galotti in Gegenwart des Autors auf dem Leipziger Theater gegeben hatten, dieser beim Herausgehen einem Freunde traurig zurief: „Ach! sie haben meinen Liebling gerädert!"

m) Wer kennet nicht das treffliche und wahre Elogium, welches Campe dieser Eigenschaft hält in seinem unschätzbaren Theophron S. 103 — 105 der dritten Ausgabe?

n) Vergl. unter andern Campe im Theophron S. 170. „Eine andere Uebung zur Erwerbung dieser Tugend (der Geistesgegenwart) ist die, daß wir unsere Geistesarbeiten oft geflissentlich an solchen Oertern vornehmen, wo wir sowohl dem Geräusche des thätigen Lebens, als auch wirklichen Störungen und Unterbrechungen ausgesetzt sind, und so weiter."

Digitized by Google

doch leicht eben so gut, auf anderen gefahrlosern Wegen zu erreichen stünden.

§. 18.

Vom Einfluß dramatischer Uebungen

III. auf die Moralität des jugendlichen Gemüths.

Zu welchen ungünstigen Urtheilen die ehemalige Beschaffenheit des Schauspielwesens in Vergleichung mit dem jetzigen Sittenzustande im Allgemeinen Anlaß geben konnte und gab, ist bekannt. Milder sind mit Recht die Urtheile der neueren größesten Moralisten über die „heutige Schaubühne, wie sie unter den cultivirtesten Völkern von Europa beschaffen ist" o). Doch gilt dieß nach ihrer ausdrücklichen Erklärung nur von einem wohleingerichteten Theater nach solchen Gesetzen und Bedingungen, wie sie bei weitem nicht immer zusammentreffen werden. Wie sehr werden aber diese Gesetze und Bedingungen noch geschärft werden müssen, wenn von Schauspielen die Rede ist, die durch Jünglinge selbst vorgestellt werden sollen, um jeden möglichen nachtheiligen Einfluß auf ihr Herz und ihre Sitten zu verhüten!

§. 19.

Daß hiezu die Schauspiele, welche für das erwachsene Publikum und das öffentliche Theater bestimmt sind, durchaus nicht passen, ja daß die Jugend nicht einmal als Zuschauerin zu denselben hingeführt werden sollte, dieß geben

o) S. Leß christl. Moral §. 141. 142. Michälis im zweiten Theile seiner sogenannten philosophischen Moral; Morus Vorlesungen über die theologische Moral Th. II. S. 282 ff.; Reinhards System der christlichen Moral, dritte Auflage, B. III. S. 100 — 102. „Obgleich nicht geleugnet werden kann, daß sie in Ansehung der Personen, welche sie vorstellen; und in Ansehung der ganzen Einrichtung noch großer Verbesserungen fähig ist: so ist doch auf der andern Seite gewiß, daß eine Menge von Vorwürfen, welche sie sonst mit Recht trafen, nicht mehr auf sie passen, und daß sie, wenn man gleich nicht berechtigt ist, sie für eine Schule der Tugend, sonderlich der christlichen Tugend zu halten, doch Vergnügungen gewähren kann, die, an sich betrachtet, und in der Hauptsache keinesweges unerlaubt sind; daß sie es indessen durch die Umstände der Genießenden werden können, wenn diese nämlich zu viel Zeit damit verschwenden, oder zu viel Aufwand dabei machen, oder sich auf eine ihrer sittlichen Beschaffenheit nachtheilige Art durch theatralische Vorstellungen gerührt fühlen, oder bei dem Widerspruch ihres Gewissens sie nicht vermeiden wollen, hat seine völlige Richtigkeit." — Wie sehr aber die drei ersten hier angegebenen nachtheiligen Wirkungen in höherem Grade bei selbst agirenden Jünglingen zu besorgen stehen, leuchtet von selbst ein.

geben selbst die zu, welche in anderer Hinsicht das eigene Aufführen von Schauspielen auf Schulen vertheidigen und Nutzen davon hoffen. Eine oder die andere Leidenschaft, oft in Verbindung mit mehreren und bis zum höchsten Affekt, spielt doch gewöhnlich die Hauptrolle in jenen Theaterstücken. Nun ist es freilich wahr, „Affekten sind die Triebfedern der menschlichen Handlungen. Ohne sie würden alle unsere Kräfte in Stillestand gerathen, und gleich stehenden Gewässern in Fäulniß übergehen. Fast übermenschliche Thaten sind dadurch ausgerichtet worden ... Hätten wir keine Vernunft, so würden wir ohne Zweck handeln. Hätten wir keine Affekten, so würden wir gar nicht handeln. Sie sind also der Wind, welcher das Schiff unsers Lebens bewegt. Jetzt aber, da sie gemeiniglich ausschweifen, werden sie ein Sturm, der es in den Abgrund versenkt" p). — Und die Schaubühne kann dann füglich als eine Aeolusburg angesehen werden, wo sie gleichsam im Toben und Brausen sich üben und immer heftiger werden, bis sie bei der ersten freien Gelegenheit mit jener Sturmskraft hervorbrechen, womit sie den kaum ausgelaufenen Nachen des jungen Lebens an diese oder jene Klippe hinanschleudern und zerschmettern.

§. 20.

Um dergleichen zu verhüten, muß es doch wohl pädagogischer Grundsatz seyn: **den Wachsthum der Affekten nicht zu übereilen**, sondern darauf zu sehen, daß er mehr gleichen Schritt halte mit dem Wachsthum der praktischen Vernunft, mit der allmählich zunehmenden Festigkeit guter Maximen. Wird aber dieß geschehen können, wenn man den Embryo oft des gefährlichsten Affekts dadurch gewaltsam aufweckt, daß der Knabe oder Jüngling Rollen erlernen und spielen muß, welche nothwendig diesen oder jenen Affekt in eine heftige Bewegung setzen, und welche er mit dem höchsten ihm möglichen Grad von Pathos oder Stärke executiren muß, wenn er anders überhaupt das Seinige con amore thut und nicht ohne Ehrgefühl ist, um sich in allem, was er einmal unternimmt, auszuzeichnen, und sich Beifall zu erringen? Das hieße doch wohl, unverwahrtes Pulver am Feuer trocknen wollen, wo die furchtbare Explosion nicht lange ausbleiben kann! q)

§. 21.

p) S. Leß a. a. O. S. 23. 24.

q) Vergl. Bruchstücke einer Reise durch Frankreich im Frühling und Sommer 1799, von Ernst Moritz Arndt, Th. 3. S. 144 ff. „Unweit dem Martinsthore finden sich in einer Reihe mehrere Theater . . . . das Theater sans prétention, das Theater des jeunes artistes, und ein anderes

§. 21.

Allein — könnte man vielleicht sagen — ließe sich jener Gefahr nicht dadurch vorbeugen, daß nur junge Leute mit zu vielem Phlegma, in denen das Herz zu matt schlägt, alles Gefühl zu todt ist, zu den scenischen Uebungen oder zu den affektvollern Rollen ausgewählt würden, um dadurch mehr Feuer, Kraft und Lebhaftigkeit in sie hineinzutragen, sie — wie dort Prometheus seine menschlichen Lehmfiguren — mit einem neuen Lebensfunken zu beseelen? — Incidit in Scyllam etc. Der Erfolg nämlich? Vielleicht eben der, als wenn du einen erfrornen Menschen an's Feuer legst! — Freilich bedarf in solchen Temperamenten der zu schwache Keim der Empfindung und des Affekts im Allgemeinen Nahrung, Erweckung und Kultur, damit er kraftvoller, aber dennoch in der gehörigen Richtung emporwachse, im raschen Handeln und muthiger That sich äußere. Aber das Theater würde auf jeden Fall ein Treibhaus für ihn seyn, wo alle Erziehungssorgfalt es kaum würde verhüten können, daß er nicht manche ungesunde Nahrung in sich zöge, und seinen Gipfel in zweckwidrige Richtung hintriebe. Lehrer und Erzieher, die selbst mit Frohsinn, Kraft und Leben handeln, und unmittere lebensvolle Mitschüler im täglichen Umgange werden die beste Correction eines solchen Temperaments seyn.

§. 22.

Um schlimmen Einfluß dramatischer Uebungen auf die Moralität der Jugend zu verhüten, bliebe mithin nur die einzige Auskunft übrig, daß besondere für diesen Zweck verfertigte Schauspiele aufgeführt werden müßten. Dieß ist auch der Vorschlag, welchen noch neuerlich ein sehr vorsichtiger und verständiger Vertheidiger des eignen Aufführens von Schauspielen auf Schulen in einer besondern Schrift über

deres Theatre des jennes eleves .... Hier spielen durchaus nur junge Leute unter zwanzig Jahren, und Kinder bis zur Kindheit von fünf, sechs Jahren hinab .... Man kann sich nun freilich vorstellen, daß die kleinsten dieser Schauspielergesellschaften ihre eigenen Stücke haben, welche mehr für ihr Alter passen, als die gewöhnlichen; aber sie bleiben dabei nicht stehen, sondern wagen sich oft auch an diejenigen, worin alle Schlauheit und Feinheit des conventionellen Lebens, und alle Ränke und Verwickelungen von Schurkereien und Liebeshändeln dargestellt sind .... Ich frage hier nicht, ob es gut sey, daß Kinder schon mit den Feuerflammen der Leidenschaften spielen, woran sie sich gar leicht zu früh anzünden und verzehren können."

über diesen Gegenstand gethan hat r). Und hier wird es nun der Ort seyn, die in dieser Schrift aufgestellten Hauptpunkte, wie sie in einer öffentlichen Beurtheilung derselben a geben sind s) mit wenigem noch berücksichtigen.

r) Ueber den Einfluß des Schauspiels auf die Bildung der Jugend; von A. L. P. Schröder, Prediger in Nordhasen. Gotha bei Perthes. 1804. 4.

s) S. N. allgem. deutsche Bibliothek, 101ter Band 2ztes Stück 7tes Heft S. 377 — 380.

(Der Schluß folgt.)

Nachricht
von einem physikalischen Phänomen.

Man nehme zwei halbe Bogen, oder zwei Quartblätter gut geleimtes Schreibpapier, erwärme solche etwas an einem geheizten Ofen, damit sie recht trocken werden; lege sie auf einander auf einen ebenen reinen Tisch, und streiche auf dem oben liegenden Blatte mit einem Stücke elastischen Gummi, auf eben die Weise, als wenn man von diesem oben liegenden Blatte Unreinigkeit oder Bleistiftschrift abreiben wollte. Wenn man dieses Abreiben oder Streichen, indem man mit zwei Fingern und dem Daumen der linken Hand das Papier am Rande fest hält, eine kurze Zeit fortgesetzt hat, so wird man finden, daß beide Blätter Papier an einander kleben und sich einander anziehen, so daß man einige Kraft anwenden muß, um sie von einander zu trennen. Indem man sie von einander zieht, wird man ein Knistern zwischen den beiden Papierblättern wahrnehmen.

Um zu erfahren, wie lange dieses Zusammenhängen oder Anziehen daure, hieng ich dieselben an der Wand auf, indem ich das eine Blatt mit einer Stecknadel feststeckte. Sie hiengen etwa vier Minuten, und dann fiel das nicht mit der Nadel befestigte Blatt herunter. Man wird nach dem geschehenen Reiben oder Streichen auf dem Papier bemerken, daß die Blätter auch von dem Tische oder Reißbrette, worauf das Streichen geschiehet, angezogen werden, und sich davon nicht willig trennen.

Wer

Wer obigen Versuch auf die vorbeschriebene Weise wiederholt, wird finden, daß die Kraft, welche beide Blätter Papier zusammenhält, mit derjenigen Kraftäusserung der Natur, welche der große Neuton Attraction, oder Anziehung nennt, die größte Aehnlichkeit hat, und da die Operation des Streichens mit elastischem Gummi fast auf die Art geschiehet, als wenn man einer Magnetnadel die magnetische Kraft mittheilt, so machte ich auch den Versuch, ob die bekannte Erfahrung, daß man die Pole einer Magnetnadel durch das Streichen in entgegengesetzter Richtung verändern kann, etwa die Wirkung des Zusammenhängens aufhöbe. Allein dieses traf nicht ein, sondern das Anziehen blieb nach wie vor.

Es ist auch von mir versucht worden, ob andere Dinge, als Leinewand, wollenes Zeug, baumwollene Zeuge, Hutfilz, Papier, Zunder, wenn damit das oberste Papier auf eben die Weise, wie mit elastischem Gummi, gerieben wird, ein Anziehen der Papiere hervorbringe. Es ist aber ohne Wirkung gewesen. Daher es mir merkwürdig scheint, daß das elastische Gummi allein die Attraction dem Papiere mittheilt.

Ich erinnere mich gar wohl, daß mein verewigter Freund, der Herr Hofrath Lichtenberg in Göttingen, zu der Zeit, wie er sich mit den von ihm beschriebenen merkwürdigen Versuchen über die Electricität beschäftigte, sich mündlich gegen mich äusserte, er werde je länger je mehr auf die Vermuthung geleitet, daß die electrische Kraft eine der vornehmsten Triebfedern sey, womit die Natur so mannichfaltig wirke, und daß sie in Erscheinungen mit im Spiele sey, wo man es nicht erwarte. Ich besitze keinen electrischen Apparat, und habe also in diesem Stücke nichts untersuchen können.

Den Herren Naturkündigern, die grössere Einsichten, wie ich, haben, wird es indessen ein Leichtes seyn, auszumachen, was es mit obiger nicht permanent seyenden Anziehung der Papierblätter für Bewandniß hat.

Ich bescheide mich gern, daß obiges Phänomen unbedeutend ist, und vielleicht eine Bekanntmachung nicht verdient. Wenn man aber bedenkt, daß vor vielen Jahrhunderten das bemerkte Anziehen und Abstoßen des Bernsteins und Siegellacks wenig geachtet wurde, und dennoch auf so wichtige Entdeckungen in der Electricität geleitet hat, so wird man mir gegenwärtige Bekanntmachung geneigt zu gute halten.

K.

Hannoverſches Magazin.

32tes Stück.

Freitag, den 21ten April 1809.

Verſuch
zur Beantwortung der im 15ten Stück des N. Hannov. Mag. vom Jahre 1795 aufgeworfenen Frage:
„Ob dramatiſche Uebungen auf Schulen nutzen oder ſchaden?"

(Schluß.)

§. 23.

Der achtungswürdige Verfaſſer der §. 22. erwähnten Schrift folgert zuvörderſt aus dem Zweck des Schauſpiels im Allgemeinen, „daß es allerdings zur Beförderung ſittlicher Ausbildung und Veredlung bei der Jugend benutzt werden könne; vornemlich in der Hinſicht, daß ſie dadurch mit den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen des Lebens bekannter werde, in welchen das höchſte Sittengeſetz anzuwenden ſey. Zur Erwerbung der Menſchenkenntniß die Jugend in die Welt ſelbſt einzuführen, habe unüberwindliche (?) Schwierigkeiten und unvermeidliche Nachtheile." (Hier ſcheint den Hrn. Verfaſſer der Eifer für ſeine Sache wohl zu weit zu führen. Wie viele giebt es wohl deren, oder gab es wenigſtens unter unſern Vätern, die ſich erſt durch Leſen oder gar durch Aufführen von Schauſpielen zu ihrem Eintritt in die Welt vorbereitet hätten? Und doch fehlte es nie an ſolchen, denen es weder an Menſchenkenntniß noch an kluger Menſchenbehandlung, noch an Thatkraft und Wirkſamkeit unter den Menſchen gebrach.) „Auch die Geſchichte könne dieſen Vortheil nicht in dem Maaße gewähren, als Schauſpiele, wenn ſie aus einer treuen Beobachtung des menſchlichen Thuns und Laſſens genommen ſind." (Wie viele haben wir aber ſolcher Schauſpiele, welche dieſe Bedingung erfüllen! Da lebt und webt ja immer alles von Ideallen, ſchönen und häßlichen! Da geht faſt alles im höhern Kothurn, nach

grösserm Maaßstab; da wird erhöht und erniedrigt, verschönert und verhäßlicht — es werden Göttergestalten oder Carricaturen; denn man will und soll spannen, reizen, frappiren, Thränen oder Lachen erzwingen. —) „Hier lasse sich der Unterricht der Moral unmittelbar an den Unterricht in der Menschenkenntniß anknüpfen; und erst dadurch erhalte diese letztere ihren wahren Werth. Der Verf. wünscht daher, daß, so wie wir Sittenlehren in Beispielen haben, wir sie auch in Schauspielen haben möchten." (Allerdings eine schöne Idee! aber wo sind die Schauspieldichter, die sie eben so schön ausführen können und wollen?) „Erst für das spätere Jugendalter, nach dem zwölften Jahre, könne das Schauspiel eines der wirksamsten Mittel zur Vollendung der sittlichen Erziehung werden. Aber durch die **Einführung der Jugend in öffentliche Schauspielhäuser** stehe dieser Zweck nicht zu erreichen; vielmehr sey davon **mancher wesentliche Nachtheil zu fürchten.** Wenigstens in den grösseren Städten müßte daher ein eigenes Theater für die Jugend errichtet werden, auf dem nur für sie, und in der Absicht geschriebene Stücke gespielt würden, sie auf eine unterhaltende und ihrem Alter angemessene Art immer weiter auszubilden. Dadurch würde auch Gemeingeist verbreitet, und Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Staat dem Herzen der Jugend tiefer eingeprägt werden. Von den bisherigen zahlreichen Schauspielen für das kindliche und jugendliche Alter würden freilich nur wenige oder gar keine für solch eine öffentliche Anstalt zu gebrauchen seyn. . . . Endlich wird dann gezeigt, wie das eigne Aufführen vollkommnerer, von geübteren Händen verfertigter Schauspiele ein heilsames Mittel zur weitern Ausbildung der Jugend werden könne; aber nur unter **gehöriger Leitung** und **zweckmäßiger Veranstaltung**, weil es sonst auch **sehr schädlich** werden kann; wie dies letztere auch bei den gewöhnlichen Liebhaber-Theatern der Fall ist. . . . Die vornehmsten Erfordernisse solcher von der Jugend selbst aufzuführenden Schauspiele, wenn sie wohlthätig wirken sollen, sind: daß in ihnen reine Sittlichkeit herrsche; daß durch sie der sittliche Gesichtskreis der Jugend erweitert werde; daß sie auch in Ansehung der in ihnen dargestellten Fehler und Abweichungen von der Pflicht mit Vorsicht und Behutsamkeit gewählt und behandelt werden; eigentlich lasterhafte Charaktere und Leidenschaften aber in ihnen gar nicht vorkommen. Innere Wahrheit und Interesse der Haupthandlung sind gleichfalls darin nothwendig. Auch auf das Kostum und eine nicht zu große Länge der Stücke müßte man dabei bedacht seyn, und die Rollen mit Klugheit vertheilen; an der Vorstellung auch Erwachsene Theil nehmen lassen. Der gute Erzieher hat dann endlich auch die Wirkung sorgfältig zu beobachten, die das Stück überhaupt, und die Darstellung einzelner

zelner Rollen, auf seine Zöglinge macht."

§. 24.

Man siehet leicht, auch nach dieses Verfasse:s, doch so nothwendigen, Forderungen ist die Sache mit so vielen Cautelen und Schwierigkeiten umgeben, daß sie wohl nicht zu einer zweckmäßigen Ausführung kommen möchte. Wo finden wir **Schauspiele der Art**, welche die obigen Bedingungen erfüllen? (Der Verfasser der vorhin angeführten Schrift hat zwar selbst ein Jahr früher schon ein Bändchen Schauspiele für die erwachsenere Jugend herausgegeben. Sollten diese nun auch seinen eigenen Forderungen und dem ganzen Zwecke vollkommen entsprechen: so wäre dies doch nur für den Anfang.) Wo findet sich stets die **gehörige Leitung**, die **zweckmäßige Veranstaltung**, die **kunstferrige Beobachtungsgabe**, die **ästhetisch-genaue Kritik** über alles, was zur äussern Darstellung gehört, was dabei auf physische, intellectuelle oder moralische Bildung oder Verbildung der jugendlichen Seeniker einwirkt oder einwirken kann? Es kann einer der treflichste Schulmann und Erzieher in aller andern Hinsicht seyn, und kann doch weder Talent noch Neigung zu diesen Dingen haben? Und mit welchem Rechte kann man dies von ihm fordern, daß er auch Schauspiel-Director sey oder werde? — Trifft dies aber nicht alles zusammen, so ist alles Aufführen auch der schönsten Schauspiele vergeblich, oder gar verderblich. — Uebrigens kann der Nutzen, welchen Herr Pred. **Schröder** in der oben angeführten Stelle in moralischer und bürgerlicher Hinsicht von dem eigenen **Aufführen** der Schauspiele erwartet, gröstentheils — so viel ich sehe — durch das bloße **Lesen** derselben unter guter Anleitung, mit gehöriger Zergliederung der Charaktere, mit Aufsuchung der Motive der Handelnden, mit praktischer Anwendung u. s. w. auch erreicht werden.

§. 25.

Möchten aber auch alle Umstände und Erfordernisse noch so glücklich zusammentreffen, und mit vereinigter Kraft zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks solcher dramatischen Uebungen zusammenwirken: so würde dennoch auf der andern Seite mancher positive **Nachtheil** theils höchst wahrscheinlich, theils unvermeidlich damit verbunden seyn, welcher jenen gehofften Nutzen leicht *aufwiegen*, wo nicht überwiegen möchte. — Jener Gelehrte (s. Anmerkung h zu §. 7.) fürchtet schon von der Einführung öffentlicher Declamationsübungen auf Schulen, daß dadurch bei der Schuljugend **Eitelkeit**, **Dünkel** und **Egoismus** angefacht werden möchte; wie viel mehr würde dies von öffentlichen theatralischen Vorstellungen zu fürchten stehen! Wie würde da um Auszeichnung und Beifallklatschen bei den fremden Zuschauern und Zuschauerinnen gebuhlt werden! Und wie weit

weniger würde sich hier mit Sicherheit entgegenwirken lassen, als dort? — Was Hr. Professor Rambach t) vom Privat-Theater sagt, daß dadurch unter andern Intrigue und Kabale befördert werde, das gilt und will er auch selbst, wenn gleich in mindrem Grade, vom Schul-Theater geltend wissen. Die Eitelsten und Ehrgeizigsten werden sich wetteifernd zu den Hauptrollen drängen — mancher wird sich zurückgesetzt glauben — der eine wird lauteren Beifall finden, als der andere: das giebt heimliche Neider und Anfeindungen, Partiesucht und Zwiespalt. —

§. 26.

Ausser diesen unmittelbar schädlichen Einfluß auf die Moralität der Jugend, könnten aber diese scenischen Spiele noch auf manche andere und indirecte Art nachtheilig auf die Verhältnisse, auf die Gemüthsstimmung und den ganzen Zustand der Spielenden einwirken. So würde dadurch z. B. in Hinsicht der zu errichtenden Bühne, der Decorationen, der Theater-Kleidung u. s. w. Veranlassung zu einem Kostenaufwande gegeben werden, welcher den Eltern in den meisten Fällen wohl nichts weniger als angenehm seyn dürfte! Nicht minder könnte dadurch der, in jetzigen Zeiten und in den jugendlichen Jahren ohnehin üppig wachsenden, Prunksucht noch mehr treibender Nahrungsstoff zugeführt werden! — Wer bürgt dafür, daß nicht in diesem oder jenem lebhaften jungen Scheniker, der sich mit Glück und Beifall auf seinem Schultheater sehen und hören läßt, eine zu große Neigung und Liebe für das Theater überhaupt erwache, so daß die leichtsinnige, reizende Thalia sein Herz zu sehr gewönne, und es ihren ernsteren, aber würdigeren Schwestern entzöge; daß er bei dem leidenschaftlichen Hange zur Bühne die Berufsstudien um ihre Zeit betröge, daß die Hörsäle der Docenten ihn anekelten, und daß er in dieser Stimmung leicht einmal mit gaukelnden Schülern des Thespis davonzöge, oder auf andere Abwege sich verlöre. Jedoch von diesem schlimmsten Extrem hinweggedacht, wird gleichwohl immer dies zu befürchten seyn, daß die jungen Studierenden durch die mannichfachen Vorbereitungen zur Aufführung eines Stücks viel zu sehr zerstreut werden, und in dieser vielleicht wochenlangen Zerstreuung für die ernstern Studien, denen sie eigentlich

t) In den Fragmenten über Declamation. S. N. A. D. Bibl. 87ter Band 1stes St. S. 35. „Noch mehr als gegen die Schauspiele auf Schulen, läßt sich allerdings auch gegen Privattheater sagen. Der Verfasser hält sie für einen sichern Weg zum Sittenverderbniß, zur Störung häuslicher Verhältnisse, des Friedens und der Unschuld; indem sie jeder Leidenschaft freies Spiel gewähren, auch Intriguen und Kabale wirksam befördern und so ferner."

lich bestimmt sind, weit weniger leisten werden, als sie sonst könnten und sollten. Hier entsteht doch auf jeden Fall ein wirklicher Zeitverlust, welcher nach aller bisherigen Untersuchung durch nichts ersetzt wird, welches man als reinen, sichern, jenen kostbaren Verlust sattsam vergütenden Gewinn ansehen könnte, und welches nicht auf anderen näheren und gefahrloseren Wegen eben so gut oder noch besser zu finden wäre. — Sollten nun auch alle übrigen, im Verlauf dieser Untersuchung angedeuteten nachtheiligen Folgen und Wirkungen des Theaterwesens auf Schulen für Moralität, für Neigung und Stimmung, für Gesinnung und Handlung, für die gegenwärtigen und künftigen Lebensverhältnisse der jungen Menschen nur möglich seyn — und diese Möglichkeit möchte doch wohl in keinem Punkte abgeleugnet werden können — : so kann, ja so muß man endlich wohl noch fragen: Darf ein vorsichtigtiger und gewissenhafter Steuermann sein ihm anvertrauetes Schiff durch eine gefahrvolle Klippenstraße — wo er bei aller seiner Klugheit und Erfahrung doch möglicher Weise leicht ein Spiel der Winde und Wellen werden, bei Nacht oder Nebel auf ein verborgenes Felsenriff stoßen kann — ohne alle Noth hindurchführen wollen, da und wenn ihm andere, sichere und gefahrlose, Durchfahrten bekannt sind und offen stehen? *)

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes bescheidet sich gern, daß alles Raisonnement in der Regel weniger entscheidet, als Praxis und Erfahrung. Aber auch diese spricht laut und vernehmlich für seine Meinung und gegen die dramatischen Uebungen auf Schulen. Ihm ist wenigstens — seitdem die Jesuiterschulen, mit ihren seyn sollenden religiösen Dramen aufgehoben sind — kein Land bekannt, wo durch eine allgemeine Schulverordnung dergleichen eingeführt wären. Dagegen waren sie z. B. auf den Königl. Sächsischen Landesschulen von jeher strenge verboten. Auch im Preußischen ergieng das nämliche Verbot schon im Jahr 1718 (Siehe Journal für Prediger B. 48. S. 184). — „Bauer, Rector zu Hirschberg, ruhete nicht, bis die auf der dasigen Schule herkömmlichen Schauspiele abgeschafft waren;" siehe Nekrolog von Schlichtegroll, auf das Jahr 1799 B. 2. S. 17. — Auch in einer der neuesten Schriften (die Erziehungswissenschaft, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staats praktisch dargestellt, v. K. H. L. Pölitz, Professor zu Wittenberg, 2 Theile 1806) wird gesagt, Th. 1. S. 98. „Bis zu dem Zeitpunkte der höhern Reife des Jünglings werden gewiß alle Schauspiele nachtheilig wirken, und wäre es auch nur dadurch, daß sie der Seele eine Masse von Bildern zuführen, die sie noch nicht gehörig verarbeiten kann, und die nicht selten ein dumpfes Brüten der Phantasie zur Folge haben." Und dieser Meinung des Hrn. P. tritt der Recensent dieses Werks in der Jenaischen Allg. Literaturzeitung Nr. 264. Jahrg. 1808. S. 278 „durch eine vielfache Erfahrung belehrt," ganz bei.

Nachricht

von der Entfernung der gewöhnlichen Belustigungsörter um Hannover.

Es giebt wenige Städte in Teutschland, welche so angenehme Umgebungen haben, wie Hannover; denn wo ist wohl eine Stadt, die so nahe vor ihren Thoren ein so schönes Holz aufzuweisen hat, wie die Eilenriede, eine Waldung, worin der üppigste Holzwuchs sich findet, und worin, wie man behauptet, alle Holzarten des nördlichen Teutschlands, besonders aber Eichen und Büchen von der größten Schönheit anzutreffen sind. Die Abwechselung in den Gegenden fehlt auch nicht, denn nach Süden und Westen ist der Boden ein fettes Korn- und Maschland, und nach Osten und Norden wechselt er mit einer, jedoch nicht schlechten, Geest- und Heideländerei ab, daher denn auch die Stadt aus den nicht entfernt liegenden Mooren mit Torf zur Feurung versehen wird. Die Einwohner der hiesigen Stadt haben Ursach, diese Mannigfaltigkeit in den Umgebungen mit Dank zu erkennen, und wer kann es ihnen verargen, wenn sie durch häuslichen Unmuth aus ihren Häusern getrieben, bei schönen Tagen sich an einem heitern Himmel zu laben, und die Erholung, die sie in ihren Wohnungen jetzt entbehren, in der freien Luft sich zu verschaffen suchen. Gewiß sie bedürfen dieser Zerstreuung als ein Palliativ gegen drückende Sorgen jetzt mehr wie ehemals.

Vielleicht ist es dem spatzierenden Publikum angenehm, genau zu wissen, wie weit diejenigen Oerter von der Stadt entfernt liegen, wohin die Gänge gewöhnlich gerichtet sind. Ich erinnere mich, daß sehr oft in Gesellschaften über die nähere oder entferntere Lage dieser Oerter gestritten worden ist. Ich will daher die genau gemessene Entfernung hieher setzen:

Von dem äussern Zingel des Aegidienthors nach dem	Neuenhause	—	232	Calenb. Ruthen	oder	1392	Schritt
	Lister Thurm	—	463	″	″	2778	″
	Pferde-Thurm	—	520	″	″	3120	″
	Döhrner Thurm	—	592	″	″	3552	″
	Bischofssole	—	717	″	″	4302	″
	Steureudieb	—	800	″	″	4800	″
	Kirchroder Thurm		1000	″	″	6000	″

Vom

Vom Cleverthore nach dem Wallmodenschen Garten	—	283	Calenb.	Ruthen	oder	1698	Schritt
Vom Steinthore ab dahin	—	341	″	″	″	2046	″
Vom äussern Zingel des Calenbergerthors nach dem Limmer Bade		715	″	″	″	4290	″
Vom Cleverthore dahin	—	788	″	″	″	4728	″
Die Herrenhäuser Allee ist lang	—	423	″	″	″	2538	″

In diesen Maaßen sind die Krümmungen der Fußwege mit in Anschlag gebracht, und auf eine Calenbergsche Ruthe von 16 Fuß sind 6 Schritt gerechnet.

Etwas über die Rettung im Wasser verunglückter Personen.

In dem ersten Bande der erst jetzt erschienenen Reise in Holland im Jahre 1806 vom Hrn. Doctor Bergk aus dem Französischen übersetzt, Leipzig 1808 mit 21 zum Theil illuminirten Kupfern, finde ich einen Versuch zur Wiederbelebung im Wasser verunglückter Personen, der gewiß den mehrsten Lesern des Magazins eben so neu vorkommen wird, als er es mir war; und den ich in der Absicht hier mittheile, damit bei Gelegenheit zum Besten der Menschheit Gebrauch davon gemacht werden könne.

In dem 9ten von Amsterdam datirten Briefe dieser Reisen Seite 184 sagt der sich nicht genannt habende Verfasser derselben folgendes hierüber:

„Unter den neuesten Versuchen zur Rettung derjenigen Personen, die man aus dem Wasser gezogen, hat man mir nachstehendes von dem sehr geschickten Arzte dieser Stadt, Herrn Schräge, mitgetheilt: Ehe man einen Versuch anstellt, soll man untersuchen, ob die Luftröhre des Kranken offen ist; aus einer dreißigjährigen Erfahrung weiß er, daß bei Personen, die gerettet werden können, man die Epiglottis (den Kehlendeckel) an der Rima glottidis (auf der Stimmritze) befestigt, und die Luftröhre, die Lunge, die Brusthöhle und den Bauch verengt, ausgedrückt und zusammengezogen gefunden hat; bei denjenigen hingegen, die nicht gerettet werden konnten, war die Epiglottis in die Höhe gehoben, die Ri-

ma

ma glottidis offen und die Luftröhre mit Wasser angefüllt, so wenig auch dies seyn mochte. Die Ursachen dieser Erscheinung muß man, seiner Meinung nach, in den Versuchen suchen, die der Unglückliche zum Athmen im Wasser gemacht hat; ist aber dies nicht möglich, so setzt er ab, und macht so lange vergebliche Versuche zum Athmen, bis es ihm an Kräften gebricht, und er erstickt ist. Hat man ihn in diesem Zustande herausgezogen, so nimmt das Ersticken in dem Maaße zu, als der Druck der Luft weniger gehindert ist als jener des Wassers; man soll daher gleich anfänglich dem Kranken Luft machen, die Luftröhre öffnen, den Kehldeckel in die Höhe heben, und den Bauch, die Brust und die Lungen zusammendrücken. In dieser Absicht muß man den Kranken auf einen Tisch oder Bank auf den Bauch und auf die Brust legen, so, daß der Kopf auf die Seite hängt, und wenn man den Hals entblößt hat, so legt man die flache Hand gerade unter die Kehle und hebt den Kopf in die Höhe; wie er sagt, so vernimmt man beim Aufheben des Kopfes schon ein schwaches Athmen, das deutlich beweiset, daß die Luftröhre offen ist, und wenig Augenblicke darauf spürt man schon Zeichen des Lebens; während man nun mit dem Auskleiden, Reinigen, Trocknen und Erwärmen des Kranken fortfährt, kommt er nach und nach wieder zu sich. Wenn man aber, indem man die Hand unterlegt, ein Kochen in der Gurgel hört, und wenn Wasser oder Schaum aus dem Munde des Kranken fließt, und die Luftrohre offen ist, so ist dies ein hinlänglicher Beweis, daß er gänzlich todt ist, und daß alle Mittel zu seiner Wiederbelebung vergeblich sind."

Die in Amsterdam gestiftete Gesellschaft zur Rettung derjenigen, die in Gefahr zu ertrinken sind, (Maatschappy tot redding der Drenkelingen), sagt der Verfasser jener Reisen, hat in ganz Europa, wenigstens in allen Hauptstädten, Nachfolgerinnen gehabt. Sie wurde im Jahr 1767 von den Herren Noortwyk de Clerq, Vernede, Verbrügge, Meyer, Holl, Vollenhoven, van Engelen, Schlosser und Lublink gestiftet, steht mit allen Ländern, besonders aber mit Herrn Johnson in London, der eine ähnliche Anstalt angelegt hat, in Briefwechsel. Die Gesellschaft hat solche Fortschritte gemacht, daß sich in einem Zeitraume von funfzehn Jahren die Zahl der Geretteten zu den Ertrunkenen wie 273 zu 285 oder wie 2 zu 3 verhält.

Hannoverſches Magazin.

33tes Stück.

Montag, den 24ten April 1809.

Etwas über den Tanz im Allgemeinen, und über ſeine verſchiedenen Theile.

Von J. Ch. Bleßmann, Univerſitätstanzmeiſter in Göttingen.

Da unter allen ſchönen Künſten, die dem Menſchen zum Vergnügen gereichen, keine allgemeiner in der Ausübung iſt, als die Tanzkunſt; ſo ſchmeichle ich mir, nicht nur den Freunden derſelben, ſondern auch dem Publikum überhaupt einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich verſuche, die richtigen Begriffe von allen Theilen dieſer Kunſt, ſo weit es die Grenzen dieſer gemeinnützigen Blätter erlauben, bekannter zu machen, um das nachdenkende Publikum dadurch in den Stand zu ſetzen, über das Sittliche, über das Schöne und über das Schickliche in der Tanzkunſt richtig zu urtheilen.

Scharfſehende Beobachter und denkende Geſchichtsforſcher werden nicht bezweifeln, daß die Verfeinerung der Sitten mit der Verfeinerung des Ausdruckes im Tanzen bei jeder Nation immer gleiche Fortſchritte gemacht haben.

Tanz und Geſang ſind in die Natur des Menſchen verwebet; ſie ſind beide die erſte Sprache der Natur, welche der eigentlichen Sprache des Menſchen voranging, um ſeinen fröhlichen Gemüthszuſtand auszudrücken. Wenn der durch Freude belebte Menſch dieſe ſeine innere Empfindung durch ſeine Stimme, durch ſeine Schritte und durch ſeine körperlichen Bewegungen äuſſert, ſo nennt man dieſes Tanzen. a) Das fröhliche Kind, auf dem Arme der Amme, giebt ſchon ſeine Freude, wenn dieſe ſingt, durch tan-

a) Essai sur l'origine des connoissances humaines. P. II. Ch. I.

tanzende Bewegungen zu erkennen. Der lustige Knabe und das muntere Mädchen, beide singen und springen in der Laune des frohen Muthes; und wir wissen, daß die wildesten Nationen bei ihrem angezündeten Feuer jauchzen und springen, um ihre Freude über irgend eine glücklich ausgeführte That durch Tanzen zu erkennen zu geben. Der Tanz ist daher bei allen Völkern der Erde zu einem natürlichen und allgemeinen Ausdrucke der Freude geworden, und hierauf gründet es sich: daß derselbe bei allen Freudenfesten und in in allen fröhlichen Gesellschaften, vom Throne bis zur Bauerhütte, noch jetzt den ersten Platz behauptet.

Der Tanz läßt sich füglich eintheilen: in den natürlichen und in den künstlichen, und dieser wiederum: in den hohen und in den niedern.

Der natürliche Tanz ist ein Ausdruck der frohen Empfindungen des Menschen, durch unwillkührliche Schritte, Sprünge und Bewegungen des Körpers, die mit Gesang und Klang verbunden und belebet werden.

Dieser Tanz erhält sich noch bei den niedern Volksklassen in seiner ursprünglichen Reinheit, wenn dieselben nicht oft Gelegenheit haben, Menschen von höherer Bildung künstlich tanzen zu sehn; weil sie alsdann nicht in den Fall kommen, ihren natürlichen Tanz mit dem künstlichen zu vermischen. b) Je weniger Kunst sich in den natürlichen Tanz mischt, desto gefälliger wird derselbe dem Kenner des Schönen, wenn anders der Ausdruck der Freude in den Schranken der Sittlichkeit bleibt.

Wenn die jungen Landbauern oder Hirten, jeder seine Dirne an der Hand, mit Jauchzen sich dem tanzenden Reigen nahen, sich dort in demselben herumschwenken, und durch jede ungezwungene und ungekünstelte Bewegung ihren innern Frohsinn nach der ländlichen Musik ausdrücken; so ist dieser natürliche Tanz schön zu nennen, weil derselbe im vollen Einklange mit den Sitten, mit der Kleidung und mit dem ganzen Benehmen der Tänzer steht. Ganz anders aber wird es sich verhalten, wenn wir dieselben Sprünge und dieselben Bewegungen, welche die jungen Landleute so wohl kleideten, von geputzten Damen und Herren aus civilisirten Classen im Tanzen machen sehen. Jeder, dessen Geschmack nur irgend gebildet ist, wird den Tanz

dies-

b) Haller, von den Alpen.

Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen,
In dem zertretnen Gras nach einer Dorfschallmei.
Und läßt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihren Fügel bei.

Ferner siehe: Lettres de Bellegarde sur le Gout p. 260.

dieſer Herren und Damen lächerlich und ungeſchickt finden, welchen er, von den Landleuten getanzt, ſchön fand.

Ein kundiger Beobachter kann leicht die Bemerkung machen: daß ſogar der natürliche Gang und die natürlichen Bewegungen eines jeden einzelnen Menſchen ein Etwas, das denſelben charakteriſirt, zu erkennen geben; noch vielmehr aber wird jeder Menſch durch ſeine natürliche Art zu tanzen charakteriſirt. Auf den Ausdruck im Tanzen wirken nicht nur phyſiſche Kraft und Schwäche des Menſchen, ſondern auch ſein Temperament; jede gegenwärtige Leidenſchaft und überhaupt der ganze ſittliche Zuſtand der Seele. Daher werden z. B. der gemeine Italiäner und der Franzoſe, welche beide durch die ſanfte Natur ihres Clima's, und durch die Umgebungen ſittlicher Gegenſtände empfänglich gemacht ſind, ihre Freude durch ganz andere, gefälligere Bewegungen im natürlichen Tanze ausdrücken, als der halb wilde Tartar, der ſeine Leidenſchaften nicht zu mäßigen weiß.

So wie nun der phyſiſche und moraliſche Zuſtand eines jeden einzelnen Menſchen auf ſeine natürliche Art zu tanzen wirket; ſo wirket auch der phyſiſche und moraliſche Charakter ganzer Nationen auf ihren natürlichen Tanz. Es bleibt daher ausgemacht: je mehr Cultur und Civiliſation eine Nation angenommen hat, deſto ſittlicher und gefälliger wird der Ausdruck der Freude in ihrem natürlichen Tanze ſeyn; weil beide, Civiliſation und Verfeinerung des Tanzes, mit gleichen Schritten fortgehen.

Der hohe oder theatraliſche Tanz iſt ein Ausdruck aller möglichen, von der Natur entlehnten Leidenſchaften, welche durch beſtimmte Schritte, Geſticulationen und Bewegungen des Menſchen, mit Hülfe der Muſik und der Malerei, als wahr vorgeſtellt werden.

Der Tänzer abſtrahirt ſich z. B. von der Natur den Gang und die Geberde des Stolzen, des Rachſüchtigen, des Verzweifelten, des Wollüſtigen ꝛc., und ſtellt dieſe Charaktere durch ſeinen Tanz als wirklich und gegenwärtig dar.

Dieſer Tanz kann mit Recht der poetiſche Theil der Tanzkunſt genannt werden; weil er ſich nur mit Dichtungen beſchäftiget. Wenn daher ſeine Vorſtellungen richtig und ſchön ausfallen ſollen; ſo muß derſelbe alle die Regeln befolgen, die in der Dichtkunſt befolgt werden müſſen; derſelbe gehört mithin lediglich nur für das Theater.

Das vorzüglichſte, was man in den neuern Zeiten dadurch geleiſtet hat, iſt das ſogenannte große Ballet c), zu welchem gemeiniglich ein Vorwurf aus der Geſchichte oder

c) Noverre Lettres sur la Danse. In dieſen Briefen handelt Noverre ganz ausführlich von den großen Balletten.

aus der Götterlehre gewählet wird, welchen der Tanz, mit Hülfe der Musik und Malerei, als gegenwärtig, in momentanen Bildern, erzählend darstellt. In den angeführten Briefen sagt Noverre: „ein Ballet ist ein Gemählde; die Bühne ist das Tuch; die mechanischen Bewegungen der Figuranten sind die Farben; ihre Physiognomie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Pinsel; die Verknüpfung und die Lebhaftigkeit der Scenen, die Wahl der Musik, die Auszierung und das Kostüme machen das Colorit aus, und der Compositeur ist der Maler.“

Der niedere oder unser gesellschaftliche Tanz ist ein Ausdruck der frohen Empfindungen, aber auch zugleich der Achtung für die Gesellschaft durch bestimmte regelmäßige, nach der Musik abgemessene Schritte, Sprünge und Bewegungen des Menschen.

In diesen bestimmten Bewegungen liegt eigentlich die Kunst; diese lehrt den Tänzer, seine Freude nur durch solche Schritte und Bewegungen auszudrücken, die der gesitteten Convenienz am angemessensten sind. Der natürliche Charakter dieses Tanzes, der Ausdruck der Freude, darf auf keine Weise durch die Kunst verdrängt, sondern er muß nur durch sie verschönert werden. Der gesellschaftliche künstliche Tanz unterscheidet sich daher von dem natürlichen einzig und allein durch die Art und Weise des Ausdrucks. In dem natürlichen überläßt sich der Tänzer ganz seinen innern Empfindungen; seine Schritte und Bewegungen sind daher unwillkührlich und unbestimmt, sie werden nur allein von den gegenwärtigen Vorstellungen geleitet, die in seiner Seele herrschen. Nachdem nun diese beschaffen sind, edel oder niedrig, sanft oder wild ꝛc., nachdem wird auch der Ausdruck in seinem Tanze beschaffen seyn. Der künstliche Tanz hingegen entwirft sich ein Bild, das zwar der Natur völlig ähnlich seyn muß, welches aber der Tänzer in einem schönen Gewande vorzustellen sich bemühet. Hieraus folgt: je näher das Bild der Natur kommt, und je mehr guter Geschmack in dem Gewande herrscht, desto schöner und gefälliger wird sich der Tanz darstellen.

Von dem hohen unterscheidet sich der niedere Tanz wie Poesie und Prose; jener, der hohe, bildet sich in seinen Vorstellungen Ideale, er zeigt die Stellungen der Diane und die Bewegungen der Grazien, dahingegen der niedere nur immer der Wahrheit, das ist, der Natur, getreu zu bleiben suchen muß. Es wird daher zu dem richtigen und schönen Ausdrucke in diesem Tanze nothwendig erfordert: daß man nicht auf der einen Seite in das Niedrige oder Pöbelhafte, und auf der andern nicht in das Schwülstige und Gezwungene verfalle. Aus diesem Grunde würde es z. B. wider den richtigen

und

und schönen Ausdruck im gesellschaftlichen Tanze seyn, wenn die Tänzer hohe theatralische Stellungen darin annähmen, oder mit solchen künstlichen Sprüngen tanzten, die nur für den theatralischen Tanz geeignet sind; welches schon an einer römischen Dame, der Sempronia, von einem geschmackvollen Römer d) getadelt wurde; und überdies würden sich viele Tänzer bestimmt dadurch lächerlich machen; weil zur Erlernung dieser Kunstfertigkeit nur wenige junge Menschen den dazu gehörigen Körperbau und die dazu erforderlichen Talente besitzen.

Die Künste sind alle aus der Natur entstanden, mithin auch die Tanzkunst; unsere Füße, unsere Augen, unsere Hände sind unsere ersten Lehrmeister gewesen e), der erste fröhliche Mensch wurde der erste Tänzer, indem er seine frohen Empfindungen durch seinen Gang, durch seine Geberden und durch seine Stimme ausdrückte. In dieser stummen Sprache der Natur lag der Keim der Kunst.

Nichts reizt mehr zu gleichen Empfindungen, als Tanz und Gesang. Sobald mehrere Menschen zusammen tanzten, suchten sie nicht nur ihre frohen Empfindungen auszudrücken, sondern sie bemüheten sich auch, sich wechselseitig in dem Ausdrucke zu gefallen, einer den andern zu vergnügen, und sich hierin einer vor dem andern hervor zu thun f); dadurch bekam der gesellschaftliche Tanz nach und nach Gestalt, Veränderung und Zierde. Die öftern Uebungen bildeten Meister, und unter diesen gab einigen ihr Talent wieder Vorzüge, die andere zur Nacheiferung anreitzten; auf solche Weise entstand die Kunst im gesellschaftlichen Tanze.

Bei dem Wachsthume des künstlichen Tanzes wurden scharfsinnige Beobachter veranlaßt, das Wesentliche der Kunst zu untersuchen, derselben bestimmte Regeln zu geben, und diese durch Kenntnisse zu erläutern. Auf diese Weise wurde die Kunst, nach den Zeitumständen und nach den Sitten der Völker mehr oder weniger ausgebildet. Endlich ist dieselbe bei allen civilisirten Völkern allgemein geworden; sie hat sich mit ihren Sitten, mit ihren conventionellen Ehrenbezeugungen und mit ihren

d) Sallust. Catilinar. et jugurthina bella §. 25. — — Saltare elegantius quam necesse est probae.

e) Rousseau Esprit, Maximes et Principes de l'étude.

f) L'homme éclairé par ses bésoins. Sec. VII.

ren Freudenfesten vereiniget g); sie hat sich in ihre öffentlichen und religiösen Auftritte gemischt, und ist sogar vor ihre Altäre getreten. h) Dieses ist die kurze Geschichte der Tanzkunst.

g) Carl v. Moser teutsches Hof-Recht. IIter Band, IXtes Buch, IVtes Capitel, von den Lustbarkeiten des Hofes.

h) I. Picart Ceremonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde. T. V. p. 226.

(Der Schluß folgt.)

Uebersicht

der in der chirurgischen Kranken-Anstalt zu Göttingen im Winterhalbenjahre 1808 und 1809 vorgekommenen Krankheiten.

A. Augenkrankheiten.

1) Graue Staare (Cataractae) IV. (operirt). Unter diesen waren die angebornen Staare eines Knaben von 7 Jahren, der nach der neuen Methode (Keratonyxis) so glücklich operirt wurde, daß an beiden Augen nicht im mindesten eine Entzündung erfolgte, wovon in der chirurg. Bibl. Erwähnung gethan ist. Dieser Blindgeborne bezeigt eine unbeschreibliche Freude, wenn er neue Gegenstände erkennt.

2) Flecken auf der Hornhaut (Maculae corneae) III.

3) Eiteransammlungen in der vordern Augenkammer (Hypopium) II.

4) Verschlossene Pupillen (Syniceſis pupillae) II. Künstliche Pupillen gemacht (Koreiodialyſis).

5) Entzündung der Regenbogenhaut (Iritis) I.

6) Thränenfisteln (Fiſtulae lacrymales) III.

7) Augenentzündungen (ophthalmiae) XXII.

a. Ophthalmia neonatorum II.
b. — ſcrophuloſa IV.
c. — arthritica VI.
d. — catarrhalis VII.
e. — ſyphilitica III.

B.

Digitized by Google

B. Geſchwülſte (Tumores) XII.
1) Balggeſchwulſt (Tumor cysticus) auf der Wade (exſtirpirt) I.
2) — — — — auf der Kniescheibe (exſtirpirt) I.
3) — — — — auf dem obern Augenliede (exſtirpirt) I.
4) — — — — am Perinaeo (exſtirpirt) I.
5) Tumor lymphaticus auf dem Rücken I.
6) Drüſen-Geſchwülſte.
a. Am Halſe III.
b. In der Achſelhöhle II.
c. An der Parotis I.
d. An der Lippe (exſtirpirt) I.

C. Ausfluß aus den Ohren II.
D. Polypen (Polypi) III.
1) In der Naſe (exſtirpirt) I.
2) Im Rachen (exſtirpirt) I.
3) In der Kinnbackenhöhle (exſtirpirt) I.

E. Waſſerbrüche der Scheidenhaut (operirt) III.
F. Hodengeſchwulſt II.
G. Brüche (Herniae) VI.
1) Eingeklemmter Schenkelbruch (Hernia cruralis incarcerata) (operirt) I.
2) Eingeklemmter Leiſtenbruch (Hernia inguinalis incarcerata) I.
3) Nicht eingeklemmte Brüche (durch Operation radicaliter geheilt) IV. Ich habe bereits durch Unterbindung des Bruchſackes zehn nicht eingeklemmte Brüche völlig geheilt, und kann dieſes Verfahren als ganz gefahrlos und ſicher empfehlen, indem ſich bei allen Operirten, die nach der Operation kein Bruchband getragen haben, keine Spur eines Bruches wieder gezeigt hat.
4) Nabelbruch II.

H. Naſenkrebs (Cancer naſi) I.
I. Krebs an der Vorhaut (Cancer praeputii) (exſtirpirt) I.
K. Krebs an der Lippe I.
L. Waſſerſammlung im Kniegelenk (Hydrops genu) II.
M. Herpes und Scabies VII.
N. Morbi venerei IX.
1) Gonorhoea III.
2) Ulcera ſyphilitica VI.

O. Geſchwüre (Ulcera) IX.
1) Am Halſe, wobei eine Oeffnung in der Luftröhre war I.
2) Am Halſe und Geſicht I.
3) An den Füßen VII.

P. Abſceſſus XIII.
1) An den Brüſten IV.
2) In der Achſelhöhle IV.
3) An der Hand IV.
4) An der Backe I.

Q. Wurm am Finger (Panaritium) V.
R. Wunden (Vulnera) XXI.
1) Am Augenliede III.
2) Am Knie I.
3) An der Bruſt I.
4) Am Kopf VI.
5) Am Knie II.
6) An der Hand III.
7) An den Fingern V.

S. Quetſchungen (Contuſiones).
1) Am Knie II.
2) Am Oberſchenkel II.

T.

T. Verrenkungen (Luxationes) VII.
1) Der Hand III.
2) Des Vorderarms II.
3) Des Fußes II.

U. Knochenbrüche (Fracturae) IV.
1) Der Naſenbeine I.
2) Des Vorderarms II.
3) Des Schlüſſelbeins I.

V. Knochenfraß (Caries) VI.
1) Am Fuß (amputirt) II.
2) Am Stirnbein I.
3) Am Oberſchenkel I.
4) An den beiden großen Zehen (amputirt).

W. Coxalgia II.

X. Löſung des Zungenbändchens II.

§ Die Staaroperationen nehmen für das Sommerhalbejahr 1809 im Monate Mai in der chirurgiſchen Krankenanſtalt ihren Anfang. Die übrigen chirurgiſchen Kranken können zu jeder Jahrszeit aufgenommen werden.

Unbemittelte erhalten durch die Gnade der Königl. Majeſtät, wie bisher, in dieſer Anſtalt unentgeltliche Behandlung und Verpflegung.

Langenbeck, Profeſſor und Direktor der chirurg. Kranken-Anſtalt.

Wolfsfang.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung werden die Wölfe, wie Thunberg in ſeinen Reiſen in Afrika und Aſien bemerkt, auf nachfolgende Weiſe gefangen. Man führt ein viereckiges Haus von Ziegeln oder von bloßem Lehm auf, und deckt es nur mit einigen Baumzweigen. Es wird eine niedrige Oeffnung mit einer davor befindlichen Fallthüre darin gelaſſen. In die Hütte legt man eine Lockſpeiſe, und bindet einen Strick herum, den man an einen Zapfen befeſtigt. Dieſer Zapfen wird durch die Rückenwand durchgeführt, und greift in das Loch eines Klotzes, welcher auswärts an der Rückenwand niederhängt. An den oberſten Enden dieſes Klotzes iſt ein anderer Strick befeſtigt, der über das Dach zu der vordern Seite der Hütte fortgeführt, und ſo an der Fallthür befeſtigt wird, daß dieſe dadurch über der Oeffnung offen bleiben muß. Wenn nun der Wolf, durch die Witterung angelockt, in die Hütte tritt, und die Lockſpeiſe berührt, ſo rückt er den Zapfen aus dem Loche des Blockes; die Thür fällt nieder, verſperrt den Eingang, und der Wolf iſt gefangen.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

34tes Stück.

Freitag, den 28ten April 1809.

Etwas über den Tanz im Allgemeinen, und über ſeine verſchiedenen Theile.

Von J. Ch. Bleßmann, Univerſitätstanzmeiſter in Göttingen.

(Schluß.)

Es iſt nicht zu leugnen, daß unter allen andern ſchönen Künſten die Tanzkunſt am häufigſten gelernt und ausgeübt wird, weil ihre Ausübung den meiſten Menſchen vom jugendlichen Alter bis zu gewiſſen Jahren ein vorzügliches Vergnügen verſchafft. Auch wird jetzt faſt allgemein zugegeben, daß dieſe Kunſt in der civiliſirten Geſellſchaft ſo nothwendig als nützlich iſt. Für nothwendig wird dieſelbe beſonders aus dem Grunde gehalten, weil der natürliche Tanz in den Geſellſchaften der gebildetern Claſſen nicht anwendbar iſt, und weil ſich in vielen Fällen die conventionelle Etikette mit dem Tanze verbunden hat; daher junge Perſonen von Erziehung ſich dem Unterrichte im Tanzen nicht wohl entziehen können a). Als nützlich wird dieſe Kunſt beſonders in der Rückſicht betrachtet, daß dieſelbe vorzüglich einen guten körperlichen Anſtand bildet, wenn ſie anders gehörig gelehrt und gelernt wird, daher auch die aufgeklärteſten Nationen dieſelbe als einen nicht unwichtigen Theil der Erziehung anſehen b) und c). Deſſen ungeachtet hat dieſe nützliche und nothwendige Kunſt unter allen ihren Schweſtern

a) Memoires de Brandebourg. Des Moeurs, Coutumes etc. etc. Part. III. pag. 455.

b) Rollin de la maniere l'etudier les belles lettres. Tom. I. p. 35.

c) Locke's Works. Vol. III. p. 91. § 196.

Digitized by Google

stern, besonders in Deutschland, das wenigste Glück gemacht.

Ueber andere schönen Künste haben viele unserer ersten Gelehrten nachgedacht; sie haben ihre theoretischen und praktischen Systeme mehr ausgebildet, ihre Schönheiten hervorgezogen und dadurch ihren Glanz zu erhöhen, oder wenigstens zu erhalten gesucht. Die Tanzkunst aber, besonders die niedere, als der vorzüglichste Theil derselben, ist so vernachlässigt, daß selbst Gelehrte und Männer von bedeutendem Ansehen unter den Erziehern in ihren Erziehungsschriften die richtige Vorstellung davon nicht zu haben scheinen d).

Diese Kunst hat sowohl, wie alle andere schönen Künste, ihre bestimmten theoretischen und praktischen Grundsätze, nach welchen dieselbe gelehrt und gelernt werden sollte; leider aber! sind diese nirgends in ein Ganzes als System zusammen gestellt. Das Publikum hat mithin keinen festen Standpunkt, von welchem aus es die Kunst selbst und die Lehrer derselben beurtheilen könnte. Es ist daher nicht sehr auffallend, wenn die Begriffe von dieser Kunst immer schwankender werden, und wenn ein überspannter Zeitgeist, der sich leicht in das Denken und Handeln der Menschen mischt, sich auch in dem Urtheile über das Schöne, über das Sittliche und über das Schickliche im Tanze zeigt.

Manche Eltern und erfahrne Männer wollen bemerkt haben, daß alsdann dieses Urtheil oft dem jugendlichen Leichtsinne, so wie er bei Kindern ist, anvertrauet wird, und daß man auch wohl solchen Leuten dasselbe auszusprechen erlaubt, die schon aus dem Grunde hiezu nicht tüchtig scheinen möchten, weil man ihnen, ohne eine sträfliche Schmeichelei zu begehen, wohl nicht gut das competente Richteramt in der vorliegenden Sache anvertrauen könne.

Diese Gleichgültigkeit aber veranlaßt ausser Zweifel, daß der richtige und gute Geschmack in dem gesellschaftlichen Tanz immer mehr herabsinkt, und der Tanz nur selten das ist, was er seyn sollte und was er seyn könnte, wenn das Publikum dieser Sache etwas mehr Aufmerksamkeit schenken wollte, als es vielleicht bislang nicht der Fall war.

Tanzgesellschaften der höher ausgebildeten Zirkel sollten hauptsächlich eine Schule für die Ausübung der feinern Sitten seyn, die in der civilisirten Welt jedem gebildeten Menschen unumgänglich nothwendig wird e).

Das

d) Gutsmuths Gymnastische Uebungen für die Jugend. 2te Abtheilung p. 467.

e) Esprit des loix. T. II. L. XIX.

Das erste Gesetz auf einem Picknick (das heißt, eine Tanzgesellschaft, in welcher jeder die Rechnung zu gleichem Theile bezahlt) muß allen Personen, die dazu eingeladen sind, gleiche Rechte, sowohl in Ansehung der Höflichkeitsbezeugungen, als auch in Rücksicht der Theilnahme an dem gesellschaftlichen Vergnügen sichern; keine Person darf daher weder besonders vorgezogen, noch auffallend zurückgesetzt werden. Aber auch alle haben gleiche Verpflichtungen, so viel als möglich, dazu beizutragen, daß ein allgemeines Vergnügen in der Gesellschaft verbreitet werde. Dieses wird geschehen, wenn Alle die einfache Regel des Apostels Paulus befolgen: einer gehe dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Die Tänzer sollten es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, in dem Ausdrucke des Tanzes nebst der Freude zugleich körperliche Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit, verbunden mit natürlichem guten Anstande, zu zeigen. Die künstlichen Bewegungen im Tanze dürfen nicht gegen das Sittliche und Schickliche verstoßen, und wenn sie gefallen sollen, muß ihre Ausübung so leicht und so unerzwungen seyn, daß dieselben dem Tänzer nicht mehr Mühe zu machen scheinen, als sein natürlicher Gang. Kunstvolle Sprünge, und zu künstlich zusammengesetzte Schritte gehören nicht zu dem Wesentlichen des Schönen im gesellschaftlichen Tanze. Diese dürfen daher nur sparsam, als Verzierungen, von solchen Tänzern darin angebracht werden, die sich auf ihre Kraft und auf ihre Fertigkeit in der Ausübung derselben sicher verlassen können. Bei Tänzern, die noch nicht die gehörige Fertigkeit darin erlangt haben, oder bei solchen, die aus physischen Ursachen dieselbe niemals erlangen können, wird die Ausübung dieser zu künstlichen Bewegungen, anstatt Verschönerung, immer nur Grimasse seyn. Die Damen besonders, für welche der Charakter des Sanften und des Anspruchlosen die höchste Zierde ist, dürfen nur mit leichten, ungezwungenen und weniger künstlichen Schritten den Charakter der Freude im gesellschaftlichen Tanze ausdrücken; kurz, diese müssen leicht und schön, wie die Grazien, und die Herren mit Anstand und Würde in den geschmückten Reihen oder Kreisen des Tanzes dahin schweben. Eine solche Art zu Tanzen wird der zuschauenden Gesellschaft die angenehmste Unterhaltung verschaffen, und auf diese Weise wird der Endzweck der Tanzgesellschaften, allgemein Vergnügen zu genießen, sicher erhalten werden.

Wenn dieses alles, oder nur das, was den Tanz betrifft, in mancher feineren Tanzgesellschaft nicht zur Regel gemacht seyn möchte, so liegt solches theils in der Vernachlässigung der Kunst und in den unrichtigen Begriffen von derselben; größtentheils aber in dem Geiste der Zeit. Dieser

ser wirkt mit aller seiner Macht auf das Sittliche überhaupt, aber besonders auf das Benehmen junger Personen in ihrer Art zu tanzen.

Ist dieser Zeitgeist bis zu einer gewissen Spannung hinauf getrieben, so läßt sich derselbe in Nichts absolut aufhalten, oder auf der Stelle herunter stimmen. So mag z. B. der erfahrne Arzt auf das genaueste beweisen, daß eine zu leichte Kleidung, in unserm Klima getragen, und die übertriebenen Anstrengungen im Tanzen, die Gesundheit, ja sogar das Leben vieler jungen Menschen augenblicklich in Gefahr setzen können; dessen ungeachtet werden dennoch viele schwächliche und zarte Frauenzimmer die leichte modige Kleidung jeder andern zweckmäßigern vorziehen, und wenn Amalie sich wirklich den Tod durch zu heftiges Tanzen zugezogen hat, so wird doch Lisette, Amaliens Freundin, in der nächsten Tanzgesellschaft eben so wild tanzen, als der Tyran, die Mode, es erfordert.

Die meisten jungen Menschen, wenn sie von diesem Zeitgeiste hingerissen sind, bleiben nur bei den Ergötzungen stehen, die sie, ohne weiteres Nachdenken, sich berechtigt glauben, vom Tanze fordern zu können; das Sittliche, das Schöne und das Schickliche in demselben betrachten sie als Zwang, und suchen sich davon immer mehr zu befreien. Daher dann öfters der Tanz zu einer solchen regellosen Schnelligkeit, sogar bisweilen Wildheit, hinaufgetrieben wird, daß alle Kunstschönheit und das Schickliche aus demselben verschwinden muß. Solchergestalt erscheint der gesellschaftliche Tanz nicht mehr in dem schönen angemessenen Feierkleide, das ihm die Kunst gab, sondern nur in dem nackten Gewande der rohen Natur, welches an demselben, bei gebildeten Ständen von Geschmack, unmöglich sehr wohl gefallen kann.

Wegen dieser Art zu tanzen, die in physischer und moralischer Hinsicht gefährlich ist, kann die Kunst nicht getadelt werden f), weil sie keine Schuld hieran hat. Dieselbe liegt in der Ueberspannung des Zeitgeistes, dessen Wirkung keine Philosophie und kein Kunstlehrer auf der Stelle abändern, wohl aber, durch die Beharrlichkeit in der Einführung sanfterer Tanzarten, nach und nach herunterstimmen kann. Dazu aber müssen Eltern, vorzüglich die Mütter, mit zu wirken sich angelegen seyn lassen; sie dürften ihre Lieblinge, besonders die Töchter, nicht zu früh in die Reihen der herrschenden Modetänze führen, wodurch sie die-

f) Cicero ad Herennium. Vitiosum est artem aut scientiam aut studium quemquam vituperare, propter eorum vitia, quae in eo studio sunt.

Digitized by Google

dieſelben in phyſiſcher und moraliſcher Rückſicht in Gefahr ſetzen. Wenn der junge Schüler und die junge Schülerin der Tanzkunſt mit dieſer Art zu tanzen bekannt geworden ſind, und ſchon nach der Mode mit geſprungen haben, ſo halten ſie dieſelbe ganz natürlich für die beſte. Sie werden alsdann wenig auf die gut gemeinten Lehren eines vernünftigen Tanzmeiſters achten, und wohl gar, dem jugendlichen Leichtſinne zufolge, dieſelben für unnütz halten; und ſo ſind die Bemühungen des Lehrers, die Kinder für den ſchönen geſellſchaftlichen Tanz zu bilden, entweder ganz verlohren, oder ſie werden demſelben doch ſehr erſchwert werden, weil die jungen Schüler, ſchon von der Mode eingenommen, lieber Springen als Tanzen lernen wollen.

Ueber die Gefahr, in welche man Kinder, die ihren Wachsthum noch nicht vollendet haben, durch zu heftige Anſtrengungen verſetzt, verdient vorzüglich die unten angeführte Schrift g) des Königl. Franzöſiſchen Leib-Arztes Andry von nachdenkenden Eltern geleſen zu werden. In dieſer nützlichen Schrift wird gezeigt, auf welche Weiſe Kinder geſund zu erziehen ſind, und wie ihre körperlichen Anlagen anſtändig ausgebildet werden müſſen. Den Eltern wird als Mittel dazu vorzüglich die Erlernung und die richtige Ausübung der Tanzkunſt empfohlen. Auch werden den Tanzmeiſtern ſehr nützliche Lehren in derſelben gegeben, wie ſie den durch übele Gewohnheiten angenommenen körperlichen Fehlern an ihren Schülern abhelfen ſollen, jedoch aber dabei alle Zwangmittel, als Fuß- und Hüftbretter, Binden und Halseiſen, ſo viel als möglich zu vermeiden haben, weil ſolche dem Wachsthum der Kinder hinderlich ſind, und dieſelben durch einen zu lange anhaltenden oder unvorſichtigen Gebrauch zu Marionetten bilden würden.

Wenn ich durch das, was ich hier über die Tanzkunſt geſagt habe, ein nachdenkendes Publikum veranlaſſen möchte, über dieſe Kunſt und über das Sittliche, Schöne und Schickliche in derſelben nach beſtimmten Gründen zu urtheilen, ſo würde dies die Erreichung meines Zwecks und zugleich eine ſehr angenehme Belohnung für mich ſeyn.

g) Orthopedie des Enfans.

In Berlin iſt dieſelbe ins Deutſche überſetzt herausgegeben.

Speisen und Getränke der Hindus.

Die Hindus in Indien leben sehr einfach, und halten streng an den Vorschriften, welche die Natur ihres Klima's ihnen vorschreibt. Sie essen, wie andere Morgenländer, nie zu Mittage, weil die Tageshitze die Verdauungswerkzeuge sehr schwächt. Ehe sie des Morgens ausgehen und zu arbeiten anfangen, nehmen sie ihren Cagni zu sich. Dies ist ein Getränk, das aus Wasser besteht, in welchem man eine gewisse Quantität Reis so lange kochen läßt, bis die mehlartigen, nahrhaften, ablösenden und kühlenden Theile desselben sämmtlich darin zurückbleiben. Nach dem Genusse dieses Frühstücks gehen sie an ihre Arbeit, und setzen dieselbe bis gegen 5 Uhr Nachmittags ununterbrochen fort. Eine Stunde nachher, bisweilen auch etwas später, verzehren sie ihre Abendmahlzeit, legen sich sodann mit Sonnenuntergang schlafen, und stehen mit Tagesanbruch wieder auf. Den Weibern liegt es ob, die Speisen zu bereiten, und sie ihren Männern vorzusetzen. Nie essen Mann und Weib zusammen; denn die Hindus halten dies für unanständig, und glauben, es sey gegen die Achtung, welche dem Manne gebührt. Dies hat die Folge, daß auch die Mahlzeiten nicht lange dauern.

Bei Tische bedienen sie sich bloß der rechten Hand, indem sie die linke, mit der sie den Unterleib abwaschen, für unrein halten. Man genießt vorzüglich Reis, den man auf einem breiten Bananasblatte anrichtet, welches die Stelle der Schüssel vertritt. Dicht daneben stellt man den Karil, d. i. die Brühe, die aus Pfeffer, Cardamomen, Obst und Kräutern besteht. Sie ist sehr gut zubereitet, giebt einen lieblichen Geruch von sich, und hat einen reizenden Geschmack. Sie thun dieselbe nach und nach auf den Reis, den sie in ganz kleinen Bissen mit der rechten Hand nach dem Munde führen. Fehlt es ihnen an einem Löffel, so nehmen sie statt desselben ein zusammengerolltes Marablatt. Wenn sie abgegessen haben, so werfen sie Schüssel und Löffel weg, indem es allenthalben dergleichen Blätter giebt. Indessen bedienen sich Leute von Stande bei ihren Mahlzeiten kupferner und messingener Gefäße, welche sehr sauber gehalten, und nach jedesmaligem Gebrauch wieder abgewaschen werden. Zum Reis essen sie mitunter auch saure Milch, Butter oder Kräuter, die in Butter und Oel gebacken werden. Beim Essen setzen sich die Hindus auf Matten, die auf dem Fußboden ausgebreitet sind, und schlagen nach morgenländischer Art die Beine unter sich.

Was-

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

35tes Stück.

Montag, den 1ten Mai 1809.

Von einem bewährten Mittel gegen das ſogenannte Durchſaugen der Bruſtwarzen;

mitgetheilt von einem Manne, der die ſchrecklichen Schmerzen, welche ſo vielen Müttern die Erfüllung ihrer ſüßeſten Pflicht trüben, zu lindern und die Leidenden davon zu befreien wünſcht.

Eins der ſchmerzlichſten Uebel, mit welchem Mütter, die in dem Selbſtſtillen ihre Pflicht erkennen und ihre Freude finden, zu kämpfen haben, iſt oft das ſogenannte Durchſaugen der Bruſtwarzen. — Haben es ſich nämlich die Schwangeren, und beſonders die Erſtgebährenden, in den letzten Monaten vor der Entbindung nicht angelegen ſeyn laſſen, die dicke Haut, welche die Bruſtwarzen bedeckt, wegzubringen, und die darunter befindliche zarte Haut, vorzüglich durch öfteres Auflegen in Franzbranntwein getränkter Compreſſen, zu ſtärken *), ſo bekommen die Bruſtwarzen, nachdem die Säuglinge die dicke Haut durch ſcharfes Saugen weggeſogen haben, in der darunter befindlichen zarteren Haut kleine wunde Stellen, die beim Stillen des Kindes oft ſo unſägliche Schmerzen verurſachen, daß die Stillenden laut aufſchreien, oft von den Umſtehenden gehalten werden müſſen, und unzählige Mahle verſichern, lieber alle Geburtsſchmerzen noch einmal aushalten zu wollen. —

Was dies Uebel um ſo ſchmerzlicher macht, iſt theils, daß es gewöhnlich die noch unerfahrnen Erſtſtillenden trifft, theils, daß ſo wenig Ausſicht

zu

*) Die beſte Anweiſung hiezu giebt Struve's treffliches Buch: „Wie können Schwangere ſich geſund erhalten und einer glücklichen Entbindung entgegen ſehen?", ein Buch, das in keiner Frauenzimmer-Bibliothek fehlen ſollte. —

zu einer baldigen Besserung da ist, indem das Kind doch täglich mehrere Mahle an die Brust gelegt werden muß, und folglich die kaum ein wenig verharrschten Wunden immer von neuem und immer schmerzlicher wieder aufreißt. Aus eben dem Grunde ist es auch begreiflich, wie wenig hier selbst von den besten und schnellsten Heilmitteln zu hoffen ist, da es doch nicht möglich ist, daß die wunden Stellen in wenigen Stunden gänzlich, oder auch nur bis zu einer Kruste heilen könnten, die von dem Kinde nicht wieder weggesogen würde.

Hat das Uebel vielleicht nur Eine Brustwarze, oder, wie gewöhnlich, eine härter, als die andere, betroffen, so sind die Folgen des Uebels oft noch viel schrecklicher, als das Uebel selbst; denn die arme Stillende scheut sich natürlicher Weise, das Kind an die kranke oder kränkere Brust eben so oft als an die gesunde oder gesündere zu legen; nun entsteht darin eine Anhäufung der Milch, Zerreißung der zarten, übermäßig angeschwollenen Milchgefäße; es entspinnt sich, vielleicht tief in der Brust, ein Geschwür, und es beginnt für die arme, ohnehin mehr oder weniger entkräftete, und folglich reizbarere Entbundene, jener schreckliche, qual- und martervolle Zustand, dem erst nach vielen Tagen des unsäglichsten Schmerzes das Messer des Wundarztes ein Ende machen kann, der sich erst lange nach dem öffnenden Messer zu verlieren anfängt, die arme Leidende in einen allgemeinen Zustand von Schwäche versetzt und ihr das fernere Stillen oft ganz unmöglich macht. Auch im glücklichsten Falle behält die Operirte doch wenigstens eine Schiefe, indem die operirte Brust nach der Heilung gewöhnlich kleiner bleibt. —

Auch die Säuglinge leiden bei durchsogenen Warzen. Nicht einmal zu gedenken, daß die beständigen Schmerzen der Mutter und der dadurch erzeugte Mißmuth auf die Gesundheit der Milch einen großen Einfluß äußern; so saugen die Kinder nebst der ursprünglich dicken und blutig gewordenen Haut auch die kleinen Krusten, wie das Blut und den Eiter der Wunden ein, und der Schreiber dieses war Zeuge, daß das arme Kind, nach dem Anlegen an die kranke Brust, mehrmahls große Quantitäten mit Blut und Eiter vermischter Milch ausbrach.

Wie doppelt erwünscht muß daher allen Stillenden ein Mittel seyn, das vor diesem schmerzlichen Uebel und seinen schrecklichen Folgen theils gänzlich bewahrt, indem es dasselbe gleich im Entstehen heilt, theils den davon Ergriffenen augenblickliche Befreiung von ihren Schmerzen und in kurzem gänzliche Heilung verschafft. Und ein solches Mittel hat sich gefunden, gefunden ohne Zweifel durch die Noth, die Mutter der meisten Erfindungen. — Ist dieses Mittel auch schon hier und da bekannt, und hat sich schon manche Mutter durch die Anwendung desselben, nach den größ-

ten

ten Schmerzen, augenblicklich wie in einen Himmel versetzt gefühlt; so ist es doch bei weitem noch nicht so allgemein bekannt, als es seyn sollte, und selbst manchem Arzte dürfte es noch fremd seyn. Eine allgemeinere Bekanntwerdung dieses Mittels durch diese Blätter wird daher vielen Müttern erwünscht seyn, und zur Befreiung von dem genannten und so allgemein herrschenden Uebel und seinen Folgen nicht wenig beitragen. —

Es besteht aber dies Mittel in nichts anderm, als in der Anwendung eines, durch wenige Kunst zum Gebrauche eingerichteten natürlichen Säugwerkzeuges, ich meine in der Anwendung des Kuhstrichs.

Die Bereitung und Anwendung dieses Mittels ist folgende: Man läßt sich von der geschlachteten Kuh die Striche dicht unter dem Euter abschneiden, und von ihrem Inhalte dergestalt reinigen, daß man nur noch die hohle Haut desselben behält. Diese Haut läßt man entweder wie gewöhnliches Leder gerben und bereiten, oder läßt sie auch nur, wenn Zeit und Gelegenheit dazu fehlen, an der Luft so austrocknen, daß sie nicht in Fäulniß übergeht. Es schadet nichts, wenn der Kuhstrich auch bei dieser Gelegenheit ganz zusammen trocknen sollte, indem man dann nur nöthig hat, ihn einige Tage vor dem Gebrauche durch Einweichen in reinem Wasser wieder geschmeidig und schlaff zu machen. Eben so kann man ihn auch nach dem Gebrauche wieder austrocknen lassen, um ihn für ähnliche Fälle aufzuheben.

Sobald nun die Stillende gewahr wird, daß sie durchgesogen ist, — und ihre Schmerzen werden ihr das sogleich verkündigen, — schreitet sie zur Anwendung dieses so zubereiteten Kuhstrichs. Sie hat sich nämlich schon früher, oder muß sich jetzt sogleich mit sogenannten hölzernen Warzendeckeln, oder Hütchen versehen, die sie bei jedem Drechsler von irgend einem harten und nicht leicht berstenden Holze erhalten kann. Derjenige Theil dieses Warzendeckels, welcher ungefähr in der Größe eines Guldens die Brust um die Warze herum bedeckt, darf nicht zu platt, sondern muß etwas hohl seyn, damit er beim leisen Andrücken so fest auf der Brust anschließt, daß keine Luft unter ihm eindringen kann. Auch muß das in der Spitze seiner Ründung mit mehreren kleinen Oeffnungen versehene Zäpfchen so viel möglich auf die Warze passen; und darf vor allen Dingen nicht so eng seyn, daß es die Warze drücken oder pressen könnte. Ueber dies in Form der Warze gebildete, aber etwas längere, und in seiner obern Ründung mit fünf bis sechs kleinen Oeffnungen versehene Zäpfchen wird nun der weiche und völlig schlaffe Kuhstrich dergestalt gezogen, und auf demselben mittelst eines mehrmals herumzuwindenden Fadens oder Bändchens festgebunden, daß von demselben so viel über das Zäpfchen her-

herüberhängt, als für das Kind zum bequemen Saugen daran erforderlich ist. Diese so zubereitete Saugmaschine wird nun von der Stillenden auf die Warze gesetzt, und mit dem Zeige- und Mittelfinger während des Saugens so fest auf die Brust gedrückt, das beim Saugen des Kindes keine Luft unter dem Warzendeckel hindurch in das Zäpfchen und den Kuhstrich dringen kann, und nun das Kind an den Kuhstrich, diese künstliche Warze, gelegt.

Nun wird die wunde Warze nicht mehr von dem Munde des Kindes gefaßt, die sich bildende Kruste nicht wieder weggesogen, und die Warze in kurzer Zeit, ohne alle andere Heilmittel, von selbst heilen. Alle beim Anlegen und Saugen des Kindes so fürchterliche Schmerzen hören gleich beim ersten Gebrauch des Kuhstrichs völlig auf; die Leidende fühlt sich dadurch wie in den Himmel versetzt; ihr Mißmuth verläßt sie; sie darf das Anlegen des Kindes, bei welchem ihr sonst vorher schon der Angstschweiß ausbrach, nicht mehr scheuen, da es von keinen Schmerzen mehr begleitet ist, und allen Folgen des Durchsaugens ist glücklich vorgebeugt, wenn nicht etwa schon vor dem Gebrauche des Kuhstrichs der Grund dazu gelegt war.

Ehe ich diese kleine Abhandlung schließe, muß ich in Ansehung dieses Saugwerkzeugs noch dreierlei bemerken.

Es könnte nämlich seyn, daß das an die Warze schon gewöhnte Kind sich weigerte, an dem Kuhstriche zu saugen, vorzüglich wenn er sich nicht sogleich mit Milch füllen sollte. In diesem Falle bleibt nichts übrig, als daß man sich an die Weigerung und das Geschrei des Kindes bei dem Anlegen nicht kehre; es, wenn vielleicht Eine Warze gesund seyn sollte, anfangs, und bis es sich daran gewöhnt hat, auch an dieser nun durch den Kuhstrich saugen, und es im Weigerungsfalle so lange hungern lasse, bis es sich zu dem Saugen an und durch den Kuhstrich bequemt, was es doch sehr bald thun wird. Auch kann man den Kuhstrich, oder vielmehr den inwendigen Warzendeckel, vorher mit ein wenig warmer Milch anfüllen, damit das Kind gleich beim Anfassen Milch vorfinde, und dadurch zum Fortsaugen gereizt werde.

Auch könnte es seyn, daß die natürlichen Oeffnungen zum Durchlassen der Milch in der Spitze des Kuhstrichs beim Bereiten und Trocknen desselben zu klein geworden wären, oder sich gänzlich verstopft hätten. In diesem Falle würde das bloße Durchstechen des Kuhstrichs, auch mit der größten Nadel, wenig helfen, indem sich diese kleinen Oeffnungen beim Saugen gleich wieder zuziehen. Man thut daher besser, mit einer feinen, spitzen Scheere, oder mit einem scharfen Federmesser aus der Haut des Kuhstrichs ein so kleines Stückchen, als man nur fassen kann, gänzlich auszuschneiden. Man

kann

kann allenfalls, bei starkem Milchvorrathe, ein Paar solcher Oeffnungen machen. Die Verstopfung der natürlichen Oeffnungen bemerkt man sehr leicht an dem Anhäufen der Milch in der Höhle des Warzendeckels und Kuhstrichs.

Endlich muß man noch die Vorsicht gebrauchen, den Kuhstrich, nach jedesmaligem Gebrauche, von dem Warzendeckel wieder abzuziehen, und, wie den Warzendeckel selbst, in reinem Wasser auszuwaschen, damit die darin zurückgebliebene Milch nicht gerinne, oder sauer werde, und dem Kinde, wie der Warze, schade.

Ich schließe diesen Aufsatz über die Anwendung des Kuhstrichs, dessen Beschreibung und Gebrauchsanweisung, der allgemeinen Verständlichkeit wegen, eine gröſsere Ausführlichkeit erfordert, als die Anwendung desselben selbst mit Weitläuftigkeit oder Mühe verknüpft ist, mit dem innigen Wunsche, daß doch jede Schwangere sich mit demselben versehen möge, um, so bald und so oft die Noth es gebietet, ohne Umstände davon Gebrauch machen zu können. Die völlige Bewährtheit dieses Mittels verbürgt der Schreiber dieses aus eigener Erfahrung, und gern wird sie jede Stillende, die bereits davon Gebrauch machen konnte, in demselben Umfange verbürgen.

Einige Bemerkungen über eine electrische Erscheinung.

(S. 31tes Stück dieses Magazins von diesem Jahre.)

Ein angesehener Physiker Deutschlands sagt in einem seiner neuesten Aufsätze, daß ein einziger, genau angestellter Versuch besser ist, als eine ganze Reihe Theorien. Bei der unbezweifelten Richtigkeit dieser Behauptung ist gewiß ein jeder gerechtfertigt, welcher eine neue, sich ihm darbietende Erscheinung, öffentlich bekannt macht; er verdient dadurch den Dank des Publikums, und trägt sein Theilchen, wenn auch nur ein geringes, zur Erbauung des groſsen Gebäudes der Wissenschaft bei. Die Lehre von der Electricität hat von jeher so viel Anziehendes gehabt, und eine solche Menge Bearbeiter gefunden, daß es in der That äuſserst schwer ist, irgend einen neuen Versuch anzustellen. Inzwischen ist auch diese Abtheilung so umfassend und die Anzahl der anzustellenden Versuche ist so ungeheuer groß, daß eine Menge älterer schon lange vergessen ist, vorzüglich seitdem die galvanische Säule die Aufmerksamkeit so sehr gefesselt hat, und es daher nicht unverdienstlich ist, auf diese älteren nochmals aufmerksam zu machen. Auch der im

Digitized by Google

31ten Stück dieses Magazins angezeigte Versuch ist keinesweges neu, sondern schon nach Franklin, vorzüglich von Symmer, von Cavallo u. a. angestellt, allein dieses kann demselben weder seine Wichtigkeit, noch sein Interesse benehmen, denn beides läßt sich bei genauerer Prüfung keinesweges in Zweifel ziehen.

Die ganze Erscheinung ist schlechthin, und rein electrisch, und hat weder mit der magnetischen Anziehung, noch mit derjenigen Attraction, die eine wesentliche Eigenschaft der Materie, und von Newton mit so eindringendem Scharfsinn untersucht ist, nicht das Mindeste gemein. Dieses zeigt sich schon daraus, daß diese beiden letzteren Anziehungen, wenn sie sich einmal äussern, in der Regel sich stets gleich bleiben, oder zunehmen, die electrische Anziehung aber, wie der Verfasser des Aufsatzes sehr richtig bemerkt, nach einigen Minuten wieder verschwindet.

Nach einem durch die Erfahrung bestätigten Gesetze findet eine Anziehung zwischen allen den Körpern statt, die idioelectrisch, oder nichtleitend, oder von der Art sind, daß sich das electrische Fluidum (die electrische Materie) auf ihrer Oberfläche einige Zeit erhält, und nicht sogleich und auf einmal an andere Körper übergeht. Alle diese Körper haben die Eigenheit, daß sich auf ihren Oberflächen beim Reiben die zwei verschiedenen Arten Electricität, nämlich positive und negative, erzeugen, welche bekanntlich beide existiren, und unter einander so ähnlich sind, daß man sie kaum unterscheiden kann, jedoch darin eine eigenthümliche Beschaffenheit zeigen, daß die ungleichen einander anziehen, wie die ungleichnamigen Pole des Magnets, die gleichen aber einander abstoßen, aus Gründen, welche hier zu erörtern zu weitläuftig seyn würde. Will sich der Herr Einsender des erwähnten Aufsatzes, oder sonst jemand, hievon überzeugen, so nehme er nur seine Stücken Papier, reibe sie nach der angegebenen Art, reisse sie von einander und wende das obere um, so wird er das gegenseitige Abstoßen beider Blätter wahrnehmen, vorzüglich wenn sie eins von beiden oder ein jedes einzeln an einem Faden hängend einander genähert werden. Wenn man statt dessen nicht eins, sondern beide Blätter umkehrt, und sie auf diese Weise nähert, so ziehen sie sich wieder an.

So viel mag zur Erklärung der mitgetheilten Erscheinung hinreichen, welche darauf beruhet, daß die beiden Seiten des geriebenen Papiers, die eine positiv, die andere negativ, electrisch werden. Indem nun diese nämliche Veränderung auch in dem unteren Blatte durch die Einwirkung des oberen hervorgebracht wird, die ungleichnamig electrisirten Seiten sich aber berühren, so müssen sie einander anziehen, bis die auf ihnen befindliche überflüssige Menge electrische

sche Materie wiederum ausgeströmt ist. Jetzt erlaube ich mir, zur Erweiterung solcher Untersuchungen noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, denen es an gemeinsamen Interesse hoffentlich nicht fehlen wird.

1. Die bekannt gemachte Erscheinung findet nicht bloß bei Papier statt, sondern bei allen idioelectrischen Körpern, bei denen die Form kein Hinderniß in den Weg legt, z. B. bei Glas- und Harz-Tafeln, seidenen Strümpfen, welche sich nicht selten aufblasen, wenn man sie durch die trockne Hand oder zwei über einander wegzieht; bei seidenen Bändern, wenn man sie über einander liegend zwischen trocknen Fingern hinzieht, und bei mehreren Fäden Seide, wenn man dieselben reibt. Eben hierauf beruhet auch das Sträuben der Haare zu gewissen Zeiten, wenn man sie reibt und das Knistern und Funkensprühen der Katzenbälge, wenn man sie im Dunkeln mit der Hand streicht.

2. Die Erwärmung des Papiers vor dem Versuche ist unumgänglich nothwendig, und führt uns auf eine merkwürdige Verbindung zwischen der Wärme und der elektrischen Materie. Gewöhnliches trockenes Holz, namentlich büchenes, pflaumbaumenes, buxbaumenes und anderes, zeigt, mit einem Stücke wollenen Zeuges gerieben, an den feinsten Electrometern keine Spur von Electricität. Wenn man dasselbe aber in einem Stubenofen oder über Kohlen erwärmt, und dann reibt, kann man hörbare knisternde Funken erhalten.

3. Sollten in Zukunft dem Einsender des genannten Aufsatzes, oder andern, ähnliche Erscheinungen vorkommen, und sie wollen untersuchen, ob dabei eine Veränderung des electrischen Verhaltens zum Grunde liegt, so bedarf es hiezu einer sehr einfachen Vorrichtung. Man nehme zu diesem Zweck nur eine sehr feine Pflaumfeder und hänge dieselbe an einem trocknen seidenen Faden auf; oder aber, man hänge einen bloßen trocknen Faden Seide, dessen unteres Ende durch Schaben mit einem Messer in die einzelnen Fäden aufgelöset, oder wollig gemacht ist, frei schwebend auf. Jeder, einigermaaßen electrisch gemachter Körper wird dann eine solche Feder oder das untere Ende des Fadens anziehen, wenn man ihn demselben nähert.

4. Es scheint aus der mitgetheilten Erzählung zu folgen, daß zum Reiben des Papiers bloß das elastische Harz tauglich sey. Wiewohl nun dasselbe hiezu vorzüglich geschickt ist, so lassen sich doch viele andere Substanzen (nur kein Magnet) zum Reiben gebrauchen, auch macht die Richtung, in welcher man das Reiben vornimmt, gar keinen Unterschied. Man kann dazu ein jedes seidenes Tuch, ein Stück wollenes Zeug oder Pelzwerk, und auch erwärmtes Papier nehmen. Vorzüglich

Digitized by Google

lich sicher ist aber der Erfolg bei der Anwendung des genannten elastischen Harzes, weil dasselbe gleichfalls sehr electrisch ist. Hievon kann sich ein jeder überzeugen, welcher dasselbe auf wollenem Zeuge reibt, und der beschriebenen Vorrichtung nähert.

5. Man kann den erwähnten Versuch auf eine noch instructivere Art anstellen, wenn man mehrere Stükken Papiere, die vorher im Ofen erwärmt sind, auf einander legt, und dann reibt. Es werden dann nicht bloß die beiden oberen, sondern mehrere, nämlich 4 bis 6 Blätter zusammen hängen, und vorhandene Electricität zeigen.

6. Endlich rathe ich, bei der Wiederholung des Versuchs sich eine eben so überraschende als interessante Erscheinung nicht zu entziehen. Zu diesem Ende stelle man denselben des Abends in vollkommensten Dunkel an, so wird man durch das viele Licht, welches sich sogleich beim Reiben, und vorzüglich beim Trennen der Blätter, zeigt, sehr angenehm überrascht werden.

H. M.

Tathan's Methode, die Pflanzen zu begießen.

Ein Engländer, William Tathan, empfiehlt folgende Art, die Pflanzen zu begießen. Er stellt eine Tonne mit Wasser in die Nähe der Pflanzen, die er wässern will, und zieht für jede einen leicht gedrehten baumwollenen Docht aus der Tonne, die er unten an die Pflanze legt. Den Docht mit Erde, oder noch besser, mit etwas langem Miste zu bedecken, würde nicht unnütz seyn. Das Wasser, das auf diese Weise durch die Dochte allmählig aus der Tonne geleitet wird, erhält die Pflanze stets feucht. Man kann nach Bedürfniß den Docht dicker oder dünner machen. Tathan glaubt, dieses Verfahren habe zwei Vortheile, 1) daß die Pflanzen stets die Einwirkung der Sonne empfinden, ohne je von der Dürre zu leiden; 2) daß bei dieser langsamen Befeuchtung das Wasser, welches dazu gebraucht wird, lange der Luft ausgesetzt ist, und dadurch desto tauglicher werde, die Vegetation zu befördern.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

36tes Stück.

Freitag, den 5ten Mai 1809.

Ueber die Errichtung eines Vieh-Arznei-Bundes.

It triſtis arator,
Moerentem abjungens fraterna morte juvencum;
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.

Virgil. Georg.

Unentbehrlich iſt dem Landmanne und dem Bewohner kleiner Landſtädte, welcher Ackerbau treibt, Vieh, aber die Koſten der Anſchaffung und der Unterhaltung deſſelben ſind in der That ſo beträchtlich, daß man behaupten kann, ein nicht unbedeutendes Capital ſey in demſelben befindlich. Jeder Hauswirth iſt dahero genöthiget, auf die Geſundheit und die Tüchtigkeit ſeines geſammten Viehſtapels mit aller Sorgfalt, die ihm möglich iſt, zu achten, damit die billigen Forderungen, die er an denſelben macht, erfüllt werden können. Sowohl die Beſitzer großer Güter als auch kleine Häusler ſehen dies auch recht gut ein, und daher kömmt es eben, daß die Klagen des Bauern über den Verluſt eines Pferdes, einer Kuh oder eines andern Stück Viehes oftmals lauter und anhaltender ſind, als über das Abſterben eines Menſchen, der durch die heiligſten Bande mit ihm verbunden war. Läßt ſich nun gleich nicht läugnen, daß dieſe Klagen nicht im richtigen Verhältniſſe mit dem Verluſte, der erlitten worden iſt, ſtehen; ſo laſſen ſie ſich doch leicht erklären. Man überlege nur, wie viel Zeit erfordert wird, ehe ein gutes Stück Vieh wieder zur Benutzung aufgezogen iſt; man bemerke ferner die viele Mühe und die beträchtlichen Koſten, welche das Aufziehen deſſelben erfordert; man erwäge zugleich, wie vielen und mannigfaltigen Gefahren daſſelbe bis zum genannten Zeitpunkte ausgeſetzt

ist; man bedenke, daß besonders der Landmann, welcher in diesen Zeiten ohnedies so gedrückt und verarmt ist, ein Capital, das für ihn nicht unbedeutend genannt werden kann, anlegen muß, den Schaden zu ersetzen, welchen er durch das oft so schnelle, so unerwartete Fallen eines Geschöpfs dieser Art erlitten hat, und man vergesse endlich nicht, daß die ganze Haushaltung und der gesammte Ackerbau eines solchen Mannes dem Untergange nahe gebracht werde, wenn ein etwa eingetretener Verlust jener Gattung nicht schleunigst ersetzt wird, und dann wundere man sich noch, daß der rohe, der ungebildete, der so arme Bauer solch ein lautes Wehklagen erschallen läßt. Bemerkt man nun vollends, daß solche Fälle sich, im Ganzen genommen, nicht selten ereignen; so entsteht der Wunsch, dem Uebel abzuhelfen, oder wenigstens dem öftern Eintreten desselben entgegen zu arbeiten.

Mir scheint eine Verbindung sämmtlicher Viehbesitzer einer Gegend zur Annehmung und Unterhaltung eines geschickten Vieharztes für den Distrikt dasjenige Mittel zu seyn, welches mit leichter Mühe und unbedeutenden Kosten gegen Unglücksfälle dieser Art angewendet werden sollte. Von Seiten der Regierungen wäre sodann nur dafür zu sorgen, daß auf den Veterinärschulen, die ja fast in den meisten cultivirten Ländern schon vorhanden sind, Leute zu diesem Geschäft gebildet würden. Aus Grob- und Waffenschmidten, aus Kurschmidten, welche bei Cavallerie-Regimentern gedient haben, könnten Subjecte zu diesem Posten gewählt werden, da sie schon die Vorkenntnisse, die dazu erforderlich sind, besitzen. Die Idee, diesen für das Wohl so vieler Staats-Bürger wichtigen Gegenstand zur Wirklichkeit zu bringen, die, wie beiläufig hier bemerkt wird, von einem denkenden sehr patriotischen Landwirthe, den ich unter meine Freunde zu zählen die Ehre habe, herrührt, mag nun hier näher entwickelt stehen.

§. 1.

Vereinigung zum Bunde.

Ein Distrikt von etwa tausend Feuerstellen, in dessen Mitte eine kleinere oder grössere Stadt sich befindet, und der in den hiesigen Gegenden, wo die Dörfer klein sind und sehr einzeln liegen, einen Diameter von fünf Stunden und einen Umkreis von funfzehn Stunden ausmachen könnte, verbindet sich auf die Weise zur Erhaltung eines Vieharztes, daß jeder Besitzer eines Hofes, ja jeder Häusler, daran Theil nimmt, und also kein einziger, der Vieh hält, davon ausgenommen sey. Dieser Distrikt, der einen Vieharzt besoldet und unter einem Ausschusse steht, ist wiederum in einzelne Kreise getheilt, deren jeder, die Städte ausgenommen, welche einzelne Kreise für sich bilden, etwa hundert Feuerstellen begreift. In der Mitte jedes Kreises liegt ein Hauptort, nach welchem

chem der Kreis benannt wird, und der zwei bis drei Bevollmächtigte aus seinem Mittel wählt.

§. 2.

Wahl der Oberaufseher.

Sämmtliche Mitglieder des Bundes wählten unter sich einige, etwa fünf Personen, welche die Oberaufsicht über die Angelegenheiten des Bundes führen, und Vorsteher desselben genannt werden. Eins der angesehensten Mitglieder, das im Schreiben und Rechnen geübt, und Caution zu leisten fähig ist, ein Arzt oder ein Apotheker, der in streitigen Fällen die Recepte auf Erfordern nachsehen und über die Preise urtheilen kann, ein Mann, der den Viehhandel versteht, und endlich zwei Bauern, die als gewissenhafte Männer bekannt und bewährt sind, machen diesen Ausschuß, welchen die Oberaufsicht übertragen ist, aus. Nach Befinden der Umstände kann alle fünf Jahre eine Veränderung in der Wahl der Personen vorgenommen werden.

§. 3.

Geschäfte der Oberaufseher.

Alle halbe, oder nach Befinden der Umstände, alle Vierteljahre, hält der Ausschuß oder die Zahl jener Oberaufseher an einem Sonntage, nach geendigtem Gottesdienste, eine Zusammenkunft, die vorher dem ganzen Distrikte bekannt gemacht worden ist. In dieser Versammlung werden folgende Geschäfte vorgenommen: Die Stelle eines Vieharztes wird, bei eintretender Erledigung, hier wiederum besetzt. Wenn der Director der Veterinär-Schule auf Ansuchen der Vorsteher einige Subjecte vorgeschlagen hat, so wird durch die Mehrheit der Stimmen eins ausgesucht, das sich durch Kenntnisse und Gewissenhaftigkeit, durch Geschicklichkeit und Uebung in äussern Operationen auszeichnet, auf welche Eigenschaften daher die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet werden müßte. Die Abnahme der Rechnungen des Rechnungsführers, welche alle Jahre geschehen muß, ist eine zweite Obliegenheit der Vorsteher. Zu diesem Actus werden die Bevollmächtigten eines jeden Kreises eingeladen, ihnen werden die Rechnungen ebenfalls vorgelegt, damit sie sich von der Verwendung ihres ausgegebenen Geldes überzeugen können, und der baare Ueberschuß wird ihnen von dem Rechnungsführer vorgezeigt. Will irgend ein Kreis die Rechnung selbst nachsehen, so steht es ihm frei, sich Copien derselben auszubitten und Bemerkungen darüber zu machen. Um alle gerichtliche Weitläuftigkeiten, zu welchen hie und da Veranlassung seyn könnte, zu vermeiden, könnten die Streitigkeiten, welche zwischen den Mitgliedern, in so fern sie Angelegenheiten des Bundes betreffen, vorfallen, von dem Ausschusse, dem sie vorher übertragen worden sind, geschlichtet werden. Dahin rechne ich Differenzen

zen wegen verschwiegenen Viehes, wegen unnöthiger, vom Vieharzte unternommener Wege, wegen zu hoch bezahlter Arzenei, wegen sonstiger Uebertheurung, wegen Nachlässigkeit im Dienste oder wegen anderer Versäumnisse bei dem kranken Viehe. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet über alle diese Uneinigkeiten.

§. 4.

Wahl der Bevollmächtigten und deren Geschäfte.

Zu den im 1ten §. erwähnten Bevollmächtigten der Kreise werden Männer von dem Ausschusse den gesammten Mitgliedern des Kreises vorgeschlagen, welche sich durch gesunden Menschenverstand, durch Redlichkeit, Lust zur Sache und Thätigkeit vortheilhaft auszeichnen. Ihre Obliegenheit ist, das Vieh eines jeden Hauswirths ihres Kreises zu zählen, das Abschreiben der Listen zu besorgen, die Beitragsgelder einzucassiren und an den Cassirer abzuliefern.

Doch ist hiebei zu bemerken, daß diese Bevollmächtigten jene Obliegenheiten nie an dem Orte ausüben dürfen, an welchem sie selbst wohnen, sondern immer, um alle Arten des Unterschleifs, so viel als möglich ist, zu verhüten, in einem benachbarten Dorfe. Daher müssen diese Leute jederzeit aus verschiedenen Dörfern gewählt und die Zählung auf die vorbenannte Weise ihnen aufgetragen werden. Alle zwei Jahre werden neue gewählt.

§. 5.

Vom Vieharzte.

Dem Vieharzte wird ein jährlicher fixer Gehalt von wenigstens ein hundert Thalern bestimmt, damit er die Fütterung eines Pferdes und die Ausbesserung der abgenutzten Equipage davon bestreiten könne. Dagegen wird von ihm gefordert, daß er sich zu jeder Zeit ein tüchtiges Pferd halte, damit er im Stande sey, in einer starken Stunde eine Meile auf Erfordern zurück zu legen. Der Besuch an mehreren Orten in einem Tage, welcher oft nöthig seyn kann, macht diese Forderung nothwendig. Diese hundert Thaler werden durch Beiträge der einzelnen Mitglieder des Bundes, nach einem unten anzugebenden Fuße aufgebracht. — Jede Reise, welche der Vieharzt unternehmen muß, wird ihm nach einem Taxatum vergütet, und die Arznei, wenn er sie selbst ausgiebt, über dies, wie sich von selbst versteht, bezahlt. Die Entfernung eines jeden einzelnen Dorfs oder jedes einzelnen Hofes vom Wohnorte muß zu Erreichung jenes Zwecks genau bestimmt, und das Verzeichniß davon dem Arzte bei dem Antritte seines Amtes übergeben werden. Für eine Stunde Weges werden 4 ggr., für zwei Stunden 8 ggr., für drittehalb Stunden 10 ggr. und im Wohnorte selbst 2 ggr. für jeden Besuch festgesetzt. Bei dem An-

Digitized by Google

Antritte seines Amts wird dem Vieharzte eine besondere Instruktion ertheilt. Er steht in personalibus unter der Gerichtsbarkeit desjenigen Orts, an dem er seinen Wohnsitz hat, und darf unter keinerlei Vorwande, etwa durch Annehmung eines Ehrentitels ꝛc., sich derselben entziehen.

§. 6.

Von den Beiträgen zur Besoldung.

Das Vieh wird jährlich zweimal um jeden Betrug zu vermeiden, gezählt, das erste Mal kurz vor der Erndte, das zweite Mal kurz vor Weihnachten. Die gewählten Bevollmächtigten verrichten diese Zählung. Wird an einem Orte das gesammte Vieh auf die Weide vor einem Hirten getrieben, so kann es da leicht übersehen und gezählt werden; auch kann der Hirte, wenn er glaubwürdig ist, um diejenigen Stücke, welche sich etwa noch in den Ställen befinden, befragt werden. — Nach vollendeter Aufzählung werden die Listen zweimal abgeschrieben; das eine Exemplar derselben behalten die Bevollmächtigten, das andere, dem ersten völlig gleichlautende, wird den Oberaufsehern der ganzen Anstalt übergeben. Jenes erstere steht einem jeden Interessenten drei Wochen lang zur Ansicht offen, damit derselbe seine Erinnerungen, wenn er deren etwa zu machen hätte, abgeben könne, das andere aber wird von der Oberaufsicht dem Rechnungsführer überliefert, damit er die Berechnung der Beiträge darnach anstellen und verfertigen könne.

Die Beiträge werden folgendergestalt bezahlt:

Für jedes Pferd, das sich in dem Distrikte befindet, bezahlt der Eigenthümer jährlich 1 ggr.

für jedes Füllen	—	6 pf.
= einen Bullen	—	6 =
= einen Ochsen	—	8 =
= eine Kuh	—	6 =
= einen Stier, ein Rind, ein Kalb	—	3 =
= eine Zuchtsau	—	3 =
= ein Ferkel	—	1 =

Diese Beiträge werden vier Wochen nach vorgenommener Zählung durch die Bevollmächtigten gesammelt und dem Rechnungsführer gegen Quitung überliefert. — Da nun auf jede Feuerstelle im Durchschnitte ohngefähr zu rechnen seyn dürfte:

$\frac{1}{6}$ Pferd	—		2 pf.
3 Kühe	—	1 ggr.	6 =
1 Ochse	—		8 =
2 Rinder	—		6 =
$\frac{1}{3}$ Zuchtsau	—		1 =
2 Ferken	—		2 =
Summa	—	3 ggr.	1 pf.

so kämen von tausend Häusern 128 Thaler 11 ggr. 4 pf ein. Von diesem Ertrage wird die Besoldung des Vieharztes, die demselben monatlich pränumerando bezahlt wird, mit ein hundert Thalern berichtigt, nnd es blieben mithin übrig 28 Thl. 11 gr. 4 pf.

Weil

Weil nun die Vorsteher des Bundes sowohl als die Bevollmächtigten des Bundes ihre Bemühungen nicht bezahlt bekommen, sondern das öffentliche Vertrauen, das in sie gesetzt wird, für ihre Belohnung zu halten haben, so würde bloß das Papier und die übrigen Schreibmaterialien von diesem Ueberschusse vergütet, und das, was nun noch übrig bliebe, entweder baar zurückgelegt und, wenn es die Summe von 25 Thl. erreicht hätte, auf Zinsen ausgeliehen, oder es würden Vieharzneibücher und Instrumente dafür angeschafft, welche aber der Anstalt selbst als Inventarium blieben.

Der Beitrag, welcher dem, der die geringste Anzahl Vieh hält, etwa zwei Ggr. betragen dürfte, wird in zwei Terminen jährlich gesammelt und abgeliefert.

§. 7.

Von den Strafgeldern.

Da zu befürchten ist, daß dann und wann Vieh verschwiegen werden dürfte, so ist festzusetzen, daß der, welcher sich diesen Betrug zu Schulden kommen läßt, das erste Mal den gewöhnlichen Beitrag von jedem verschwiegenen Stück dreifach, das zweitemal aber sechsfach entrichte. Sollte der Hang zum Betruge aber in jemanden so unüberwindlich herrschen, daß er jener Strafen ohnerachtet, dennoch zum dritten Mal eines solchen Verbrechens gegen die übrigen Mitglieder des Bundes überführt würde, so ist er auf einige, wenigstens drei Jahre aus dem Bunde auszustoßen, und nur nach Berichtigung eines ihm dann zu bestimmenden Eintrittsgeldes wieder aufzunehmen. Die sämmtlichen Strafgelder werden zu dem Ueberschusse geschlagen und mit demselben berechnet, aber nur von dem Ausschusse selbst bestimmt und auferlegt.

§. 8.

Von den Instructionen und Vollmachten.

Den verschiedenen Mitgliedern der Oberaufsicht und den Bevollmächtigten werden die Gesetze schriftlich mitgetheilt, die der Bund unter sich festgesetzt hat. Die Instructionen enthalten dieselben, zugleich aber auch die Aufzählung der Geschäfte, die ihnen obliegen. Alles dies muß mit der größten Deutlichkeit darin benannt werden. Die Instructionen für die Bevollmächtigten enthalten zugleich die Bestimmung des Beitrags für jedes Stück Vieh und die Benennung der Strafe, die im Verschweigungsfalle festgesetzt ist. Dem Vieharzte wird eine ähnliche ertheilt, welche die Oberaufsichts-Mitglieder unterzeichnet haben. In derselben sind die Pflichten, die ihm sein Amt auflegt, vorgeschrieben, die Entfernung der Oerter ist darin bestimmt, und die Vergütung für die Besuche genau angegeben. Dieses letzte Instrument wird von den Aufsehern und von den Bevollmächtigten, das für die Aufseher oder Vorsteher von den Bevollmächtigten allein, und das für die Bevollmächtigten von den Mitgliedern jedes Kreises unterzeichnet.

Ueber-

Ueberdies werden noch folgende schriftliche Aufsätze zu diesem Zwecke erfordert. Ein Entwurf der ganzen Einrichtung, welchen die Bevollmächtigten, die vorher dazu autorisirt worden sind, unterschreiben, und dann ein Vertrag oder Contract mit dem Vieharzte. In dem letztern muß derselbe entweder auf eine bestimmte Zahl von Jahren, oder so lange zu diesem Amte angenommen werden, bis er zu einem einträglichern Posten versetzt werden dürfte; der Gehalt, den er bekömmt, wird ihm darin zugesichert, zugleich aber auch bestimmt, daß er von niemandem Bezahlung annehme, ohne eine specificirte Rechnung und eine Quittung darüber zu ertheilen; daß er fremdes Vieh, durch den Distrikt reisendes ausgenommen, nicht in die Cur nehme, noch weniger Besuche ausser dem ihm übertragenen Kreise mache, damit er, wenn irgend etwas in seinem Bezirke vorfällt, sogleich bereit seyn könne, hier seiner Obliegenheit nachzukommen; daß er endlich dafür sorge, wenn ihn ja eine unvermeidliche Reise einige Tage oder Wochen aus seinem Distrikte entfernte, einen tüchtigen Mann während dieser Zeit an seine Stelle zu schaffen.

Es springt jedem, der diese Idee einer genauern Prüfung würdigt, in die Augen, daß der Vortheil, der dem Ganzen sowohl, als jedem Einzelnen daraus erwachsen würde, beträchtlich sey. Aber jeder, der unsere Landleute und die Stufe von Cultur kennt, auf welcher sie sich befinden, wird auch eingestehen, daß ohne mancherlei kräftige Mittel dieselbe nicht realisirt werden möchte. Mir scheint es daher, als ob folgende zu Erreichung dieses Zwecks dienlich seyn. — Man müßte

1. vernünftige Vorstellungen, welche den beabsichtigten Zweck und den großen Vortheil aus einander setzten, gebrauchen. Da nichts, als der pecuniäre Gewinnst der Viehbesitzer selbst dabei beabsichtigt wird, da, vermöge des Eigennutzes, der den Landmann in einem ziemlich hohen Grade beherrschet, jener ohnedies geneigt ist, alles, was demselben schmeichelt, begierig aufzufassen, so scheint dies Mittel mit Hoffnung und leicht zum Ziele zu führen. Nur ist die Schwierigkeit dabei, wie man diese Belehrung einer so grossen Menge von Menschen mittheilt. Mündlich ist das schlechterdings nicht möglich, und geschieht es schriftlich, so muß man erwarten, daß sie nicht gelesen wird, denn gerade diese Menschen sind es, welche bei der wenigen Geistesbildung, die sie besitzen, weder geneigt noch fähig sind, mit dem Lesen gedruckter Schriften sich abzugeben, oder die angeführten Gründe zu würdigen und anzuwenden. Es ist ein einziges Blatt, das sie in die Hand nimmt, dem sie glaubt und das daher fähig ist, sie auch über diesen Gegenstand mit Erfolg zu belehren, der Calender, welcher jährlich herauskömmt. Dieses Blatt, das eben aus dem angeführten Grunde so wichtig wird, müßte, beiläufig gesagt, eben deswegen nutzbarer eingerichtet werden, und unter der Aufsicht der Regierungen stehen. In demselben müßte diese Angelegenheit mehrere Jahre

re hinter einander vorgetragen, mit ihren Gründen kräftig unterstützt, gegen die zu erwartenden Einwendungen durch die Darstellung der Wahrheit geschützt und in jedem Jahrgange von mehreren neuen Seiten dargestellt werden. Dabei müßte die Deutlichkeit, die Popularität im Ausdrucke gebraucht werden, die den Landmann in den Stand setzt, das, was er lieset, zu verstehen. Es ist allerdings vorauszusehen, daß dadurch nicht alles durchgesetzt und der Bauer und Bürger kleiner Städte, die beide mit steifer Beharrlichkeit an ihren alten Vorurtheilen hängen, dadurch nicht allein zu jener Vereinigung bestimmt werden dürften; allein sie werden durch dieses Mittel doch mit der Sache selbst bekannt und in die Idee hineinzugehen, so geneigt gemacht, daß die Ausführung des Ganzen dadurch in einigen Jahren erleichtert und möglich gemacht wird. Ein solcher Zeitraum ist aber ohnedies nöthig, damit Menschen das Geschäft des Vieharztes zu übernehmen gehörig gebildet werden.

2. Ein anderes Mittel dürfte eine Anordnung der Regierungen seyn, wodurch dieselben mittelbar zur Ausführung des Plans wirkten. Da nemlich in den meisten Städten und in sehr vielen Dörfern Viehmärkte gehalten werden, so müßte ein Verbot das Einbringen alles Viehes verhindern, das nicht durch eine Bescheinigung des Vieharztes, aus dessen Distrikt es ausgeführt wird, für gesund erklärt wäre. Dieser Schein, für welchen der Vieharzt 1 Ggr. zu fordern berechtigt wäre, und welcher ein Signalement des zum Markte geführten Thiers enthielte, würde der Magistratsperson ertheilt, der bei dem zu haltenden Markte die Polizeiaufsicht übertragen wäre und von derselben contrasignirt, dem Verkäufer unentgeldlich zurückgegeben, damit derselbe bei dem Handel vorgezeigt werden könne. Allenfalls dürfte es auch untersagt werden, irgend ein Stück Vieh ohne diesen Schein einpassiren zu lassen Nicht zu gedenken, daß dadurch die Preise des gesammten Viehes eines Landes, mithin auch der National-Reichthum beträchtlich steigen, ansteckende Krankheiten in ihrem ersten Keime erstickt werden und selbst der Zoll für das mehrere exportirte Vieh gewinnen würde, wäre dies ohne Zweifel ein sicheres Mittel, den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Freilich dürfte man dabei die Anwendung machen, daß zwei Schwierigkeiten nicht füglich zu vermeiden wären, erstlich ein erhöheter Preis des Viehes selbst, und ferner ein unvermeidliches Erschweren des Verkaufs ungesunden Viehes, welcher letztere beinahe unmöglich werden könnte. Allein jenes erstere ist ein sehr leicht zu widerlegende Einwendung, da ja eben dadurch der Wohlstand aller Viehbesitzer gesichert und erhöht wird; jenes zweite aber würde nichts weiter als den Betrug verhindern.

Fallingbostel. W.

Hannoverſches Magazin.

37tes Stück.

Montag, den 8ten Mai 1809.

Der Kyffhäuſer,
gewöhnlich Kyffhauſen genannt.

Von dieſer in mehrerer Hinſicht ſo äuſſerſt merkwürdigen Felſenmaſſe iſt meines Wiſſens bis jetzt keine den Gegenſtand erſchöpfende Abhandlung erſchienen; ich wage es daher, dasjenige, was ich davon auf einer Reiſe in die reizenden Gefilde des Harzes in meinem Tagebuche aufbewahrt und in der Folge durch mündliche Ueberlieferungen und durch Leſen derjenigen Schriften, die des Kyffhäuſer gelegentlich erwähnen, vermehrt habe, in dieſen Blättern mitzutheilen.

Es war einer der ſchönſten Frühlingstage, als ich mich den auf dieſer Gebirgskette befindlichen Ruinen näherte. Die ganze Gegend gehört zu den angenehmſten Partien des an Naturſchönheiten ſo reichen Harzes, deſſen ſüdlicher Theil ſich überhaupt durch maleriſche Proſpekte beſonders auszeichnet. — Ein ungeheurer Felſen erhebt ſich abhängig und kahl vor unſern Augen. Rings um ihn herſtehen die lachenden Thäler mit Feldfrüchten und Wieſenwachs prächtig geziert. Nur durch die nahgelegenen Felſen wird die Ausſicht hie und da unterbrochen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Horizonte, als wir am Fuße des Berges anlangten, und die Tageshitze erſchwerte das Hinaufklimmen auf die ſteile Anhöhe, zu der man nur durch Umwege gelangen kann, ſo ſehr, daß wir genöthigt waren, einigemal zu ruhen. Indeß entſchädigten uns die Ausſichten auf die nahgelegenen Ortſchaften, von denen wir eine ziemliche Anzahl überſehen konnten. Die Natur bietet hier überhaupt ſo viel Schönes und Großes dar, daß man lange Zeit bei dem Einzelnen verweilen konnte. Felſen und Berge, die im Waſſer ſich ſpiegeln, Städte und Dörfer am Geſtade, kleine Flüſſe und Ströme, die fruchtbarſten Auen in der Nähe, und vorzüglich die maleriſche Ausſicht in die ſogenannte goldene Aue; dies alles in einem einzigen Blicke zuſammengruppirt und mit einem Blicke überſchaut, überfüllt gleichſam die ganze

Seele des Beobachters, vorzüglich wenn man nur an dem Anblick einer Gegend des platten Landes gewohnt ist.

Wer den Kyffhäuser bereiset, thut sehr wohl, wenn er in den Oertern Kelbra oder Rosla einen Führer zu erhalten sucht, denn nur mit Mühe würde man jene Standpunkte ausfindig machen, wo man die ausgebreitete und vortreffliche Aussicht in die goldene Aue genießt, wo uns ein unbewölkter Himmel die Mittagsseite des Harzes, den Passenthurm bei Sondershausen, und ausser einer sehr großen Anzahl von Dörfern die Städte Rosla, Kelbra, Heringen, Nordhausen, Sangershausen, ja sogar bei hellem Wetter den Domthurm von Erfurt zeigt.

Doch wenden wir uns jetzt zu den Ruinen! Der Anblick dieses schönen Schutthaufens erfüllte mich mit Grausen. Zertrümmert liegen hier die edlen Mauern, sonst für unverwüstlich gehalten. Zerbrochen sind die stolzen Thürme, von denen einst edle Ritter und Fürstensöhne die Gegend überschauten. Hier war der schauervolle Eingang zu dem Innern der Festung, sonst in Nacht gehüllt, jetzt kaum noch in zerfallenen Bollwerken eingezäunt. Ueber ihm erhob sich ein Geschoß einst prachtvoll und üppig, jetzt die finstere Wohnung der nächtlichen Vögel. Weiterhin zeigt sich der Eingang zum Kerker, in dem vielleicht mancher deutsche Biedermann unter der Gewalt seines Machthabers sein Leben verschmachtete, weil er die Ketten der Convenienz nicht tragen mochte. Hier suchten die Thalbewohner sonst Schutz für sich und ihre Kinder, wenn ein Heer wilder Krieger blutdurstig das Land zu verwüsten drohte. Da liegen sie nun, die stolzen Mauern alle, und predigen der Nachwelt die Vergänglichkeit! Was nicht der Arm der Tapferkeit schützt, das erhalten nicht eiserne Felsen, und wären sie auch vom Vulcan selbst gegründet! —

Das Jahr der Erbauung dieser verfallenen Veste ist unbekannt; man vermuthet mit Recht, daß Heinrich I. der sogenannte Vogelsteller, dieselbe gegründet habe.

Was er bei diesem Bau beabsichtigte, das kann man nur vermuthen. In Tilleda (welches von dem gemeinen Mann gewöhnlich Tille genannt wird) hatten die deutschen Kaiser einen Pallast, wo sie sich sehr häufig aufhielten, und wo auch noch späterhin die Aussöhnung des Kaisers Heinrich des Sechsten mit Heinrich dem Löwen Statt fand*). Um dieses Schloß zu Tilleda zu sichern, sich selbst aber in Nothfällen einen Aufenthalt zu verschaffen, der andringenden Feinden Trotz bieten konnte, erbauete Heinrich I. die Veste Kyffhausen. In der Folge wurde sie jedoch ein Zufluchtsort für

*) Beim Gerhardo Steterburgensi, der selbst mit bei diesem Friedensgeschäft gebraucht wurde, heißt der Ort Dullethe, und in zwei ältern Urkunden vom Kaiser Otto II. Dullede und Dullide. S. Orig. Guelf. T. III. p. 151. Chron. Gottwic. p. 470. Red.

für adeliches Raubgesindel, und dieses veranlaßte ihren Untergang.

Heinrich IV. hatte nemlich dem Erzbischof Siegfried von Mainz den Thüringschen Zehnten versprochen, damit er ihm zu einer Scheidung mit seiner Gemahlin behülflich seyn sollte. Allein die Thüringer widersetzten sich der Ziehung des Zehntens, und da Siegfried hievon Anzeige that, so überfiel sie Heinrich mit gewaffneter Hand, eroberte die Schlösser Beichlingen und Kyffhausen und besetzte sie mit schwäbischen Dienstmannen. Diese überschritten gar bald die ihnen ertheilten Befehle, plünderten und beraubten die benachbarten Bewohner und drückten die Nachbarschaft. Die Thüringer, hiedurch erbittert, vereinigten sich mit den Sachsen, zerstörten eine Burg nach der andern und eroberten auch Kyffhausen, das sie jedoch als einen festen Platz für sich noch mehr befestigten. In der Schlacht, welche bei dem Welfeholze im Mansfeldschen im Jahr 1112 zwischen dem Kaiser Heinrich V. und dem rheinischen Pfalzgrafen Siegfried geliefert wurde, ist es den Thüringern jedoch von den Bundesgenossen des Pfalzgrafen wiederum abgenommen.

Unter der Regierung des Kaisers Rudolph von Habsburg wurde die Veste wiederum aufgebauet, und Graf Friedrich IV. von Beichlingen Rothenburg als Burggraf darüber bestellt. Im Jahre 1378 brachten es die Grafen von Schwarzburg an sich und seit dieser Zeit hat es diesen eigenthümlich zugestanden. In der Mitte des 15ten Jahrhunderts erlangte Kyffhausen den Ruf des Heiligthums. Der Graf Heinrich der 23te von Schwarzburg erbauete nemlich im Jahre 1433 unterhalb dem Schlosse eine prächtige Kapelle, welche den Namen: zum heiligen Kreutz, führte. Der damalige Erzbischof von Mainz ließ dieselbe durch den Bischof Niclas in Erfurt einweihen, und erhob den Einweihungstag zu einem allgemeinen Festtage für Thüringen. In der Folge wurde denjenigen, welche diese Capelle besuchten, ein Ablaß von 40 Tagen zugesichert. Dieses veranlaßte große Wallfahrten nach Kyffhausen und reichliche Geschenke an die Kirche. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts nahmen dieselben mit dem Eintritte der Reformation ein Ende, und das Schloß sowohl, wie die Kirche, verfielen. Der noch stehende Thurm lag in den Ringmauern des Schlosses, war aber dennoch mit eigtnen Gräben umgeben. Er beschützte den Eingang zum Schloße. Ein enges Thor, welches man gewöhnlich das Erfurter Thor zu nennen pflegt, war der Haupteingang. Unterwärts gegen Morgen zu sieht man den Giebel der Capelle zum heiligen Kreutz, welcher von dem Gottesacker umgeben ist. Dicht dabei ist der vortreffliche Mühlensteinbruch, der den Kyffhäuser noch jetzt berühmt macht.

Der Mensch hat eine auffallende Neigung zu wunderbaren und ausserordentlichen Begebenheiten. Hievon

giebt

giebt uns schon das Alterthum die unleugbarsten Beweise. Wenn wir hievon den Grund zu entdecken suchen, so wird uns dieser bei einigem Nachdenken sehr bald in die Augen fallen. Selbst der scharfsinnigste und unbefangenste Denker bemerkt nemlich, daß es in der Natur Kräfte giebt, die er nicht erklären kann, und muß demnach oft nur von ähnlichen Fällen einen Schluß machen. Der Unverständige, der sich durch tiefes ernstes Nachsinnen über Gegenstände ausser seinem Wirkungskreise nicht gern ermüdet, glaubt, zu seiner Belehrung genug gethan zu haben, wenn er bei natürlichen Wirkungen seine Zuflucht zu unnatürlichen Ursachen nimmt. — Auf diese Weise sind die mancherlei Mährchen und Erdichtungen entstanden, von denen der Harz eine reichliche Ausbeute liefert. Der Vater erzählte sie gewöhnlich seinem Sohn, dieser machte es wieder so, und setzte vielleicht noch manches hinzu; und so würde sich mancher für die Wahrheit dieser Possen todt schlagen lassen, ehe er sie bezweifelte. Noch jetzt spielen die Baseliſken, die Unken, der Vogel Greif, die Zwerge und verwünschten Schlösser in manchen Häusern wichtige Rollen. So hat sich die Thorheit der Menschen an der Natur versündigt, und dem Aberglauben ein Feld eingeräumt, das er nicht besitzen sollte. Inzwischen ist es doch angenehm und belehrend, sich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen und ihrer Entstehung wo möglich nachzuforschen, zumal da jedes Land und beinahe jede Provinz hierin besondere Eigenheiten aufweiset. Ich trage daher kein Bedenken, auch dasjenige zurückzuliefern, was mein Tagebuch von dem Kyffhäuser über diesen Gegenstand aufbewahrt.

Auffallend ist es, daß man einer sehr hohen Person in dem Innern des Berges eine Residenz angewiesen hat. Dieses ist niemand anders, als der Kaiser Friedrich mit dem rothen Bart, welcher hieselbst leibhaftig residirt. Seine Zimmer sind mit goldenen Verzierungen versehen; er selbst sitzt mit seinem Hofstaate an einem goldenen Tische, von dem er nie aufsteht, weil ihm und seinen Ministern die Bärte durch den Tisch gewachsen sind. Alle scheinen zu schlafen. Sie nicken jedoch zuweilen mit den Köpfen und blinzen mit den Augen. Nur die Tochter des Kaisers, die Prinzessin, kann in dem Berge herumgehen. Sie ist in der Gegend um Kyffhausen wegen ihres sanften Charakters sehr beliebt. Die Einwohner versichern, sie zum öftern gesehen zu haben, doch soll sie jetzt nur selten zum Vorschein kommen. Vordem hat sie viel Gutes gethan, und den Leuten, die den Berg besuchten, viel Gefälligkeit erwiesen. Hievon erzählt man folgendes Beispiel: Einst an einem schönen Sommertage sitzt ein Schäfer unter einem Eichbaume und bläßt auf der Schallmey. Wahrscheinlich ergötzte den Kaiser, der in dem Berge keine Capelle hat, diese Musik, der Berg öffnete sich demnach und die

Prin-

Prinzessin winkt dem Virtuosen, ihr zu folgen. Er wagts, und wird von seiner liebenswürdigen Führerin in eine Versammlung ehrwürdiger Männer geführt. Einer derselben — wahrscheinlich der Hofmarschall — giebt ihm mit der Hand ein Zeichen, sich zu entfernen, und die Prinzessin giebt ihm beim Abschiede einen Ränzel mit Münzen, die er beim Herausgehen besieht. Aber wer beschreibt das Erstaunen des Schäfers, als er beim Zuhausegehen diese Münzen in lauter Thaler verwandelt sahe! — Einem armen Tagelöhner von Tilleda half die Prinzessin einst auf folgende Weise: Seine Tochter ist Braut von einem eben so dürftigen als redlichen Handwerker. Der Tag zur Hochzeit ist bereits bestimmt; die Gäste sind eingeladen, und Niemand hat daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller sind. In dieser schrecklichen Verlegenheit sagt der Vater: geht nach dem Kyffhäuser Berge, vielleicht leiht euch die Prinzessin Tischzeug. — Das Brautpaar geht hin und findet die Prinzessin vor der Oeffnung des Berges. Sie nahen sich ihr mit allen nur möglichen Kratzfüßen und Knixen, indem sie ihr Anliegen vorbringen. Die Prinzessin lächelt, und befiehlt ihnen zu folgen. Hans und Gretchen lassen sich nicht lange nöthigen, und sind sehr erfreut, da ihnen die Prinzessin etwas zu essen und beim Abschiede einen ganzen Tischkorb voll Teller, Schüsseln und Löffel giebt. Die Verlobten bedanken sich und eilen so schnell wie möglich nach Tilleda zurück; aber wie erstaunen sie, da sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stand, war jetzt ein großer Ackerhof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich. Lauter unbekannte Leute versammeln sich um das Brautpaar und betrachten es mit Verwunderung und Neugierde. Haus und Gretchen setzen ihren Korb auf die Erde und überlegen, was in dieser Verlegenheit zu thun sey. In eben diesem Augenblick erscheint der Prediger des Orts und Grete geht zu ihm und klagt ihr Schicksal. Der Prediger nimmt das Brautpaar mit in sein Haus, schlägt das Kirchenbuch nach und findet, daß Hans und Gretchen nicht länger als 200 J. in dem Berge gewesen sind. — Ein andermal bringt eine Gesellschaft Musikanten dem Kaiser ein Ständchen. Die Prinzessin erscheint, führt die Spielenden in den Berg, bewirthet sie auf das Beste und giebt einem jeden beim Abschiede einen grünen Busch. — Diese werden über ein so äusserst unbedeutendes Geschenk verdrießlich und ungehalten und stecken dieselben beim Weggehen in die Erde. Nur einer behält den ihm verehrten Busch, und man denke sich seine Freude, da er bemerkt, daß sich dieser Busch nicht allein in Silber verwandelt hat, sondern sogar jedes Blatt ein Zehnthalerstück ausmacht. Die andern laufen nun schnell zurück und wollen ihre Büsche wieder holen, aber, es geschieht ihnen eben recht, — die Büsche sind verschwunden.

F. v. J.

Digitized by Google

Chineſiſche Sprichwörter und Sentenzen *).

Was nicht auf gutem Wege kommt, läuft ſchnell davon.

Waſſer, das eine gleiche Lage hat, fließt nicht; ein Mann, der einen ruhigen Geiſt hat, macht kein Geräuſch.

Ein Mann, der zu hohen Ehren gelangt, denke zurück, was Mühe und Verachtung ſey.

Einem magern Pferde werden die Haare lang; einem verarmten Manne wird der Verſtand verkürzt.

Ein Lammsbraten mag noch ſo gut ſeyn, ſo iſt er doch nicht nach Jedermanns Geſchmack.

Wer jede Sache mehr als einmal überdenkt, wird nicht viel zu bereuen haben.

Ein Befehlshaber ſey noch ſo groß, das Geſetz iſt höher als er.

Erwerb beruht auf Gründen, Verſchwendung geht ihren Gang ohne Regeln fort.

Wer die Gerechtigkeit in allen Sachen zur Führerin nimmt, wird auf ſeinem Wege dauerhafte Glückſeligkeit finden.

Ueberflüſſiger Reichthum gebiert hohe Worte; überflüſſige Macht gebiert Beleidigungen.

Es iſt nicht ſo nöthig, deinen Freund durch einen Trunk Wein zu ergötzen, als den hungrigen Freund mit Brot zu ſpeiſen.

Ein kluger Liebhaber der Wiſſenſchaften ſchämt ſich nicht, vom gemeinſten Mann zu lernen.

Glücklich iſt, wer einen rechtſchaffenen Mann zum Nachbar hat; glücklich, wer ſich einen rechtſchaffenen Mann zum Freunde macht.

Was Leute aus Parteilichkeit flüſtern, iſt im Himmel laut zu hören.

Die Schini (Geiſter) ſehen mit ſcharfblickendem Auge, was in dem Herzen des Menſchen verbergen iſt.

Während Menſchen etwas Arges ausdenken, ſind den Geiſtern ſchon deſſen Folgen bekannt.

Nie-

*) Im Jahre 1780 kam in St. Petersburg auf 3 Bogen in 8. in ruſſiſcher Sprache ein Büchlein heraus, das nachher ins Deutſche überſetzt im St. Petersburger Journal (Band 10. Jahrgang 1780) erſchien, unter dem Titel: „Chineſiſches A B C (Leſebuch für die chineſiſche Jugend) beſtehend aus zween kleinen chineſiſchen Büchern; welche in dieſem Reich zum erſten Unterricht der Jugend dienen, in Verſen geſchrieben ſind und viele chineſiſche Sprichwörter enthalten. Aus dem Chineſiſchen und Mandſchuriſchen in ruſſiſche Proſe überſetzt von dem Hofrath Alexi Leontjew." Aus dieſem Buche ſind dieſe Sprichwörter und Sentenzen ausgewählt.

Digitized by Google

Niemand gehorche seiner Leidenschaft; jeder stelle sich die Gerechtigkeit des Himmels zum Muster vor.

Ein hoher Verstand zeichnet Thaten und Sachen ihre Gränze vor; ein niedriger Ort wird mit Wasser bedeckt.

Tiefe Wasser fließen tief; würdige Männer sprechen sanft.

Wer die höchste Stufe der Ehren erreicht hat, fängt wie eine Blume zu welken an. Wer seine Macht verlohren hat, auf den treten auch die Knechte.

Wenn in der Küche Speise übrig bleibt, ist allemal ein Hungriger auf der Straße.

Durch eine lange Reise erkennt man die Stärke des Pferdes; durch einen langen Umgang erkennt man das Herz der Menschen.

Große Geister sind in allen Dingen gerecht; kleine Geister suchen in allem Vortheil.

Wenn Friede auf einem Hause ruht, lebt sichs auch in der Armuth gut. — Laß dich nicht verblenden, nach ungerechtem Reichthum zu streben.

Feldherrn und Reichsräthe lassen sich nicht aus dem Saamen ziehen; sie entstehen aus eigenem Verdienst.

Wer ein wahrer Mensch seyn will, sucht nicht eigennützige Ruhe; wer nur seine Bequemlichkeit sucht, kann nicht den Weg des Gerechten wandeln.

Eine kluge und treue Frau erspart dem Manne viele Seufzer; ein ehrerbietiger Sohn schafft dem Vater ein geruhiges Herz.

Wenn weise Männer herrschen, verbreiten sie Wohlthaten um sich her; wenn niedrige Seelen herrschen, verbreitet sich Unrecht und Unterdrükkung um sie her.

Weise Männer verschwenden ihre Ehrerbietung nicht; sie ehren andere ohne sich zu beschimpfen.

Zweige und Blätter zieren den Baum, Wohlanständigkeit den Menschen.

Ein Armer mag auf dem Markte wohnen, niemand kommt zu ihm; ein Reicher mag sich in einer Höhle verkriechen, ihn finden entfernte Verwandte.

Ein Freund, der anfangs zu viel schmeichelt, wird dir zulezt kaum Mitleid zeigen.

Der Fisch sieht den Wurm, aber den Widerhaken nicht. — So sieht der Mensch den Reiz des Vortheils, aber die schädlichen Folgen nicht.

Wer sein Leben der Gerechtigkeit und Großmuth weiht, und ein reines Gewissen hat, hat nicht nöthig sich zu erkundigen, ob der Himmel ihm gnädig sey.

Ein gutes Wort kann einen Menschen drei Wintertage wärmen; ein böses Wort macht Frost am heißen Sommertage.

Kleine

Digitized by Google

Kleine Geister denken nur auf Ränke und List; denn ihr Herz ist zum Bösen geneigt.

Männer von großem Geist denken nur auf Gerechtigkeit und Beständigkeit; ihr Vertrauen ist zum Himmel gerichtet.

Halte dein Pferd an, ehe es an den Rand des Ufers kommt; bessere dein Schiff, ehe es mitten im Meere ist.

So wenig ein Pferd zwei Sättel tragen kann, so wenig kann ein Diener zween Herren mit Treue dienen.

Beantwortung der Anfrage im 29ten St. des Hannov. Mag. das Welken und Umfallen der Levkojenpflanzen zu hindern.

Wenn man Levkojen oder Pflanzen aus andern Sämereien in Töpfen ziehen will, die auf die Fensterbänke gesetzt werden sollen, so muß man sich vor allen Dingen einer sehr lockern Erde dazu bedienen und den Töpfen die Bewässerung niemals von oben, sondern von unten auf durch Säuger geben, weil nur hiedurch allein die Erde locker erhalten werden kann und der Wurzelntrieb zugleich dadurch mehr befördert werden wird. — Ist der Samen aufgelaufen und es zeigen sich zwischen den Cotyledonen oder Samenläppchen noch keine Blättertriebe, so ist dies ein sicheres Merkmal, daß die aufgelaufenen Pflanzen noch keine Wurzeln geschlagen haben. In diesem Zustande darf der Topf nicht gerüttelt oder heftig bewegt werden, sonst wirft die Schwere der Samenläppchen bei einer solchen Bewegung die jungen Pflanzen zu Boden, wodurch denn die Verbindung des Wurzelnkeims mit der Erde gestört, der Wurzelntrieb unterbrochen und die Pflanze dem Verwelken ausgesetzt wird. Ich pflege den auf die Töpfe gestreuten Samen mittelst einer feinen mit Sand gemischten Erde eines halben Messerrückens hoch zu bedecken. Hiedurch gewinnt der Wurzelnkeim sogleich eine bessere Festigkeit, als wenn der Samen unbedeckt liegen bleibt und der Keim sich selbst einzuwurzeln suchen muß. Alle Pflanzen, besonders aber diejenigen, so man in Töpfen vor den Fenstern zieht, sind ausserst lichtsüchtig und neigen sich in diesem Bestreben fast horizontal über die Erde weg. Will man nun gerade Stämmchen haben, so hüte man sich, zumal bei jungen Samenpflanzen, durch Umdrehen der Töpfe solches hindern zu wollen. Lieber setze man den Topf bei warmer Witterung einige Tage in die freie Luft, und die Pflanzen ziehen sich alsdann von selbst wieder gerade in die Höhe.

Hannoversches Magazin.

38tes Stück.

Freitag, den 12ten Mai 1809.

Nachtrag

zu dem im 44sten Stücke des Hannoverschen Magazins vom vorigen Jahr enthaltenen Aufsatze:

Ueber die höchst nöthige Vorsicht bei den überhand nehmenden Diebereien auf dem Lande.

Vom Pastor Grumbrecht zu Gerdau.

Was ich in obigem Aufsatze sagte, es sey zu fürchten, daß die überhand nehmenden Diebereien auf dem Lande noch mehr überhand nehmen, und eher vermehrt als vermindert werden würden, hat sich durch den Erfolg nur allzusehr bestätigt. Vergrößerte Gefahr erfordert größere Wachsamkeit, eine pünktlichere, selbst auf Kleinigkeiten sich erstreckende Vorsicht, die von den meisten Menschen leider erst dann angewandt zu werden pflegt, wenn der eigne Schaden zu spät sie klug gemacht hat. Dies veranlaßt mich zu den in meinem obigen Aufsatze gegebenen Vorsichtsmaaßregeln noch einige hinzuzufügen, die von den seit der Zeit hier herum verübten nächtlichen Einbrüchen hergenommen sind, und die, so klein und unbedeutend sie manchem scheinen mögen, doch, wären sie angewandt, zur Verhütung jener Unfälle meist entscheidend gewesen seyn würden.

Eine gute Schutzwehr gegen nächtliche Ueberfälle glaubt der auf dem Lande wohnende Mensch in seinen Hunden zu finden, und das mit Recht, wenn nemlich seine Hunde gute, erprobt gute Hunde sind. Wie wenig sonst der Landmann in den gewöhnlich von ihm gehaltenen, Nachts um sein Haus herumlaufenden Hunden Sicherheit finde, hab' ich in Nr. 44. des Hannov. Mag. v. v. J. ausführlicher gezeigt. Aber auch da, wo äusser jenen noch Hunde wachsamerer Art im Hause gehalten werden, ist der Hund nur dann ein sicherer Wächter, wenn man, woran wenig Men-

Menschen denken, seine nächtliche Wachsamkeit erprobt hat, und, woran man noch seltner zu denken pflegt, ihn einer gewissen Lebensordnung und Diät unterwirft. Manche Hunde, die bei Tage ein immerwährendes Gebell erheben, und jeden dem Hause sich nahenden Fremden mit einer wuthähnlichen Heftigkeit anfallen, entschädigen sich für die des Tags gehabten Unruhen bei Nacht, schlafen unbekümmert um das, was im Hause passirt, des Nachts ununterbrochen fort, und rühren sich, wie das noch einige neuere Beispiele hier herum gezeigt haben, oft auch dann nicht, wenn der Dieb an eben dem Orte, wo sie liegen, vernehmlich einbricht. Andre rühren sich zwar, wenn der Dieb ihnen grade vor der Nase einbricht; aber sie schnarchen ruhig fort, wenn der Einbruch 20 oder 30 Schritte von ihrem Lager geschieht. Noch andere schlagen zwar an, wenn sie das beim Einbruch gemachte Geräusch vernehmen; aber sie geben keinen Laut von sich, sobald der Dieb einmal im Hause ist, und befremden sich gleich mit ihm, wenn er besonders mit einem brennenden Lichte im Hause umhergeht. Endlich giebt es Hunde, wie ich selbst einen solchen sonst sehr wachsamen Hund besitze, die eine Art von Kanonenfieber kriegen, und bei aller ihrer anderweitigen Wachsamkeit, sobald ein Schuß fällt, gleich verstummen oder ängstlich und wimmernd sich verkriechen, ja einige, die schon beim Anblick einer Flinte oder Pistole, oder beim Geruch des Pulvers davon laufen. Wer diese ausgemachten Erfahrungen beherzigt, wird leicht einsehn, daß man nicht auf jeden, wenn auch bei Tage noch so wachsam scheinenden, Hund mit Sicherheit sich verlassen kann.

Bevor man also einem Hunde vertraut, und ihn für einen sichern Wächter hält, muß man folgende leicht zu bewerkstelligende vierfache Probe mit ihm anstellen:

1) ob er auch des Nachts bei jedem am oder im Hause entstehenden Geräusch anschlägt;
2) ob er auch auf das, was in den von seinem Lager entfernten Theilen des Hauses vorgeht, aufmerksam ist;
3) ob er einen mit einem Lichte in der Hand im Hause herumgehenden Fremden anbellt oder frei passiren läßt.
4) ob er einen Schuß hören und Pulver riechen kann.

Besteht er nur in einer von diesen Proben nicht, dann mag man ihn zum Vergnügen halten, aber sich hüten, wichtige Dienste von ihm zu erwarten. Wird er aber in dieser vierfachen Probe ganz bewährt gefunden, dann kann man sich, wenn man in seiner Behandlung sich nichts zu Schulden kommen läßt, mit Sicherheit auf ihn verlassen.

In seiner Behandlung: denn sollen Hunde sichere, zuverlässige Wächter

ter seyn, so müssen sie, je nachdem sie des Nachts in oder ausser dem Hause sich befinden, ganz verschieden behandelt und genährt werden. Diese, nemlich die ausser dem Hause befindlichen, besonders die größern, bei Tage an der Kette liegenden Hunde müssen des Abends, und zwar nicht zu früh, ganz satt gefüttert werden; sie werden dann nicht so leicht in Versuchung gerathen, aus Hunger nächtliche Wanderungen anzustellen, und auch nicht so leicht durch das von Dieben ihnen vorgeworfene sich anlocken und zum Stillschweigen bringen lassen. Ganz anders müssen jene, die kleinern im Hause befindlichen Hunde, behandelt und genährt werden; ihnen kann man Morgens und Mittags reichlich, des Abends darf man ihnen aber nur wenig geben, und sie nie warm und weich betten, sonst geräth man, so wachsam sie übrigens auch seyn mögen, in Gefahr, daß sie einen großen Theil der Nacht durchschnarchen. Auch darf man, wenn man nicht in dieselbe Gefahr gerathen will, die zur Bewachung des Hauses bestimmten Hunde bei Tage nicht auf Stunden lange Touren mit ausnehmen, von denen der Hund, da er durch sein beständiges Hin- und Herlaufen den Weg oft zehnfach macht, gewöhnlich zu ermüdet zu seinem wichtigen Amte, also untüchtiger zurückzukehren pflegt.

Ferner, macht man sich häufig einiger Unvorsichtigkeiten schuldig, welche das Hausgesinde betreffen:

1) man ist unbesorgter wegen der Theile des Hauses, wo Knechte und Mägde schlafen, und glaubt von daher nicht leicht etwas zu befürchten zu haben, oder doch bei etwa entstehender Gefahr gar bald durch sie avertirt zu werden.

2) man überträgt zu sorglos einem oder dem andern seiner Dienstboten das Geschäft, das Haus zu verschließen, und Thüren und Fenster zuzumachen, und verläßt sich zu fest darauf, daß das stets gehörig geschehe, und nie vergessen oder nachläßig betrieben werde.

Wer in beiden Stücken auf seine Leute sich ganz verlassen zu können glaubt, der verräth, daß er den Menschen sehr wenig kennt. Daß der Hausherr, wenn er etwas Verdächtiges in seinem Hause zu hören glaubt, aufsteht und nachsieht, und, wenn Diebe schon in seinem Hause seyn sollten, sein Eigenthum selbst mit Gefahr seines Lebens vertheidigt, das läßt sich begreifen. Aber wer, wenn er nur einige Erfahrung und Menschenkenntniß hat, sollte das wohl mit mit Sicherheit von seinen Dienstboten erwarten? Wer kennt nicht schon den Aberglauben, der bei dem großen Haufen, vorzüglich in manchen Gegenden, noch so allgemein ist. Man lasse ein nächtliches Geräusch im Hause zu ihren Ohren kommen, und die meisten unter ihnen werden zuerst an Gespenster und Poltergeister denken, und ihren Kopf tiefer

Digitized by Google

tiefer in ihre Betten begraben. Wenn sie aber auch sich wirklich bald überzeugten, daß der vermeintliche Geist Fleisch und Bein habe, und eben in keiner christlichen Absicht gekommen sey, wie viele unter ihnen werden, wenn zumahl die Diebe schon im Hause sind, und sie nicht etwa durch eine stärkere Mannszahl oder durch einen gehörigen Hinterhalt sich vollkommen gedeckt sehn, den Muth haben, Lärm zu schlagen, oder wohl gar den Dieben aus eignem Antriebe entgegenzutreten? Und wenn, wie das hier in der Nähe noch nicht lange geschah, denn vollends ein Fall sich ereignet, wo Diebe mit gewaffneter Hand einbrechen, und auf die, welche sie stöhren wollen, scharfgeladene Gewehre abfeuren, dann ist das immer über die Wahrheit hinaustönende Gerücht von einem solchen Vorfalle mehr als hinreichend, ihren etwanigen Muth auf lange Zeit hinaus zu lähmen, und sie von einer ähnlichen Stöhrung vielleicht auf immer abzuschrecken. Man verlasse sich also auf seine Dienstboten nicht zu fest, verwahre, ihre Anzahl möchte denn sehr groß seyn, den Ort des Hauses, wo sie schlafen, eben so fest, und, wo möglich, noch fester, als jeden andern Ort, und anvertraue ihnen auch das Amt der Schlüssel nicht auf eine zu sorglose Weise, behalte wenigstens eine scharfe immer selbst nachsehende Controlle dabei sich vor. Schon wegen Feuers und Lichts, womit Domestiken, was man auch warnen, befehlen und predigen möge, immer so unerhört unvorsichtig und nachlässig zu Werke gehn, sollte jeder ordentliche Hausvater jeden Abend, ehe er schlafen geht, eine Ronde in seinem Hause machen, und nachsehn, ob alles sicher sey. Er gehe dann einen Schritt weiter, bemühe sich auch zu seinen Thüren und Fenstern, visitire seine Schlösser und Riegel: und er wird sich durch vorgefundene Nachlässigkeiten und Vergessenheiten schon in den ersten Tagen sattsam überzeugen, wie wichtig und nothwendig hierin das eigentliche Nachsehen sey.

Soll aber dies etwas helfen, so müssen freilich die Thüren und Fenster eines Hauses von der Beschaffenheit seyn, daß sie dem ersten Angriffe des einbrechenden Diebes nicht weichen; und das sind sie leider auf dem Lande, besonders hiesiger Gegend, alle bei weitem nicht. Wie vielfach findet man hier herum Thüren, die so wenig fest anschließen, daß sie, auch verschlossen und verriegelt, an der Seite oder wohl gar unten mehr als handbreite Lücken und Oeffnungen haben. Solche Oeffnungen und Lücken sind nicht allein deswegen gefährlich, weil man etwas hineinwerfen, und Hunde dadurch beschwichtigen und vergiften kann, sie geben auch einen Angriffspunkt, mit dem jede Thür, deren Angeln besonders nicht in entgegengesetzter Richtung stehn, leicht erbrochen und ausgeworfen werden kann. Auch die festeste, nach so gut verschlossene und verriegelte Thür, die eine solche Lücke hat, muß der von einem Hebebaum

oder

oder ähnlichen Instrument unterstützten Kraft einiger Menschen nothwendig weichen.

Auch die Fensterladen sind auf dem Lande nicht selten so beschaffen, daß sie gegen einbrechende Diebe nur eine sehr schwache Schutzwehr abgeben. Der Bauer hat freilich der Regel nach gar keine, und bedarf ihrer auch nicht. So lange er die leidige Gewohnheit beibehält, seine Werth habenden Habseligkeiten alle in seinen Speichern aufzubewahren, werden diese auch auf seinen Höfen das einzige Ziel räuberischer Fäuste seyn, und seine Wohnungen meistens verschont bleiben. Um so wichtiger und nothwendiger sind aber gute Fensterladen an den Wohnungen der Beamten, Prediger und aller solcher auf dem Lande wohnenden Menschen, die ihre Habseligkeiten stets bei sich im Hause haben. Wie sind aber diese Fensterladen gewöhnlich besonders an den älteren Wohnungen der Prediger? Wie oft bestehn sie aus altem, geworfenen, so morschen Holze, und sind mit so lahmen unhaltbaren Schrauben versehn, daß sie ohne große Gewalt von aussen her geöffnet werden können! Wären sie aber auch neu und fest, so sind sie meistens von so unzweckmäßiger Beschaffenheit, daß sie den beabsichtigten Nutzen dennoch nicht leisten. Ich will hier nur auf einen Umstand aufmerksam machen. Die meisten derselben sind, ich weiß nicht, ob der Ersparniß, der Zierde oder des Lichts halber, so gemacht, daß sie oben wenigstens einen halben, meistens einen ganzen Fuß kürzer als die Fenster selbst sind. Solche Fensterladen aber können, sie mögen nun inner- oder ausserhalb der Fenster seyn, nur wenig helfen. Der Dieb kann sehr leicht, wie es vor noch nicht langer Zeit bei einem Prediger hier in der Nähe geschah, durch eine oben ausgenommene oder zerbrochene Scheibe hinein- und hinabreichen, die Schrauben öffnen, das Queerholz oder Eisen hinwegnehmen, und so sich ganz gemächlich einen Eingang in jedes solcher Fenster bahnen. Fensterladen müssen demnach das ganze Fenster bedecken, und oben und unten sowohl wie an der Seite fest anschließen, sollen sie anders gegen nächtliche Einbrüche einige Sicherheit gewähren.

Noch mehr wird man sich dagegen sichern, wenn man die untern Zimmer seiner Wohnungen, die wenigstens, welche einem Angriffe von aussen am meisten ausgesetzt sind, mit guten Panelen bekleiden läßt. Wie wichtig das sey, haben die neuerlich hier herum geschehenen Einbrüche vielfach gelehrt. In einem benachbarten Amte, wo die Diebe bei einem Einbruche gestört und verjagt wurden, fand man einen von ihnen zurückgelassenen Mauerbrecher vor, dem, wie man versichert, die stärksten Mauern nicht lange widerstehn konnten. Einer meiner in dieser Zeit mehrere Male bestohlnen Bekannten, der dies Brecheisen selbst in

in Augenschein genommen hatte, versicherte, seit diesem Anblick sey ihm beinahe aller Muth gesunken, weil bei solchen Werkzeugen alle Vorsicht zu Schanden werden müßte. Panele, gute, starke, hoch hinaufgehende Panele sind das beste Verwahrungsmittel dagegen. Da sie bei den ohnehin oft sehr dünnen Wänden die Zimmer dichter, wärmer und gesunder machen, so dürften wohl die Kosten, die das in den Häusern, wo noch keine sind, verursachen möchte, nicht zu hoch in Anschlag zu bringen seyn.

Wenn gleich die untern Zimmer eines Hauses der Gefahr des Einbruchs gemeiniglich am meisten ausgesetzt sind, so sollte man doch in den Häusern von mehrern Stockwerken wegen der obern Zimmer nicht so sorglos seyn, als man es gewöhnlich auf dem Lande zu seyn pflegt. Sind auch die Fälle, wo in das obere Stockwerk eingebrochen wird, so häufig nicht, so sind sie doch auch in dieser Zeit nicht ohne Beispiel, und es ist höchst zu verwundern, daß sie unter den bisher obwaltenden Umständen nicht viel häufiger waren. Wie unerhört nachlässig ist man in den meisten Häusern auf dem Lande mit dem obersten Stockwerke nicht? In wie vielen Häusern bleiben, zumahl im Sommer, oft mehrere Fenster Tag und Nacht geöffnet! Wie manche dieser Fenster sind durch eben diese Nachlässigkeit in einen solchen Zustand versetzt, daß sie gar nicht mehr zugemacht werden können, und blos angeschoben, höchstens zugemacht scheinen! Dazu läßt man noch überdem in Höfen, Gärten und Vorplätzen seine Leitern unbekümmert stehn oder liegen, und macht so dem Diebe, der etwa zum Einsteigen Lust haben sollte, das Spiel recht leicht. Möchte man in diesen gefahrvollen Zeiten doch endlich sich dieser Unvorsichtigkeit enthalten, und seine Leitern in Häusern und Scheunen aufbewahren! Es macht ohnehin dem guten Wirthe eben keine Ehre, seine Leitern im Freien herumliegen zu lassen, wo sie, der Luft, dem Regen und Schnee ausgesetzt, so viel leichter und schneller faulen und verderben. Wie unverzeihlich aber ist es vollends in solchen Zeiten, dem etwa in der Nähe befindlichen Gesindel die Mittel, uns oder unsre Nachbarn zu plündern, dadurch so sehr zu erleichtern.

In der, das Diebesgesindel betreffenden, unterm 20sten Febr. 1802. erneuerten, Verordnung ist so manches Ersprießliche enthalten, wovon es zu wünschen wäre, daß es genauer befolgt werden möchte. So weise unter andern die in derselben enthaltene, jedem Angefochtenen, wie man glauben sollte, von selbst sich aufdringende Vorschrift auch ist, daß bei einer ein Dorf überfallenden Räuberbande sogleich gestürmt oder mit Schießen oder Trommeln Lerm gemacht werden soll, so möchte sie doch in der jetzigen Lage der Dinge nicht einmal immer befolgt werden können,

Digitized by Google

nen, da in manchen Dörfern der Heide weder Glocken noch Trommeln noch Schießgewehre vorhanden sind. Sollte auch hin und wieder ein Gewehr sich finden, so ist es gemeiniglich durch seine lange Ruhe in einen Zustand versetzt, worin es für den plötzlich eintretenden Nothfall ganz unbrauchbar geworden ist. Das zeigte sich noch vor kurzem in einem nicht weit von hier entfernten Dorfe, wo man gegen einige Diebe, die auf ihre Nachfolger mit Pistolen schossen, sich eines dort befindlichen Gewehrs bedienen wollte, das aber wegen seines wahrscheinlich zu lange beherbergten Schusses und seines vielleicht lange verrosteten Zündlochs durchaus seine Dienste versagte. Man sollte doch jetzt in Zeiten der täglich wachsenden Gefahr in jedem besonders einsam liegenden Dorfe, wenn zumahl keine Glocken vorhanden sind, eine Trommel und einige Schießgewehre haben; man sollte doch da, wo es an diesen letztern nicht fehlt, nicht versäumen, seine Gewehre von Zeit zu Zeit abzuschießen, und sie durch öfteres Reinigen in einer solchen Verfassung zu erhalten suchen, daß man in ihnen in dem Augenblicke der Noth eine sichere Hülfe finden könnte.

Ueberhaupt wäre es in diesen gefahrvollen Zeiten zu wünschen, daß die Bewohner jedes einsam und gefährlich liegenden Dorfs, außer den in Nr. 44. erwähnten Anstalten, die nirgends fehlen sollten, mehr darauf bedacht wären, untereinander und durcheinander für ihre gemeinschaftliche Sicherheit zu sorgen; daß sie vorher miteinander überlegten und verabredeten, was sie bei etwa unter ihnen erfolgenden nächtlichen Einbrüchen, oder gar bei gewaltsamen räuberischen Anfällen zu ihrer Rettung vornehmen wollten, und jedem einzelnen Bewohner vorher seinen Platz und seine Rolle dabei anwiesen. So wie die Feueranstalten einer gewissen Stadt des nördlichen Deutschlands dadurch so vortrefflich sind, daß schon vorher jedem Bürger aufgetragen ist, was er bei einer entstehenden Feuersbrunst zu thun, was er zu retten oder zu bewachen habe, so würde durch eine ähnliche, unter den Bewohnern eines Dorfs vorher getroffene Verabredung bei einem nächtlichen Ueberfalle viel gewonnen seyn. Besonders wäre es gut, daß nach einer auf diese oder jene Art zu bestimmenden Reihefolge, immer gewisse Menschen und Pferde bestimmt und ausgesetzt wären, die nach einem verübten nächtlichen Diebstahl den Dieben, deren Spur man entdeckte, auf der Stelle nachsetzen müßten. Ich habe in der kurzen Zeit meines Hierwohnens schon mehrere Fälle erlebt, wo man den Dieben nicht blos auf der Spur, sondern nahe auf der Ferse war, und sie sicher erreicht haben würde, hätte man eine Stunde weniger gezögert, und zum Nachsetzen schnellere Anstalt gemacht. Diese Zögerung ist

in

in den meiſten Fällen ſehr begreiflich. Der von einem ſolchen Unfall getroffene, und oft eines großen Theils des Seinigen beraubte Menſch iſt zum eignen Handeln in den erſten Augenblicken zu überraſcht und betäubt. Oft erlauben es ihm häusliche oder körperliche Umſtände nicht einmal, den Dieben in eigner Perſon nachzuſetzen. Hat er vollends keine eignen Pferde, und ſoll die erſt von andern borgen, dann wird die Sache noch weitläuftiger, und verzögert ſich noch mehr. Alle dieſe Zögerungen würden wegfallen, wenn ein für allemal für jede Woche gewiſſe Menſchen und Pferde zum etwa nöthigen Nachſetzen beſtimmt wären, und weit öfterer würde der Dieb ertappt, und das Geſtohlne wieder eingebracht werden.

(Der Schluß fo'gt.)

Die rothe Seeblume Nelumbo.

Dieſer Seeblume (Nymphaeo Nelumbo) gedenkt der berühmte Pallas in ſeinen Bemerkungen auf ſeiner Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs (B. 1. Leipzig 1799. S. 233.) Sie wächſt häufig in der Mündung der Wolga und Bolda, und der gedachte Reiſende ſah von dieſem Gewächs Blumen und Früchte von allem Alter, bis faſt zur völligen Reife. Die Früchte nennen die Ruſſen Seenüſſe (Morskye Orechi), die Tybetaner Badma, die Perſer Dariopacta (Meerlieben), die Indianer aber Pabin oder Liliſar. Von letztern, den Indianern, werden dieſe beſonders begierig geſucht und gegeſſen, weil das Gewächs bei ihnen für heilig gehalten wird. Nach der Götterlehre der Tybetaner werden die vollendeten Gottheiten in den wohlriechenden Blumen dieſes Gewächſes wiedergebohren, die ihnen zum Throne dienen. Dieſe Blumen haben einen vortrefflichen Geruch, und das daraus deſtillirte Waſſer nimmt einen ſehr dauernden, angenehmen und feinen Ambrageruch an, und macht die damit gewaſchene Haut der Hände und des Geſichts ſo weich und zart, daß es als ein unſchädliches Schönheitswaſſer vorzüglich empfohlen werden kann. Die Blätter der Pflanze fand Pallas von Zoophyten und andern Waſſergeſchöpfen völlig rein. In keiner Blume ſollen die Zeugungstheile und in keinem Samen die Zurückfaltung des Samenkeims ſo deutlich und vergrößert zu ſehen ſeyn, als in dieſer. Wenn man die Frucht oder die Nüſſe in einen Thonklumpen drückt, und ſo in ein tiefes Waſſer wirft, ſo keimen ſie leicht, beſonders wenn die Schale etwas angeſchnitten worden iſt.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

39tes Stück.

Montag, den 15ten Mai 1809.

Nachtrag
zu dem im 44ſten Stücke des Hannoverſchen Magazins vom vorigen Jahr enthaltenen Aufſatze:
Ueber die höchſt nöthige Vorſicht bei den überhand nehmenden Diebereien auf dem Lande.

Vom Paſtor Grumbrecht zu Gerdau.

(Schluß.)

Ich will zum Beſchluß, um dieſen Aufſatz nicht über die Gebühr auszudehnen, noch einige gutgemeinte Rathſchläge, von denen ich wünſche, daß meine auf dem Lande wohnenden Mitbrüder ſie wohl beherzigen mögen, ganz kurz zuſammen faſſen:

Man verlaſſe ſich nie auf einen Hund, der bei Tage ſich von Fremden anlocken läßt, und gegen ſie gleich im erſten Augenblick freundlich thut, und ſchaffe zur Bewachung des Hauſes überhaupt lieber weibliche als männliche Hunde an. Der Hund, welcher ſich bei Tage von fremden Menſchen leicht anlocken läßt, fügt ſich bei Nacht noch leichter, und iſt in Abſicht auf nächtliche Sicherheit ein Hund ohne allen Werth. Weibliche Hunde verurſachen manche Unbequemlichkeit, ſind aber zur Bewachung des Hauſes den männlichen weit vorzuziehn, da die bekannte, männliche Hunde ſo leicht beſchwichtigende Witterung bei ihnen nicht applicirt werden kann. Zur Zeit, wo ſie Junge haben, wird beſonders ihre Wachſamkeit in ſo hohem Grade vermehrt, daß keiner unbemerkt dem Hauſe, wo ſie liegen, nahe kommen kann. Wer die Unbequemlichkeit, weibliche Hunde zu halten, ſcheut, würde gut thun, die zur Bewachung des Hauſes beſtimmten männlichen Hunde caſtriren zu laſſen. Man darf nicht fürchten, daß durch dieſe Operation, die den Muth des Hun-

des schwächt, auch seine Wachsamkeit vermindert werden werde. Die Wachsamkeit eines Hundes beruht nicht auf seinem Muthe, sondern auf seiner Furchtsamkeit. Daher sind sehr große Hunde, wenn sie bei Tage nicht an Ketten liegen, fast gar nicht wachsam, und die kleinsten die wachsamsten unter allen. Das Castriren männlicher Hunde gewährt ausserdem den bedeutenden Vortheil, daß sie weit häuslicher sind, mehr Anhänglichkeit an ihre Herrn beweisen, und, was das Wichtigste ist, der Gefahr, toll zu werden, weniger als andre ausgesetzt sind.

Man habe, wenn man gute Hunde hat, und sie zu behalten wünscht, bei Tage ein wachsames Auge auf sie, und lasse sie mit fremden unbekannten Menschen nicht allein. Viele Hunde haben die unlöbliche Sitte an sich, den unser Haus betretenden Fremden nicht blos am oder im Hause zu begrüßen, sondern ihn auch eine Strecke Weges hinaus bellend zu begleiten und zu verfolgen. Da nun kann es leicht geschehen, daß ihnen von diesen Fremden etwas vorgeworfen wird, was sie in kurzer Zeit aus dem Wege räumt. Man verfolge sie also bei solchem Nachsetzen, wenn man es ihnen nicht abgewöhnen kann, so viel es sich thun läßt, wenigstens mit den Augen, und halte, da man nicht immer bei der Hand seyn kann, auch seine Leute dazu an.

Man verdoppele seine Vorsicht, wenn ein bis dahin gesunder Hund, ohne vorhergegangene Krankheit und andre sichtbare Ursache unerwartet krepirt, und gehe, wenn man sich nicht durch die Section davon überzeugen kann oder will, immer von der Voraussetzung aus, daß der Hund absichtlich vergiftet sey. Vor ungefähr sechs Wochen krepirte in einem, einige Meilen von hier entfernten Wirthshause ein sehr wachsamer Hund, der sonst regelmäßig vor dem Bette der Hausfrau zu liegen pflegte, den Tag aber von einer fremden Frau mehrere Mal angelockt war. Man hatte leider aus seinem Tode kein arg, oder bemerkte denselben zu spät, sonst hätte man das gleich darauf erfolgende Unglück leicht abwenden können; denn in der nächsten Nacht brachen Räuber ins Haus, kamen in eben der Kammer, wo der Hund sonst zu liegen pflegte, der Wirthin und ihrem nahe daran schlafenden Sohne vors Bette, nachdem sie schon die daran gränzenden Zimmer geplündert, und einen beträchtlichen Diebstahl verübt hatten.

Man nehme von seinen Haus- und Kammerthüren alles hinweg, was das Zubinden derselben von aussen erleichtern kann, und lasse im Hause kein Garn, keine Seile u. s. w. frei hängen oder liegen, die der Dieb zu dieser Absicht benutzen könnte. Es geschah in den letzten Jahren hier herum häufig, daß eingebrochene Diebe, um desto sicherer im Hause zu schal-

Digitized by Google

schalten, die Kammer, worin die Herrschaft schlief, von aussen so fest zubanden und verrammelten, daß sie, wenn auch ihr Daseyn bemerkt worden wäre, vor einem Ueberfalle daher gesichert waren. In dem eben erwähnten Wirthshause hatten sie sogar die Hausthüren von aussen zugebunden, so daß, als Lerm im Hause gemacht wurde, und die Knechte ihnen nachsetzen wollten, keiner durch die Thüre aus dem Hause kommen konnte.

Man sey auf seiner Hut gegen fremde unbekannte Personen, die sich ohne Ursache unter einem nichtigen Vorwande in unsre Stuben drängen, oder an einem ungewöhnlichen Orte im Hause oder Hofe sich betreten lassen. Man kann fast mit Sicherheit annehmen, daß sie etwas im Schilde führen, wenigstens das Terrain recognosciren wollen. Man untersuche die Pässe solcher Menschen genau, und schicke sie, wenn es damit seine Richtigkeit nicht hat, oder sie gar keinen Paß haben, ohne Barmherzigkeit ans Amt.

Man hüte sich noch mehr, wenn des Abends eine Bande schlecht spielender Musikanten am Orte eintrifft. Eine herumziehende Truppe gut spielender Musiker kann, wenn sie nicht gar zu stark ist, zur Noth sich nähren; nicht so eine Gesellschaft schlecht spielender Musikanten, wenn sie zumal aus 6 bis 8 Mann zusammengesetzt ist. Es ist ganz unmöglich, daß sie durch ihr Hausiren einen zureichenden Unterhalt finden könne. Sind es gar ganz elende Bierfiedler, die durch Dissonanzen und grobe Mißtöne verrathen, daß sie die Musik weder in Kopf noch Fingern haben, dann kann man mit überwiegender Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie nebenher noch ein anderes Handwerk treiben, und man hat große Ursache, in den nächsten Nächten, wo sie am Orte oder in der Nähe desselben sich aufhalten, in seinem Hause jemand wachen zu lassen.

Man lasse seine Schrank- und Kofferschlüssel, wenn man sie besonders alle in ein Bund gebunden hat, nicht außer der Kammer an einem, wenn gleich verschlossenen, Orte liegen, wo sie dem Diebe in die Hände fallen können. Durch diese Unvorsichtigkeit ward schon so mancher Diebstahl erleichtert, und fiel schlimmer aus, als es sonst möglich gewesen seyn würde. Wie viel leichter, schneller und unbemerkter kann der Dieb sein Wesen treiben, wenn er nach einem etwa geöffneten Schranke sich aller Schlüssel bemächtigt, und nun, statt aufzubrechen, aufzuschlagen, nur aufzuschließen braucht. Man gebe sich doch die geringe Mühe, seine Schlüssel wenigstens mit in seine Schlafkammer zu nehmen.

Man

Man lasse die Schlösser ändern, wenn ein Haus- oder Schrankschlüssel, ohne daß man weiß, wie? abhanden gekommen ist. Ists ein Hauptschlüssel, so lasse man alle Schlösser im Hause ändern. Er kann verlohren gegangen, aber auch genommen seyn, und in Händen sich befinden, die, wenn jene Vorschrift nicht angewandt wird, einen höchst verderblichen Gebrauch davon machen können. Durch das Aufwenden von ein Paar Groschen kann vielleicht großes Unglück verhütet werden.

Man sey noch vorsichtiger, wenn der Bolte eines Fensterladens bei Tage von aussen abgezogen und weggenommen wird. Solche kleine Diebereien werden auf dem Lande freilich wohl zuweilen als Zweck verübt, um das dadurch acquirirte Stück Eisen zu gebrauchen oder zu Gelde zu machen; aber dieser Fall ist doch gewiß äußerst selten. Wird also ein Fensterbolten genommen, so ist es viel wahrscheinlicher, daß es Mittel zum Zweck seyn solle, und darum geschehen sey, um sich für eine der nächsten Nächte einen desto bequemern Weg ins Haus zu bahnen. Man suche also, wenn ein Fensterbolte abhanden gekommen ist, denselben auf der Stelle zu ersetzen, verdopple, wenn das nicht möglich ist, wenigstens, bis man einen andern hat, seine Wachsamkeit.

Man wende die nöthige Vorsicht bei verheiratheten Knechten an, und gehe, wenn ihre Frauen, wie gewöhnlich, am Orte selbst sich befinden, von der Voraussetzung aus, daß zwischen ihnen irgend ein gegenseitiger nächtlicher Verkehr statt finde, und daß der Weg, auf dem sie aus- und eingehen, zuweilen auch von andern gefunden werde. Wer demnach verheirathete Domestiken hat, der glaube ja nicht zu sicher, daß sein Haus des Nachts immer von allen Seiten verschlossen sey, oder daß beim Ein- und Ausgehen immer die nöthige Vorsicht angewandt werde. Er suche nur, so lange er sie im Dienste hat, durch irgend eine ernsthafte Maaßregel und bestimmte Verabredung die nächtliche Communication, wenn er sie nicht ganz heben kann, so viel als möglich unschädlich und gefahrlos zu machen.

Man lasse nie alle seine Kleidungsstücke ausser der Schlafkammer zurück. Es giebt manche Menschen, die sich besonders im Winter aus Bequemlichkeit in den an ihre Kammern gränzenden Stuben ganz entkleiden, und alle ihre Kleidungsstücke darin zurücklassen. Das ist nicht blos darum, weil die Kleider ihnen da leichter gestohlen werden können, sondern vorzüglich deswegen gefährlich, weil sie im entstehenden Nothfalle zu ihrer Selbstvertheidigung untüchtiger sind. Wer nur einmal in einer Lage gewesen ist, wo er unbekleidet irgend etwas Anstren-

Digitized by Google

ſtrengung erforderndes angreifen oder ausführen ſollte, der weiß aus eigener Erfahrung, daß der an Kleidung gewöhnte Menſch, wenn er unbekleidet iſt, nicht halb ſo feſt ſtehe, nicht ſo viel Kraft, und man könnte, ſo ſonderbar es manchem ſcheinen mag, hinzufügen, nicht ſo viel Muth habe, als der mit ſeinen gewöhnlichen Kleidern angethane Menſch. Man ſollte alſo in ſeiner Schlafkammer ſtets wenigſtens die nothwendigſten Kleidungsſtücke bei ſich haben, um im entſtehenden Nothfalle zum Angriff oder zur Vertheidigung, zum Nachſetzen oder zur Flucht deſto geſchickter zu ſeyn.

Man halte ſeine Schlafkammer ſorgfältig verſchloſſen, und verſchließe und verwahre ſelbſt die kleinern Oeffnungen, die in den Thüren, Fenſtern und Fenſterladen derſelben ſich finden möchten. Viele Menſchen haben die Gewohnheit, ihre Kammerthüren des Nachts in der Abſicht offen zu halten, um, wenn etwa im Hauſe etwas vorfallen ſollte, deſto leichter zu erwachen. Dieſe Gewohnheit, die der Geſundheit der in kleinen Kammern ſchlafenden Menſchen ſehr zuträglich ſeyn mag, taugt zur Sicherung gegen Diebe nicht viel. Man weiß, daß kunſtmäßige, in ihrem Handwerke geübte Diebe das Arcanum beſitzen, die Schlafenden, denen ſie ſich nähern können, in einen tiefern Schlaf zu verſenken. Die Sache ſelbſt iſt ſo bekannt, daß auch der Landmann die Wahrheit derſelben nicht bezweifelt, und denkt er dabei, nach ſeiner Art, an Hexerei, oder an gewiſſe, von Armenſünderfett gegoſſene Lichter, die dieſe Kraft haben, und von Dieben in dieſer Abſicht gebraucht und angewandt werden ſollten. Dieſe ganze Hexerei ſoll aber, wie Sachverſtändige verſichern, in Räuchern mit Opium beſtehen, das auch, als Räucherpulver angewandt, die Kraft haben ſoll, den Menſchen in den tiefſten Schlaf zu verſenken. Iſt das aber wahr, ſo zeigt es ſich von ſelbſt, daß man alle mögliche Vorſicht anzuwenden habe, ſeine Schlafkammer gegen ſolnarcotiſche Dämpfe zu befeſtigen, und ihnen den Zugang zu ſeinem Lager zu verſperren.

Man ſchärfe ſeine Geiſtesgegenwart, mache ſich vorher auf mögliche Unglücksfälle gefaßt, und denke ſich oft und lebhaft in ſie hinein. So manche Menſchen wurden durch bloße Gegenwart des Geiſtes, und durch einen klugen im erſten Moment gefaßten Entſchluß aus den größten Gefahren, die räuberiſche Fäuſte ihnen bereiteten, glücklich gerettet. Ein kluger Einfall in der Noth iſt oft mehr werth, als eine ganze, einen Augenblick ſpäter ankommende Hülfsarmee. Aber dieſe Gegenwart des Geiſtes iſt nicht jedermanns Sache; die meiſten Menſchen werden von dem ſie plötzlich überwältigenden, beſonders nächtlichen Schrekken ſo betäubt, daß ſie zum Denken und Handeln ganz unfähig ſind, oder,

wenn

wenn sie handeln, ganz verkehrte Dinge thun, oft gerade das Gegentheil von dem, was vernünftiger Weise geschehn sollte. Das einzige Mittel, seine Geistesgegenwart zu stärken, oder den natürlichen Mangel derselben zu ersetzen, ist: sich in müßigen Stunden alle möglichen, noch mehr die wahrscheinlichen Unfälle oft vorher zu denken in allen ihren möglichst verschiedenen Arten, Modificationen und Graden, und sich zu fragen: was würdest du in diesem, was in jenem Falle thun? Wer dies probate Hausmittel ordentlich gebraucht, dem wird es, wenn nun einer der oft vorher bedachten Fälle eintritt, an einem gesunden Einfalle gewiß nicht fehlen, und er wird, ohne allen Vergleich, gefaßter und entschlossener handeln, als der vielleicht sonst klügere Mensch, der in seiner schläfrigen Unbesorgtheit gedankenlos forttraumte, und nun durch einen nächtlichen Ueberfall urplötzlich daraus aufgeschreckt wird.

Beantwortung

der in dem 27sten Stücke des Hannov. Magazins v. d. J. enthaltenen Anfrage:

Schützt die Einimpfung der Kuhpocken die jungen Hunde vor der sogenannten Hundekrankheit?

Die Hundekrankheit ist niemals mit einem Ausschlage begleitet, daher schwerlich die Kuhpocken mit Nutzen hier angewendet werden können. Die Krankheiten der Hunde lassen sich nemlich in drei Classen theilen, indem sie bald im Kopfe, bald in der Leber, bald in den Nieren dieser Thiere ihren Sitz haben. Ist der Hund im Kopfe angegriffen: so sind seine Augen triefend und mit Eiter umgeben. Hat die Krankheit ihren Sitz in der Leber, so ist ein häufiges Husten ein sicheres Kennzeichen derselben. Sind endlich die Nieren angegriffen: so äußert sich die Krankheit dadurch, daß das Thier aus Mangel der Festigkeit in seinen Gelenken oft niederfällt. Bisweilen ist ein und derselbe Hund mit allen drei Krankheiten zugleich behaftet. Für den größten Hund nimmt man einen Fingerhut voll schwarzer Nieswurz, nebst einem Eßlöffel voll Kochsalz, thut beides in ein Glas voll Wasser, läßt es 18 bis 20 Stunden stehen, giebt es dem Hunde früh Morgens ein, ehe er noch etwas zu fressen bekommen hat, und läßt ihn dann frei her-

Digitized by Google

herumlaufen. Für einen kleinen Hund nimmt man nur die Hälfte, und für ein Schooßhündchen nur den dritten oder vierten Theil von der Nieswurz und vom Salze in einem Glase Wasser. Auch ist dem Thiere zur völligen Genesung drei oder vier Tage hintereinander ein Löffel voll Baumöhl Morgens nüchtern einzuschütten. Ist gleich auf Universalmittel nicht viel zu halten: so kann doch das angegebene Mittel bei Hundekrankheiten gute Dienste leisten, weil eine verdorbene Galle gewöhnlich das Hauptübel ausmacht, und folglich Mittel zum Erbrechen und Abführen immer gute Dienste leisten.

H. F. E. D.

Für Gartenliebhaber.

Unter die nicht unberühmten deutschen Gärtner des 17ten Jahrhunderts gehört Johann Royer, der den Herzogl. Braunschweigischen Garten zu Hessen an einem vorher höckerichten, ungestalteten und wüsten Orte um das Jahr 1607 anlegte, solchen, unterstützt von seinem Fürsten, nach damaligem Kunstgeschmack verschönerte, mit mancherlei seltenen Gewächsen bereicherte, und im Jahr 1648 eine Beschreibung davon herausgab. Man findet in dieser Beschreibung, wovon er 1658 eine zweite vermehrte Ausgabe veranstaltete, nicht nur ein Verzeichniß aller der Gewächse, die vom Jahr 1607 bis 1647 (in der zweiten Ausgabe bis 1658) in diesem Garten gepflanzt und gezogen wurden, sondern auch eine Anweisung zur Cultur und Benutzung derselben. Es ist bereits anderswo in diesem Magazin bemerkt, daß unter den Gewächsen, die Royer in seinem Gartencatalog aufführt, schon die Kartoffeln (Solanum tuberosum) erscheinen, deren erste Ankunft in Niedersachsen gewöhnlich später datirt wird. Es findet sich aber in diesem Buche, das dieser fleißige Mann nach vieljähriger Erfahrung schrieb, ausserdem noch Manches, das der Aufmerksamkeit nicht unwerth scheint.

Seite 101. (in der ersten Ausgabe) kömmt der Sellerie vor, den er auch große englische Petersilie nennt. Er bemerkt dabei, daß dieses Gewächs erst aus Italien, wo es sehr gemein sey, gekommen, in Deutschland aber noch wenig bekannt sey. Also erst in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts fieng diese nützliche Pflanze an, bei uns heimisch zu werden.

Seite 102. gedenkt er der Sonnenblume (flos solis) und sagt, daß sie ein feines Essen gebe. Man müsse die

Stän-

Stängel dieſer Pflanze, wenn ſie noch jung und mürbe ſind, von den Stielen abnehmen, die Blätter am Ende davon weg-, und ſie ſelbſt fingerlang von einander ſchneiden, auch die äußere Haut davon abziehen; desgleichen auch die Köpfe oben, ehe ſie aufblühen, auswendig rein ſchälen; beides nun, Stängel und Köpfe, mürbe ſieden laſſen, alsdann das Waſſer davon ab- und Wein wieder darüber gießen, Butter daran thun, es ſalzen, mit Muskatblumen oder andern Gewürz würzen, und es mit kurzer Brühe wieder überſieden laſſen. Oder man könne auch eine Brühe darüber, wie über die Artiſchocken machen, und es ſo zur Tafel bringen.

Seite 76. empfiehlt er, wenn Pomeranzen-, Citronen-, Myrtenbäume und dergl. trauern und nicht recht fort wollen, falls ſolche an der Wurzel keinen Schaden haben, folgendes Mittel. Man müſſe todte Thiere, als ein Huhn, Krähe u. dergl. um die Stammwurzel herlegen, und die Erde wieder ſorgfältig zuſcharren, wodurch den Bäumen wieder neues Leben zugeführt würde. Auch könne man manches Gewächs dadurch erhalten, wenn man um die Wurzel Aſche von getrockneten Kräutern, als Kürbis-, Melonen- und Gurkenblättern, von Reben- und Bohnenſtroh, ſtreue, oder ſie zuweilen mit Zapfenwein, auch wohl mit Kälberblut begieße.

Anfrage.

Vielleicht haben manche Blumenliebhaber mit dem Unterzeichneten bemerkt, daß die immerblühenden Roſen im Frühjahre von kleinen rothen Spinnen vulgo die Glücksſpinne genannt — heimgeſucht werden. Sie ziehen ihr Gewebe hauptſächlich um die eben ausbrechenden Blätter, und erſticken dieſe dadurch im erſten Keime. Der ganze Baum erkrankt allmählig, und die Blätter, unter denen die Spinnen ſitzen, ſterben ſehr bald ab.

Sollte jemand ein Mittel wiſſen, wodurch man die Roſenſtöcke gegen dieſes Ungeziefer bewahren, und die bereits erkrankten Stämme von ſelbigem befreien kann; ſo würde deſſen geneigte Mittheilung durch das Hannov. Magazin ſehr dankbar erkannt werden. K.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

40tes Stück.

Freitag, den 19ten Mai 1809.

Kurzer Abriß der Isländiſchen Geſchichte vom Urſprunge des Staats bis zu ſeinem Untergange *).

Die Isländiſche Geſchichte zeichnet ſich durch einen Umſtand von großer Seltenheit und Wichtigkeit nicht wenig aus. Von älteren Nationen wiſſen wir gewöhnlich nicht den Urſprung und Anfang, ſo wie von neueren nicht das Ende **). Mit der Isländiſchen Geſchichte iſt dies nicht der Fall. Ihr Urſprung, Fortgang und Ende ſind klar, und keinen Zweifel unterworfen. Sie ſtellt demnach dem nachdenkenden Geiſte etwas Ganzes dar, ſpannt die Neugierde ſehr ſtark und befriedigt ſie dabei auch vollkommen. — Der Isländiſche Freiſtaat lieferte innerhalb eines Zeitraums von vier hundert Jahren eine Reihe von Revolutionen, welche gewöhnlich Nationen zu treffen pflegen. Der Grund zu ſeiner Regierungsverfaſſung wurde bereits in der Mitte des neunten Jahrhunderts gelegt, als die gewaltſamen Eingriffe der Fürſten in die natürlichen Menſchenrechte die Menſchen nöthigten, in den uncultivirten Regionen der Freiheit Schutz zu ſuchen. Es war zu einer Zeit, als die eiſerne Hand des Deſpotismus Recht und Gerechtig-

*) Thorkelin, Profeſſor an der Univerſität zu Kopenhagen, ein gebohrner Isländer, theilte dieſe Nachrichten einem reiſenden Engländer, Esq. Swinton, mit, der ſie in ſeine 1792 zu London erſchienene Reiſebeſchreibung aufnahm.

**) Während zum Beiſpiel der große Geſchichtsforſcher von Schlözer den Urſprung des ruſſiſchen Staats gänzlich ergründet zu haben glaubte, müſſen wir ſeine längſt anerkannten Meinungen auf einmal wieder in Herrn Ewers Werke: Vom Urſprunge des Ruſſiſchen Staats," 1808, mit ſehr ſcharfſinnigen Gründen beſtritten ſehen.

tigkeit, und zugleich auch die Freiheit niederbeugte, da ein auserlesener Haufen von Menschen, vom Geiste der Freiheit getrieben, sich nach den gefrornen Ebenen Islands rettete. Lieber wählten sie hier ihren Wohnplatz, als daß sie es hätten ansehen sollen, wie ihr Vaterland von der Fluth einer eigenmächtigen Gewalt, und der Unterdrückung, die sie nicht zu hemmen vermochten, überwältigt wurde. Ihre Tugenden und ihre Liebe zur Freiheit nahmen sie mit sich hinweg. Die Gedrückten aus allen Gegenden her fanden bei ihnen Schutz und Schirm. Und als die Gothische Finsterniß Rom, und mit demselben die ganze Welt in Dunkel gehüllt hatte, da war Island der einzige Erdfleck, wenn man die Hebriden, und die unter dem Namen Scotien bekannten entfernteren Gegenden in Irland und Schottland ausnimmt, wo das Licht der Aufklärung und Cultur glänzte, und wo Künste und Wissenschaften blüheten. Nach Island begab sich damals, gleich als nach einer Himmelsburg, der friedliebende Weltweise, und nahm dorthin die Trümmer der Gelehrsamkeit mit, die er noch aus dem weit umher verbreiteten Ruin gerettet hatte.

Die neuen Ankömmlinge aus Norwegen, Schottland, von den Hebriden und aus Irland, die sich mit ihren Familien und Gütern auf den unbesetzten Ufern umher, wo Bequemlichkeiten zur Weide für das Vieh und zur Fischerei sie dazu einluden, niederließen, lebten anfangs ganz in patriarchalischer Einfalt und Unabhängigkeit. Der Anwachs der Volksmenge gab indessen bald zu Streitigkeiten Anlaß, und diese wieder zu Einführung von Gesetzen. Die Häupter der Familien bildeten hier eine Generalversammlung, welche alle Jahre zusammen kam. Sie machte mit allgemeiner Einstimmung Gesetze, so wie neu eintretende Umstände oder die Lagen, worin sie versetzt wurden, sie erforderten. Obgleich diese Gesetze anfangs bloß mündlich waren, so wurden sie doch immer von dem Vater auf den Sohn mit großer Genauigkeit weiter gebracht und fortgepflanzt, und selbst in der Folge der Zeit durch die Achtung, welche man gewöhnlich einer alten Gewohnheit oder Observanz zollt, noch mehr bekräftigt und bestätigt. Mit der Einführung des Christenthums kam die Buchstabenschrift nach Island, und zwar im Anfange des eilften Jahrhunderts. Nun wurden diese Gewohnheitsgesetze, bereichert durch andere, welche man aus den Schätzen der Literatur und aus der christlichen Religion zog, in ein eigenes Buch niedergeschrieben. Hievon wurde eine Abschrift an dem zur jährlichen Zusammenkunft der Generalversammlung bestimmten Orte, und eine andere in dem Hause des Bischofs von Island niedergelegt. Alle zwei Jahre wurden zwei Männer von ehe-

ehrwürdigem Charakter durch allgemeine Beistimmung in dem Isländischen Wittenagemot oder in der Generalversammlung erwählt, um in den Gerichten den Vorsitz zu führen. Hier wurden, wie in andern Ländern Europens, durch Geschworne die Verhöre gehalten, und die den Vorsitz führenden Männer erklärten in zweifelhaften oder streitigen Fällen das Gesetz. Diese Rathmänner, oder wie man sie eigentlich nannte, Lagmänner (Gesetzmänner), trugen ursprünglich mündlich, und nach Einführung der Buchstabenschrift lasen sie die Gesetze jährlich den Häuptern der Familien oder den Freimännern, welche in der Generalversammlung zusammen kamen, vor. Die letzteren wiederholten dies wieder in Gegenwart ihrer Landeigenen oder Landleute und ihrer Eingesessenen.

Man hatte auch Provinzial-Versammlungen, in welchen die Gesetze den Einwohnern und den verschiedenen Landes-Distrikten vorgelesen oder mündlich vorgetragen wurden. Als aber die Gesetze niedergeschrieben waren, so wurde verordnet, daß sie in solchen Abschnitten und Theilen, und um solche bestimmte Zeiten sollten vorgelesen werden, daß das Ganze innerhalb eines Zeitraums von zwei Jahren beendigt seyn könnte. Ueber dies alles wurden auch Schulen zum Studieren der Gesetze eingerichtet; allein einen Rechtsgelehrten von Profession gab es damals noch nicht.

Um die nämliche Zeit thaten unternehmende Männer Züge in fremde Länder als Kaufleute, Seeräuber und Glücksritter. Diese Expeditionen gaben ihnen Gelegenheit, mit den Gesetzen und Gewohnheiten anderer Nationen sowohl in den westlichen als östlichen Theilen Europens bekannt zu werden. Isländische Krieger dienten unter den Englischen, Dänischen und Russischen Heeren, und sogar auch den Griechischen Kaisern. Aus der berühmten Hauptstadt dieser letzteren Fürsten brachten sie viele von den Gesetzen in ihr Mutterland zurück, welche man in einem späteren Zeitalter auch in den Gesetzsammlungen von Justinian und Theodosius fand. Und hier ist denn auch der schicklichste Ort, zu bemerken, daß jeder Reisende durch eine ausdrückliche Verordnung verbunden war, bei seiner Rückkehr nach Island eine Nachricht von allem, was ihm vorzüglich Merkwürdiges in fremden Ländern vorgekommen, oder von allen Gewohnheiten, welche mit Nutzen und Vortheil in seinem eigenen Vaterlande nachzuahmen seyn möchten, zu geben.

So lange die Unterthanen des Isländischen Freistaats Anhänglichkeit an ihre Gesetze bezeigten und ihre Freiheit behaupteten, so lange waren Ackerbau, Manufakturen und Handel und Wandel auch in einem blühenden Zustande bei ihnen. Ihre Volksmenge vermehrte sich, und in

den

Digitized by Google

den Waffen zeigten sie sich ihren Nachbaren zu Wasser und zu Lande von einer respectabeln Seite.

Zu Grunde gerichtete Landeinschließungen, Spuren von Hecken, so wie von regelmäßigen Baumpflanzungen und Zeichen vom Pfluge auf Ebenen, welche nun mit Heidekraut bedeckt sind, zeigen noch jetzt recht nachdrücklich den Contrast in Rücksicht auf Cultur zwischen dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande von Island. Geschriebene Jahrbücher lehren, daß die Isländer nach allen Häfen der Welt hin handelten, und ihre Volksmenge, die heut zu Tage nach einer im Jahre 1783 vorgenommenen Zählung auf ganz Island nur auf 48,000 Seelen belief, und die späterhin durch eine traurige Hungersnoth und durch andere damit verbundene Unfälle noch geringer geworden ist, soll sich nach den wahrscheinlichsten Berechnungen in der blühendsten Periode ihres Freistaats auf eine halbe Million Seelen belaufen haben.

In einem Zeitraume, als der übrige Norden Europens in Ignoranz versunken und in Kriege verwickelt war, da war Island die Pflegemutter der Musen sowohl, als der nützlichsten Künste, und genoß dabei der segensreichen Früchte gleicher Gesetze, eines ausgedehnten Handelsverkehrs und einer tiefen Friedensstille. Doch dieser glückliche Zustand war nicht von langer Dauer. Durchgehends findet man es schon, daß die souverainen Fürsten, von den Königen von Macedonien an bis auf die Könige von Svanien und andere herab, Feinde der benachbarten Freistaaten waren.

Die zahlreiche Volksmenge, der Wohlstand und die Macht der Isländer machten endlich den Ehrgeiz des Königs von Norwegen zugleich mit seinem Neide rege. Dieser Monarch faßte also den Entschluß, sie durch listige Kunstgriffe und durch die Gewalt der Waffen zu unterjochen.

Unter die vornehmsten Häupter in Island spendete er seine Liebkosungen aus, lud sie an seinen Hof ein und suchte sie durch Geschenke, durch Liebesdienste und durch Ehrenbezeugungen ganz für sein Interesse zu gewinnen, und für seine Person einzunehmen. Endlich unterlag die republikanische Seelenmenge auf Island, welche durch die gemeinen Wirkungen, die allemal Folgen vom Handel und vom Handelsgeiste sind, schon locker geworden war, den Kunstgriffen und der Gewalt eines mächtigen Monarchen!

Nun theilte sich die ganze Insel bald in zwei Parteien; die eine stand ganz unter dem Einflusse des Norwegischen Fürsten, und die andere war auf seine Macht eifersüchtig. Auf die einheimischen Spal-

tun-

lungen folgten im Jahre 1240 bürgerliche Kriege, und im Jahre 1263 wurde endlich die Regierung von Island, kraft einer freiwilligen Uebergabe, der Krone von Norwegen übertragen.

Verschiedenes Nützliche.

In dem Esprit des Journaux Janvier 1791 S. 396 wird folgendes Mittel empfohlen, die Eier längere Zeit frisch und gut zu erhalten. Man schaffe sich in der Legezeit der Hühner frische an demselben Tage gelegte Eier an. Diese koche man sofort in kochendem Wasser, doch nicht zu stark und nicht zu wenig, so daß ihr Inneres etwa pflaumenweich, oder noch weniger weich bleibt. Man nehme sie dann wieder aus dem Wasser, bezeichne sie mit einer Bleifeder und bewahre sie an jedem beliebigen Orte. Auf diese Weise kocht man nach und nach so viele frisch gelegte Eier ab, als man zum Verbrauch im Winter und Frühling nöthig hat. Die zuerst gekochten verbraucht man auch zuerst, und die zuletzt gekochten zuletzt, jedoch so, daß man sie vorher erst in mäßig heißes, aber nicht kochendes Wasser thut, und darin wieder erwärmen läßt, wodurch sie zum Gebrauch gut werden. Die auf diese Weise zum Aufbewahren zubereiteten Eier sollen an Geschmack und Ansehen den eben gelegten ähnlich seyn, und der feinste Gaumen sie von letztern nicht unterscheiden können. Selbst nach fünf bis sechs Monaten geht in diesen so behandelten Eiern keine andere Veränderung vor, als daß die innere Haut, welche sie umgiebt, ein wenig dünner wird, wodurch sie aber an Güte nicht verlieren.

Mehrere Reisende, welche den Algierschen Staat beschrieben, z. B. Poiret, erwähnen der vielen Ameisen, die es daselbst giebt. Besonders soll eine sehr kleine Gattung von schwarzer Farbe den Einwohnern sehr lästig fallen. Viele Mühe soll es kosten, verschiedene Provisionen, vorzüglich Früchte und Zucker, gegen ihre Nachstellung zu sichern. Die Algierer bedienen sich dazu des Theers, mittelst dessen sie ihre Lieblings-Produkte isoliren. Sie hängen sie nemlich in Körben an Stricken auf, welche mit Theer bestrichen sind, und benehmen den Ameisen auf diese Weise den Zugang, weil sie den Theer, so lange er feucht ist, vermeiden. Auch die Fruchtbäume in den Gärten pflegen sie mit Theer gegen ihre Anfälle zu schützen, indem sie unten die

Stäm-

Stämme damit bestreichen, und solches mehrmal wiederholen.

Lepechin bemerkt in dem Tagebuche seiner Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, daß es in einer gewissen Gegend Sibiriens viele Bettwanzen gäbe, und fügt zugleich die Mittel hinzu, deren sich die dasigen Bewohner bedienen. Den Winter suchen sie dieses quälende und eckelhafte Insekt durch Frost zu tödten, indem sie die Stuben und Sachen, worin sie sich aufhalten, zuweilen der strengsten Kälte aussetzen. Im Sommer aber, wenn wieder junge Brut erscheint, nehmen sie ihre Zuflucht zu den Vogelkirsch-Blüthen, mit welchen sie die Stube ausräuchern und verschlossen halten. Dieses Mittel soll nicht fehlschlagen.

Um welsche Nüsse bis ins Frühjahr frisch zu erhalten, packt man sie im Herbste, wenn sie schon so weit trocken sind, daß man die Haut nicht mehr abziehen kann, in Körbe, wechselt schichtweise mit Nüssen und Sand, deckt sie oben mit Sand zu und setzt diese Körbe den Winter über wohin man will in die freie Luft, wo sie dem Regen, Schnee und Frost beständig ausgesetzt sind. Zu Ende Februars, ehe die Nüsse keimen, nimmt man sie heraus; die Haut läßt sich davon abziehen, und sie haben einen guten Geschmack.

Das Oelsieden wird wegen der leichten Entzündung des Oels nicht selten gefährlich. Man hüte sich, wenn solche Entzündung sich ja ereignet, mit Wasser zu löschen, weil dadurch die Gefahr noch größer wird, indem die durch die große Hitze des brennenden Oels sogleich erzeugten Wasserdünste durch ihr elastisches Ausplatzen das brennende Oel weit umher verbreiten. Das beste Mittel, falls der Deckel nicht gleich bei der Hand seyn sollte, oder nicht gut auf dem Topfe anzubringen wäre, ist, kaltes Oel hinzu zu gießen, welches man beim Sieden also immer bereit stehen haben sollte. Hiedurch erlischt die Flamme augenblicklich, und zwar aus dem Grunde, weil das Oel nur bei einem so hohen Grade der Hitze, der es in eine brennbare Luft auflöset, brennen kann, welcher Zustand durch zugeschüttetes kaltes Oel aber sogleich verändert wird.

Um schlechten Essig, der nicht sauer genug ist, zu verbessern, und mehr Säure zu verschaffen, soll es dienlich seyn, wenn man in das Faß oder den Topf, worin der Essig verwahrt ist, ein frisches rohes Hühnerei legt. Er soll davon in kurzer Zeit schärfer werden. Ist die Essigquantität groß, so kann man mehrere Eier hineinlegen. Die Eier müssen aber ganz bleiben und mit der Schale in den Essig gethan werden.

In

In Pallas Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs in den Jahren 1793 und 94 (B. 1. Leipzig 1799. S. 304) ist eine Methode angegeben, den Maulbeerbaum aus Samen zu ziehen, die sehr leicht ist. Er sagt: Man darf nur eine rauhe Schnur von Hanf mit gequetschten reifen Maulbeeren bekleben und in Erdfurchen auf feuchten Boden begraben, woraus die Bäumchen so willig und dicht aufschlagen, daß man sie im zweiten Jahre an ihre Stellen in Gruben etwas tief aus einander pflanzen kann, da sie denn in allerlei Boden fortkommen.

Die Araber bedienen sich, um die Bäume vor schädlichen Gewürm zu verwahren, des Asphalts oder Judenpechs, das sie Lamor nennen. Sie zerlassen es über dem Feuer, thun Oel darunter und beschmieren damit die Baumstämme, welches Mittel sehr wirksam seyn soll.

In England wird der Ruß in mancherlei Gestalt und zu allerlei Saaten als Düngmittel benutzt. In seinem einfachen Zustande thut er die besten Dienste auf leichtem, steinigten, kreidigen oder kalkigen Boden; als Düngergemenge sind zwei Fuder Ruß zu zwei Fuder Kalk und zehn Fuder Erde das beste Verhältniß. Erde und Ruß aber müssen vorerste allein vereinigt und wohl untermengt acht bis zehn Tage ruhig in einem Haufen liegen, und dann erst schichtweise mit dem Kalke vermischt werden, worauf man das Ganze vier bis sechs Wochen liegen läßt, und nach dieser Zeit abermals durch einander arbeitet. Im einfachen Zustande ist er ein kräftiges Düngmittel zum Obenaufdüngen der Saaten. Im Frühjahre schüttet man ihn mit der Hand auf Futterkräuter, oder auf Weitzen, der den Winter hindurch sehr gelitten hat, so wie er auch bei jeder andern Saat, welche zu kränkeln scheint, mit gutem Erfolg angewendet wird. Die Wirkung desselben dauert aber nur für das laufende Jahr. Länger spürt man keine Wirkungen auf Grasländereien. Der Graswuchs wird nicht nur dadurch schnell vermehrt und dauerhaft, sondern die erst mit Ruß gedüngten Grasländer, wenn man sie wieder als Getreide benutzt, sind dann um so fruchtbarer.

Die Frucht oder die Beeren vom Weißdorn, der auch Mehldorn (Crataegus oxyacantha) genannt wird, werden gewöhnlich wenig geachtet, können aber nützlich verbraucht werden. Man kann daraus einen guten Syrup

rup bereiten, wenn man etwas Zukker zusetzt, oder auch zu drei Theilen Beeren einen Theil säuerliche Aepfel mischt. Man kann die Beeren auch gut zum Futter für Schweine, die sie gern fressen, benutzen.

Die alten Bewohner Spaniens, die Celtiberier, hatten (nach Diodor) eine besondere Art den Stahl zu härten, aus welchem sie ihre trefflichen Waffen machten, gegen die kein Schild und kein Helm schützen konnte. Sie vergruben den Stahl so lange in die Erde, bis der Rost die weichsten und rohesten Theile desselben aufgezehrt hatte; was dem Roste widerstanden, wurde dann als das beste verarbeitet.

Um eine schwarze Farbe, der ächten Tusche ähnlich, zu erhalten, lasse man Seifensiederlauge oder jede andere Auflösung von ätzendem Alkali sieden, und thue so viel geraspeltes Hirschhorn hinein, als aufgelöset wird. Ist die Lauge mit dem animalischen Stoffe gesättigt, so läßt man sie verdampfen, indem man sie mit einem eisernen Stäbchen umrührt, bis sie die Consistenz eines Teiges erlangt hat. Zu dieser letzten Operation ist eine sehr starke Hitze nöthig. Hat man die Mischung vom Feuer genommen, so wirft man sie ins Wasser, dessen doppelt so viel seyn muß, als man Lauge hatte. Hier rührt man alles wohl um und läßt es einige Stunden stehen. Darauf gießt man von dem unauflösbaren Stoffe die Flüssigkeit ab, welche hell und ungefärbt ist. Alsdann thut man tropfenweise eine Alaun-Auflösung hinzu. Es bildet sich sogleich ein schwarzer Niederschlag, welcher von der Flüssigkeit geschieden, abgetrocknet und mit Gummiwasser gerieben, eine schwarze Farbe liefert, die alle Eigenschaften chinesischer Tusche hat, und eine Mannigfaltigkeit von Schattirungen giebt. — Man muß, um eine recht schöne Farbe zu erhalten, durchaus so viel Alaun in die Flüssigkeit gießen, als nöthig ist, um allen schwarzen Färbestoff niederzuschlagen. Vitriolsäure würde vielleicht eben so wie der Alaun wirken.

Digitized by Google

Hannoversches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 22ten Mai 1809.

Rettung
einer in die Leine gefallenen Frauensperson.

So selten in hiesigen und den entferntern Gegenden unsers guten Vaterlandes die, mit aller Sorgfalt unternommenen, Versuche, im Wasser verunglückte Menschen zu retten, einen erwünschten Erfolg gehabt, so sehr halte ich mich verpflichtet, zumal da ich ausdrücklich dazu aufgefordert worden, einen glücklichen Vorfall dieser Art, welcher mir viele Freude gemacht, öffentlich bekannt zu machen. Zwar ist dies schon im 35sten Stück der hiesigen Anzeigen S. 1193 von der löblichen Polizei-Direction auf eine für mich ehrenvolle Art, wofür ich hiermit meine innige Dankbarkeit bezeuge, geschehen; ich schmeichle mir aber doch, obgleich ich einige Umstände, welche jene Anzeige enthält, hier wiederholen muß, daß nachstehende Zeilen einiges Interesse für das Publikum haben werden. Meine Hauptabsicht hierbei ist, das, durch öfteres Mislingen, vielleicht bei Manchem geschwächte Vertrauen zu den Rettungsanstalten für im Wasser verunglückte Menschen aufs neue zu erwecken, und zu eiliger und thätiger, aber nicht tumultuarischer, Mitwirkung, bei sich ereignenden Unglücksfällen anzureizen.

Meine Herren Collegen finden freilich hier nichts Neues, aber es ist doch, wie ich glaube, Gewinn für die Wissenschaft, wenn die guten Wirkungen längst bekannter Mittel durch Erfahrung bestätiget werden.

Es war Mittwochens am 12ten April d. J., Vormittags etwa um 10 Uhr, als des Hrn. Cammeragenten Meyer Köchin, Marie Dorothee Justine Sprenger, gebürtig aus Salzhemmendorf, jetzt im 26sten Jahre ihres Alters, das Unglück hatte, von der, bei der sogenannten Sommerbrücke, neben dem Hinterhause des Schmides Aschermann,

mann, befindlichen steinernen Treppe, da sie mit einem Eimer Wasser schöpfen wollen, auszuglitschen und in die Leine zu fallen.

Nach Verlauf von etwa 20 bis 25 Minuten, welche Zeit ich nicht genauer zu bestimmen im Stande bin, wurde diese Person auf dem Hofe der alten Veterinair-Schule, durch sehr thätige Hülfe des dasigen Beschlagmeisters Klein, und eines Mannes, Namens Gottfried Vogel, aus Hameln, nachdem ihr Körper schon so weit untergesunken, daß von den Kleidungsstücken nur noch eine Spitze des Rocks zu sehen war, völlig leblos aus dem Wasser gezogen.

Zufällig war ich gerade um diese Zeit in der Nähe bei einer Patientin, hörte und sah viele Menschen laufen, erfuhr das geschehene Unglück, und eilte ungerufen, um zur Rettung das Meinige beizutragen.

Bei meiner Ankunft bei der alten Veterinair-Schule war der Körper daselbst bereits in ein mäßig gewärmtes Zimmer getragen, und man war damit beschäftiget, ihn von den nassen Kleidern zu befreien, und trockene, gewärmte dagegen anzuziehen.

Während ich dieses Geschäft leitete, und das übermäßige Andringen neugieriger und müßiger Zuschauer zu mindern mich bemühete, kam der Herr Aide-Chirurgus Jütting, und bald nachher auch der Herr Stadt-Chirurgus Thomas, welche beide mir in meinen Bemühungen, die Unglückliche wieder zu beleben, sehr treue und eifrige Hülfe leisteten.

Der Zustand dieser Person war Scheintod (Asphyxia), sie war eiskalt an allen Theilen, äußerst blaß am ganzen Körper, hatte fest geschlossenen Mund, geschlossene Augenlieder, erweiterte, unbeweg iche Pupillen, gar keinen Pulsschlag, eben so wenig Respiration, wie Bewegung der Gliedmaßen, welche jedoch nicht steif waren.

Meine erste Bemühung gieng dahin, den Körper zu erwärmen. Der Anfang dazu war mit Anlegung trockener und warmer Kleidung gemacht. Ferner wurde derselbe mit warmen Betten und wollenen Decken bedeckt, auch mit letztern ohne Unterlaß gerieben, und die Fußsohlen anhaltend gebürstet. Die Schläfen und Brust wurden mit Salmiakspiritus abwechselnd gerieben. Nachdem so anderthalb Stunden unablässig fortgefahren worden, auch ein Paar Klystire von Chamillenblumen mit etwas Oel applicirt worden, äußerten sich die ersten Spuren des zurückkehrenden Lebens durch einen sehr kleinen Puls. Es wurde der Versuch gemacht, von Zeit zu Zeit tilurten Salmiakspiritus, Hofmannsche Tropfen (Liq. anod. m. H.) Meerzwiebelsaft, Chamillenthee mit Wein, einzuflößen, darauf man mit Vergnügen gegen 12 Uhr bemerkte, daß die Bereitete anfieng, die ihr gereichten Mittel niederzuschluk-

schlucken, zugleich erhob sich der Puls, wurde lebhafter, und es trat eine natürliche Röthe des Gesichts wieder ein, auch schlug die Person zweimal die Augen auf, schloß sie aber schnell wieder. Wie sie mit einer Feder im Gaum und in der Nase gereizt wurde, hatte sie Gefühl davon, aber von Besinnung, Sprache und Bewegung der Glieder war noch gar keine Spur.

Es wurde mit den angezeigten Rettungsmitteln unausgesetzt, aber abwechselnd, fortgefahren, bis gegen 2 Uhr ein sanfter Schlaf erfolgte, worin die Sprenger, wie sich das versteht, nicht gestört wurde. Ich mußte sie nun auf eine kurze Zeit verlassen, übergab sie aber während meiner Abwesenheit der Aufsicht des nahe bleibenden Herrn Aldechirurgus Jütting.

Menschenfreunden von Gefühl darf ich es nicht erst beschreiben, sie werden es ohnehin beurtheilen können, welche eigene frohe Empfindung mich durchdrang, wie ich nach einer guten halben Stunde wieder hinkam, und die Person wachend und bei völliger Vernunft und Sprache antraf. Sie versicherte, sich recht gut zu befinden. Inzwischen wurde sie mit Stärkungsmitteln erquickt, und bekam nachher einen wohlthätigen Schweiß. Abends wurde sie, wohl eingehüllt, nach dem Hause ihrer Dienstherrschaft in einer Kutsche hingefahren, daselbst mit Freuden wieder aufgenommen, und mit der edelsten Sorgfalt gepflegt, wo ich sie auch noch acht Tage besucht habe. Am 13ten April hatte sie beträchtliches Fieber, klagte über Schmerzen in der linken Seite, der Brust und im Rücken, hatte dabei weder Appetit zum Essen noch Schlaf. Am folgenden Tage verlor sich das Fieber, die andern Beschwerden dauerten noch fort, auch stellte sich Entzündung beider Augen und ein gelinder Husten ein. Alle diese Zufälle wurden nach dem Gebrauch zweckmäßiger Mittel in einigen Tagen völlig gehoben, so daß die Person am 20sten April ihren Dienst wieder anfangen konnte, und sich jetzt völlig wohl befindet.

Einen Umstand muß ich noch bemerken. Man wollte nemlich diese Person im Schwimmen um Hülfe haben schreien hören, sie erinnerte sich dessen aber, wie ich sie darum fragte, gar nicht, vielmehr versicherte sie, daß sie von dem Augenblick an, da sie ins Wasser gefallen, bis zum Erwachen auf der alten Veterinairschule, ihre Besinnung völlig verlohren, gar nicht wisse, was bis dahin mit ihr vorgegangen sey.

G. L. Hansen, Dr.
Hofmedikus.

Hannover.

Rich-

Richtige Anleitung

zur Verfertigung einer guten brauchbaren Seife, nach mehrmals erprobten Verhältnissen, nebst einigen Anmerkungen über die im 20sten Stück des Hannov. Magaz. v. d. J. gegebene chemisch-theoretische Anleitung zum Seifenkochen.

Vier Himten gute gesichtete büchene Asche vermische man nach und nach mit milchwarmen Regen- oder Flußwasser, bis sie sich in Bälle formiren läßt; mache dann hieraus einen festen Haufen mit einer Vertiefung in der Mitte, die einen halben Himten Lederkalk (gebrannten Kalk) aufzunehmen vermag; alsdann schütte man dies Quantum Lederkalk hinein, gebe hierauf noch einen vollen Eimer Wasser, und schlage dann diese Oeffnung mit der feuchten Asche vermittelst einer hölzernen Schaufel feste zu, damit die entstehende Erhitzung des Kalks den ganzen Haufen gleichartig durchwärme. Bekommt dieser Haufen, den man in der Kunstsprache einen Ascher nennt, einige Risse, so müssen solche sorgfältig wiederum zugeschlagen werden. Nach einer guten Stunde bis anderthalb sucht man, vermittelst eines Stocks, den man in den Ascher hineinsteckt, zu erfahren, ob der Kalk schon alle zerfallen sey; hört man bei diesem Verfahren noch ein Knurschen, oder stößt mit dem Stock noch auf harte Gegenstände, so ist es nöthig, den Ascher wiederum ein wenig auf der Spitze zu öffnen, mit wenigem Wasser nachzufeuchten, und dann gleich wiederum die Oeffnung genau zu verschließen. Diesen Versuch ist man mehrere Male genöthiget, zu wiederholen, bis man sich von dem gänzlichen Zerfallen des Kalkes völlig überzeugt hat. Ist der Lederkalk zerfallen, und der Haufen allenthalben gut durchwärmt, so wird der Ascher recht wohl durcheinander geschaufelt, und auf ein eigenes dazu verfertigtes Faß gebracht. Die Masse darf hierauf nicht zu compact getragen werden, damit die Lauge durchzudringen vermag. Hierauf werden sodann 12 bis 14 Eimer warmes Wasser geschüttet, nachdem die Masse viel oder wenig einnimmt, und man läßt solches zwei Tage unangerührt stehen. Den dritten Tag kann die Lauge abgelassen werden, welche etwa die Hälfte des hierzu verwandten Wassers betragen wird. Am 4ten Tage, da diese Lauge sich völlig geklärt hat, kann sie also zum Seifenkochen angewandt werden. Trübe darf sie nicht genommen werden, auch nicht schwach; sie muß recht helle und so schwer seyn, daß noch auf dem letzten Eimer ein Ei schwimmend ist. Je vollkommener diese Eigenschaften sind, desto schöner geräth darnach die Seife. Auf die ersten 4 Eimer Lauge kommen 20 Pfund Unschlitt oder Talg, und wenn solches bei gelin-

lindem Feuer eine Weile mäßig gekocht hat, wird von der zurückgelassenen Lauge Maaßweise hinzugetragen, so viel wie etwa zum Ersatz des verdampften Wassers während dem Kochen erforderlich ist. Hat so die Seife eine halbe Stunde gekocht, so daß sie schon zu keimen anfänget, so pflegt sie in zwei Stunden gar zu werden, ist dies nicht, so läßt man sie unter den vorhin erwähnten Umständen noch etwas länger kochen, bis solches wahrzunehmen ist. Hat alsdann die Seife eine Stunde noch, ohne Hinzugiessen frischer Lauge, ruhig bei mäßigem Feuer gekocht, dann schüttet man nach und nach so viel Küchensalz hinzu, bis die Seife sich abscheidet, und in Körnern auf der Lauge herumschwimmt. Dies Salzen der Seife erfordert ungefähr eine Viertelstunde Zeit. Bei dem jedesmaligen Eintragen des Salzes muß die Masse im Kessel recht wohl umgerührt und nicht weiter im Kochen erhalten werden. Auch nehme man nie viel Salz auf einmahl, sondern nur handvollweise, sonst kann die Seife leicht versalzen werden. Sobald sich die Seife förmlich von der Lauge geschieden hat, so muß das Feuer ausgelöscht, und die Seife in die dazu bestimmten hölzernen Gefäße getragen werden. Hierin bleibt sie unbewegt bis zum gänzlichen Erkalten stehen, damit die noch anklebende Lauge sich durch die mit Leinewand bedeckten Löcher rein abscheide, und die Seife eine feste gleiche Oberfläche erhalte. Sollte sie jedoch noch zu schmierig und weich seyn, so läßt man sie abermals von neuem mit einem halben oder ganzen Eimer der ersten zurückgelassenen Lauge zwei Stunden kochen, und bringt sie wiederum mit ein wenig Kochsalz zum Abscheiden. Auch wenn die Seife zu hart gerathen ist, oder nach Verhältniß des darzu verwandten Fetts zu wenig gegeben hat, wird dieser Prozeß auf die gleiche Art wiederholt, und man erhält darnach oft noch ein halbmal so viel bessere Seife; jedoch darf das Kochen dann nur eine halbe Stunde währen.

Ist es einem nicht darum zu thun, eine besonders gute Seife zu erhalten, so kann man, um eine wohlfeilere Seife zu haben, sich alles möglichen thierischen Abfalls statt des reinen Fetts bedienen. Z. B. Schwarte, Knochen, Haare, Wolle, Haut u. dgl. lösen sich in einer guten scharfen Lauge vollkommen auf, und geben mit derselben eine Seife.

Kalk und Küchensalz sind wesentlich nothwendige Ingredienzien zur Verfertigung der Seifen, ohne diese würde man nie eine brauchbare trockne zum Aufbewahren geschickte Seife erhalten können, und ich bin daher ganz anderer Meinung, wie der geehrte Verfasser des im 20sten Stücke dieses Magazins verfaßten Aufsatzes (Anleitung zur Bereitung der Seife, nach richtiger? chemischer Theorie entworfen).

Den Kalk könnte man wohl entbehren, wenn man die durch das Kochen der Asche mit Wasser erhaltene

Lauge

Lauge zur Trockne abrauchen, und das erhaltene Salz (Pottasche) bis zur völligen Kaustizität (das heißt bis zur gänzlichen Verflüchtigung der Kohlensäure) glühen wollte, oder sich der schon fertigen Pottasche, so ätzend gemacht, bedienen wollte. Aber welch ein verlängertes, kostspieligeres und äußerst umständlicheres Verfahren wäre dies! und dann möchte sie demungeachtet nicht allzugut ausfallen; denn es hält schwer, wie bekannt, der Pottasche durch bloßes Glühen alle Kohlenstoffsäure gänzlich zu entziehen, und so lange sie diese mehr oder weniger noch enthält, ist sie nicht mal fähig, eine dauernde Verbindung mit dem Fette oder den Oelen einzugehen. Wie bekannt, hindert jede Säure eine Vereinigung des Fetts mit den Laugensalzen — folglich auch die Kohlensäure. Dieserhalb sind die sogenannten harten Wasser (das heißt solche, die Gips oder Kalkerde in Kohlenstoffsäure aufgelöst enthalten) so wenig zum Waschen wie zum Seifensieden anwendbar, indem die Vitriolsäure und Kalkerde (Gips) wie die Kohlensäure und Kalk (rohe kohlensaure Kalkerde) durch das Kali (Pottasche) zerlegt werden, die Säuren sich mit demselben verbinden, das Fett oder Oel abscheiden, und ihre Erde fallen lassen, daher denn das Wasser ein milchähnliches Ansehn erhält. Dieses wird ein jeder bemerken, der in gewöhnliches Zuckenwasser ein wenig Pottasche wirft. Aus diesem gleichen Grunde ist auch die Anwendung der Pottasche oder des gereinigten Weinsteinsalzes beim Kochen der Erbsen, Linsen und Bohnen zu erklären. Der geehrte Verfasser giebt in seiner Abhandlung auch selbst zu, daß nur eine recht gute scharfe kaustische Lauge eine gute Seife gebe, folglich nur dann mit dem Fette oder Oele eine feste dauernde Verbindung einzugehen vermöge, wenn wenn sie frei von Kohlenstoffsäure ist. Daher muß der Lederkalk frisch gebrannt nicht zerfallen, sondern in harten Stücken, mit Säuren nicht brausend, und mit Wasser bis zum Kochpunkt sich erhitzend seyn. Ferner erkläre ich nach chemischen Gesetzen und nach praktischer Erfahrung das Küchensalz für eine wesentlich nothwendige Sache bei der Bereitung der Seife; wenn aus einer reinen guten Zuthat keine schmierige Seife entstehen soll. Das Küchensalz bewürkt hierbei nicht blos eine mechanische Absonderung der Seife vermöge der Verdickung der Lauge, sondern es erleidet selbst eine Zersetzung seiner Bestandtheile, und dies ist ein würklich chemischer Prozeß. Die Salzsäure des Kochsalzes verbindet sich mit dem Kali (Pottasche) der Lauge und des Natrum des Kochsalzes (Mineralalkali) wiederum mit dem Fette oder Oele der Seife, wodurch die Seife eine bessere nothwendige Härte zum Aufbewahren erhält. Es ist bekannt, daß das mineralische Laugensalz die Eigenschaft

schaft besitzt, an die Luft sein Kristallisationswasser abzutreten und in Pulver zu zerfallen, und diese austrocknende Eigenschaft ertheilt sie auch der Seife hingegen das vegetabilische Laugensalz (Kali) die entgegengesetzte Eigenschaft hat, und noch Feuchtigkeit der Atmosphäre entziehet. Man könnte eher die Pottasche für nicht wesentlich nothwendig zur Seifenbildung halten; denn es läßt sich auch aus bloßem reinem Natrum mit Oel oder Fett eine gute harte dauernde Seife bereiten, und dann ist natürlich das gemeine Kochsalz dabei überflüssig. Auf diese Weise verfertiget man die mediziniſche Seife. (Siehe Hagens Lehrbuch der Apothekerkunst im 2ten Bande der 5ten Auflage, S. 446 bis 447.

Besondere Bemerkungen.

1) Da der gebrannte Kalk oft sehr verschieden in seiner Güte ausfällt, so läßt sich nicht immer ein genau bestimmtes Verhältniß desselben zum Laugensalze angeben. Nach der Methode des Herrn Wegleb soll man den Kalk erst mit Wasser für sich anfeuchten, damit er zerfalle und mit mehrerem Wasser zum Brei werde. Alsdann soll man sich erst der Hälfte desselben bei der Lauge bedienen, sie damit kochen und von Zeit zu Zeit eine kleine Quantität dieser Mischung durch Leinwand laufen lassen, um zu sehen, ob sie beim Hinzufügen irgend einer Säure aufbrauset. So lange sie dieses thut, taugt sie noch nicht zur Seife, und es muß ihr nach und nach von dem Kalkbrei zugesetzt werden, bis sie sich mit der Säure ganz ruhig verhält. Wird hingegen die durchgelaufene Flüssigkeit bei dem Zumischen einer Säure getrübt, so war zu viel Kalkbrei schon angewandt, und es muß der Mischung wiederum Lauge zugesetzt werden, bis die klare Flüssigkeit bei der Sättigung mit einer Säure ganz klar und ruhig bleibt.

2) Wenn der gebrannte Kalk sich mit Wasser nicht bis zum Kochen erhitzt, und mit Säuren brauset, so taugt er nichts.

3) Das Faß, worauf man den zuvor beschriebenen Ascher zum Auslaugen bringt, muß vorher gut gereiniget, und der Boden mit kleinen Löchern versehen seyn. Will man das Faß demnächst auch noch zu andern Bequemlichkeiten gebrauchen, so lege man auf den Boden ein Paar gleiche Stücken Holz, und auf diese einen durchlöcherten Boden mit Stroh bedeckt. Zwischen dem untern und dem durchlöcherten losen Boden muß ein Zapfloch angebracht

bracht seyn, um die sich hier gesammlete Lauge ablaufen lassen zu können.

4) Müssen auch die Formen, worin die fertige warme Seife gegeben wird, durchlöchert, und die Löcher mit grober Leinewand überdeckt seyn.

5) Muß man, wo möglich, nicht alle Lauge zuerst verbrauchen, sondern welche, im Fall des Mißrathens der Seife, zurückbehalten.

L. C. L. A. B.

Ueber den Anbau der Brunnenkresse.

Die Nützlichkeit der Brunnenkresse (Sisymbrium Nasturtium) ist mehrfach. Sie dient im Winter, wo es an andern erfrischenden Kräutern fehlt, zum Sallat. Man kann sie als Gemüse an Fleisch kochen, und auch gehackt auf Butterbrot essen. Ausserdem wird sie als ein Mittel gegen die Lungenfäule des Rindviehes angepriesen, und auch für den Menschen soll sie verschiedene wohlthätige Heilkräfte haben. Obgleich sie nun an frischen Quellen und Bächen ohne menschliche Mithülfe nicht selten von selbst wächst, so würde doch ihre Cultur da, wo das nicht der Fall ist, sehr anzurathen seyn. Die Fortpflanzung und Vermehrung derselben macht nicht viele Mühe. Sie blüht im Mai und Junius; im Julius kann man Samen davon sammeln. Diesen wirft man auf das Quellwasser und auf den Bach, wo man Brunnenkresse haben will. Oder man kann auch eine andere Methode wählen, die noch müheloser ist. Man zieht Pflanzen mit dem Schlamm heraus, und wirft sie in das Wasser, wo man ihren Anwachs und ihre Vermehrung wünscht. Im Winter leiden die Theile dieses Gewächses, die über dem Wasser vorragen, leicht vom Frost; man thut daher wohl, sie während der strengen Kälte mit einem Brett, das man darüber herlegt, unter das Wasser zu drücken. Auch darf man im Winter die Brunnenkresse nicht so tief als im Mai und Junius abschneiden, weil dies sonst ihrem Wachsthum nachtheilig ist.

Hannoverſches Magazin.

42tes Stück.

Freitag, den 26ten Mai 1809.

Kurze Geſchichte des ehemaligen Auguſtiner-Kloſters St. Nicolai zu Weende bei Göttingen,

nach Urkunden und dem Mſcpt. des Lezner bearbeitet.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, mich mit der Geſchichte dieſes Kloſters genauer bekannt zu machen, das ſo ganz aus der Reihe der Klöſter unſers Landes verſchwunden iſt. Nur der Name hat ſich in dem Dorfe Weende erhalten, und auf dem Orte, wo es lag, ſollen die jetzigen Amtsgebäude erbauet worden ſeyn, weshalb dieſe auch noch oft den Namen des Kloſters tragen.

Die Geſchichte des Kloſters Weende iſt ſehr dunkel; nur wenige Data dazu liefern die bis jetzt bekannten Urkunden, und dieſe ſteigen nie über das Mittelalter hinaus. So viel ich mich erinnere, iſt nie etwas über die Geſchichte dieſes Kloſters erſchienen. Der einzige Lezner machte ſich darum verdient, allein nie wurde dieſes gedruckt *). Der Zufall führte mir ſein Werk in die Hand, ich fand die Nachrichten über das Kloſter Weende und glaubte nichts Unverdienſtliches zu thun, wenn ich die wirklich intereſſante Geſchichte dieſes Kloſters in dieſen Blättern lieferte. Noch glaube ich etwas über die Glaubwürdigkeit der Nachrichten Lezners voranſchicken zu müſſen. Wenn man gleich manchen Nachrichten von ihm nicht unbedingten Glauben beimeſſen darf, wenn ſeine Werke auch manchen Fehler tragen, ſo darf man doch aber auf der andern Seite nicht alles verwerfen, was er ſagt. Ich bin ihm auch bei Bearbeitung dieſer Blätter keineswegs blindlings gefolgt, ſondern habe die zerſtreueten authentiſchen Urkunden aufgeſ-

*) Chron. Brunsv. Lunob. et Goetting. Lib. III. c. 175. Mstum.

gesucht, um zu sehen, in wie fern er Glauben verdient oder nicht. Freilich mußte ich ihm da ganz folgen, wo mir jene diplomatischen Nachrichten fehlten.

Die Erbauung des Klosters Weende verliert sich in das graue Alterthum, in tiefe Sagengeschichte. Darf man dem Lezner Glauben beimessen, so lag es zuerst auf einem nahe gelegenen Berge. Er nennt ihn den Berg bei dem Dorfe Oelrichshausen. Dieser Bestimmung nach hätte das Kloster Weende zuerst auf den Höhen des Haynberges gelegen, die jetzt das Dorf Nicolaiberg tragen, dreiviertel Stunden nordöstlich von Göttingen. Wie das Kloster nachher in die Ebene verlegt wurde, werden wir weiter unten hören. Wahrscheinlich ist es, daß es schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts existirte; mit Gewißheit kann man aus Mangel an sichern Nachrichten nichts darüber bestimmen, und es würde dem Lezner zu viel Glauben beigemessen heißen, wenn man seine Nachricht annähme, daß Erzbischof Conrad I. zu Mainz dem Kloster Weende schon im Jahre 1199 Privilegien ertheilt habe.

Der Name des Klosters wird in den Urkunden verschieden geschrieben, Wende, Wente, Wenethe, Wnerthe und Weende. Woher es diesen Namen erhalten habe, ist eben so unbekannt, als das Jahr seiner Erbauung. Doch wir wollen hier nicht die Sage des Lezner übergehen, die er uns über den Namen Weende aufbewahrt hat. Er schreibt, als Bonifacius seine für die Götzen so zerstörende Wanderung aus Hessen fortgesetzt habe und an den Ort gekommen sey, wo jetzt das Dorf Weende liege, sey er plötzlich von einer Rotte Sachsen angefallen, die zur Vertheidigung ihrer Götter sich gegen ihn vereinigt hätten. Da sey er nieder gefallen und habe Gott um Rettung von diesen Heiden gebeten; Gott habe sogleich sein frommes Gebet erhört, Zwist unter den Heiden erregt, daß sie sich unter einander selbst erschlagen hätten. Bonifacius habe darauf seinen Stab in die Erde gestoßen, und bald habe dieser Knospen und Morgens darauf schon Blätter getragen; dann habe er an demselben Orte, erfreuet über dieses Wunder, ein Bethaus in die Ehre des Apostel Petrus erbauet, und sey dann wieder zurückgezogen. Viele Wunder hätten darauf der Capelle einen großen Zulauf frommer Pilgrime verschafft, und diese hätten den Ort Weende genannt, weil sich Bonifacius daselbst wieder gewendet habe.

Woher wohl Lezner diese Fabel genommen haben mag? Fast möchte man glauben, aus seinem eignen Kopfe, und eben daher mag er auch wohl die Legenda Weendensis genommen haben, die er als Quelle citirt.

Wir halten uns nicht weiter bei diesen Geschichtchen auf und gehen nun zur eigentlichen Geschichte des Klosters über, so wie sie uns Urkunden und Lezner aufbewahrt haben.

Es war das Kloster Weende ein

Aus

Augustiner Nonnen-Kloster. Die geistlichen Damen trugen als Donnonnen schwarze lange Kleider und einen großen weißen Schleier; sie bestanden meistens aus den Töchtern des in der Gegend wohnenden Adels, durch dessen Hülfe das Kloster auch bald sich empor hob. Kaum hatte das Kloster 70 Jahre auf dem Berge, wie oben erwähnt ist, gestanden, als die Nonnen sich an Christian, den 33ten Erzbischof zu Mainz, wandten, und um die Erlaubniß anhielten, ihr Kloster vom Berge herab in das Thal auf einen dem Kloster gehörigen Hof zu verlegen, indem es auf der Höhe nicht allein oft von großen Feuersbrünsten leide, sondern man auch an Wasser großen Mangel habe. Leicht gab Erzbischof Christian seine Einwilligung ins Gesuch der Augustinerinnen, welche dann sogleich im Jahr 1180 Indictione 13 den neuen Klosterbau anfiengen; und es währte nicht lange, so sah man das Kloster vom Berge ins Thal versetzt, welches denn auch Pabst Alexander III. gern bestätigte. Noch rühmt Lezner den Kaiser Heinrich I.*) als einen, der sich als thätiger Beförderer des neuen Baues bewiesen habe. Auf Bitten Christians, des Erzbischofs zu Mainz, erlaubte er den Nonnen, Steine, Holz und sonstige Baumaterialien, die sie zu ihrem Kloster nöthig hatten, von der Burg Grona auf dem Hagen bei Göttingen wegzuholen, die er vorher zerstört hatte. Für diese große Gunst glaubten die Nonnen denn doch, sich dankbar bezeigen zu müssen, und namen deshalb den Kaiser in ihre Brüderschaft auf.

Das neue Kloster hob sich sehr schnell und breitete seine Besitzungen immer weiter aus, wobei es denn auch von dem benachbarten Adel recht thätig unterstützt wurde. Besonders warfen sich die Edlen Herren von Plesse als Freunde und Beschützer des Klosters auf, sie beschenkten es oft reichlich. 1184 schenkte Adelogus, Bischof von Hildesheim, dem Kloster 1 Morgen Landes. In der Urkunde darüber heißt das Kloster — ecclesia Sti. Nicolai in Winethen.

Ums Jahr 1250 erkaufte sich das Kloster den Zehnten in Bischoffshausen (Biscopeshusen) von einem gewissen Wedekind, wobei Henrich und Theoderich von Hardenberg als Beschützer des Kaufs auftraten.

Während dem hatte sich das Dorf Weende und die dasige Kirche ebenfalls beträchtlich vergrössert, und über letztere hatte der Erzbischof von Mainz den Herren von Schönenberge die Collectur übertragen, so daß diese, wenn die Pfarre vacant war, die Predigerstelle vergaben. Allein im J. 1268 übergaben Curd und Barthold von Schönenberge ihr jus patronatus nebst der Advocei dem Kloster Weende zum Eigenthum, wozu denn Werner von Falkenstein, damaliger Erzbischof zu Mainz, auch seine Einwilligung gab. Als Zeugen traten bei dieser Schenkung folgende Personen auf:

*) Kaiser Heinrich I. regierte aber von 919 bis 936. Red.

Digitized by Google

Bartisanus, Pleban zu St. Jacobi in Göttingen, Theodoricus, Pleban zu Geismar in Hessen, Gerhard Hardeck, Ritter, Steben der Große und Steben der Kleine, Ritter von Holtenhusen, Johann von Holtenhusen, Knappe, Henrich Schate, Barth. Conbeck, Henrich v. Hagen und Barth. Halte, Rathsherren zu Geismar. Die Urkunde ist vom Schloß Schönenberg datirt, welches bei Geismar auf einem Hügel lag. Im folgenden Jahre 1269 confirmirte Pabst Clemens IV. und Erzbischof Werner von Mainz diese Schenkung der Herren von Schönenberg.

1281 erkaufte Gottschalk von Plesse mit Bewilligung seiner Söhne Hermann, Otto und Heinrich dem Kloster Weende für 3½ Mark reinen Silbers einen Hof — ante pontem, in qua residet Bertradis pulcra — wie es in der Urkunde heißt, mit der Bedingung, daß von den Abgaben des Hofes ein immerbrennendes Licht in der Capelle des heil. Augustin gehalten werden solle. Zeugen dabei sind: Hermann, Advocat in Grona, Ernst und Hildebrand von Uslar, Johann von Korunghe (Roringen), Henricus Hurle ꝛc. Im J. 1300 Indictione 12. Dominica Exaudi nahm Erzbischof Peter zu Mainz mit dem Kloster Weende eine Reformation vor. Von welcher Art dieselbe gewesen sey, giebt Lezner nicht an. Im Gefolge des Erzbischofs fanden sich Bernhard und Gottschalk von Plesse, Hermann und Bernhard von Rhode, Diederich von Gladebeck, Hermann von Grona, Hildebrand und Heinrich von Uslar, Heinrich und Hardewich von Bodenhausen, Otto und Heinrich von Rusteberg, Curd Berkefeld, Johann von Lutter, Hermann und Curd v. Rohrberge, Otto von Ballenspießen, Meinhard und Heinrich von Rostorf ꝛc. 1305 Ind. 3. that Gottschalk von Plesse wiederum eine ansehnliche Dotation an das Kloster Weende, die in weitläuftigen liegenden Gründen bestand. Als Zeugen traten dabei auf: Werner von Mengershausen, Totard von Rostorf, Johann von Koringen, Hildebrand von Hardenberg und Heinrich, Hartmann und Johann v. Horoys, Ritter. Als Lehnsherr bestätigte Erzbischof Peter von Mainz diese Schenkung im Jahr 1307.

In diesem Jahrhundert bezeigten sich die Herren von Plesse sehr freigebig gegen das Kloster; oft ließen sie sich aber auch ihre Schenkungen bezahlen. So verkauften sie dem Kloster 1350 um 5 Mark löthigen Silbers Göttingischen Gewichts die Revenüen von 3 Höfen, nemlich zu Weende, zu Eddigehausen (Edingehusen) und Bokleveshusen. Es bestanden diese Revenüen in dem jährlichen Miethzins von ½ Mark. Davon trug der Hof zu Weende ½ Ferding, der zu Eddigehausen gleichfalls ½ Ferding und der zu Bokleveshausen 1 Ferding *). Bald darauf, 1352, that das

*) Scheidt Mantissa Document. p. 284.

das Kloster einen gleichen Kauf von 5 Mark löthigen Silbers Göttingischer Wehrung von Gottschalk und Johann von Plesse; indem es die Einkünfte von 4 Höfen im Dorfe Eddigehausen kaufte (am Fuß des Schloßberges der Plesse), die jährlich ½ Mark Götting. Wehrung betrugen *). Allein nicht durch Kauf allein machte das Kloster solche Acquisitionen, oft erhielt es auch freiwillige Schenkungen. So schenkte ihm am Ende des 14ten Jahrhunderts Johann von Plesse eine Wiese an der Leine, zum Heil seiner und seiner Eltern Seele. In der Bestätigung, die der Bruder Johanns, Gottschalk, dem Kloster 1390 darüber gab, wird dasselbe dat Godeshus unde Stichte sinte Nicolaus tho Wende genannt. Eine größere Acquisition hatte das Kloster schon vorher 1359 an dem schönen adelichen Hofe Reinoldshausen gemacht, von dem die Junkern von Reinoldshausen von ihrem Lehnsherrn verjagt wurden. Lezner erzählt die Geschichte so: Zu jener Zeit 1359 habe Herno von Reinholdshausen (oder Renkershausen) diesen Hof in Besitz gehabt, der ein unruhiger Herr gewesen, und vorzüglich mit dem Herrn von Hohnstein in beständigem Zwist gelebt habe. Zu jener Zeit habe Heinrich von Hohnstein seine Tochter Berta ins Kloster Weende gebracht, um sie Nonne werden zu lassen. Bei seiner Rückreise habe ihn Herno von Reinholshausen plötzlich mit seinen Knechten überfallen, ihn schrecklich gemißhandelt, ihn gefangen und ins Gefängniß geworfen, wo er auch 1417 aus Kummer und schlechter Behandlung gestorben sey. Allein Erzbischof Johann von Mainz habe die Frevelthat des Herno erfahren, den Bannfluch über ihn ausgesprochen und seine Güter confiscirt. Da nun das Kloster Weende schon vorher Capitalien an obbemelderem adel. Hofe gehabt und durch einige Andere von dem Herrn von Reinoldshausen erkauft habe, so habe Erzbischof Johann dem Kloster den ganzen Hof mit seinen weitläuftigen Gärten und Feldern erb- und eigenthümlich übergeben.

So nun gelangte das Kloster Weende nach und nach zu weitläuftigen Besitzungen und wurde bald eins der reichsten Stifter in der umliegenden Gegend; allein die Folgen davon waren sehr verderblich. Die Stiftsdamen wollten ihrer Domina nicht mehr gehorchen, sie glaubten nun überflüssige Schätze zu haben, um noch durch ein heiliges Leben sich freigebige Gönner zu verschaffen. Man versäumte Messen und Gebete, lief aus und ein nach Gefallen und bald waren die zügellosen Augustinerinnen zu Weende das Gespräch und Aergerniß der ganzen Gegend. Es währte nicht lange, so erfuhr auch die Gemahlin Erich des Aeltern von Braunschweig-Lüneburg, Herzogin Catharine, diesen Unfug, und da noch überdies von allen Enden Klagen und ärgerliche Geschichten über die Weendeschen Nonnen einliefen, so sann sie auf ernste Mittel, dem Unwesen abzu-

*) l. c. p. 506.

zuhelfen. Man rieth ihr, eine völlige Reformation mit dem Stifte vorzunehmen, die unheiligen Nonnen davon zu verweisen und neue darauf zu setzen. Herzogin Catharine gab diesem Rathe Gehör und wandte sich deshalb an **Barthold**, Erzbischof von Mainz. **Barthold** billigte Catharina's Unternehmen und nahm 1498 die Reformation wirklich vor. Alle Nonnen wurden aus dem Kloster verwiesen und es blieb sogar die Domina davon nicht ausgeschlossen, welche resigniren mußte. Dafür nahm man 3 Stiftsdamen aus dem Kloster **Hilwardshausen** an der Weser, nemlich: **Elisabeth** von Einbeck zur Domina, Jungfer **Hampa Korsewig** von Göttingen zur Priorissa und **Margarethen** von Göttingen zur Schaffnerin. Ausserdem nahm man noch zwei Nonnen auf, deren Namen aber unbekannt geblieben sind. Sie mußten alle einen Eid ablegen, ewig ihre Keuschheit zu bewahren, lebenslänglich im Kloster zu verbleiben, nie dasselbe ohne Wissen und Willen ihrer Domina zu verlassen und ihre Ordens-Regel streng zu befolgen. Damit war nun das Kloster Weende von neuem besetzt; auch führten die geistlichen Damen von der Zeit an einen untadelhaften Wandel und leisteten ihrer Domina in allen den unterthänigsten Gehorsam. So hatte alles wieder seinen guten Fortgang und die Nonnen lebten bis zum J. 1542 in guter Eintracht uud Ruhe, wo sie plötzlich eine empfindliche Veränderung betraf. Herzogin Catharina war nicht mehr, und Herzog Erich der Jüngere war zur zweiten Ehe mit **Elisabeth Margarethe** von Brandenburg geschritten. Als eifrige Protestantin ließ sie sogleich 1542 sämmtliche Klöster ihrer Lande auf die Augsburgsche Confession reformiren, und dies Schicksal traf dann auch natürlich unser Kloster Weende. Doch kaum hatten sich die guten Nonnen an die Gebräuche der neuen Religion gewöhnt, als sie wieder auf Befehl Herzog **Erichs** zu ihrer alten Religion übergiengen, im Jahr 1550. Es kam die Zeit der Ruhe für sie nicht wieder; **Erich** starb und Herzog **Julius** zwang sie wieder 1584, zu der evangelisch-lutherischen Religion überzugehen.

Hier hören die Nachrichten Lezners auf, auch findet man keine Urkunden weiter über die fernere Geschichte des Klosters. Die Nonnen starben wahrscheinlich aus und die Gebäude zerfielen nach und nach. Um 1654 stand noch die Klosterkirche mit einigen Gebäuden, wie man es in **Merians** Topographie von Braunschweig-Lüneburg findet. Was die Pfarrkirche des Dorfs Weende betrifft, so behielt das Stift immer das jus patronatus darüber. Es unterstützte 1511 die Dorfbewohner, diese Kirche um vieles zu vergrössern, ließ 1566 den alten Chor, den Lezner für die alte Capelle des Bonifacius ausgiebt, herabreißen und einen weit schöneren erbauen. Die Stiftsgebäude selbst vergrösserten sich auch immer mehr. Im Jahr 1461 erbauete man ein neues

Schlaf-

Schlafhaus, wo die Nonnen in großen Sälen zusammen schliefen. Unter die Thür desselben ließ der damalige Probst folgende Verse einhauen:

Respice Pater pie Nicolae Pontifex bene
et protege digne hanc domum, ne devoretur ab igne
Haec domus exigua, nobis famulabus extructa.
Praesunt officiis hic Praepositus Johannes Leisen
Sequitur Hedewig, in ordine prima
Anna post ministrix tunc capte secunda.

An der Klosterkirche, deren Bau nach Lezner schon 1180 angefangen war, bauete und besserte man während drei Jahrhunderten, so daß sie Ao. 1499 ganz vollendet wurde. Probst Herrmann von Poelde ließ noch 1517 den Reventor bauen mit folgender Inschrift:

Annis jam Domini quingentis mille peractis
Atque decem septem, condidit istud opus
In domini laudem Nicolai vero Patroni.

Im Laufe dieses Jahrhunderts renovirte man auch den Chor, ließ ihn und den Thurm mit Blei decken und durch Hartmann Hanzemann 1572 eine neue Orgel bauen.

Der Schluß folgt.

Etwas für Pflanzenliebhaber.

Der berühmte Pallas erwähnt in seinen Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, die er in den Jahren 1793 und 1794 unternahm, daß er auf den salzhaften und schlammigen Ufern zweier Wasserbusen, unweit der Caspischen See, hin und wieder die grauen Tamariskeu in unzähliger Menge, und zwar aufgesprossen aus ihrem fast unsichtbaren Samen, gesehen habe. Sie waren, wie er vermuthet, erst den Herbst vorher aufgekeimt, und er fand sie im August etwas über eine Spanne hoch, jedoch einige schon mit einer kleinen Blumenähre an der Spitze. Einige Gärtner, sagt er bei dieser Gelegenheit, haben zweifeln wollen, ob der Tamariskensamen eben sowohl wie der von Weiden und Pappeln, wenn er auf recht feuchter Erde oberflächlich gesäet wird, oder selbst ausfliegt, bei gehöriger Wässerung keime und wachse. Obige Wahrnehmung habe ihm die Wirklichkeit ihrer Ent-

ste-

Digitized by Google

stehung aus Samen bewiesen. Am besten, meint er, würden die meisten feinen und fruchtliebenden Samen unter Glasglocken aufzubringen seyn. Er habe auf diese Weise nicht nur Aurikeln, Weiden, verschiedene Arten von Rhododendron und Azalea, deren Samen bekanntlich schwer aufgehen, sondern auch den Staub von Farnkräutern und Moosen, sehr willig und häufig zum Keimen gebracht. Diese Gewächse kämen auch, wenn man sie nur Abends und zur Nachtzeit oder bei sanftem Regen lüfte, unter der Glocke viel freudiger fort, als wenn man sie den Tag über der Luft und Sonne aussetzen wollte Alle Gebirgspflanzen, die sonst schwer aufzubringen sind, möchten, meint er, auf diese Weise zu erziehen seyn, weil die Luft unter Glocken eben so phlogistisirt werde, wie sie auf hohen Gebirgen zu seyn pflegt. —

Vielleicht findet mancher Pflanzenliebhaber, dem vorstehende Bemerkungen unbekannt blieben, darin einen Wink zu Versuchen, die von gutem Erfolg seyn könnten. Die Alten hatten manche Vorurtheile in Ansehung der Pflanzenkunde. Plinius (XVI. 4. 5.) spricht der Tamariske, der Pappel, Erle, der hohen atinischen Ulme, Frucht und Samen ab. Die Feinheit des Samens, wodurch er den Sinnen kaum bemerkbar wird, konnte zu solchen Vorurtheilen wohl veranlassen.

Sich im Winter vor dem Erfrieren zu schützen.

Es ist nicht selten der Fall, daß Reisende, besonders Fußgänger, bei hohem Schnee und strenger Winterkälte in Gefahr gerathen, zu erfrieren. Es pflegt eine große Mattigkeit und Müdigkeit vorher zu gehen, und ein Trieb, sich durch Niedersetzen zu erholen. Wer diesem Triebe folgt, fällt bald in Schlaf, worin er erstarrend bleibt. Das beste Mittel, sich vor dieser gefährlichen Mattigkeit zu schützen, soll der Gebrauch des Kampfers seyn, den daher jeder im Winter Reisende bei sich zu führen hätte. Ein Stückchen Kampfer soll eine so große Wärme im Körper verbreiten, daß die Kräfte wiederkehren und das Leben dadurch erhalten wird. Einzelne Erfahrungen haben, wie Herr Poppe im allgemeinen Rettungsbuche bemerkt, die Wirksamkeit dieses Mittels unter solchen Umständin wirklich bestätigt.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

43tes Stück.

Montag, den 29ten Mai 1809.

Kurze Geſchichte
des ehemaligen Auguſtiner-Kloſters St. Nicolai zu Weende bei Göttingen,

nach Urkunden und dem Mſcpt. des Lezner bearbeitet.

(Schluß.)

Ehe wir die Geſchichte des Kloſters Weende ſchließen, wollen wir noch einige der merkwürdigſten Aebtiſſinnen und Pröbſte des Kloſters nennen, und zugleich die Namen der Nonnen aufführen, die man findet. Die älteſte Stiftsdame, die Lezner uns nennt, iſt **Cuniſſa von Setmarshauſen**; er rühmt ſie als eine herrliche Wirkerin und Stickerin, die die Kirchentücher mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und vieler Kunſt verfertigt, und 1239 gelebt habe. **Anna von Spadenbeck** war nach ihm um 1247 eine vortreffliche Sängerin. 1287 lebte **Maria von Dörringhauſen**, die im Rufe einer hohen Gelehrſamkeit ſtand. **Idda von Harſke** ſchrieb ſehr ſchön auf Pergament. Von ihrer Hand geſchrieben, will Lezner noch 1583 ein herrliches Miſſale geſehen haben. 1497 lebten im Kloſter Weende **Anna von Hardenberg, Judith von Grone** und **Agnes von Bovenden**. 1449 war **Ilſe Benterodt** von Münden zur Aebtiſſin gewählt, ſie war es, unter der die Nonnen ein ſo ausſchweifendes Leben führten, und welche 1498 bei der Reformation des Stifts reſignirte, worauf ſie auch bald verſtarb. Ihr folgte als Aebtiſſin die aus dem Kloſter Hilwardshauſen genommene **Eliſabeth von Einbeck**, welche nach Lezner 1499 verſtarb. Ihr wurde die Conventualin **Hedwig N.** zur Nachfolgerin gegeben, aber auch dieſe regierte nur bis 1504, wo ſie am 2ten Jan. verſtarb. **Anna von Rehden** be-

kam jetzt die Aebtissin-Stelle, und diese verwaltete das Kloster 50 Jahre lang. Unter ihr fielen die beiden oben erwähnten Reformationen von 1442 und 1550 vor, wodurch das Kloster lutherisch und dann wieder katholisch wurde. Im hohen Alter starb sie den 13ten Januar 1554. Man wählte an ihre Stelle Anna von Helvessen, welche ihrem Amte 21 Jahre bis zum Jahr 1575 vorstand. Ihr folgte Anna von Kehden, der vorigen Aebtissin gleiches Namens Bruders Tochter. Sie ist die letzte Aebtissin, wurde mit ihrem Kloster von Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg 1584 zur lutherischen Religion gebracht, und soll ihr Amt 13 Jahre verwaltet haben.

Von den Pröbsten nennt Lezner zuerst Meinhard Pistor von Heiligenstadt, der seinem Amte 58 Jahr mit vieler Treue vorstand und 1236 starb; ihm folgte Heinrich VI. bis zum Jahr 1286, und diesem Wolffram VI. bis 1307. Unmittelbar auf ihn ist wahrscheinlich Conrad VI. gefolgt, denn diesen findet man als Zeuge in einer Urkunde vom VII. Id. Febr. 1309. datirt vom Schloß Gleichen, als Herrmann, Ernst und Heidereich von Uslar dem Kloster Nordheim den halben Zehenden vor Nordheim verschrieben. Probst Conrad lebte noch im Jahr 1310. Von dieser Zeit findet man keinen Probst weiter bis zum Jahr 1350. Es ist wahrscheinlich, daß in den Zwischenjahren von 1310 bis 1350 kein neuer Probst regiert habe. Im genannten letzten Jahre 1350 kaufte Probst Isfrid im Beisein der Priorin Gesa von Gottschalk von Plesse die Renten der 3 Höfe in Weende, Edigehausen und Baklereshausen um 5 Mark löthigen Silbers Göttingischen Gewichts. Nach Probst Isfrid findet sich eine Lücke bis zum J. 1461, wo Johannes Leiten als solcher auftritt. Dieser Probst regierte das Kloster mit großem Ruhm 44 Jahr, und richtete eine bessere Ordnung im Haushalten ein. In aller Rücksicht war seine Verwaltung dem Stifte sehr nützlich; er starb im Jahr 1500. Ihm folgte Johann Ebbrecht bis 1511 und diesem Herrmann von Pölde, der seine Zeit mit Ausbauung der Stiftskirche hinbrachte, aber schon am Ende des Jahrs 1517 verstarb. An dessen Stelle wählte man Johann Vernissen, welcher 21 Jahr regierte und den 9ten April 1538 verstarb, und auf dem Chor begraben wurde. Ihm folgte Andreas Wiedemann, der aber wohl seine Rechnung bei dem jetzt immer mehr sinkenden Kloster nicht finden mochte, und daher seine Stelle 1542 an Ostmann Bartoldi von Hardegsen übergab. Allein auch dieser legte 1545 seine Stelle nieder, und gieng wiederum nach Hardegsen zurück. An Bartoldi's Stelle wählte man Antonius von Bardeleben, und da dieser auch bald wieder resignirte folgte ihm 1555 Henning Crantz. Dieser blieb bis zu seinem Tode 1575 im Kloster, und verwaltete seine

Stelle

Stelle mit aller Treue 20 Jahre hindurch. Ihm folgte Henrich Wissel aus Hannover, damaliger Amtmann zu Harste, und diesem Philipp Werneri, der aber schon 1587 seine Stelle wieder niederlegte. Zu Lezners Zeit war Erich Tedencrus aus Münden als Verwalter auf das Stift gesetzt.

Lezner beschließt seine Nachrichten über Weende mit Geschichten von Wundergeburten, Mordthaten und Unfällen, die im Kloster und Dorfe Weende vorfielen; von den letztern wollen wir nur die Jahre 1293, wo im Kloster in der Nacht Petri und Pauli ein Feuer entstand, welches aber bald gelöscht wurde, und 1505 ausheben, wo das Dorf Weende niederbrannte.

Ehe wir schließen, wollen wir doch aber noch eine sonderbare Geschichte dem Lezner nacherzählen. Auf den Sonntag Trinitatis wurde beständig alle Jahr eine Wallfarth auf den Nicolai-Berg gehalten; auch im Jahr 1535 geschah dieses unter einem außerordentlichen Zulaufe von Menschen aus der ganzen Gegend. Als die Menge nun nach der Kirche strömte, saß vor der Thüre derselben ein Mensch, der seine Eingeweide vor sich blutig auf den Knieen liegen hatte, und mit kläglichem Aechzen die Wallfahrer um Almosen ersuchte. Von allen Seiten kamen Geschenke in Menge, doch sandte man sogleich zum Scharfrichter nach Göttingen, und bat ihn, dieses Wunder zu untersuchen. Dieser kam dann auch sogleich mit einer derben Peitsche, und fieng seine Untersuchungen mit einigen tüchtigen Hieben an. Der Bettler hingegen wartete das Weitere nicht ab, ließ seine Eingeweide dem Scharfrichter zur Beute, und machte sich eilig auf die Flucht.

G. A. C. L. S.

Bemerkungen über Benutzung alter Schlackenhalden vom Schmelzwesen.

An allen Orten, wo je Schmelzwesen auf Metalle betrieben worden, finden sich alte Schlacken-Vorräthe in bedeutend großen Halden. Auf diesen Schlackenhalden kann keine Art von Pflanzen fortkommen, sondern ihr Grund und Boden ist und bleibt fast für immer unbrauchbar. Die alten Schlacken sind bis jezt meistens ganz unbenutzt geblieben, denn ihr Metallgehalt ist meistens so geringe, oder so sehr gesäuert, daß sie nicht

mit Vortheil weiter zur Metallgewinnung benutzt werden können, und ob zwar allgemein bekannt ist, daß sie eins der allerbesten Materiale zum Wegbau abgeben, so benutzet man sie dennoch dazu nur an solchen Orten, wo sie dem zu machenden Wegbaue sehr nahe liegen, selten aber transportirt man sie weit zum Wegbaue, weil man die Kosten des Transports scheuet.

Nicht in allen Fällen, glaube ich, sollte man die Transportkosten der Schlacken scheuen, sondern, ehe man davon abgeht, die Schlacken zum Wegbaue von entfernten Orten herbeizuholen, und statt ihrer ein näher gelegenes, aber weniger festen, dichten, lange ausdaurenden Weg gebendes, also schlechteres Material wählet, sollte man zuvor berechnen, ob nicht der bessere festere Weg und die längere Ausdauer desselben die mehreren Transportkosten, die auf die Schlacken verwandt werden müssen, reichlich zu ersetzen im Stande sind, was wohl besonders der Fall oft seyn möchte, wenn man sich zum Wegbaue des Flötzkalksteins bedient, der gar nicht lange ausdauernd zu seyn pflegt, sondern sich leicht in Staub und Gruß zermalmet, das Wasser in sich aufnimmt und damit einen Schlamm bildet; dahingegen metallische Schlacken, besonders wenn sie viel Eisen enthalten, sich nie in Staub auflösen, sondern auch bei der stärksten Befahrung der Wege scharfes Korn behalten, kein Wasser annehmen und damit nicht Schlamm bilden, sondern sich immer dicht, fest und hart verbinden, und sich durch den zwischen ihnen entstehenden Eisenrost ganz besonders stark zusammenkitten.

Wenn man diese Verhältnisse in gehörige Erwägung zieht, so möchten noch wohl an manchem Orte die Schlacken zum Wegbau-Material eine vortheilhafte Anwendung finden können, wo man sie bislang dazu nicht anwendte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eines nutzbaren Gebrauchs der mit Eisen verbundenen alten Schlakken erwähnen, und zwar den, sie klein gestampft mit dem Mauermörtel, besonders mit dem Kalke, zu vermengen, und vorzüglich da, wo das Mauerwerk in das Wasser zu stehen kommt, oder oft von demselben bespühlt wird. Die mit gesäuerten Eisen verbundenen Schlacken geben nemlich, durch den sich unter dem Kalke in der Feuchtigkeit immer stärker bildenden Eisenrost, in dem Mauermörtel ein ganz vorzüglich starkes Bindemittel.

Königshütte. Frankenfeld.

Ver-

Verschiedenes Nützliche.

Seit einigen Jahren versuchte der Hofprediger Schregel in Schwedt, aus den Stielen des türkischen Weizens einen Syrup zu bereiten. Da der Versuch im Kleinen sehr vortheilhaft ausfiel, so ist auf freiem Felde ein Magdeburgischer Morgen mit dieser Getreideart bepflanzt worden, und dieser hat geliefert:

1) an Syrup einen Centner,
2) an Körnern einen Wispel (von 5 Metzen Aussaat),
3) an getrockneten Blättern über 250 Pfund,
4) an Runkelrüben, welche zwischen den Weizen standen, 4 vierspännige Fuhren.

Die entkörnten Kolben, welche zur Feurung sehr gut benutzt werden können, lieferten nicht nur viel, sondern auch solche Asche, von welcher 1 Pfund 1 Viertelpfund der besten Pottasche gab.

Von dem geschickten Künstler Tappert in Berlin werden seit geraumer Zeit vortreffliche Woll Spinnmaschinen erbauet. Ein Sortiment solcher Maschinen besteht aus einer Auflockerungs-, drei Streich-, einer Vorspinn- und einer Spinnmaschine, drei Haspeln und den nöthigen Utensilien. Zu deren regelmäßigen Betrieb gehören 23 Personen (die Streichmaschinen werden aber auch zuweilen in Berlin mit einem Roßwerk betrieben) und liefern täglich 200 Stück Garn, das Stück zu 2800 Berliner Ellen, und 1½ Pfund aufs Stück gerechnet. Ein fleißiger Spinner kann täglich 50 dergleichen Stücke spinnen. Ein Mann kann dabei täglich 9 bis 16 Ggr., eine Frau 5 bis 8 Ggr., ein Kind 3 Ggr. verdienen. Dieses Maschinengespinnst hat vor dem Handgespinnst die Vorzüge, daß beim Spinnen der Faden mehr Schluß erhält, und besser drellirt wird; dies zeigt bei dem Verweben großen Vortheil, auch wenn die Waare in der Wolle zugerichtet wird. Sofern die Güte der Wolle darnach ist, kann von diesem Gespinnst Tuch zu 1 bis 1⅓ Thaler gemacht werden. In den Land-Armen-Anstalten zu Strausberg, Wittstock und Brandenburg finden sich dergleichen Maschinen, welche dem menschlichen Verstande Ehre machen.

Um Elfenbein, oder auch Kunst- und andere Sachen, welche daraus verfertigt sind, wenn solche gelb geworden, ihre verlohrne Weiße wieder zu geben, kann man sich des Alauns bedienen. Man läßt nemlich den Alaun im Wasser zergehen, und ihn damit ein wenig über Feuer sieden, dann thut man das Elfenbein hinein, läßt es etwa eine Stunde darin, reibt es darauf mit einem wollenen Tuche, und

läßt

läßt es endlich in einem naß gemachten linnenen Tuche, worin man es wickelt, allmählich trocknen. Statt des Alauns kann man sich auf gleiche Art schwarzer Seife, oder auch ungelöschten Kalks bedienen.

Folgendes Mittel, Stahl und Eisen vom Roste zu reinigen, ist wegen seiner Vorzüge vor vielen andern Mitteln, die zu diesem Zweck gebraucht werden, zu empfehlen: Man bestreue die rostigen Stellen mit Tabacksasche, und reibe sie dann mit Schachtelhalm. Dies nimmt nicht nur geschwind den Rost weg, sondern giebt zugleich dem Eisen und Stahl eine Politur.

Hr. Wilh. Aug. Lampadius in Freyberg hat, aufgefordert von dem Freyberger Bergamte, eine Maschinen-Schmiere erfunden, die nicht nur sehr wirksam ist, sondern sich auch besonders durch Wohlfeilheit auszeichnet, und bereits bei mehreren Gruben und Maschinenwerken mit Ersparung des dritten Theils der Kosten, die die sonst gewöhnliche Schmiere veranlaßte, angewendet wird. Man hat sich derselben auch schon bei Wägen und Ackergeräthen bedient, und daher ist die Bekanntmachung ihrer Zubereitung für Oekonomen nicht unwichtig. Die Verhältnisse der Composition im Großen, wie sie Herr Lampadius angiebt, sind folgende:

40 Pf. Pech,
30 Pf. Leinöl,
50 Pf. Seifensieder-Mutterlauge (welche aber gut seyn muß),
30 Pf. grüne und brauns Schmierseife,
140 Pf. Wasser.

Die Hauptsache, welche diese Schmiere wohlfeil macht, ist das Wasser, welches durch seine Verbindung mittelst Verwandtschaft mit der Seife und den übrigen Stoffen in eine zähe, zum Schmieren geschickte Form gebracht wird. Die Seifensieder-Mutterlauge bringt das Pech und Oel in eine seifenartige Verbindung. Das Verfahren ist folgendes: Man bedient sich zur Verfertigung zweier eingemauerter eiserner oder kupferner Kessel. In dem einen löset man das Pech in Leinöl auf, und zu gleicher Zeit in dem andern zuerst die grüne Seife in dem Wasser, und nach und nach zuletzt die Lauge. Letztere Flüssigkeit wird ziemlich dickflüssig. Nun zieht man unter dem ersten Kessel das Feuer so weit ab, daß die Flüssigkeit ungefähr 70° Reaumür ist, und rührt nach und nach die heiße laugenartige Seifenauflösung darunter. Nun läßt man das Feuer abgehen, rührt aber bis zum Lauwerden der Schmiere (30°) fort. Die sofortige Schmiere hebt man nach Belieben auf.

Fang der wilden Gänse und Birkhüner in Sibirien.

In Sibirien, besonders von den Ostiaken, werden die wilden Gänse, sowohl ihres Fleisches, als vorzüglich der Federn wegen, häufig gefangen, und zwar auf folgende Art:

Der Jäger oder Fänger wählt eine geräumige, mit Wasser und Gehölz umgebene Ebene, worauf er große Netze mit weiten Maschen ausspannt, nachdem er eine Anzahl ausgestopfte Gänsehäute auf das Gras hingestellt hat. Er selbst sitzt dann in einer kleinen Hütte von Baumzweigen verborgen. Sobald er nun einen Zug wilder Gänse über sich hinfliegen sieht, macht er mit einem Stück Birkenrinde im Munde das gewöhnliche Geschnatter derselben genau nach, worauf die Gänse einen Flug in die Runde nehmen, und sich zwischen den ausgestopften Gänsehäuten, die sie für ihres Gleichen halten, niederlassen. Sobald dieses der Fänger sieht, zieht er seine Netze mit einer Schnur zusammen, und erhascht auf diese Weise oft den ganzen Zug. Die Gänse fliegen immer mit gegen den Wind gerichtetem Kopf auf, und deswegen wird an hohen Stangen auch windwärts ein tiefes langes Netz ausgespannt, um noch wenigstens einen Theil der Gänse zu fangen, die dem andern Netz entgehen.

Die Birkhüner werden auf folgende Art gefangen:

Man macht von Gehölze über einen Sandstrich nach einem Flusse zu ein Pfahlwerk, das ungefähr vier bis fünf Fuß hoch, und so dicht ist, daß diese Vögel nicht hindurch können. In gewissen Entfernungen werden aber Oeffnungen gelassen, die für Birkhüner groß genug sind, welche lieber von einem Ende des Pfahlwerks durch die Oeffnungen kriechen, als überfliegen. In den Oeffnungen selbst sind Fangeisen oder auch gebogene Zweige angebracht, die, so wie ein Birkhuhn sie berühret, es beim Hälse oder bei den Füßen festhalten.

Beantwortung

der im 27sten Stück des diesjährigen neuen Hannov. Magazins enthaltenen Anfrage:

Was giebt es für Mittel, Ratten von Taubenschlägen schnell zu entfernen, die den Tauben unschädlich sind?

Tauben- und Hühnereier, auch das für dieses Geflügel bestimmte Futter, bleiben immer für Ratten und Mäuse ein Leckerbissen, den der Landmann ihnen aber auf eine leichte Art entreissen kann. Man macht nemlich einen Kasten, von der Form eines Vogelbauers, zehn Zoll lang, sieben breit und fünf hoch, und an allen Seiten mit Drath durchflochten. Auf jeder Seite befinden sich ein oder zwei runde Löcher, wodurch die Mäuse und Ratten bequem ein und ausgehen können. Der Deckel muß zum Einschieben gemacht werden. In dieses Kästchen, welches wohl für dieses Ungeziefer, aber nicht für Tauben zugänglich ist, stellt man einige Tage hindurch Butter, Speck und dergleichen ihnen angenehme Dinge, doch nur wenig, damit sie es in einem Tage aufzehren können. Hat man dies pünktlich zur gesetzten Stunde gethan; so mischt man alsdann unter eben die Lockspeise, deren man sich bisher bediente, eine gehörige Portion Arsenik mit Zucker vermischt.

Dies sowohl als auch folgendes Mittel giebt diesem Ungeziefer einen gewissen Tod. Man kann nemlich statt der Lockspeise nicht zu fettes Schweinefleisch nehmen, das man klein hackt, und am fünften und sechsten Tage gut gestoßene Krähenaugen darunter mischt. Nur muß man bei diesem Mittel immer Wasser daneben stellen, weil die Ratten und Mäuse, sobald sie davon gefressen haben, einen brennenden Durst empfinden, und ohne das Wasser nicht so gewiß umkommen.

L. F. D.

Hannöversches Magazin.

44tes Stück.

Freitag, den 2ten Junius 1809.

Roger der Unverbrennliche.

Eine physikalische Untersuchung.

Seit einigen Jahren lesen wir in den öffentlichen Blättern häufig die Nachricht, daß ein gewisser Roger umherreiset, und öffentlich die Unverbrennlichkeit seines Körpers zeigt. Man wußte auf diese Weise beständig, wo der Wundermann sich aufhielt, und wo er seine Künste gezeigt hatte, bis in der gegenwärtigen Zeit die Nachrichten von ihm schweigen, und so wird denn dieses, für die Wissenschaft keinesweges uninteressante Ereigniß nach einer ephemeren Existenz wieder in Vergessenheit gerathen. Es ist in der That zu bewundern, daß in unserm forschenden Jahrhundert kein Regent, keine Akademie und keine gelehrte Gesellschaft dieser Sache so viele Aufmerksamkeit gewidmet hat, um das Wahre von dem Falschen genau zu sondern, und diejenigen Mittel zur Erweiterung der Naturkenntnisse anzuwenden, die die Kräfte eines Privatmannes übersteigen. Die Akademie in München hat das unbestreitbare Verdienst, die Campetti'schen Angaben geprüft zu haben, wenn gleich nicht das ganze Publikum mit der Art dieser Untersuchungen zufrieden seyn mag, und der lebhafte Streit über diesen Gegenstand stellt gewiß die Wahrheit der Sache in ein helleres Licht. Unbezweifelt verdient Roger mit seinen Künsten weit mehr Aufmerksamkeit, als Campetti, wenn auch nur deswegen, weil schon mehrere Vorgänger Campetti's mit ganz gleichen Angaben als Betrüger entdeckt sind, über den Thatsachen aber, die Roger zeigt, wenn wir sie den bekannten Ordalien gleichstellen, noch ein dicker Schleier ruhet, indem hierbei keinesweges das Wahre von dem Falschen gänzlich geschieden ist. Es läßt sich nämlich als bekannt voraussetzen, daß man im Mittelalter häufig die Wahrheit durch die sogenannten Ordalien oder Gottesgerichte herauszubringen suchte. Einige von diesen beruheten lediglich auf dem Glauben des Volks, als die

Probe des Kreuzes und der geweiheten Hostie, andere waren dem bloßen Zufalle unterworfen, wo nicht eigenes Gewissen und der Einfluß der Geistlichen etwas änderte, als die Wasserprobe und der Zweikampf; noch andere endlich lagen ganz in der Gewalt der Geistlichen, nämlich die Probe des glühenden Eisens. Die Verurtheilten mußten, ohne verletzt zu werden, mit entblößten Füßen über glühende Stangen Eisen gehen, oder glühende Pflugschaare in den Händen halten. Es ist sehr möglich, daß hierbei mitunter Täuschung vorfiel, und daß die Geistlichen nach Art der Theaterpossen gefärbte Stangen Holz unterschoben. Allein, daß dieses jedesmal geschehen seyn sollte, ist bei der Feierlichkeit solcher Begebenheiten, bei der Menge der gegenwärtigen Zuschauer, und bei der Gefahr, eine große Zahl der niedrigen Handlanger bei diesem Geschäfte mit in das Geheimniß einzuweihen, weit weniger glaublich, als daß die Geistlichen Präservative besessen, welche die Haut gegen die Einwirkung des glühenden Eisens schützten. Dieses letztere wird durch die Art, wie solche Proben angestellt wurden, noch glaublicher. Der Verurtheilte mußte nämlich mehrere Tage vorher in ein Kloster aufgenommen, und von der Verbindung mit allen Weltlichen abgesondert werden, damit Gott ihn der Erhaltung würdigte, wenn er unschuldig war. Hier mußte er fasten, beten, und insbesondere wurde er gewaschen, gebadet und gesalbt unter feierlichem Gesange der Geistlichen. Dann ward die Probe an ihm vollzogen, und seine Füße oder Hände unmittelbar darauf in einen geweiheten Beutel gebunden, das Band wurde versiegelt, und er kam wieder in das Kloster, bis nach einigen Tagen der Beutel feierlich geöffnet, und seine Schuld oder Unschuld erkannt wurde.

Je wahrscheinlicher es wird, daß man seit langer Zeit Mittel gekannt hat, wodurch die Einwirkung erhitzter Körper von der Oberfläche des menschlichen Körpers abgehalten werden kann, um desto angestrengter muß das Bestreben seyn, die Wahrheit hiervon aufzufinden, und jede Spur zu verfolgen, die zur Entdeckung derselben zu führen scheint. Verschiedentlich haben sich einzelne auf ihre Kunst reisende Menschen damit sehen lassen, daß sie glühende Stangen Eisens in die Hände genommen, oder mit entblößten Füßen darauf gestanden haben, allein bis jetzt hat noch keiner, der die Macht dazu hatte, einen Versuch gemacht, die Geheimnisse dieser Menschen zu entdecken oder ihre Betrügereien zu enthüllen, denn eins von beiden muß doch zum Grunde liegen. Was aber noch mehr ist, selbst in der gelehrten Welt ist gerade dieser Gegenstand nicht einmal einer ernsten Aufmerksamkeit gewürdigt, denn was einige Schriftsteller, namentlich auch Leibnitz, darüber sagen; ist nichts als eine oberflächliche Andeutung. Als Roger in Frankreich, der Schweiz, Italien und Deutschland die Künste

seiner

seiner Unverbrennlichkeit zeigte, erwarteten mit mir gewiß viele eine genauere Untersuchung der Sache, allein vergebens. Bloß ein gewisser H. D. Müller in Bremen hat in einer Brochüre den armen Roger für einen Betrüger erklärt, dessen Kunststücke er selbst alle nachmachen könne, und der Recensent dieser Schrift in der H. A. L. Z. fertigt den Verdammten schlechthin als einen Charlatan ab, auf die Auctorität des Referenten in dem genannten Buche, ohne das audiatur et altera pars gehörig berücksichtigt zu haben. Hätte der Recensent den Roger selbst gesprochen, so würde dieser ihm ganz offen gestanden haben, daß ein solches Verfahren, als das des Hrn. D. Müller gegen ihn, Vorsicht empfehle, daß er seit dieser Zeit furchtsam geworden sey, und es vermeide, mit Sachverständigen über seine Kunststücke zu reden, indem dieser Versuch gemacht sey, ihn um die Mittel seiner Subsistenz zu bringen, da er gar nicht leugne, daß er des Publikums wegen für seinen Unterhalt mehr thun müsse, als er sonst thun würde. Zugleich setzte er hinzu, daß er gewillet sey, sein Präservativ bekannt zu machen, sobald er genug erworben habe, um leben zu können. Indeß zweifle ich, daß dieses geschehn wird, da er vielmehr wahrscheinlich diesen Erwerbszweig für seinen Sohn erhalten wird.

Ehe ich mich darauf einlasse, die Kunststücke Rogers zu würdigen, will ich zuerst dieselben für eine große Zahl Leser beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Dieser Roger selbst, welcher seine Unverbrennlichkeit zeigt, ist, nach seiner Angabe, von der Spanischen Grenze gebürtig, klein und mager, hat Pockengruben, eine dicke, im Gesicht runzliche Haut, ist blaß von Ansehen, ungefähr 38 Jahre alt, hat dunkeles Haar, und ist ohne alle literärische Bildung und von sehr mittelmäßigem Verstande, so daß er durchaus diejenige Gewandheit und Verschmitztheit nicht verräth, wodurch sich gewöhnlich die Gaukler auszeichnen. So weit man seinen Körper sieht, zeigen sich keine Narben, außer auf dem linken Oberarm sind deren zwei sehr sichtbar, und wie Beulen hervorgetrieben, die von einer gewaltsamen Verletzung zeugen. Sein 12jähriger Sohn, welcher gleichfalls einige Kunststücke zeigt, ist von einem gesunden Körper, munter und wohlgewachsen, und übrigens ohne Auszeichnung; inzwischen behandelt ihn der Vater mit sichtbarer Schonung, und läßt ihn bei weitem nicht so viel wagen, als er selbst thut.

Die Kunststücke, welche dieser Roger zeigt, sind, wie seine Erzählungen doppelt. Man könnte sie die esoterischen und die exoterischen nennen. Die ersteren zeigt er dem großen Publikum, die letzteren aber giebt er nur dann, wenn er bemerkt, daß man einen Theil seiner Versuche einsieht und nachmachen kann. Wer

das große Publikum kennt, und weiß, wie daſſelbe behandelt ſeyn will, um von ihm die zur Subſiſtenz erforderliche Contribution zu erheben, der wird einen Mann entſchuldigen, der zu ſolchen unächten Mitteln gezwungen ſeine Zuflucht nimmt. Thäte Roger dieſes nicht, ſo wäre er in einer Viertelſtunde mit allen ſeinen Wundern fertig, und wenn er dann ſeine Zuſchauer ſo bald entließe, und dieſes, wie ſich verſteht, bekannt würde, was wollte aus einem Künſtler werden, der ſein Publikum nur wenige Minuten beſchäftigen kann? Höchſtens würde er in einigen groſſen Städten einigen Erwerb finden, ſchwerlich aber hiervon das Poſtgeld und die Wirthsrechnungen in den weiten Zwiſchenräumen bezahlen können. Weit gerathener iſt es, nach Art eines andern Chemikers zu verfahren, welcher aus Salpetergas und Sauerſtoffgas den Pyrmonter Brunnen künſtlich nachmacht, und von dem verfertigten Sauerbrunnen ſein gutwilliges Publikum nach der Reihe koſten läßt.

Um die Zeit auszufüllen, und das Auge durch Mannigfaltigkeit zu ergötzen, giebt auch Roger Dinge zum beſten, die abſolut nicht zur Sache gehören, jedoch mit dem Unterſchiede von andern ſeiner Art, daß ſie ihm durchaus nicht wohl anſtehen, und man das Gezwungene und Heterogene ſogleich entdeckt. Es ſieht in der That lächerlich betrübt aus, dieſen Mann zur Eröffnung des Ganzen nach einer dürftigen Muſik in einem rothen Jäckchen, mit ganz entblößten Armen und Beinen, einige male im Kreiſe herumtanzen, und allerlei poſſirliche Geſtus machen zu ſehen. Hierzu paſſen dann ſeine Erzählungen ganz trefflich, daß ſein Körper eine ausgezeichnete Beſchaffenheit der gänzlichen Unverbrennlichkeit habe, die an ihm in den Jahren ſeiner Kindheit entdeckt ſey, da er zufällig in einem brennenden Hauſe unbeſchädigt geblieben, und daß endlich dieſe Eigenſchaft fortgepflanzt werde, wie ſein Sohn beweiſe. Nach dieſer Einleitung und dem Schweigen der Muſik, die bei den Vorbereitungen die Zuſchauer gegen die lange Weile ſchützen ſoll, folgt dann eine Reihe theils unbedeutender, theils keineswegs leicht erklärlicher Kunſtſtücke.

Zuerſt wuſch er ſich Hände und Schenkel im Angeſichte der Zuſchauer mit reinem Waſſer, ſo weit ſich dieſes unterſcheiden läßt. Dann ließ er ſich eine kirſchrothglühende Ofenſchaufel bringen, ſchlug dieſelbe auf ein am Boden befeſtigtes Eiſenblech, ſo daß die oxydirte Oberfläche (der ſogenannte Hammerſchlag) davon ſprang. Während dieſer Zeit erkaltete die Ofenſchaufel ſo weit, daß ſie nur noch am Stiele kirſchroth glühete, vorn aber dunkel war. Indem er den Stiel in der rechten Hand hielt, faßte er die Schaufel

vorn

vorn ruhig mit den Fingern der linken Hand an, und strich dann mit der untern scharfen Kante derselben seine Beine langsam aufwärts, bis an die Knie. So wie die Schaufel nirgend mehr sichtbar glühete, ward eine andere gebracht, die hellroth glühete. Roger schlug sie auf das Blech, wie vorhin, und setzte unmittelbar das Streichen fort, indem die vordere Kante noch kirschroth glühete, bis alles Glühen aufgehört hatte. Hierbei bemerke ich, daß ich sogleich nach diesem Versuche nebst zwei andern eben so einsichtsvollen als vorurtheilsfreien Männern, folglich competenten Richtern, die Beschaffenheit der Beine untersuchte. Die Haut war dick und kalt, übrigens nebst den Haaren auf den Schenkeln vollkommen unversehrt.

Nachdem dieses mit hinlänglicher Deutlichkeit und so genau gezeigt war, daß jede Vorstellung einer möglichen Täuschung wegfallen mußte, ließ Roger sich einen hellroth glühenden Ofenhaken bringen, wie man sie gewöhnlich in Windöfen, die zu Steinkolen eingerichtet sind, zu gebrauchen pflegt, streckte seine Zunge weit aus, und strich mit dem Haken so langsam über dieselbe, daß man das Zischen deutlich wahrnahm. Ein jeder Strich mochte ungefähr eine Sekunde dauern, und war also, ohne Präservativ, zum gefährlichsten Verbrennen hinreichend. Die Zunge selbst war lang, fleischig und ziemlich belegt, übrigens nach mehr als zwanzigmaligen Streichen, wobei zwei nach einander gebrauchte Haken erkalteten, vollkommen unversehrt und mit vielem Speichel überzogen.

Diese beiden Versuche machte auch sein Sohn, allein, wie ich früher gesagt habe, mit weit mehr Schonung, als der Vater gegen sich selbst bewies. Die Züge des Hakens über die Zunge waren schneller, und die angewandten Schaufeln mehr erkaltet. Daher verbrannten die Haare desselben auch nicht, als er sie mit der vordern Kante der Schaufel strich, versengten aber, als er einen abgeschnittenen Büschel derselben in der Nähe des Stiels auf dieselbe warf.

Nach einer kleinen Pause ließ Roger sich einen in der Mitte glühenden Stab Eisen bringen, welcher drei Fuß lang, anderthalb Zoll breit und zwei bis drei Linien dick war. Diesen faßte er an den beiden dunkeln Enden an, bog ihn krumm und wieder gerade, legte ihn auf das vorerwähnte Eisenblech, und bog ihn abermals abwechselnd krumm und gerade, indem er die Fußsohle in der Gegend der Höhlung auf die glühende Stelle desselben setzte. Als der eine Stab erkaltet war, wurde ihm ein zweiter gebracht, womit er die nämliche Operation wiederholte, bis man kein Glühen desselben mehr wahrnahm. Nunmehro legte er denselben

selben flach auf das Eisenblech, stellte sich mit dem Fuße darauf, und drehete sich, indem er den andern aufhob, einen ganzen Kreis herum. Indem er dieses abwechselnd mit beiden Füßen wiederholte, bemerkte ich einmal, als die Umdrehung sehr langsam gemacht wurde, einen brenzlichen Geruch, wie von verbranntem Horn. Zum Beschluß legte er den gebrauchten Stab Eisen auf den hölzernen Fußboden, um zu beweisen, daß er nicht erkaltet sey, stellte sich mit dem Fuße in die Mitte, bis der Fußboden rauchte, und beim Wegnehmen des Eisens verkohlt gefunden wurde. Nach allen diesen Experimenten zeigte sich seine Fußsohle bei genauer Untersuchung schwarz gefärbt, unversehrt, weich, und ohne einen Callus, wie man diesen schon bei gemeinen Leuten, welche seltene oder schlechte Bekleidung der Füße gewohnt sind, zu entdecken pflegt.

Auf diese sehr merkwürdigen Versuche folgten einige andere, welche eben so unbedeutend waren, als sie zugleich die Unkunde des Künstlers zeigten. Derselbe nahm Scheidewasser, welches allem Anschein nach stark verdünnt war, bewies die auflösende Kraft desselben dadurch, daß er einen Theil desselben auf ein hannoversches Zweigutegroschenstück goß, und den Zuschauern zeigte, wie dieses aufgelöset wurde; goß dann Salzsäure hinzu, wodurch das Silber als Hornsilber niederfiel, wusch seine Hände mit dem Scheidewasser, und schien von beiden Säuren zu trinken. Wie groß die verschluckte Quantität seyn mogte, läßt sich nicht angeben, denn er bewies bloß durch den Geruch seines Mundes, daß derselbe mit den Säuren benetzt gewesen war. Bekanntlich ist das Waschen mit verdünntem Scheidewasser, welches in dieser Beschaffenheit das Silber stärker als die concentrirteste Säure angreift, keine bedeutende Sache, und auf gleiche Weise gehört nicht viel dazu, etwas Salzsäure überzuschlucken, wenn man den Eckel dagegen überwindet. Dann läßt sich auch durch Uebung leicht die Fertigkeit erlangen, etwas Salpetersäure mit dem vielen Speichel des Mundes zu vermischen, welches hinreicht, demselben den Geruch darnach mitzutheilen.

Um nichts bedeutender war ein anderes, hierauf unmittelbar folgendes Stück, welches inzwischen auf eine nicht unwichtige Naturerscheinung führt. Roger nahm Stangen von gewöhnlichem kunkelschen Phosphor, rieb sich damit die Hände und Schenkel, ohne verbrannt zu werden, und fuhr dann mit einem dunkelglühenden Ofenhaken über die Schenkel, so daß die Reste des abgeriebenen Phosphors verbrannten. Anfangs glaubte ich, er habe hierzu eine durch irgend eine Auflösung gesättigte Auflösung des Phosphors gebraucht, allein nach mehreren vergeblichen Versuchen zeigte sich die

höchst

höchst merkwürdige Erscheinung, daß der Phosphor, wenn man mit demselben die Haut reibt, zu schnell verdampft, weil er zu fein vertheilt ist, und folglich nicht brennen kann. Roger bewies hierbei auch deutlich, daß es ihm ganz an der Gegenwart des Geistes fehlt, die ein verschmitzter Charlatan haben muß, denn als jemand die Aechtheit des Phosphors, mithin auch die Bedeutsamkeit des Kunststücks in Zweifel zog, forderte er beständig dessen Hut, um durch Reiben des Phosphors auf demselben eine Entzündung zu bewirken. Hätte er mehr Schlauheit gehabt, so würde er dreist die Hand des Zweiflers zum Versuche gefordert haben, um ihn genau so nachzumachen, als er ihn an sich zeigte. Dann ließ sich immer voraussetzen, daß die Hand verweigert wurde. Geschahe dieses aber nicht, so ließ sich leicht durch ein wenig Papier oder Zeug eine Entzündung des Phosphors bewirken, und so unzureichend denn auch der Beweis war, so hatte er gewiß den Beifall des Publikums auf seiner Seite, und der verbrannte Vorwitzige ertrug, aller Demonstrationen ungeachtet, den Spott der Unkundigen.

(Der Schluß folgt.)

Der Schlittenberg bei Petershof in Rußland.

In den Gärten bei Peterhof, einem von Peter I. am finnischen Meerbusen, etwa 30 Werste von Petersburg, angelegten, nach seinem Tode aber verschönerten Pallaste, befindet sich ein sonderbares Kunstwerk, das der Schlittenberg, von einigen Reisebeschreibern auch der fliegende Berg genannt wird. Dieses Werk steht in der Mitte eines länglicht runden Platzes, der durch eine offene Kolonade, mit plattem Dach, eingeschlossen wird, welche für die Zuschauer bestimmt ist. Der Umfang dieser Kolonade beträgt anderthalb Viertelstunden. In der Mitte dieses eingeschlossenen Platzes steht der fliegende Berg, der beinahe von einer Seite bis zur andern reicht. Es ist ein hölzernes auf Pfeilern ruhendes Gerüst, welches eine unebene Grundfläche, oder einen aus drei Absätzen bestehenden Berg bildet, zwischen welchen Absätzen Räume wie Thäler liegen. Von der Spitze geht ein mit Brettern belegter Weg bis auf den Boden hinunter, in welchem drei parallel laufende Fugen angebracht sind. Alles dies ist zu folgendem Gebrauch bestimmt: Ein

kleiner

kleiner Wagen, darin nur für eine Person Platz ist, wird auf der obersten Spitze in die mittlere Fuge gestellt, und rollt sogleich mit größter Schnelligkeit einen Hügel herunter; die Schwungkraft, die er durch dieses Herunterrollen empfängt, treibt ihn auf den zweiten, und so läuft er auf- und abwärts bis auf die Ebene des Platzes hin, auf der er auch noch eine Strecke sich fortbewegt, jedoch noch innerhalb der Grenze desselben stehen bleibt. Hierauf wird er in eine von den zwei Seitenfugen gestellt, und an einem an einer Winde befestigten Seil wieder in die Höhe gezogen. Es ist keine Gefahr dabei umgeworfen zu werden, weil die Fugen oder Gleise den Wagen stets in seiner geraden Richtung erhalten.

Eine Bemerkung des Linnäus.

Als ich vor einiger Zeit in des berühmten Linnäi Versuchen einer Natur- Kunst- und Oekonomie-Historie von einigen Schwedischen Provinzen, (Leipzig und Stockholm 1756.) las, stieß ich S. 53. auf eine Bemerkung desselben, die, wie ich glaube, von Landwirthen und Pflanzenliebhabern noch nicht so allgemein erwogen und benutzt ist, als sie es zu verdienen scheint. Er erzählt, daß in Smäland die Lindenbäume erst am 8ten Mai ihre Knospen geöffnet hätten, und setzt hinzu: „Es wäre eine wichtige Sache, wenn Verschiedene in den Provinzen jährlich verzeichneten, wann ein jeglicher Baum sein Laub und jegliches Kraut seine Blumen ausschlägt. Ich habe zwar solches (fährt er fort) seit einigen Jahren fortgesetzt, habe aber damit noch nicht zur erforderlichen Vollkommenheit kommen können. Ich bin versichert, daß, wenn solche Versuche einige Jahre nach einander angestellt würden, man dadurch eine Proportion finden würde, wie sich der eine Baum, oder das eine Gewächs gegen das andere verhalte, und daß man zeitig im Frühlinge zum voraus würde sagen können, wie der Sommer würde beschaffen seyn. Ja, dadurch würde ohne Zweifel die rechte Saatzeit können erforscht werden. — — — Wenn aufmerksame Männer belieben möchten, dieses anzuzeichnen, so bin ich versichert, daß wir hiemit weit mehr zum Nutzen der Haushaltungskunst, als mit allen meteorologischen Observationen, welche die Mathematiker und Astronomen anstellen würden, ausrichten könnten."

A.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 5ten Junius 1809.

Roger der Unverbrennliche.

Eine phyſikaliſche Unterſuchung.

(Schluß.)

Endlich beſchloß Roger mit einem ſehr auffallenden Kunſtſtücke, welches ich noch erzählen, dagegen das Durchſtechen der Haut des Oberarms, als zur Sache nicht gehörig, übergehen will. Er nahm einen irdenen Topf mit kochendem Oele, deſſen wirkliches Sieden nicht bezweifelt werden konnte, da die Flamme der Kohlen hineinſchlug und die Oberfläche entzündete, ſo daß ſie einige Stunden brannte, bis die Flamme ausgeblaſen wurde. Zum Beweiſe der ſtarken Hitze des Oels ſteckte Roger einen ſogenannten zinnenen, d. h. einen meiſtens aus Blei, mit wenigem zugeſetzten Zinn beſtehenden Löffel in den Topf, welcher denn natürlich unmittelbar bei der Berührung ſchmolz, ſo daß er den Stiel wieder hervorzog. Von dieſem beſtändig auf den Kohlen ſtehenden Oele nahm er in einem ſilbernen Eßlöffel eine Quantität, zeigte ſie den Zuſchauern, und ſchluckte dem Anſcheine nach etwas davon über. Ob dieſes wirklich geſchehen, und wie groß die Quantität deſſelben geweſen, wage ich nicht zu beſtimmen, denn man weiß, wie ſchwer es in ſolchen Fällen hält, genau zu beobachten. Dagegen weiß ich mit entſchiedener Gewißheit, daß er wiederum von dem Oele nahm, alſobald die Fingerſpitzen der rechten Hand damit benetzte (wobei ich jedesmal ein gewiſſes Ziſchen wahrnahm) und hiemit die Augenbraunen ſo ſchnell wuſch, daß das Oel noch faſt ſiedend an dieſelben kommen mußte.

Dieſes ſind nach einer unpartheiiſchen und gewiß auf ſehr genaue Beobachtung gegründeten Erzählung die Kunſtſtücke, wodurch Roger ſeinen Unterhalt ſucht, und welche er ohne

Zweifel in jeder Stadt bei seiner Durchreise auf die nämliche Weise wiederholt. In einer nachherigen Unterhaltung mit einigen Sachverständigen gestand er aufrichtig, daß seine Angaben, vorzüglich wie sie der Anschlagezettel enthalte, nur für das unkundige Publikum zur Erregung der Neugierde bestimmt seyen. Er leugne nicht, daß er ein Präservativ habe, welches aber mehrere Jahre gebraucht und beständig wiederholt werden müsse, um wirksam zu seyn. Er habe dasselbe durch einen Zufall erfahren, es sey sehr einfach, sicher und übrigens ganz unschädlich für den Körper u. s. w. Die Wahrheit dieser Aussagen muß ich inzwischen dahin gestellt seyn lassen, da es, ohne genauere Bekanntmachung, schlechthin unmöglich ist, ein solches Präservativ, und ob dasselbe und wie es gebraucht wird, zu erforschen.

Jetzt erlaube ich mir noch einige Bemerkungen über diesen Gegenstand, so weit derselbe ein Object der Untersuchungen über die Naturkräfte ist.

Zuerst scheint es mir eine irrige Ansicht zu seyn, wenn man von der Bekanntmachung eines solchen Präservativs einen großen Gewinn für das bürgerliche Leben erwartet. Wozu sollte der Nutzen gereichen? Von Handwerken und Künsten kann hiebei die Rede nicht seyn, denn wir haben Vorrichtungen und Maschinen genug, um die glühenden Metalle zu bearbeiten, und sie hiebei fester zu halten, als es mit den Händen geschehen kann. Inzwischen denkt man gewöhnlich nicht sowohl hieran, als an die Rettung aus Feuersgefahr, weil die Unverbrennlichkeit eines Menschen denselben zu unglaublichen Unternehmungen geschickt machen würde. Hiebei schiebt man aber dem Präservative eine gröſsere Kraft unter, als es wirklich hat, wie sich sogleich ergeben wird, denn gesetzt, daß dasselbe gegen Verletzung der Haut sicherte, so kann es auf keine Weise den Abgang der Respiration ersetzen, mithin durchaus nicht gegen das Ersticken schützen, andere Einschränkungen desselben ungerechnet.

Hiebei wird vorausgesetzt, daß Roger sich wirklich eines Präservativs bediene, um die Einwirkung des glühenden Eisens auf die Haut unschädlich zu machen. Dieses glaube ich annehmen zu müssen, weil eine Täuschung nach meiner Ansicht unmöglich ist. Alle Beobachtungen wurden von mir und andern ohne Vorurtheil, mit guten Sinnen und in solcher Nähe angestellt, daß jeder Betrug entdeckt seyn würde. Die Zuschauer, denen er sich vorzüglich näherte, empfanden sehr merklich in der Entfernung von beinahe einem Fuß die Einwirkung der glühenden Haken, deren er sich bediente, und es ist gewiß einem jeden meiner Leser hinlänglich bekannt, daß selbst die schnellste Berührung des rothglühenden Eisens ohne Verletzung der Haut nicht geschehen kann, vielweniger aber wird jemand es unbedeutend finden, daß Roger nach mehrmaligem Umbie-

gen

gen des glühenden Stabes durch den darauf gesetzten Fuß sich zuletzt mit nackter Fußsohle darauf stellte, und so lange aushielt, bis der Fußboden rauchte und verkohlt war. Am wenigsten wird jemand geneigt seyn, eine natürliche Beschaffenheit der Haut, die, als seltene Ausnahme, von der gewöhnlichen Regel gänzlich abweichen müßte, ernstlich anzunehmen, und es läßt sich nur aus dem so sehr gemeinen Hange zum Wunderglauben erklären, daß Roger gerade diese Erzählung mit Erfolg wählen kann.

Es bleibt also zweitens nichts anders übrig, als seine Angabe von einem gebrauchten Präservativ für wahr zu halten, welches man zwar keineswegs vollkommen erkennen, aber doch negativ etwas beschreiben kann. Es ist nämlich ganz unmöglich, der menschlichen Haut eine absolute Unzerstörbarkeit durch die Einwirkung des Feuers mitzutheilen, denn sonst müßte sie aus ganz andern Theilen zusammengesetzt werden, als sie wirklich ist, und würde folglich nicht mehr Haut und also zu den Funktionen derselben nicht mehr tauglich seyn, da die Haut nicht für sich isolirt ist, und ihr daher neben der Unzerstörbarkeit durch die Wärme auch ein gänzlicher Mangel der Durchleitung derselben ertheilt werden müßte, weil widrigenfalls zwar die Haut selbst unversehrt bleiben, die darunter liegenden Theile aber zerstört werden würden. Diese letztere Bedingung ist noch viel weniger, als die erstere, zu erreichen, denn wenn es gleich viele Körper giebt, welche bekanntlich den höchsten Graden der Hitze widerstehen, so giebt es doch keinen einzigen, welcher dieselbe gar nicht durchließe. Ließen sich aber beide Bedingungen wirklich erreichen und zugleich Mittel finden, um die Respiration zu erhalten, so könnte man hievon beträchtlichen Nutzen zur Rettung aus Feuersgefahr erwarten. Hierauf macht aber Roger in allen seinen Aeusserungen gar keine Ansprüche, denn sonst würde er den glühenden Haken minutenlang auf der Zunge halten, und auf einem glühenden Stück Eisen so lange stehen bleiben, bis es erkaltet wäre. Will man sich selbst hiebei ein aufrichtiges Geständniß der Wahrheit nicht verhehlen, so wird es bald klar, wie sehr solche Beobachtungen den Täuschungen unterworfen sind. Indem nämlich Roger die Kunststücke macht, wird von den Zuschauern unbemerkt der ganz falsche Schluß untergeschoben, daß derjenige, welcher der Erfahrung zuwider glühendes Eisen eine Secunde berührt, dasselbe auch eine längere Zeit berühren könne, weil doch das Naturgesetz, daß man glühendes Eisen, ohne verletzt zu werden, nicht berühren könne, einmal durch den Versuch widerlegt ist. Allein dasselbe ist keineswegs aufgehoben, sondern bloß modificirt.

Alle wirklichen Kunststücke also endlich, welche Roger und einige vor ihm gezeigt haben, müssen darauf beschränkt werden, daß wir an-

nehmen, er besitze ein gewisses Präservativ, wodurch er seiner Haut eine solche Beschaffenheit mittheilt, daß die Zuströmung des Wärmestoffes aus dem Eisen in dieselbe viel weniger statt findet, als dieses gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Zu gleicher Zeit findet wahrscheinlich noch eine andere Ursach statt, nämlich daß ein großer Theil der unaufhaltbar zerstörenden Wärme verbraucht, hiedurch latent und folglich unwirksam gemacht wird. Aus beiden vereinten, den Naturgesetzen analogen Ursachen läßt sich dann die beobachtete Wirkung erklären. In Rücksicht des Ersteren ist es eine längst bekannte Sache, daß einige Körper die Wärme viel weniger durchlassen, als andere, und sie also nicht so leicht andern Körpern mittheilen. So kann man z. B. eine glühende Kohle als ein glühendes Stück Eisen, weit sicherer heiße Asche, als gleich erhitztes Queckſilber berühren, und der Dr. Banks konnte sieben Minuten in einer Hitze von 79½° R. (gleich dem siedenden Wasser) aushalten, worin seine Uhrkette so heiß wurde, daß er sich daran verbrannte, ja ich glaube, daß ein einzelner Theil des menschlichen Körpers in einer Umgebung von erhitzter Luft ausdauern könnte, worin ein Thermometer den Graden des siedenden Oels nahe kommen würde, da man doch Queckſilber, Silber u. a. nicht mehr ohne Verletzung berühren kann, wenn ihre Temperatur 40° R. übersteigt.

Auch in Rücksicht des Letzteren bietet uns die Natur vielfache Erscheinungen dar, die zu merkwürdigen Resultaten führen. Wenn man einen Topf mit Eis oder Schnee in ein heftiges Feuer setzt, so dauert es eine geraume Zeit, bis die Schmelzung vollendet ist, und bis dahin bemerkt man keine Vermehrung der Wärme. Wenn man auf gleiche Weise im heißesten Sommer den brennenden Sonnenstrahlen mit nassen Kleidern ausgesetzt ist, fühlt man Kälte. Man verbrennt sich nicht an einem heißen Plätteisen, wenn man den Finger benetzt; ein Tropfen Wasser hält sich eine geraume Zeit auf einer glühenden Eisenplatte, ohne verdunstet oder zerstiebt zu werden, und der verewigte Lichtenberg erzählte mir, daß ein Künstler in seiner Gegenwart aus einem Tiegel mit der Hand eine Portion geschmolzenes Kupfer geschöpft, dasselbe vorgezeigt, und wieder hineingeworfen habe, mit der, für ihn, im Vertrauen hinzugefügten Erklärung, daß er seine Hand hiezu vorbereite, indem er sie unvermerkt unter dem Arme von dem daselbst gewöhnlichen Schweiße feucht werden lasse. In allen diesen Fällen wird die Wärme zum Verdampfen der dargebotenen Feuchtigkeit verbraucht, und folglich nicht weiter merkbar.

Um also die Rogerschen Kunststücke nachzumachen, kommt es wahrscheinlich darauf an, die obere Haut

in

in so weit zu präpariren, daß sie die Wärme noch schlechter leitet, als manche jetzt bekannte Körper thun, und sie zugleich mit einem Stoffe zu versehen, welcher die einwirkende Wärme eben so stark, oder noch stärker ableitet, als dieses durch alle Arten von Feuchtigkeit geschieht. Durch welche Mittel dieses aber geschehen kann, ist jetzt noch nicht bekannt, und scheint das Geheimniß frühерhin der Geistlichen, jetzt einiger herumreisender Künstler zu seyn. Es würde allerdings ein sehr bedeutender Gewinn für die Naturkunde seyn, wenn es möglich wäre, dasselbe aufzufinden und genauer zu erforschen.

H. M.

Aufklärung

des im 31ten Stück des Neuen Hannoverschen Magazins vom Jahre 1809 erwähnten physikalischen Phänomens.

Dies Phänomen, daß zwei erwärmte und auf einander gelegte Blätter Schreibpapier, nach dem Streichen mit elastischem Gummi, auf ihren sich berührenden Seiten eine Adhärenz zeigen, beruht auf nichts mehr und nichts weniger als auf Elektrizität, wie das auch sogleich ein Bennettisches Elektrometer durch Afficirung seiner Goldblättchen anzeigt.

Wenn nun gleich alles, was wir in der Körperwelt Anziehung nennen, am Ende sich wohl auf das große Neutonsche Gesetz, nach welchem das Universum zusammen gehalten wird, und wir bei unserm jährlichen Tanze um die Sonne so richtigen Takt halten, zu reduciren seyn möchte, so bedarf es doch zum Glück einer solchen weiten Ausholung nicht, um dies große Gesetz zur Erklärung dieses und ähnlicher kleinen Phänomene in Anspruch zu nehmen, es müßte sonst ein Experimentator der Physik auf dem Katheder einzig dies Gesetz im Munde führen, und das ist doch nicht der Fall. Es ist ein bekannter Grundsatz in der Naturlehre: das Material zur Erklärung eines Natur-Phänomens nicht entfernter zu suchen, wenn ein naheliegendes vollkommen dazu ausreicht.

Jedem Liebhaber der Naturkunde muß es bekannt seyn, daß das Papier mit in die Klasse der ursprünglich elektrischen Körper (Corpora idio-

Digitized by Google

idiolectrica, non conductores) oder Nichtleiter gezählt wird. Wenn nun diese eigenthümliche Elektrizität eines solchen Körpers durch Reiben in ihm rege gemacht, oder auch durch Mittheilung vermehrt wird, so bekommt er dadurch die Eigenschaft, leichte Körper anzuziehen und wieder abzustoßen, je nachdem er in dem elektrischen Zustande des Gebens oder Nehmens, oder des Plus (+) und Minus (−) ist.

Wer kennt das An- und Abspringen kleiner Papierstückchen an eine Stange geriebenes Siegellack nicht?

Dieser Fall tritt nun auch bei dem bemerkten Phänomen ein. Wird das obere der erwärmten *) Blätter Papier mit dem elastischen Gummi, mit einer Stange Siegellack, oder jeder andern harzigen Substanz, (auch der gemeine Schwefel in Stangenform leistet dasselbe,) gerieben, so wird die Elektricität auf der obern Seite dieses Blattes erregt und angehäuft, und es entsteht hier ein Plus, dagegen auf der andern Seite ein Minus statt findet, durch dies Minus wird nun das untere Blatt angezogen, und es entsteht die beobachtete Adhäsion, welche das Bestreben des elektrischen Fluidums anzeigt, sich in den Körpern ins Gleichgewicht und den Zustand der Ruhe zu versetzen. Ist dies Gleichgewicht oder die gleichmäßige Vertheilung der Elektrizität wieder vollkommen hergestellt, was hier die sogleich wieder aufgenommene Feuchtigkeit im Papier um so schneller bewirken muß, so muß auch nothwendig die Anziehung ihr Ende erreicht haben.

Bei diesem Plus und Minus, oder der positiven und negativen Elektrizität finden indessen zuweilen gewisse Anomalien oder Abweichungen von der Regel Statt, wie Lichtenberg mehrere dergleichen angezeigt, und in Form einer Tabelle gebracht hat **). Der mehr oder minder starke Druck beim Reiben ändert oft die positive in negative, und die negative in positive Elektrizität um. Z. B. sagt er, „wenn man ein seidenes, etwa einen Fuß langes Band an dem einen Ende hält, und mit dem Zeigefinger und Daumen der andern Hand, die aber, so wie auch das Band, trocken seyn muß, in der freien Luft reibt, so bekommt das Band allemal negative Elektrizität (− E.). Eben dieses ereignet sich auch, wenn man es statt der Hand zwischen zwei unelektrischen Körpern reibt, z. B. wenn

*) Erwärmt oder höchst trocken muß das Papier deshalb seyn, weil es sehr schleunig die Feuchtigkeit aus der Luft an sich zieht, — oder ein Hygroskop ist, — und hiedurch zu einem sehr wirksamen Ableiter der Elektrizität wird.

**) Erxleben Anfangsgründe der Naturlehre. 6te Aufl. 1794. p. 475 – 478.

wenn man es auf Eisen legt und mit Eisen reibt, allein mit Gold oder Goldpapier erhält es positive Elektrizität (+ E.); auf warmes Glas gelegt, und mit Messing sanft gestrichen — positive Elektricität, hart gestrichen, negative Elektrizität. Zwei weiße Bänder auf einander und auf glattes Holz gelegt, und mit Messing gestrichen und zugleich aufgehoben, zeigen, das obere negative Elektrizität, das untere positive Elektrizität; eben so verhält es sich, wenn sie auf Messing mit einem Falzbein gestrichen werden ꝛc.

Was den Versuch betrifft, in Hinsicht des entgegengesetzten Streichens des Papiers, auch hierbei eine dem Magnet ähnliche entgegengesetzte Polarität zu vermeinen, so war wohl das Minimum der hier obwaltenden Elektrizität zu keinem Erfolge geeignet.

Uebrigens bewahrheitet sich die Vermuthung des verewigten Lichtenbergs mit jedem Tage immer mehr: „daß die elektrische Kraft eine der vornehmsten Triebfedern sey, womit die Natur so mannigfaltig wirke, und daß sie in Erscheinungen mit im Spiele sey, wo man es nicht erwarte," und gewiß würde der treffliche Mann, der diesem Theile der Naturkunde so ganz lebte, und ihn zu seinem Lieblings-Steckenpferde erkohren hatte, den Werth seines uns so schätzbaren Lebens um vieles höher angeschlagen haben, wenn er die heutigen Riesenschritte in diesem seinem Lieblingsfache noch erlebt hätte, wo die Dinge in diesem wissenschaftlichen Gebiete, wie in der moralischen Welt, seit der Zeit, da er die launige Note zu einem gewissen französischen über die Elektrizität handelnden Buche schrieb, eine gar sehr veränderte Ansicht gewonnen haben *).

Hannover. L. S.

*) Diese Note befindet sich ebenfalls in Erxlebens Anfangsgründen der Naturlehre von 1794 p. 490, und lautet wörtlich: „Zu Paris (Sigaud de la Fond precis historique et experimental des Phénoménes électriques. Paris 1781. p. 285.) glaubte man vor einigen Jahren gefunden zu haben, daß der (elektrische) Stoß immer bei frigidis et impotentibus aufhöre. Der Graf von Artois, der davon hörte, berief dazu die Kastraten der Oper, und man fand die Beobachtung falsch. Auf diese Weise ist die Elektrisirmaschine um die Ehre gekommen, dereinst als ein nützliches Instrument in den Versammlungs-Sälen der Consistorien und Ehegerichte zu prangen."

Auffallendes Benehmen eines Persers.

Der Persische Schah Abas II. hielt im Jahre 1654 zu Casbin Musterung über seine Reuterei. Er saß unter dem Thor eines seiner Gärten, und die höchsten Officiere standen neben ihm. Jeder Reuter mußte einzeln im Gallop vor dem König vorbei jagen, und gerade in dem Moment, wo er dem Gesicht desselben gegenüber war, einen Pfeil nach einem linker Hand von Rasen aufgerichteten Ziel schießen. Denen, welche am besten trafen, wurde ein höherer Sold bewilliget. Einer unter den Reutern, der ein häßliches, flaches und gelbschwärzliches Gesicht hatte, wagte es, Schritt vor Schritt zu reiten und keinen Pfeil abzuschiessen. Erzürnt darüber befahl der König, den häßlichen Schwarzen von der Armee wegzujagen. Man nahm ihm sogleich sein Pferd, seine Waffen und war schon im Begriff, ihn mit Prügeln zu entfernen, als sein General dem Könige versicherte, daß dieser der beste Reuter in der ganzen Armee sey, und bei mehreren Belagerungen viele Beweise seines Muths und seiner Geschicklichkeit gezeigt habe. Er erhielt Pferd und Waffen wieder, sollte aber nun, wie die übrigen, vorbeijagend nach dem Ziel schießen. Er schwang sich auf sein Roß, und tummelte es, wie er dem Ziel gegenüber war, hin und her, ohne einen Pfeil abzuschnellen. Der General wiederholte den Befehl. „Wohin soll ich den schießen?" rief er dem General zu. „Wohin die andern geschossen haben," erwiederte dieser. Den Kopf schüttelnd und lachend sagte er: Ich mag meine Pfeile nicht gegen einen Rasenhügel verschleudern, ich weiß sie gegen die Feinde des Königs zu gebrauchen. Indem zieht er zwei Pfeile aus dem Köcher, hält den einen mit den Zähnen, den andern legt er auf den Bogen, fliegt absichtlich dem Ziel vorbei, und schießt, wie die Parther, rückwärts gerade ins Centrum. Dann eilt er vor dem Ziel wieder vorbei, und schießt auf gleiche Art den andern Pfeil in dasselbe Loch, woraus man den ersten gezogen hatte. Der Monarch, den er jetzt die Füße küßte, erkannte seinen Werth, und ließ ihm dreidoppelte Besoldung auszahlen.

Digitized by Google

Hannoversches Magazin.

46tes Stück.

Freitag, den 9ten Junius 1809.

Nachricht

über den Erfolg eines im Kleinen angestellten Versuchs, aus Mangold-Rüben Zucker zu gewinnen.

Mitgetheilt von dem Oberamtmann Wehner zu Wennigsen.

Der Wunsch, bei dem jetzigen theuren Preise des Zuckers dieses im hohen Grade unentbehrlich gewordene Bedürfniß mir wenigstens für meine Oekonomie zu verschaffen, hat mich veranlaßt, im Herbste 1808 einen Versuch im Kleinen mit der Bereitung des Zuckers aus Mangold-Rüben zu machen, und es mag manchem Leser dieses Magazins nicht uninteressant seyn, meine Erfahrung darüber zu kennen.

Ich verfuhr im Ganzen nach der in Göttling Zuckerbereitung aus den Mangold-Arten, Jena 1808, gegebenen Vorschrift, das heißt: ich nahm von den für das Vieh gepflanzten Runkelrüben ohne besondere Auswahl, ließ sie einigemahl mehr, als diese, behacken, damit die Rüben selbst nicht über der Erde herauswachsen konnten, nicht blatten, und mit den übrigen im Herbst aufnehmen.

Sie wurden hierauf in großen Gefäßen mit Wasser mittelst eines Besens und der Hand sorgfältigst gereinigt, etwa 14 Tage zum Abtrocknen auseinander geschüttet, dann in mäßig dünnen, etwa einen Strohhalm — minder oder mehr — dikken Scheiben (aber vorher nicht in der Länge durch, welches ich als überflüssig unterließ, da sie nicht sehr dick waren) geschnitten, auf Bindfaden so gereihet, daß sie sich beim Trocknen nicht berührten, und unter einem Dache in starker Zugluft aufgehangen; nachdem sie, so viel möglich, getrocknet waren, wurde der Saft auf dem in der angeführten Anweisung näher beschriebenen Wege durch

kaltes Wasser ausgezogen, dieser zur Syrupsdicke eingekocht und zur Kristallisation hingesetzt.

Nur folgende Abweichungen erlaubte ich mir von der Göttlingischen Vorschrift.

1) Weil es schon ziemlich spät im Herbst war, ehe die Rüben zum Trocknen aufgehangen werden konnten, und der Herbst überdieß außerordentlich feucht war, so erreichten die Rüben unter dem Dach den gehörigen Grad der Trockenheit nicht, und ich lief Gefahr, daß sie bei längerem Hängen faul oder schimmlich geworden wären; war also genöthigt, sie in einem trocknen Ofen, wie man deren zum Obsttrocknen hat, auf Brettern zur völligen Trockniß zu bringen. Dies Nachtrocknen kann in jedem geheizten Zimmer geschehn; es in einem Backofen, ohne die Rüben auf Bretter zu legen, vorzunehmen, möchte gefährlich seyn, weil die Rüben weder plötzlich trocknen (beschnirren) noch verbrennen dürfen.

2) Da ich nach der ersten Ausziehung die Rüben noch sehr süß fand, ließ ich zum Versuch ein Drittheil derselben noch einmahl mit halb so viel Wasser, wie das erstemal, begießen, und damit drei Stunden stehn; ich erhielt hieraus einen zwar etwas dünnern, aber nicht merklich weniger süßen Abfluß, als der erste war, der zum Einkochen also auch einige Stunden mehr Zeit, als der erste, erforderte, dessen Syrup sich aber von dem aus dem ersten Abfluß gewonnenen in nichts unterschied.

Dies Ausziehn des Safts sowohl, als das Kochen, erfordert die Aufopferung von ein oder zwei Nächten, da die Arbeit nicht unterbrochen werden darf, um das Wasser nicht zu lange, nemlich nicht über 3 bis 4 Stunden über denselben Rüben stehn zu lassen, um das Kochen, das bei einem gelinden Feuer geschehen muß, nicht zu unterbrechen, und den Safe beständig abschäumen, auch den Kessel, wenn er einmal in Hitze ist, fortdauernd nutzen zu können, wodurch Feurung erspart wird.

Nachdem der zur vorgeschriebenen Dicke eingekochte Syrup vorschriftsmäßig durch Flanel geseigert war, und einige Tage gestanden hatte, bemerkte man durchs Gefühl etwas Körnigtes am Grunde des Gefäßes, welches auf einen erwünschten Erfolg schließen ließ; allein wie die 28 Tage, welche zur Vollendung der Kristallisation höchstens erforderlich seyn sollten, verflossen waren, blieb beim Durchpressen des Syrups durch Leinwand nichts zurück, wenigstens nichts, was bemerkbar genug gewesen wäre, um gebraucht werden zu können — auch ein Theil noch etwa 14 Tage länger unberührt gebliebenen Syrups gab kein anderes Resultat. Versuchte man das Durchpressen durch feine Leinewand, so war es keine Möglichkeit, den Syrup durchzubringen, — durch gröbere Leinwand mach-

mochten wohl die kleinen Kristalle mit durchgepreßt werden. Der Syrup stand übrigens in ziemlich platten und weiten irdenen unglasirten Gefäßen, und in einem mittelmäßig erwärmten Wohnzimmer, worin auch die Milch den Winter hindurch steht.

Zucker erhielt ich also nicht, aber einen sehr guten, und für jetzige Zeiten wohlfeilen Syrup, dem die Kennerinnen mehrere Vorzüge vor dem gewöhnlichen sowohl, als vor Birnsaft und andern ähnlichen süßen Säften beilegen, und der sich bis jetzt noch sehr gut erhält. Vornemlich rühmen sie an ihm eine größere und reinere Süßigkeit, so, daß man nur der Hälfte gegen den jetzt gewöhnlichen Syrup bedarf, und ihn an Bier und Obst statt Zuckers brauchen kann. Insbesondere glaube ich der in der Göttlingischen Anweisung empfohlenen Methode, die Säfte aus den Mangold-Arten durch kaltes Wasser auszuziehen, es verdanken zu müssen, daß der Syrup von dem schleimigen Geschmacke nichts hat, der sonst so schwer von den Decokten aus Mangold-Rüben zu trennen ist. Das Vieh fraß die ausgezogenen Mangold-Rüben anscheinend eben so gerne, als die frischen, und mag der Abgang an Nahrungsstoff auch nicht bedeutend seyn.

Die Gefäße, deren ich mich zu meinem Versuche bediente, bestanden in drei Orthöften, aus denen ein Boden ausgeschlagen, und die unten mit einem Zapfen versehn waren, einem Holze zum Umrühren, einem eingemauerten kupfernen Kessel, wie man ihn in größern Haushaltungen fast allgemein findet, und großen möglichst flachen und weiten irdenen unglasirten Gefäßen, etwa einmal so weit, aber nur halb so hoch, wie die in hiesiger Gegend bekannten Milchsetten.

Folgende Berechnung ist, dem von mir angestellten Versuche nach, möglichst genau:

18 Hbt. Rüben nach Brschw. M. rechne ich nach hies. Preise den Hbt. 4 mgr.	2 Thlr. — mgr.
Diese Rüben mehr, wie die übrigen, zu behacken, zwei Tagelohne, hier	— — 12 —
Sie zu waschen, zu zerschneiden, aufzuweichen und aufzuhängen; auch öfterer nachzusehn, und umzuhängen, welches alles von Tagelöhnerinnen geschehn kann, 12 Tagelohne, hier zu 5 mgr.	1 — 24 —
Die Rüben im Ofen nachzutrocknen, samt der Feurung, von der hier das Klafter Büchenholz, 6 Fuß cubik, etwa 4 Thaler kostet	— — 1 — 24 —
Facit	— 4 Thlr. 24 mgr.

Die

Transport	—	4 Thlr.	24 mgr.
Die Gefäße zum Ausziehn des Safts zu bereiten, und den Saft einzukochen, 6 Tagelohne	—	—	30 —
Feurung nach hiesigem Werthe	—	—	24 —
Man kann, da das Sieden bei einem gelinden Feuer in einem eingemauerten Kessel geschieht, Späne und andern geringen Abfall zur Feurung nutzen.			
Der Abfall an Bindfaden ist hochgerechnet anzuschlagen auf	—	—	18 —
Der Abgang an den Gefäßen allenfalls auf	—	1 —	— —
Summa Ausgabe		7 Thlr.	24 mgr.
Davon geht der Werth der Rüben nach deren Auswässerung ab, der reichlich auf die Hälfte ihres ersten Werths anzuschlagen ist mit	—	1 —	— —
Bleiben also		6 Thlr.	24 mgr.

Ich halte nicht dafür, daß man die Anschaffung der Gefäße, nemlich des eingemauerten Kessels, der Orthöfte und der Setten, in Anschlag für ein Jahr bringen darf, da sie auf mehrere Jahre dienen, und ein solcher Kessel ohnehin Bedürfniß ist; höchstens kann man für den Abgang etwas berechnen, welches ich mit einem Thaler überflüssig gethan zu haben glaube; indem ich, da der Kessel vorhanden war, nur verausgabt habe für 3 Orthöfte 3 Thlr. 15 mgr., für 36 Setten 3 Thlr., und ich an keinem Gefäße einen merklichen Abgang verspüre. Nun habe ich gewonnen aus dem ersten Aufgusse auf alle drei Gefäße $52\frac{1}{2}$ Pfund Syrup, aus dem zweiten Aufgusse auf ein Gefäß 10 Pfund, zusammen also $62\frac{1}{2}$ Pfund Syrup, und kommt mir also das Pf. zu stehn auf 3 mgr. $6\frac{13}{25}$ pf.

Hätte ich den zweiten Aufguß von allen drei Gefäßen genutzt, wie ich in Zukunft thun werde, würde ich mit geringen Kosten von etwa einem halben Thaler 20 Pfund Syrup mehr gewonnen haben. Der Gewinn scheint demungeachtet bei ruhigen Zeiten und gewöhnlichen Preisen hauptsächlich nur in der bessern Güte des Syrups gesucht werden zu müssen; denn, wenn ich gleich nicht läugnen will, daß etwas an der Arbeit erspart werden kann, wenn die Menschen sie erst gewohnt sind, man zum Trocknen eine etwas frühere Jahrszeit (wie möglich ist) wählt, und günstigere Witterung trifft; so ist dagegen auch hier das Tagelohn wohlfeil, und die Feurung nicht theuer.

Bei

Bei einer Verarbeitung recht im Großen würde auch Gewinn seyn — wer aber hat dazu Platz? dessen besonders das Trocknen der Rüben und Abziehn des Safts ziemlich viel erfordert.

Ueber die stärkende Kraft der lauwarmen Bäder.

Vom Doctor Albers zu Stolzenau.

Der Glaube an die stärkende Kraft der lauwarmen Bäder ist noch nicht so allgemein und fest, als diese es wohl verdienten. Mangel an Einsicht und Erfahrung, nebst dem trüglichen Schluß, welchen man von einem in lauligem Wasser schlaff werdenden animalischen leblosen Körper auf den lebendigen macht, bringen bei einigen noch diesen Glauben hervor. Oftmals nimmt auch der Patient statt eines lauwarmen Bades ein heißes, welches erhitzt, das Fett schmelzt, Magerkeit macht, die Fasern erschlafft, und so schwächend einwürkt.

Zimmermann sagt im Buche über die Erfahrung pag. 598, „das allzuwarme Baden ist höchst schädlich. Hippokrates hat hierüber eine Regel gegeben, deren Vernachlässigung diesen Schaden erzeugt. Er sagt, das warme Baden stärkt, wenn die natürliche Wärme des Körpers größer ist, als die Wärme des Bades; es schwächt, wenn die Wärme des Bades größer ist, als die Wärme des Körpers. Prosper Alpinus fand, daß sich die Aegypter durch den Mißbrauch dieser Bäder mehr schwächten, als durch ihre sonstigen übermäßigen sinnlichen Genüsse. Hingegen stärkt es ungemein, wenn man sich derselben nach der Regel des Hippokrates bedient. Daher kommt es, daß es heftige Magenkrämpfe und daher rührende Geschwülste des Magens, auch wässrigte Geschwülste der Füße heilt *), und Leuten, die, von dem Podagra abgemattet, weder stehen noch gehen können, ihre Kräfte oft so sehr wieder giebt, daß sie wandeln können, wie in gesunden Tagen.“

Zu Homers Zeiten bediente man sich der lauwarmen Bäder zwar nur zum

*) In Rehburg beobachtete ich im vorigen Jahre die Heilung der Wassersucht bei zwei Personen. Die Wärme des Bades dabei ließ ich jedesmal nach der des Individui einrichten.

Digitized by Google

zum Vergnügen; daß aber die Alten denselben eine stärkende Kraft zuschrieben, haben sie dadurch bewiesen, daß sie den Hercules, den Gott der Stärke, den lauwarmen Bädern als Schutzgott vorsetzten.

Ein sprechendes Beispiel von der stärkenden Kraft der warmen Bäder erzählt auch der Herr Leibmedikus Marcard zu Hamburg im Buche über die Natur und den Gebrauch der Bäder pag. 57.

Was die lauwarmen Bäder auch in und nach überstandenen bösartigen Nervenfiebern beim höchsten Grade von Schwäche und nervösen Eretism schnell leisten, darüber hatte ich bei dem im Jahre 1801 hier herrschenden Fleckfieber gute Gelegenheit, Beobachtung zu machen. Wenn nemlich die Flecken sprangen, alle Glieder zitterten, Herz und Präcordien gewaltig klopften, der kleine Puls 140 bis 180mal in einer Minute schlug, die nervöse nachbrennende Hauthitze außerordentlich groß war u. s. w. und der Patient ins Bad gesenkt werden mußte, so ließen in demselben jene Zufälle nach, und der Kranke konnte mit einiger Unterstützung herausstleigen. Einen solchen Kranken sandte ich nach überstandener Krankheit nach Rehburg, da derselbe noch so schwach war, daß er Anfangs wie ein Geist an einem Stocke umher schwebte. Derselbe gewann aber schon nach einigen Bädern so sehr an Kraft, daß er bald ohne Stütze gehen konnte. Diese so sichtbare gute Wirkung des Bades entgieng dazumal keinem gleichzeitigen Brunnengaste, da dieser Kranke aus so mancher Hinsicht die Aufmerksamkeit und das Interesse Vieler auf sich zog.

Ich hielt es um so nöthiger, mich durch dieses Wenige zu bemühen, die stärkende Kraft der lauwarmen Bäder außer Zweifel zu setzen, weil Manche, wenn sie zum öffentlichen Kurort kommen, deshalb Einreden gegen das lauwarme Baden machen, weil sie sich zu schwach dazu fühlen.

Die einzige Unverbrennbare.

Nicht nur männliche, sondern auch weibliche Personen können feuerfest seyn. Ein Beispiel ist Madame Karolina Kopini, die sich die einzige Unverbrennbare nennt. Sie gab am 28sten Februar d. J. in Prag, bei ihrer Durchreise aus Italien nach St. Petersburg, verschiedene Beweise ihrer Unverbrennbarkeit. Sie trank Oel, das auf 45 Grad sie-

siedend gemacht war, wusch sich mit einem auf 30 Grad abgezogenen Scheidewasser, so wie auch mit geschmolzenem Zinn Hände und Füße, gieng auf einer dicken glühenden Eisenplatte mit bloßen Füßen umher, und berührte glühende eiserne Schaufeln mit der Zunge, ohne die mindeste Spur von einer schmerzhaften Empfindung zu äußern. *)

Die Kunststücke machen jetzt Aufsehn und sind doch gar nicht neu; die jetzigen Unverbrennlichen haben schon Brüder in der Vorzeit. Unter andern findet sich in einer Dissertation, betitelt: De more, quo rei olim apud plerosque Europaeos populos per ferrum candens, ardentes prunas, rogumque probantur, die ein gewisser Daniel Funk unter dem Vorsitz des Mag. Roth auf dem Gymnasium zu Ulm 1676 vertheidigte, die glaubwürdigste Erzählung von einem Mönch, der aus Gewinnsucht dieselben Kunststücke machte, wodurch jetzt Roger und Madame Kopini in Ruf gekommen sind. Philipp Camerarius war der Meinung, daß der gedachte Mönch sich durch ein gewisses Präservativ gegen die Einwirkung des Feuers gesichert habe, und erzählt dabei, daß er einen Landstreicher in Venedig gesehen, der seine Hände in geschmolzenem Blei gewaschen habe. Lemnius (de Mirac. Nat. l. 2. c. 34.) sagt: Si succo malvae aut mercuriali manus oblinas, inoffense citraque laesionem plumbum liquefactum tractare poteris, modo celeri motu id perficias.

Vielleicht wußten schon die Griechen etwas von der Unverbrennlichkeit menschlicher Gliedmaßen, wenn anders eine Stelle in der Antigone des Sophokles (v. 264. f.) als Beweis von einer bei ihnen gebräuchlichen Art von Feuerprobe gelten kann. Die Wächter haben einander in Verdacht wegen einer That, worauf der König Kreon die Todesstrafe gesetzt hatte. Jeder ist erbötig, seine Unschuld darzuthun; und einer von ihnen, der darauf zu ihrer Rechtfertigung an den König gesandt wird, sagt unter andern zu diesem:

„Wir waren bereit, glühende Eisen mit den Händen aufzuheben, durch Feuer zu gehen, und die Götter eidlich zu Zeugen anzurufen, daß wir diese That nicht verübt hätten ꝛc.“

Ein griechischer Scholiast macht dabei folgende Bemerkung:

„Diejenigen, welche schwuren und ihre Redlichkeit versicherten, pflegten glühendes Eisen zu tragen und über Feuer zu gehen, weil sie wähnten, daß der Schuldlose davon keinen Schmerz empfinde.“

Es

*) S. Dresdener Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung von diesem Jahre Nr. 38.

Digitized by Google

Es hatte jedoch mit diesen, und ähnlichen Feuerproben bei andern Völkern *), so wie mit der Unverbrennlichkeit der drei bekannten Männer im Feuerofen vermuthlich eine andere Bewandniß, als mit den Kunststücken eines Rogers. wenigstens ist die Absicht dabei sehr verschieden. Roger und die Kopini suchen durch ihre Unverbrennlichkeit nicht ihre Unschuld und Redlichkeit darzuthun, sondern Geldgewinn ist der Zweck ihrer Geheimnißkrämerei, und der starke Hang zum Wunderbaren, der dem großen Haufen eigen ist, kommt ihnen dabei trefflich zu Statten. Wundern muß man sich allerdings, daß der natürliche Causalzusammenhang bei diesen Erscheinungen nicht längst von Naturforschern enthüllt worden ist. Wenn Karoline Kopini nicht die einzige Unverbrennbare bleibt, und in Zukunft sich noch mehrere Damen finden sollten, welchen das Feuer nichts anhaben kann, so dürfte vielleicht die wahre Ursache solcher Unverbrennlichkeit kein Geheimniß bleiben.

G. F. D.

*) Auch beim Virgil Aen. XI. v. 787. findet sich eine Stelle, die in dieser Hinsicht merkwürdig ist.

Chocolaten-Stellvertreter.

Die Chocolate kann durch ein Getränk, welches Contant heißt, in der äußern Gestalt, dem Geschmack und der Wirkung sehr gut vertreten werden. Man nimmt drei bis vier Loth abgeschälte Wallnuß- und Mandelkörner, vier Loth Zucker und etwas Zimmt, stößt und reibt alles in einem Mörser zusammen. Von diesem Pulver nimmt man auf eine Person ein Loth, quirlt es in drei bis vier Tassen kochende Milch, und thut ein gequirltes Ei mit dem Dotter und dem Weißen hinzu. Das Getränk ist weiß, seimicht, von der Dicke der Chocolate, von ähnlichem, wenigstens eben so gutem Geschmack, und ungemein nährend.

H. F. K. D.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

47tes Stück.

Montag, den 12ten Junius 1809.

Aufforderung und Bitte an menſchenfreundliche Aerzte; vom Paſtor Meyer zu Emke.

Beantwortet vom Leibmedicus Stieglitz.

Während meiner Amtsführung, bei welcher mich mein Beruf häufig an das Krankenlager und Sterbebette meiner Gemeineglieder führte, habe ich oft die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt: dieſer Kranke könnte glücklich geneſen, dieſer Sterbende hätte gewiß den Händen des Todes können entriſſen worden ſeyn, wenn zu rechter Zeit zweckdienliche Mittel zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, zu ſeiner Rettung angewandt worden wären.

Der Landmann iſt im Anfange der Krankheit zu ſorglos, um der Regel: principiis obſta! Gehör zu geben. Bei zunehmender Gefahr nehmen auch nicht ſelten die Schwierigkeiten zu, einen Arzt zu conſuliren und Arzneimittel herbeizuſchaffen. Die Zeit iſt entweder zu geſchäftevoll, als daß er öftere Boten von ſeiner Arbeit entbehren könnte, oder das Wetter, und die unwegſam gewordenen Straßen, wie das im eben vergangenen Winter oft der Fall war, machen es ihm, bei der gemeiniglich weiten Entfernung der Aerzte, gar unmöglich.

Nach erfolgtem Tode des Kranken endlich beruhigt er ſich denn ſehr bald durch die Vorſtellung: alle ärztliche Hülfe würde bei ihm doch gewiß fruchtlos geweſen ſeyn; oder, wie er dies ausdrückt: die Zeit und Stunde des Todes ſey für den Verſtorbenen daher geweſen.

Keine Menſchenklaſſe unter dem Landvolke iſt hiebei nun aber übler daran, als die der unmündigen Kinder, und daher ein jeder, dem die Sorge für ihr phyſiſches Wohl nahe liegt — und wem könnte ſie näher liegen, als dem Prediger? — dop-

Digitized by Google

welt verpflichtet, in solchen Krankheitsfällen sich als Vormund derselben anzunehmen. Wie selten aber der Prediger, welcher selbst keine Kenntniß von der Heilkunde und eine Hausapotheke besitzt, diesen edlen Beruf ganz zu erfüllen, und den sehnlichen Wunsch, Menschenleben, wo es möglich ist, zu retten, und dadurch traurenden Familien und seinem eignen Herzen die schönsten Freuden zu bereiten, zu befriedigen im Stande sey, hat gewiß schon oft mit mir mancher meiner Amtsbrüder tief, schmerzhaft empfunden.

Alles, was ein solcher Prediger zu thun vermag, und wodurch er sich freilich kein geringes Verdienst zu erwerben fähig ist, beschränkt sich auf folgende Punkte: er kann entweder den Gebrauch verkehrter Mittel verhindern, und dadurch, und durch Vorschriften in Rücksicht der Diät neues oder vermehrtes Uebel verhüten; oder, weil der Bauer für das, was ihm genommen wird, etwas wieder verlangt, und dieser überdem mehr als zu geneigt ist, Mittel anzuwenden, nur, leider! nicht vom rechten Manne, ihm solche Mittel empfehlen, die ihm aus eigener Erfahrung als immer unschädliche, zuweilen auch, unter besondern Umständen, selbst eine wohlthätige Wirkung äußernde Mittel, bekannt sind, z. B. bei Verkältungen, Flieder, bei krampfhaften Zufällen, Chamillen, wozu man aber keinesweges die so allgemein beliebten Abführungen rechnen darf. Oder er kann bei bedenklichen Fällen und anscheinender Gefahr sagen; schickt zum Arzte; und diesem einen schriftlichen Bericht über den Zustand des Patienten erstatten. Richtet er auf diese Punkte seine Sorgfalt, und eilt er, nach erhaltener Nachricht, die er sich immer sogleich muß geben lassen, zum Hause des Kranken, um daselbst eine der obigen Anordnungen zu treffen; so kann er des Bewußtseyns sich erfreuen, seine Pflicht erfüllt, und bei gewöhnlichen Krankheiten seinem Verlangen genüget zu haben. — Ich weiß es wohl, daß Arzneimittel der Anwendung eines Laien überlassen, Messer sind in der Hand eines Kindes, indem er unfähig ist, die Krankheit richtig zu beurtheilen, glaube auch überhaupt nicht, daß dieses, daß jenes noch so sehr empfohlene Mittel unbedingt für diese, für jene Krankheit immer angewandt werden dürfe, sondern daß es lediglich auf die Beurtheilung des Arztes ankomme, nach den verschiedenen Modificationen der Krankheit es gleichfalls gehörig zu modificiren. Die Kenntniß solcher Mittel etwa aus irgend einem medicinischen Buche zu schöpfen, und sie in vorkommenden Fällen anzuwenden, verriethe einen Leichtsinn, der sich kein Gewissen daraus machte, mit Menschen Gesundheit und Leben ein gefährliches Spiel zu treiben. Aber wie, wenn schleunige Hülfe — wie z. B. bei Erstickten, Erfrornen, — die alleinige Hülfe wäre? Wenn der Zustand des Kranken eher den Tod befürchten ließe,

ließe, als ein Arzt herbeigerufen, ihm Arznei von diesem verordnet, und in der entlegenen Apotheke bereitet werden könnte? — Sollten Aerzte in diesem Falle nicht gern dem Laien ein Mittel bekannt machen, von dem Hülfe und Rettung zu erwarten wäre?

Doch was ich oben von der Anwendung gewisser Mittel in Krankheiten überhaupt zu sagen wagte, das findet, glaube ich, noch weit mehr seine Anwendung in solchen, einen schnellen Tod herbeiführenden Krankheiten, und muß sich daher wohl ein jeder Nichtarzt in den meisten solchen Fällen mit der Ueberzeugung beruhigen: die Rettung herzlichst gewünscht zu haben.

Nur eine einzige will ich daher aus dem Heere der Kinderkrankheiten ausheben, wobei, meiner Meinung nach, eine Ausnahme gemacht, und der Prediger, oder ein jeder, dem Menschenwohl am Herzen liegt, durch ein rettendes Mittel oftmals in den Stand gesetzt werden könnte, der Lebenserhalter manches hülflos dahin sterbenden Kindes zu werden; dies sind — die Scheuerchen, eine in hiesiger Gegend so ungewöhnlich häufige Krankheit, daß, wie ich durch unverwerfliche Zeugnisse beurkunden kann, von zwanzig jährlich sterbenden Kindern gewiß vierzehn darin ihren Tod finden. Und von dieser Anzahl könnte, nach meiner festen Ueberzeugung, beinahe jedesmal die Hälfte durch die schleunige Anwendung eines wirksamen Mittels gerettet werden. Ich sage: eines wirksamen Mittels, denn von einem gewissen schwarzen mit Gold melirten Pulver: das die Aufschrift: pulvis epilepticus führet, von Umträgern erkauft wird, und sich hier in jedermanns Händen befindet, habe ich niemals einen erwünschten Erfolg gesehen.

Man wird mir hier mit Recht einwenden: wie kann man ein Mittel verordnen, ohne die Ursach der Krankheit zu wissen? — Es mögen der Ursachen viele seyn, welche die Scheuerchen erzeugen können, ich entdeckte hier nur immer folgende zwei: sie entstanden bei den Kindern, die ich beobachtete, entweder von dem Zahnen, oder vom Genuß unverdaulicher Speisen.

Wie Kinder, die durch das Zahnen an den Scheuerchen leiden, behandelt, und welche Rettungsmittel bei ihnen angewandt werden müssen, ist mir gänzlich unbekannt, und habe ich es daher nie gewagt, je einen Rath, oder zur Anwendung irgend eines Mittels meine Zustimmung zu geben.

Häufiger findet jedoch unter Bauerkindern die zweite Ursach der Scheuerchen, nämlich der Genuß unverdaulicher Speisen, Statt. Besonders sind dieser Art die noch saugenden Kinder unterworfen, weil viele Mütter unbedachtsam genug sind, ihnen sogleich nach einer starken Erhitzung oder Erkältung die Brust zu reichen, sie also eine Milch genießen zu lassen, die sich im Magen verhärtet. Von ih-

ihnen habe ich nie eines, selbst bei ärztlicher Hülfe, genesen sehen, indem die gewöhnlich angewandten Brechmittel selten den intendirten Zweck erreichten, und per os den Magen von der Ursache der Krankheit befreieten. Aber auch schon entwöhnte, erwachsenere Kinder erkranken und sterben hier häufig aus eben der Ursach des Genusses der Verdaulichkeit des Magens widerstehender Speisen, an den Scheuerchen. Hievon hat ein neuerlicher Fall, der mich auch zur Abfassung gegenwärtigen Aufsatzes vermochte, mich aufs neue überzeugt. Zwei, drei, bis vierjährige, gesunde, robuste Kinder, befielen mit den Scheuerchen. Meine erste Frage bei ihrem Anblicke war die: was sie gegessen? und da erfuhr ich denn, daß sie zwei Tage vorher ungekochte Bratbirn genossen, eine Lieblingsspeise der Kinder, und ein beliebtes Mittel vieler Mütter, das ungestüme Verlangen ihrer Kleinen zu befriedigen, oder ihr Geschrei zu stillen, eine Speise aber, die der in den Birnen befindlichen steinartigen Körner wegen, für den Magen immer wohl eben nicht leicht zu verdauen seyn mag, die aber, durch die Behandlung dieser schönen Obstart, indem die Bauerfrauen gemeiniglich durch zu starkes Backen die ganzen Birnen in wahre Steine umschaffen, völlig unverdaulich wird. Auf diese Nachricht war ich überzeugt, daß ein Brechmittel hier nothwendig sey, und da ein solches bei der Hand war, wurde es angewandt. Beide Kinder kamen zum Erbrechen, aber ohne dadurch erleichtert zu werden, vielmehr nahmen die Anfälle der Scheuerchen zu. Ich nahm daher meine Zuflucht zu Klystieren, wozu ein gemeinschaftliches Instrument in der Gemeine vorhanden ist, aus Hafergrütze, Chamillen und etwas Honig. Diese hatten sogleich wohlthätige Aeußerungen, indem natürlich durch die Einhüllung der Reiz gemindert wurde. Nach mehrmaliger Wiederholung gieng dem einen Kinde eine beinahe noch ganze Bratbirn ab, und es genas auf der Stelle, und befand sich am andern Tage schon und fortwährend vollkommen gesund. Bei dem andern hatten aber auch die Klystiere nicht die gewünschte Wirkung, und es starb.

Es ist wahrlich nicht Hang zur mediciniſchen Pfuscherei, sondern der innige Wunsch: an dem Bette manches scheuerchenkranken Kindes nicht nur als Bote des Trostes für weinende Eltern, sondern auch als Bote des Lebens für ein ohne schleunige Hülfe gewiß scheidendes kostbares Geschöpf erscheinen zu können, der mich zu der dringenden Bitte veranlaßt, auf folgende Anfragen gütige Auskunft zu ertheilen:

1) Was hat man für ein Mittel, welches man jedesmal, beim Erkranken eines Kindes schon, wenn man Ursach hat, den Ausbruch der Scheuerchen zu be-

befürchten, demselben reichen kann, um diese zu verhüten?

2) Welches Mittel muß man anwenden, wenn die Scheuerchen bereits von dem Zahnen des Kindes entstanden sind?

3) Von was für einem Mittel kann man sich die sicherste Hülfe versprechen, wenn der Genuß unverdaulicher Speisen die Ursach der Scheuerchen ist? Wahrscheinlich von einem Brechmittel, oder, wie obiger Fall mich lehrte, von einem Klystiere; woraus muß aber ersteres bestehen? und kann man in jedem Falle zu letzterem die oben genannten Species nehmen?

Möchte es einem menschenfreundlichen Arzte im Volke gefallen, diese Fragen einer geneigten Beantwortung zu würdigen! Wie sehr würde ich, und gewiß mit mir mancher Andere, es ihm Dank wissen, um so mehr, da ich einen Vorgänger im Amte hatte, der seit länger als 30 Jahren hier mit vielem Glücke die medizinische Praxis führte, und wodurch die Einwohner in hiesiger Gegend zu dem Glauben gelangt sind: der jedesmalige Prediger hieselbst müsse nothwendig den Prediger und Arzt in sich vereinigen, und daher immer zuerst bei mir Rath suchen. Wie sehr würde ich ihn segnen, wenn es mir durch ihn glückte, manchmal den Tod vom Lager des Unmündigen zu verscheuchen! Welch einen hohen, trefflichen Lohn würde ihm dafür der Gedanke reichen: auch im weitern Wirkungskreise der Wohlthäter der leidenden Menschheit geworden zu seyn! —

Beantwortung

der Aufforderung und Bitte an menschenfreundliche Aerzte des Herrn Pastor Meyer zu Eimke,

vom Leibmedicus **Stieglitz** zu Hannover.

Ich gestehe, dieser mit Verstand und Gefühl geschriebene Aufsatz hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und bei einer entschiedenen Abneigung über die Behandlung von Krankheiten zu Nichtärzten zu sprechen, und diese zu verleiten, eine thätige Rolle am Krankenbette zu übernehmen

nehmen, was so oft ein schädliches und verkehrtes Einwirken veranlaßt, mir es als eine wichtige Angelegenheit ans Herz gelegt, den billigen und bescheidenen Forderungen des Herrn Pastor Meyer nach meinen Kräften, und nach allen großen, in dem Gegenstande selbst liegenden Schwierigkeiten einigermaßen ein Genüge zu leisten zu suchen. Ungeachtet der Klage über die außer allem Verhältniß zunehmende Menge der Aerzte in den Städten und in den wohlhabendern Gegenden des platten Landes ist noch immer der größere Theil der Menschheit ohne nahe und hinlängliche medicinische Hülfe, besonders bei bedeutenden und schnell verlaufenden Krankheiten. Wo nicht so vorzüglich gute Armenanstalten in dieser Hinsicht sind, als z. B. in Hannover, entbehrt selbst die untere Classe der Einwohner von Städten des ärztlichen Beistandes, nicht aus Mangel an Aerzten, die willig unentgeltlich oder gegen sehr geringe Belohnung solche Bemühungen übernehmen, und mit Treue und Eifer unter sehr abschreckenden Verhältnissen ausüben, sondern wegen der Unmöglichkeit, die Arzneien bei langdaurenden Krankheiten bezahlen, und sich die gehörige Nahrung verschaffen zu können. Auf dem Lande erzeugt aber die mehr oder weniger große Entfernung der Aerzte und Apotheken noch viel größere, nur sehr schwer und oft gar nicht zu überwindende Schwierigkeiten, selbst nicht selten bei Reichern. Ob und wie dem, wenigstens zum Theil, abzuhelfen sey, ist hier der Ort nicht, zu erörtern. Es ist eine große Vervollkommnung der christlichen europäischen Staaten, deren wohlthätige Einwirkung sich sehr weit erstreckt, daß auch der geringste Dorfbewohner, sobald er sich zur herrschenden Religion bekennt, einen besonders dazu unterrichteten und gebildeten Mann nahe hat, dem über sein und der Seinigen Seelenheil im größten Umfange eine Aufsicht und Leitung obliegt, und der blos dieser erhabenen Bestimmung lebt. Sind diese Geistlichen, für deren Vorbereitung und Controllirung in protestantischen Ländern so viel geschieht, und so zusammengesetzte Anstalten da sind, Männer, die Sinn und Talent für ihren würdigen Beruf haben, so sind sie die Stützen, Vertrauten, Rathgeber der Mitglieder ihrer Gemeinden in allen Nöthen und Drangsalen des Lebens, und besonders in schweren Krankheiten, und erhalten nur so häufig und kräftig Veranlassung, den religiösen Zwecken ihrer Anstellung völlig Genüge zu thun, gerade indem sie in ganz andre Verhältnisse eingreifen, und auf ein vernünftiges und sittliches Benehmen in denselben dringen. Nur sie vermögen der Neigung des Landmannes zu Quacksalbern entgegenzuarbeiten, und ihn zu angestellten

Aerz-

Aerzten hinzuweisen, so wie ihn von vielen Vorurtheilen und schädlichen Unternehmungen in Krankheiten abzuhalten, die die Naturhülfe unterdrücken und den Charakter der Krankheiten verschlimmern müssen, als von dem Genuß hitziger Getränke, Gewürze und schwerverdaulicher Speisen, von zu starkem Einheitzen, vom Liegen in zu verschlossenen oder mit Menschen zu angefüllten oder einem starken Luftzug ausgesetzten Zimmern u. s. w. Einzelne Landgeistliche sind so menschenfreundlich und thätig, daß sie Kranke, die an großen Uebeln leiden, selbst untersuchen und beobachten, und eine Krankheitsgeschichte entwerfen, die den entfernten Arzt in Stand setzt, das Eigenthümliche des Falles einzusehen, und mit angemessenen Mitteln zu behandeln. Welcher beschäftigte Arzt war nicht oft in der Lage, sich sagen zu müssen, daß er nur durch eine solche nicht genug zu preisende Vermittelung eines Geistlichen völlige Einsicht in die Verhältnisse eines abwesenden Kranken erhielt, und Mittel anrathen konnte, die ein großes Leiden hoben, oder einen Menschen vom Tode erretteten. Eine solche Bemühung kann von keinem Landgeistlichen gefordert werden, aber unterzieht er sich derselben aus eignem Gefühl, im Bewußtseyn, daß die Umgebung des Kranken zu ungebildet ist, das aufzufassen und dem Arzt darzustellen, was hier einzig die Wahl der Arzneien bestimmen kann, und aus unwiderstehlichem Drange seines Herzens, von seiner Seite beizutragen, was er vermag, und dessen ist viel, daß ein Menschenleben erhalten und eine Krankheit geheilt wird, so bewährt er einen sehr edlen Charakter, und zeigt durch Handlungen, daß er selbst vom Geiste der Religion durchdrungen ist, die auf thätige Nächstenliebe und auf jede Art von heilsamen Einwirken zum Besten unsrer Mitbürger so viel Gewicht legt.

Ich benutze diese Gelegenheit, Landgeistliche und jeden Gebildeten, der mit dem Bauernstande in Berührung stehe, aufzufordern, der Ansicht desselben entgegen zu arbeiten, als wenn ein oder zwei Recepte im Stande wären, eine schwierige Krankheit zu heben, es ihm begreiflich zu machen, daß oft nur ein langes, zusammenhängendes Entgegenarbeiten des Arztes, dem er ganz folgen muß, die Genesung herbeiführen kann; daß es sehr viele heilsame Arzeneien giebt, die keine ihm in die Sinne fallende Wirkungen hervorbringen, da er allen Heilmitteln mistrauet, die nicht Leibschmerzen, Durchfälle oder häufiges Erbrechen, anhaltenden tiefen Schlaf, viele Hitze oder starke Schweiße verursachen; und ihm seinen Widerwillen gegen Pulver zu benehmen, die gewöhnlich wohlfeilste und wirksamste Form, in der

Arz-

Arzneien gereicht werden können. So lange der Bauer von diesen Vorurtheilen nicht befreiet ist, werden ihn Quacksalber anziehen, und verständige Aerzte auf die Dauer zurückstoßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anfrage.

Die Verfertigung großer Käse aus süßer Milch, welche dem Schweizer-Käse nahe kommen, wird bei vielen großen Landhaushaltungen in Deutschland, insonderheit im Hannöverschen, wo sich sogenannte Schweizer oder Holländer als Molkenpächter angefunden, noch zum Theil als Geheimniß behandelt.

Diese Art, das Molkenwesen zu benutzen, ist unstreitig mit das vortheilhafteste, besonders bei Oekonomien, wo die Milch nicht sofort zu guten Preisen Absatz findet.

Zur Belehrung für so viele Landwirthe ersucht man daher sehr um die Beantwortung folgender höchst interessanten Anfrage:

„Welches Verfahren ist als „sicher und zweckmäßig durch „eigene Erfahrung bereits erprobt und bewährt befunden, „um aus süßer Milch Käse „zu verfertigen, welche in Form „und Güte dem Schweizerkäse „nahe kommen?"

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

48tes Stück.

Freitag, den 16ten Junius 1809.

Beantwortung
der Aufforderung und Bitte an menſchenfreundliche Aerzte des Herrn Paſtor Meyer zu Eimke,

vom Leibmedicus Stieglitz zu Hannover.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſehr ſchwer, und grenzt häufig an wahre Unmöglichkeit, einen Nichtarzt zu unterrichten, die Behandlung einer Krankheit zu übernehmen, unabhängig von der Leitung eines Arztes, der den individuellen Fall ins Auge faßt. Die gewöhnlichſte Aeußerung, mit der man einer ſolchen Forderung ſich entzieht, hat auch Hrn. Paſtor Meyer ſich aufgedrungen, und er hat ſie im voraus in Bezug auf ſeine Wünſche zu entkräften geſucht: daß jedes Uebel aus ſo vielerlei Urſachen ſeine Entſtehung nimmt. Die Verſchiedenheit der urſächlichen Verhältniſſe, die auf die Bildung von Krankheiten Einfluß haben, iſt allerdings ein Gegenſtand von der größten Wichtigkeit, deſſen Erforſchung oft die ganze Geiſteskraft eines geübten ſcharfſichtigen Arztes erfordert, und die Auswahl der angemeſſenen Heilmittel und der zu ergreifenden Maaßregeln vorzüglich beſtimmt. So nimmt Roſenſtein in ſeinem bekannten Werke über Kinderkrankheiten zehen Arten von Zuckungen oder Scheuerchen an, nach eben ſo viel verſchiedenen Urſachen, die ſie erregen, aber erſchöpft ſie nicht, ſondern iſt genöthigt, noch eine eilfte ſehr auffallende und vieles umfaſſende Claſſe hinzuzufügen, unter der Aufſchrift: andere Arten. Aber es liegen in der Ausübung der Heilkunſt, ſie betreffe auch die einfachſten, in die Sinne fallendſten Krankheiten noch ganz andere Schwierig-

keiten, die nur der ganz fühlt und fürchtet, der lange, und mit Anstrengung aller seiner Geisteskräfte am Krankenbette beschäftigt war. So ist, um nur eins zu erwähnen, der Theil der Medicin, den man die Diagnostik nennt, nicht selten selbst für den Kenner mit großen Dunkelheiten und Ungewißheiten umgeben, und erfordert das tiefste Eindringen des Arztes, um hier eine feste Ansicht zu gewinnen. Und doch lehrt die Diagnostik nur, welche Krankheit man vor sich hat, nichts über die Ursachen, nichts über die Heilmittel derselben. Selbst die gewöhnlichsten Uebel stellen sich oft in ihrem Anfange, und besonders in der Mitte ihres Verlaufs, wenn dann erst ein Arzt hinzugerufen wird, mit so besondern Zufällen dar, es fehlt so vieles, was ihnen sonst eigen ist, oder es ist so manches andere ihnen zugemischt, daß das Urtheil auch für den erfahrnen Sachverständigen sehr schwierig ist, welche Krankheit er vor sich hat, und wie er sie nennen soll. Man bemerke nur, wie Aerzte oft verlegen werden, wenn man in sie dringt, der Krankheit einen Namen zu geben. Das ereignet sich sogar nicht selten bei solchen Krankheiten, als Lungenentzündung, Nervenfieber, Scharlachfieber, die so viele in die Sinne fallende, charakteristische Merkmale haben, und durch ihr öfteres Eintreten so bekannt sind. Es ist ein Glück, daß von ganz andern Bestimmungen und Forschungen ausgehend, der Arzt vieles gegen die Heftigkeit und üble Richtungen von Krankheiten thun kann, ehe er selbst weiß, was doch ein unentbehrliches Erforderniß scheint, welcher Name ihnen gebührt. Der Verfasser obiger Aufforderung verlangt von uns Aerzten, wir sollen ihn lehren, die Scheuerchen heilen. Wird er aber immer wissen, wo er die wahren Scheuerchen vor sich hat? Daß das Kind die Augen verdreht, die Muskeln des Gesichts verzerrt, mit den Gliedmaßen zuckt, die Kinnladen an einander geschlossen hat, ohne Bewußtseyn und Gefühl ist, oder gewisse Jammertöne von sich giebt, läßt zwar, sobald ein oder mehrere dieser Zufälle da sind, nicht zweifeln, daß es von Convulsionen ergriffen ist, oder doch an Krämpfen leidet. Aber die wichtige Frage ist: bilden diese Erscheinungen eine selbstständige Krankheit, oder sind sie nur Symptome andrer Uebel? Welche Kinderkrankheit kann nicht in jedem ihrer Zeitpunkte die Scheuerchen veranlassen, welche geht nicht am Ende oft in dieselbe über? Gehirnwassersucht, eingeklemmte Brüche, das verspätete und erschwerte Herunterſteigen der Hoden, Urinbeschwerden u. s. w. sind ganz besonders Uebel, die Scheuerchen zu ihrer Begleitung haben, aber eine Behandlung erfordern, welche diese Unordnung des Nervensystems, die sich besonders in den Muskeln ausdrückt, gar nicht beachtet. Dasselbe gilt von mehrern Ausschlagsfiebern, als

Blat-

Blattern, Masern u. s. w., die oft mit Scheuerchen beginnen, und bei bösartigen Wendungen nicht selten mit denselben endigen. Herrn Pastor Meyer alles das unterscheiden zu lehren, hieße ihn zum Arzt umbilden, erforderte das Studium der ganzen Medicin für ihn, und er würde sich dann erst recht oft irren, und nicht zu helfen wissen, wenn er nicht im reichen Maaße die eigenthümlichen Anlagen des Geistes und Blickes zum Beobachten und Beurtheilen der Krankheiten von der Natur erhalten, und durch vielfältige Uebung und Erfahrung entwickelt habe. Daß er glaubt, mit unverwerflichen Zeugnissen darthun zu können, daß von 20 sterbenden Kindern gewiß 14 durch Scheuerchen den Tod finden, beweiset, daß dieser Zufall vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und er andere große Kinderkrankheiten, die zugleich da waren, und von denen die Scheuerchen bloß Folge waren, nicht beachtete. Es ist gewiß schon eine falsche und übertriebene Angabe, wenn sich in Schriften über Kinderkrankheiten findet: man habe gerechnet, daß der 6te Theil neugeborner Kinder an Convulsionen sterbe. Des Herrn Pastors Wahrnehmung gebe aber noch ein fürchterlicheres Resultat!

In der menschenfreundlichsten Absicht sehnt sich derselbe nach einem Mittel gegen die Scheuerchen, und legt es den Aerzten nahe, ihm dasselbe mitzutheilen. Wir Aerzte heilen unzählige Mal die Scheuerchen, die bei weitem größere Anzahl der von denselben befallenen Kinder wird gerettet, und nur wenige von denen, für die frühe, geschickte Hülfe gesucht wird, sterben. Aber ein Mittel gegen dieselben besitzen wir nicht, und können es ihm nicht kund thun. Es ist nicht das Loos der Aerzte, mit solcher Leichtigkeit und Einförmigkeit die Krankheiten zu bekämpfen und Gesundheit herzustellen. Gegen kein Uebel giebt es in dem Sinne, der hier gemeint ist, ein Mittel, selbst nicht gegen die Wechselfieber und Lustseuche sind es die großen Specifica, Chinarinde und Quecksilber, sondern Zufall, Erfahrung und Nachdenken haben uns zu dem Besitze von mehr oder weniger wirksamen und zuverlässigen Heilmethoden verholfen, und bei den hülfreichsten Arzneien hängt alles von den nach den Umständen oft sehr verschiedenen Art ihrer Anwendung ab; es ist so vieles andere vor, bei und nach ihrem Gebrauch zu thun, und dieser selbst so sehr zu modificiren. Alles dieses muß aus tiefer Untersuchung jedes einzelnen Falles und des epidemischen Charakters überhaupt, sich ergeben. Was Boerhave so vortrefflich den Aerzten bei Gelegenheit eines mineralischen Giftes (Element. Chemiae Tom. II. p. 488.) einschärfte, leidet volle Anwendung auf die Ausübung der Kunst: Mira praestat ir. multis

morbis incurabilibus. At prudenter a prudente Medico! Abstine, si methodum nescis!

Wer nicht den wahren innern Beruf zum Arzte fühlt, und ihn zu erfüllen von frühen Jahren bis in sein spätestes Alter durch zusammenhängende große Studien in Lehrsälen, in Büchern und am Krankenbette sich vorbereitet, der sollte sein Gewissen nicht mit der oft so schwierigen Krankenbehandlung belästigen. Das Receptschreiben oder Arzneiaustheilen der Nichtärzte bringt vollends selten Segen, und schadet in 10 Fällen mittelbar oder unmittelbar gegen einen, in dem es vielleicht zufällig nützte. Des Hrn. Pastor Meyers Vorgänger soll 30 Jahre mit vielem Glück die medicinische Praxis zu Eimke geführt haben. Das ist ein großer Ruhm, wenn er verdient ist. Aber ich bezweifle aus vieler Erfahrung die Wahrheit des Ausspruches, bis nicht gleichzeitige einsichtsvolle Aerzte der Nachbarschaft, die das medicinische Benehmen und die glücklichen Erfolge im Curiren dieses vielleicht sonst sehr würdigen Geistlichen beobachten konnten, ihn bestätigen. Desselben Nachfolger ist mir bei weitem schätzbarer, der bei gleichem Eifer, den Mitgliedern seiner Gemeinde Hülfe gegen Krankheiten zu verschaffen, und wahrscheinlich mit mehrerem Aufwande von Bemühung und Sorgfalt, die Schwierigkeiten des ärztlichen Handelns einsieht, den Mangel seines Wissens hier erkennt, und bescheiden und verständig seine Thätigkeit beschränkt, aber Rath von nahen und fernen Aerzten für die fordert, derer er sich annimmt. Sein Thun schlagen gewiß viele, so wie er selbst geringer an, aber es ist unbeweisselt weiser und wohlthätiger, ja schon verdienstlicher, weil mehr Kraft zur Ausdauer in Bemühungen erforderlich ist, bei denen man sich in so engen Grenzen hält, oder bloß zum Werkzeug andrer macht, als wo es der Eitelkeit schmeichelt, selbst die Hauptrolle zu übernehmen, und das etwanige Gelingen sich zuzueignen.

Es wird befremden, und mit allen obigen Aeußerungen im Widerspruch zu stehen scheinen, daß ich nun diesen Aufsatz mit einer Anweisung zu beschließen mich anschicke, wie ein Nichtarzt die Scheuerchen zu behandeln unternehmen mag, und also dem sogenannten Doctorn der Laien Vorschub zu thun unternehme. Aber es ist keine Regel ohne Ausnahme, und allgemeine Grundsätze müssen uns von nichts abhalten, so wie zu keiner Maaßregel bestimmen, ohne jedesmalige Erwägung aller Verhältnisse des vorliegenden Falls. Vortrefflich sagt Herr Hofrath Feder in seinem so eben erschienenen Camillus: „Ausnahmen machen am rechten Orte, geziemet eben so sehr wahrer Weisheit, als steife Befolgung angenommener Maximen, in der Meinung, daß dieß recht consequent seyn heiße, der halb verstandenen Klugheit eigen ist.“

ist." Es ist doch schrecklich, wenn ein kleines, zartes Kind plötzlich in Zukkungen verfällt, und einem schnellen Sterben sich nähert, 3 bis 4 Stunden oder weiter von einem Arzte entfernt. Diesen kommen zu lassen, ist vielen zu kostspielig, unmöglich, hat die Unsicherheit, ob er zu Hause gefunden wird und die Reise unternehmen kann. Die Gefahr ist oder scheint so dringend, daß in dem Zeitverlust, bis zur etwanigen Ankunft des Arztes oder der Arzneien desselben der Moment des Handelns verlohren zu seyn gefürchtet wird. Und da in der Mehrheit dieser Fälle bloß der Rath des Arztes, nicht seine Anwesenheit verlangt werden kann, so kann demselben in einem Briefe oder durch einen Boten selten mehr Wesentliches, gesagt werden, um ihm die Data zur Beurtheilung der Krankheit mitzutheilen, als was wir hier voraussetzen: ein bis dahin gesundes Kind von einem solchen Alter ist plötzlich in Zuckungen gefallen. Der abwesende Arzt ist genöthigt, seine gewöhnliche Behandlungsart von Fällen dieser Art eintreten zu lassen, ohne das Individuelle erforschen und berücksichtigen zu können. Er hat also selten große Vortheile voraus durch die specielle Aufforderung, die an ihn gelangt und durch die Nachrichten, die sie ihm verschafft. Diese gewöhnliche Behandlungsart mag daher im voraus mitgetheilt werden, und ich bin also gerechtfertigt, wenn ich die meinige, mit der ich unzähligemal ausreichte und die Kinder herstellte, in einer Volksschrift abdrukken lasse, eine Behandlungsart, die ehemals, vor dem Eintritt der jetzigen Anarchie und Verwirrung in der medicinischen Literatur, im Wesentlichen die allgemein befolgte war. Den Muth dazu giebt mir eine theoretische Ansicht der ächten Scheuerchen, die ich hier nicht vollständig und genügend entwickeln darf, die ich aber in aller Kürze etwaniger medicinischer Leser wegen andeute.

Es ist bekanntlich die zu große, leicht krankhaft zu erhöhende, und dann in ihren Aeußerungen alles Maaß überschreitende Empfindlichkeit des Nervensystems, vorzüglich in dessen Mittelpunkt, dem Gehirn, die das so häufige Entstehen eines convulsivischen Zustandes in dem zartesten Kindesalter herbeiführt. Es bedarf sehr kleiner Gelegenheitsursachen hiezu, und diese werden gewöhnlich durch unangemessene oder zu häufige Nahrungsmittel gegeben, selbst oft durch die Milch der Mutter oder Amme, die eine schädliche Veränderung erlitten oder zu reichlich dargereicht wurde. Was das Kind selbst Monate durch vertragen und verdauen konnte, wird ihm bei einer kleinen Veränderung seines Gesundheitszustandes zu viel, und die Quelle neuer schädlicher Einflüsse. Ferner: fast alles Erkranken, es mag durch die verschiedensten äußern Veranlas-

sun-

Digitized by Google

sungen entstanden seyn, und ganz andere Theile des Kindes ursprünglich befallen haben, trägt sich schnell auf die Eingeweide des Unterleibes über, und hat alsbald eine schlechte Absonderung der Verdauungssäfte, eine Afficirung des Verdauungsvermögens zur Folge. Nun ist es begreiflich, wie schnell Säure und andere Ausartungen des von innen und aussen kommenden Inhalts des Magens und der Gedärme bei Kindern sich entwickeln. *) Doch unabhängig von Veränderungen, die ein krankhaftes Seyn der ersten Wege selbst erfordert, dieses bestehe nun in einer krankhaften Abweichung ihrer Verrichtungen, oder in Anhäufung von verdorbenen Stoffen, bieten dieselbe uns die breiteste und empfänglichste Fläche dar, um auf den ganzen Organismus, und insbesondere auf das Gehirn zu wirken, und zwar ganz vorzüglich durch Ausleerungen von oben und unten. Das ist oft das einzige und immer das hülfreichste Mittel, Congestionen nach dem Kopfe zu unterbrechen, Unordnungen in den Gehirnthätigkeiten zu heben, und diesen ein freies Wirken zu verschaffen. Es ist gewiß oft der Fall, daß wir von andern Theilen des Körpers, und insbesondere vom Gehirn gewissermaßen den Sitz der Krankheit abziehen und verhindern, daß diese wichtigen Organe, denen wir unmittelbar so wenig beikommen können, nicht der Schauplatz aller Krankheitsäußerungen werden, wenn wir den Darmcanal vorübergehend in einen krankhaften Zustand versetzen, und ihn auf eine kurze Zeit zum schwächsten Theile des Körpers machen, auf den denn alles fällt. Der Darmcanal vermag oft viel zu vertragen, regulirt sich leichter wieder, und die Kunst kann ihm sicherer wieder seine Integrität geben. Da die hitzigen und stärkenden Mittel im Anfang nicht angezeigt sind, im Gegentheil in diesem Zeitpunkt Entziehung von Reizen, Herunterbringung der Erregung sich nützlich beweiset, so erfüllen die ausleerenden Mittel auch diesen Zweck.

Mit

*) Diesen Hergang leugnet kein neueres System, aber die Anhänger desselben glauben einen höhern Gesichtspunkt zu fassen, wenn sie diese allerdings secundairen Veränderungen unbeachtet lassen, und die ärztliche Behandlung gegen den Grund-Charakter der Krankheit richten, mit dessen Tilgung alle Folgen desselben von selbst aufhören, oder von dem Organismus leicht beseitigt werden sollen. Ueber die Natur dieses Grund-Charakters der Krankheiten weichen sie aber von einander ab, und bestimmen ihn so oft nach dürftigen und einseitigen Hypothesen, die ewig wechseln. In der Arzneikunst muß man aber nicht von Theorien ausgehen, sondern von Beobachtungen und Thatsachen über die schnellste und zuverlässigste Heilung der Krankheiten, die die allgemeinen Ansichten selbst nur begründen und sichern können.

Mit prächtig klingenden Kunstworten, mit tiefen oder oberflächlichen Speculationen, die jetzt im Umlauf sind, lassen sich diese Wahrnehmungen und Raisonnements ausschmücken und belegen, wenn man will. Hierzu ist aber hier kein schicklicher Ort, und dieses überall eine verderbliche Richtung der Zeit.

Diese Ansicht macht es begreiflich, daß laut den Aussprüchen der ausgedehntesten und entscheidendsten Erfahrung gegen die Scheuerchen aus den verschiedenartigsten Ursachen die auf die ersten Wege wirkenden verändernden und ausleerenden Mittel von wohlthätigen Einfluß seyn müssen, oben anzustellen und immer angemessen sind. Alle andern Maaßregeln, als Senfpflaster, spanische Fliegenpflaster, Bäder, Blutigel, die nervina innerlich bedürfen keiner Apologie, da die Gründe für ihre Anwendung näher liegen, und der medicinische Zeitgeist ihnen nicht so sehr entgegen ist. Ich würde keinen Nichtarzt im Stande halten, eine Curmethode gegen diese unter so schreckenden Erscheinungen auftretende, und bei Versäumung so oft tödtliche Kinderkrankheit anordnen zu können, wenn, wie bei andern Uebeln, es hier nöthig sey, die verschiedenen Arten derselben zu unterscheiden, und die Auswahl der Mittel nach den mancherlei Ursachen, die der Krankheit Daseyn gaben, und nach den abweichenden Verhältnissen, unter denen dieselbe Statt findet, zu machen. Hierzu eignet sich nie ein Nichtarzt, und alle Anweisung, die man ihm hierzu geben will, wird ihn nur verwirren und zu Fehlgriffen verleiten. Aber die ächten Scheuerchen lassen eine allgemeine Behandlung zu, die nur aufmerksame und strenge Befolgung der hier mitzutheilenden Vorschriften erfordert, keine Gabe der Beobachtung und Beurtheilung, die nur ein ausgebildeter Arzt zu erwerben im Stande ist. Aber es übernehme niemand, hier den Arzt zu ersetzen, sobald ein solcher persönlich und nicht nach zu langem Aufschub hinzugezogen werden kann, da dieser allerdings aus Erwägung individueller Verhältnisse manches abzuändern, die Gaben zu verstärken oder zu schwächen, oder ganz andere Mittel zu wählen Veranlassung finden kann, die in dem einzelnen Fall einen bessern Erfolg versprechen. Und wo möglich setze man sich mit einem abwesenden Arzt in Verbindung, schreibe ihm alles ausführlich, was die Krankheit des Kindes bezeichnet, und was man meinen Rathschlägen gemäß dagegen gethan hat, und mit welchem Erfolg.

Es sind nur Kinder von 1 bis 4 Jahren, mit Ausnahme der sechs ersten Wochen des Lebens, bei denen die Scheuerchen, die hier gemeint sind, eintreten, und auf die die folgende Behandlungsart Anwendung leidet. Befallen convulsivische Zufylle

fälle ein späteres Alter, so setzen sie gewöhnlich eine andere Verbindung von Ursachen voraus, und haben einen andern Charakter. Eine ganz anders bestimmte Heilmethode ist ihnen dann entgegenzusetzen, über welche nur ein Arzt entscheiden kann, den alle Erscheinungen und Verhältnisse möglichst genau mitgetheilt werden. In den sechs ersten Wochen des Lebens sind aber Zuckungen so mißlich, und was gegen sie zu thun ist, verlangt die ganze Gewandheit eines vollendeten Arztes. Daher ist es rathsam, daß außer Senfpflastern, lauen Bädern und einigen einfachen Klystieren ein Nichtarzt nichts gegen sie unternehme.

(Der Schluß folgt.)

Ueber Vertilgung der Raupen.

Ein Garten, in welchem fast lauter junge Obstbäume standen, war mit ungewöhnlich vielen Raupen heimgesucht worden. Deswegen ließ der Besitzer im Frühjahre seine Bäume mit möglichster Sorgfalt reinigen; demungeachtet fanden sich bald so viele Raupen ganz verschiedener Art ein, daß die Bäume, welche die mehrste Sonne hatten, in wenig Tagen ganz von Blättern entblößt waren.

Ein erfahrner Gärtner gab ihm den Rath, jeden Baum mit einem Kranz oder Streif von Schaafwolle zu umwinden. Er befolgte diesen Rath, und wand am jeden Baumstamm oben eine Elle unter den Aesten, einen Kranz von Schaafwolle, ungefähr 3 Zoll breit, und bemerkte folgenden Nutzen.

Gegen Abend bei Sonnen-Untergang krochen die Raupen von den Aesten herunter an den Stamm bis an den Wollkranz, wo sie sich an der Seite des Stammes, die dem Winde nicht ausgesetzt ist, in dichten Reihen anlegten: so, daß um den Wollkranz eine halbe Elle in der Höhe am Stamme oft 100 bis 200 Raupen saßen.

Er ging daher jeden Abend in der 9ten Stunde und früh gegen 5 Uhr seinen Garten durch, und strich mit einem hölzernen Span von jedem Stamm die Raupen ab in einen Topf: so, daß er in Zeit von 14 Tagen von 60 tragbaren Obstbäumen mehr als 2 Metzen Raupen mit leichter Mühe abstreichen und vergraben konnte.

G. J. E. D.

Hannoverſches Magazin.

49tes Stück.

Montag, den 19ten Junius 1809.

Beantwortung

der Aufforderung und Bitte an menſchenfreundliche Aerzte des Herrn Paſtor Meyer zu Eimke,

vom Leibmedicus Stieglitz zu Hannover.

(Schluß.)

Es kömmt nun darauf an, die wahren Scheuerchen (innere Krämpfe oder den ſtillen, inneren Jammer, die Gichter) von den convulſiviſchen Zufällen, die mit andern Krankheiten zuſammenhängen, zu unterſcheiden. Hierüber will ich, ohne zu tief in mediciniſche Unterſuchungen hineinzuführen, einige Sätze aufſtellen. 1) Iſt das Kind lange ſchon kränkelnd, und noch mehr, hat es ſeit mehrern Tagen ein entſchiednes, beſtimmtes Leiden anderer Art, ſo ſind die eintretenden Krämpfe und Zuckungen Folge eines andern Uebels, deſſen Bekämpfung Hülfe eines benachbarten Arztes erfordert. 2) Geht dem Anfall von Scheuerchen öfteres heftiges Erbrechen voraus, oder begleitet daſſelbe, ſo findet großer Verdacht Statt, daß eine andere große Krankheit hinter den Scheuerchen ſteckt, und es iſt dringend zu rathen, einen Arzt zu befragen. 3) Dauren die Zuckungen ohne Unterbrechung, ohne gänzlichen, wenn auch nur vorübergehenden Nachlaß, ohne völlig freie Zwiſchenräume von irgend einer Dauer 2, 3, 4, 6 Stunden und länger fort, und fällt das Kind bei ihrem endlichen Aufhören gleich in tiefen Schlaf, aus dem es gar nicht, oder nicht leicht, und nicht auf lange zu erwecken iſt, ſo daß es dann nie verſtändig um ſich blickt, nie auf etwas merkt, und geht ein ſolcher Schlaf plötzlich wieder in Zuckungen über, ſo iſt Verdacht da, daß dieſe Krankheit einen andern,

Digitized by Google

viel gefährlicheren Zusammenhang hat. Diese Fälle haben auch oft das eigne, daß die Kinnbacken stets oder lange Zeiten durch aneinander geschlossen sind, was bei den gewöhnlichen Scheuerchen fehlt oder nur wenige Augenblicke über da ist. Hier wende man sich bald an einen Arzt.

Die eigentlichen Scheuerchen, deren Heilung ich nun mitzutheilen unternehme, bedürfen keiner Beschreibung. 1 bis 2 Tage mögen ihnen gelinde oder starke Fieberbewegungen vorangegangen seyn, das Kind von Unruhe, grosser Hitze, Schlaflosigkeit, oder zu vielem, aber häufig unterbrochnem Schlaf, Leibschmerzen, etwas Erbrechen oder selbst Diarrhee, auch wohl an Leibesverstopfung gelitten haben, Nahrung verschmähet und die Brust seiner Mutter oder Amme nicht anhaltend haben saugen wollen, und dabei durch nicht zu stillendes Schreien seinen Schmerz ausdrücken. Nun tritt plötzlich oder allmählig der Anfall von Scheuerchen ein. Ist nicht schon ein Brechmittel gegeben worden, so säume man nicht, es zu reichen, und zwar ein Pulver aus Ipecacuanhawurzel, Kindern unter einem Jahr 5 Gran jedesmal, im 2ten und 3ten Jahr 7 Gran, im 4ten Jahr 8 Gran, mit Zumischung von einem kleinen halben Theelöffel weißen Zucker zu jedem solchen Pulver. Dieser Pulver habe man 4 bis 5 bei der Hand, ob man gleich sehr selten so vieler bedürfen wird, und lasse alle 8 Minuten oder jede halbe Viertelstunde eins nehmen; dabei jedesmal 1 bis 2 Eßlöffel Chamillenthee oder lauwarmes Wasser nachtrinken. Wenn zweimaliges Erbrechen erfolgt ist, so giebt man kein Pulver weiter. Es pflegt dann von selbst oder auf Nachtrinken von etwas Warmen leicht noch ein Paarmal Erbrechen einzutreten. Gleich nach diesem geendigten Act des Erbrechens lasse man ein Klystier von abgekochter Hafergrütze und Chamillenaufguß setzen, und Senfpflaster auf die Waden legen, die liegen bleiben bis zum Rothziehen, oder bis zum Ausdruck zu lebhaftem Schmerzens. Eine Stunde nach dem letzten Erbrechen beginnen nun Pulver, die folgendermaßen nach den verschiedenen Altern zusammengesetzt werden:

	Pulverisirte Zinkblumen.	Rhabarberwurzel.	Calcinirte Magnesia.	Krebssteinpulver.
Im ersten halben Jahre:	½ Gran.	1 Gran.	5 Gran.	Immer so viel,
Im 2ten halben Jahre:	½ Gran.	1½ Gran.	7 Gran.	als man Magnesia nimmt.
Im zweiten Jahre:	1 Gran.	2 Gran.	8 Gran.	
Im dritten Jahre:	1½ Gran.	2½ Gran.	8 Gran.	
Im vierten Jahre:	2 Gran.	3 Gran.	10 Gran.	

Diese

Diese Bestandtheile werden zu einem Pulver zusammengemischt, und solcher Pulver etwa vorerst 6 Stück bereitet. Wird das erste ausgebrochen, so ist das wohl noch eine Folge des Brechmittels, und nach Verlauf einer Stunde ist von neuem ein Pulver zu geben. Wird aber auch dieses, und vielleicht selbst noch das dritte ausgebrochen, so bereite man etwa 3 Pulver von den angegebenen Bestandtheilen, mit Weglassung der Zinkblumen, und sehe, ob diese nicht im Magen bleiben. Nach ihrem Gebrauch versuche man wieder die Pulver, die den Zusatz von Zinkblumen haben. Man fahre in jedem Falle fort, jede dritte Stunde ein Klystier beibringen zu lassen von obiger Zusammensetzung, lege von neuem Senfpflaster, und zwar jetzt auf die Fußsohlen, bringe das Kind in ein lauwarmes Bad, wo möglich mit Regen- oder Flußwasser bereitet, dem man einen halben Eimer Weizenkleien beifügt, und in dem man das Kind eine halbe Stunde, wenn es angeht, zu halten sucht. Ist noch kein bedeutender Nachlaß eingetreten, das heißt, kehren die Krämpfe nach längerem oder kürzerem Stillschweigen immer wieder ein, und immer von nicht geminderter Stärke, so wird ein spanisches Fliegenpflaster von der Größe eines Guldens oder Conventionsthalers in den Nacken gelegt, dicht dahin, wo der Haarwuchs endigt, und liegen gelassen, bis eine Blase gezogen ist. Alle 8 oder 12 Stunden, je nach der Heftigkeit der Anfälle und ihrer öftern Wiederholung, ist das lauwarme Baden zu erneuern, und in der Zwischenzeit sind lauwarme Umschläge auf den Unterleib zu machen, von einem Aufguß von Flieder- und Chamillenblumen in heißer Milch, in den leinene Tücher getaucht werden, aus denen die Feuchtigkeit herausgedrückt wird. Sobald diese Tücher ihre Wärme größtentheils verlohren haben, werden sie erneuert. An ihrer Stelle kann auch ein Beutel mit gewärmter trockner Hafergrütze auf den Unterleib gelegt werden.

Die obigen aus Zinkblumen, Magnesia u. s. w. zusammengesetzten Pulver, von denen alle 2 Stunden eins zu reichen ist, sollen außer andern ersprießlichen Einwirkungen Stuhlausleerungen veranlassen, und zwar schnell und stark. Entstehen diese nicht nach drei gegebenen Pulvern, so kann zu jedem derselben noch ein Gran Rhabarber mehr hinzugefügt, und den Klystieren ein halber bis 1 Eßlöffel voll Kochsalz zugemischt werden. Ist aber etwa viermal Leibesöffnung in 12 bis 18 Stunden erfolgt, so werden diese Pulver von neuem bereitet, aber die Rhabarber aus denselben weggelassen. Dauert dann das häufige Abführen dennoch fort, so fällt auch der Zusatz von Magnesia und Krebssteinen weg, und wird an ihrer Stelle den Zink-

blumen blos etwas Zucker hinzugesetzt. Das Daseyn eines Durchfalles kurz vor den Scheuerchen, der auch während dieser noch anhält, darf vom Gebrauch der oben erwähnten Pulver nicht abhalten, und weiset vielmehr auf die Nothwendigkeit ihrer Anwendung hin. Hat man 24 Stunden so fortgefahren, von den Pulvern alle 2 Stunden eins gegeben, von allen andern oben angegebenen Mitteln, als Senfpflaster ꝛc. Gebrauch gemacht, und sind reichliche Stuhlausleerungen erfolgt, so verharret man bei dem Gebrauch der Pulver, aber ohne Rhabarber, und in dem bestimmten Fall auch ohne Magnesia, giebt aber nur alle 3 Stunden eins. Man bereitet dann aber noch einen Thee von einem halben Loth Valerianawurzel in einer Tasse heissen Wassers, und giebt alle 2 Stunden hievon Kindern unter einem Jahr einen kleinen Theelöffel, im 2ten Jahre einen größern Theelöffel voll, im 3ten Jahre zwei kleine Theelöffel und im 4ten Jahre zwei größere Theelöffel voll. Dieser Thee ist kalt zu trinken, allenfalls mit etwas Zucker. Sobald er in Gebrauch gezogen wird, ist es nützlich, den Kindern Bouillon und Biersuppen mit dem Gelben vom Ei bereitet zur Nahrung zu geben. Zum Getränk dient immer Chamillenthee und Wasser mit Milch. Den Aufguß von Valeriana kann man 3 bis 4 Tage noch fortsetzen lassen, wenn schon alles Convulsivische aufgehört hat. Eben so ist auch nachher 4 bis 5 Tage mit dem Baden täglich einmal fortzufahren. Es ist darauf zu sehen, daß täglich noch ein bis zweimal Leibesöffnung erfolgt, und sind dazu allenfalls Klystiere zu Hülfe zu nehmen. So lange aber sich mehr oder weniger Spuren von den Scheuerchen zeigen, sind die Pulver von Zinkblumen dabei fortzusetzen, mit oder ohne Magnesia, nach Maaßgabe der Stuhlgänge, und noch einen Tag, nachdem alle Ueberbleibsel der Scheuerchen sich schon verlohren haben. Mit den Senfpflastern und Umschlägen auf den Unterleib fährt man von Zeit zu Zeit fort, so lange man etwas Convulsivisches oder Krampfartiges wahrnimmt.

Erlauben es die Vermögensumstände der Eltern, oder ist es sonst möglich zu machen, so würde zu rathen seyn, wenn 36 bis 48 Stunden die Pulver von Zinkblumen ohne großen Erfolg gebraucht sind, und die Scheuerchen immer von neuem heftig eintreten, zum Moschus zu greifen, und zwar Statt der bisherigen Pulver Kindern unter einem Jahre 1 Gran, bis zu zwei Jahren 1½ Gran, von drei Jahren 2 Gran, und von 4 Jahren 2½ Gran, alle zwei Stunden, jedesmal mit einem halben Theelöffel Zucker zu geben, und dann neben dem Thee von Valeriana und allen andern Verordnungen zwei Tage fortzusetzen.

Ich

Digitized by Google

Ich bezweifle nicht, daß wenn alle diese Verordnungen mit Ruhe, Ordnung und Ausdauer in der gehörigen Folge in Ausübung gesetzt werden, eine sehr große Anzahl der mit Scheuerchen befallenen Kinder werde gerettet und erhalten werden. Aerzte haben wohl zu Zeiten einmal Veranlassung und sehr gute Gründe, einen andern Curplan zu wählen, und richten mit solchen Mitteln, als Queckſilber und Mohnsaft (diesen in seltenen ganz bestimmt dazu geeigneten Fällen *)) oft viel aus. Aber hierauf kann kein Nichtarzt sich einlassen. Für ihn ist nur ein Heilplan, der, wie der oben festgesetzte, in der Mehrheit der Fälle der angemessenste ist, durch eine gewisse Einfachheit sich auszeichnet und selbst da, wo er einmal nicht ganz hin gehören sollte, keinen oder wenigen Nachtheil fürchten läßt. Ungern schweige ich aber von der Anwendung der Blutigel, deren 1, 2, 3, nach der Verschiedenheit der Jahre, oft die heilsamsten, schnellsten Erfolge begleitet, wenn man weiß, wann sie zu Hülfe zu nehmen sind. Aber ich bin außer Stand, die Fälle kenntlich genug zu bezeichnen, für die sie passen. Ihr Hauptnutzen ist für einen frühern Zeitraum der Krankheit, in welchem über ihr Angezeigtseyn zu urtheilen viel Einsicht und praktisches Gefühl erfordert. Geht alles schlimm, und haben alle Mittel, die man in Gebrauch zieht, keinen wohlthätigen Einfluß, so mag auch ein Nichtarzt Blutigel an die Schläfen setzen zu lassen wagen. Aber nun ist es sehr zweifelhaft, ob sie einen Zustand heben, den sie, früher angewendet, wahrscheinlich nicht zu der höheren Gefahr hätten steigen lassen.

Nach glücklich überstandnen Scheuerchen verlangen die Diät und Pflege der Kinder Monate lang eine ganz besonders sorgfältige Aufsicht und Re-

gel-

*) Da eine gewisse Classe Aerzte in jetziger Zeit zu geneigt ist, den kleinsten Kindern Mohnsaft, oft sehr unvorsichtig zu geben, so mag eine Stelle aus Herrn Hofmedicus Jahn System der Kinderkrankheiten nach Brownschen Grundsätzen und Erfahrungen ausgearbeitet, hierüber sie belehren: „Der Mohnsaft ist als unser souverainstes Krampfmittel allgemein bekannt. Die meisten (schlechten und gefährlichen) Aerzte denken an Mohnsaft, so wie sie von Krämpfen hören. Der Mohnsaft ist aber eigentlich keine Kinderarznei. Die Grade der Erregbarkeit bei Kindern liegen so enge an einander, daß gar leicht eine Art von indirekter Schwäche erzeugt werden kann; die Entwickelung des Gehirns, welche erst einige Zeit nach der Geburt recht in vollen Gang kommt, erträgt nicht gut Mittel, durch welche Congestionen nach dem Kopfe veranlaßt werden; der sehr empfindliche Darmcanal darf bei Kindern nicht ohne Noth in seinen Ausleerungen gestört werden. Aus diesen Gründen muß man vorsichtig mit Mohnsaft bei Kindern seyn" u. s. w.

Digitized by Google

gelmäßigkeit, um Rückfällen aus sehr kleinen Ursachen vorzubeugen. Wer Scheuerchen nach den hier gegebenen Vorschriften auf dem Lande, entfernt von Aerzten und Apotheken, zu behandlen übernehmen will, der hat einen kleinen Vorrath der in diesem Aufsatz genannten Mittel sich im voraus anzuschaffen, um gleich sich ihrer bedienen zu können. Unterläßt er das, und muß erst weit schicken, um die Arzneien holen zu lassen, so verliert er Zeit, von der hier so viel abhängt. Auch muß er einen Apparat haben, der nicht kostbar ist, um halbe Grane und mehr abwiegen zu können, und eine Fertigkeit hierin sich zu erwerben suchen.

Warnen mögen sich aber Nichtärzte lassen, auf keine Raisonnements über die Ursachen und Natur der Scheuerchen sich einzulassen, und aus einigen günstigen oder ungünstigen Fällen, auf die sie zufällig stoßen, keine Schlüsse, Erfahrungen, Resultate irgend einer Art zu ziehen. Irrthum und Einseitigkeit würden sie nicht vermeiden können. Selbst Herrn Pastor Meyer's sonst so verständiger Aufsatz ist nicht frei von Belegen, dieser Warnung Nachdruck zu geben. Es finden höchst selten in die Augen fallende Ursachen, als zu hart gebratene Birnen ꝛc. Statt, und selbst der Abgang derselben beweiset nicht immer, daß sie hauptsächlich oder einzig diese Stürme veranlaßten. Sie würden vielleicht, wie oft vorher verdauet worden seyn, wenn nicht andere üble Einflüsse zugleich Statt gefunden hätten oder Kränklichkeit, wahrnehmbar oder nicht wahrnehmbar, schon vorher da gewesen wäre. Darum sind sie aber doch als eine schädliche Kinderspeise anzusehen. Man schlage nicht eine besondre Behandlungsart ein, wenn das von den Scheuerchen befallene Kind offenbar oder muthmaßlich zugleich von Würmern leidet. Bei dem Ausbruch der Convulsionen sind diese nicht abzutreiben oder sonst zu berücksichtigen. Das bleibt einem spätern, von den Scheuerchen ganz freien Zeitpunkt vorbehalten. Jetzt sind die Würmer in Ruhe zu lassen, und es ist bedenklich, ihren Abgang in solchen Tagen erzwingen zu wollen, und sie gewissermaßen aufzureitzen. Ueberdieß ist der Schluß selten richtig: weil das Kind offenbar Würmer mit sich herumträgt, oder sie, wie in so vielen Krankheiten und grade durch dieselben abgehen, deswegen sind sie auch Ursache dieser Krankheiten, die man aus dem Wege zu räumen hat. Dasselbe gilt von den Leiden der Zahnentwickelung. In den mehrsten Krankheiten des frühen Kindesalters wird diese mit hineingezogen, und sie ist auch oft, gewiß aber bei weitem nicht so häufig, als der Volksglaube es will, der Brennpunkt, von dem das Krankseyn angefacht und unterhalten wird. Das bestimmt aber nicht die Maßregeln des Arztes an sich, der die aus dieser

ser Quelle ihren Ursprung nehmenden krankhaften Bewegungen und Veränderungen auf andere Weise und nach andern Gesichtspunkten zu beurtheilen und zu behandeln hat; denn unmittelbar ist nichts zu thun (weil alle Mittel dazu uns fehlen) um das Hervorbrechen der Zähne zu erleichtern, und dessen übeln Einfluß auf die ganze Constitution zu hemmen. Des Arztes Streben geht dann einzig dahin, dem Organismus des Kindes die Empfänglichkeit zu nehmen, in solche Mitleidenschaft gezogen zu werden, oder die Folgen davon, die zu für sich bestehenden Krankheiten sich nun ausgebildet haben, zu heilen. Viele Kinder gehen zu Grunde, weil man so viele ihrer Krankheiten von der leidenden Zahnentwickelung ableitet, sie daher nicht für bedeutend hält, von der Zeit Befreiung hofft, nicht genau forscht, ob es dem Kinde sonst wo fehlt, und daher nicht die angemessenen Heilmittel frühzeitig dagegen aufsucht.

Eines allgemeinen Vorurtheils ist hier noch zu erwähnen. Man hält es unter den Anfällen der Scheuerchen, so wie bei andern Convulsionen, für bedenklich, Kinder aus dem Bette zu nehmen, sie zu handhaben, ihnen Klystiere beizubringen, sie ins Bad zu setzen oder im Bade zu lassen, oder selbst Arznei zu geben. Darüber geht oft viele schätzbare Zeit verlohren, des Arztes Vorschriften werden saumselig befolgt, und die Kinder beschädigen sich, weil man sie nicht in die angemessene Lage zu bringen wagt. Es ist gar kein Grund da, die Scheuerchen auf diese Art zu respektiren.

Ueber Sauerampfer.

Unter die bisher ganz verkannten Futterkräuter gehört der bei uns auf Wiesen und Grasplätzen befindliche Sauerampfer. Er verdient wegen seiner Heilkräfte und seines dem Viehe ausnehmend behaglichen Geschmacks, aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorgezogen, und als ein Futterkraut angebauet zu werden.

Es giebt zwei Arten des wild wachsenden Sauerampfers, den kleinen kriechenden oder kleinblättrigen Ackersauerampfer, Schaafampfer (Rumex acetosella L.) und den großen Sauerampfer (Rumex acetosa L.) Der letztere ist häufig wild wachsend auf unsern Wiesen anzutreffen, wird aber auch in Gärten zum Speisegebrauch unterhalten. Der kleine auf dürren Aeckern und Wiesen befindliche scheint völlig in die große Art überzugehen, wenn er auf bessern Boden verpflanzt, oder

oder unvermengt mit andern Gräsern und Kräutern irgendwo für sich bestehet.

Die Pferde fressen den Sauerampfer gern. Wenn sie schon satt sind, und von dem ihnen vorgelegten Grase nicht mehr fressen wollen: so suchen sie doch den darunter befindlichen Sauerampfer, oder die langen Stängel desselben noch hervor; oder wenn sie in der Erndte in der Hitze ganz unlustig sind, das vorgelegte Gras zu berühren, so suchen sie doch den Sauerampfer hervor.

Einem Landwirth kam eine Kuh krank von der Weide zurück; sie hörte auf zu wiederkäuen, hatte starke innerliche Hitze, und ließ vermuthen, daß sie giftige Kräuter mit dem Grase gefressen haben könne. Sie verschmähte das beste Grünfutter; da sich die Säure aber als ein Gegengift bewährt, so hielt man ihr Sauerampfer vor die Nase, den sie gleich fraß. Sie bekam binnen einer halben Stunde eine doppelte Portion, nach der sie bald wiederkäuete, das heftige Bauchschlagen verlohr, und wieder unter die Heerde gelassen werden konnte. Der Anbau dieses Futterkrauts ist leicht und gewiß. Die Vermehrung des Sauerampfers kann durch den Saamen oder durch die Wurzeltheilung geschehen. Der Saame wird im Mai gesäet und nur einmal geharkt, weil er nicht tief mit Erde bedeckt werden muß. Eine frühere Aussaat könnte leicht machen, daß die jungen Pflanzen von Erdflöhen verzehrt würden. Die leichtere Vermehrung durch die Wurzel geschieht also: man zerreiße im März oder August die alten Stöcke in kleinere, und lasse sie, wenn man sich bald Sauerampfer zum Futter verschaffen will, auf ein eignes Quartier im Garten oder auf befriedigte Plätze verpflanzen. Oder man verpflanze den aus Saamen gezogenen Sauerampfer 8 Zoll weit von einander, lasse auch die jungen Pflanzen nach Nothdurft jäten. Keine Pflanze thut es dem Sauerampfer im Ausdauern zuvor. Es giebt Plätze, wo er vierzig Jahre bestehet.

Um Saamen zu ziehen, muß man Stauden schießen lassen, den Saamen, sobald er anfängt, braunroth zu werden, abnehmen und an der Sonne nachreifen lassen. Man kann sonst leicht darum kommen, da die Vögel und Hüner ihm sehr nachgehen.

Die Blätter sind ein kühlendes, die Wallung des Geblüts stillendes, und der Fäulniß widerstehendes Mittel, und zum Gebrauch bei bösartigen Fiebern angepriesen worden. Der Sauerampfer kann also als ein Präservativmittel wider die Viehseuche dienen. Auch ist sie gut zum Ledergerben zu gebrauchen, zu welchem Ende denn aber freilich erfordert wird, daß diese Pflanze in großer Menge angebauet werde.

h. F. K. D.

Hannoversches Magazin.

50tes Stück.

Freitag, den 23ten Junius 1809.

Erinnerung

an des Herrn Doctor Faust zu Bückeburg Beinbruch-Maschine zum Gebrauch bei Knochenbrüchen und schweren Verletzungen des Unterschenkels, auch der Kniescheibe, des Fußes, des Vorderarms und der Hand.

Vom Dr. med. Albers zu Stolzenau.

Wenn der Herr Doctor Faust zu Bückeburg in der Beschreibung seiner Beinbruch-Maschine sagt: „In Freiheit und Beweglichkeit, in Milde und Wohlthun bestehe nur der Charakter meiner Beinbruch-Maschine — Gewalt und Schmerzen sind ihr fremd — und sie ist desto wohlthätiger, je gefährlicher der Beinbruch ist:" *) so hat dieser große Menschenfreund nicht zu viel gesagt, und der Einsender dieses Aufsatzes hat Gelegenheit gehabt, von der Richtigkeit jener Behauptung durch Erfahrung sich zu überzeugen.

Folgendes Beispiel mag zum Beweise dienen:

Der Herr A. E. zu S. brach im letztverflossenen Winter den Unterschenkel. Ein geschickter Wundarzt war gerade zugegen, so daß von Seiten der Kunst nichts versäumt wurde. Demungeachtet wurden die ersten acht Tage unter unsäglichen Schmer-

*) Faust und Huvold über die Anwendung und den Nutzen des Oels und der Wärme bei chirurgischen Operationen. Nebst drei Abhandlungen: Ueber die Heiligkeit der Feld-Lazarethe, Beschreibung einer Beinbruch-Maschine, und wie das Lebendigbegrabenwerden auf Wahlplätzen zu verhüten, von Faust Dr. Leipzig bei Kummer 1806. pag. 171.

Schmerzen schlaflos zugebracht, die besonders aus krampfhaften Stößen in dem leidenden Theile bestanden. Patient, ein Mann von lebhaftem Geiste, war vorher nie krank gewesen, um so tiefer empfand er das Unglückliche und Unangenehme seines damaligen Krankheitszustandes.

Am neunten Tage nach geschehenem Beinbruche machte man Gebrauch von gedachter Maschine. Die größte Furcht von Seiten des Kranken, die Verrichtung derselben werde die Schmerzen vermehren, ging derselben voran. — Wie indeß die lange Binde, (Tragstrumpf möchte ich sie lieber nennen) in welcher das zerbrochene Glied schwebend zu liegen kommt, unter dasselbe mit Leichtigkeit geschoben werden konnte, und diese, nachdem sie an das Tragbrett angehaket war, genau und fest sich anschloß, so konnte auch der Unterschenkel in die schwebende Lage gebracht werden, ohne daß davon in dem Bruche etwas empfunden wurde.

Die Freude des Kranken war groß, und noch größer wurde sie über den ersten ruhigen Schlaf, der nun durch nichts mehr gestört wurde.

Nachdem der Chirurgus nicht für gut fand, mit dem einmahl angelegten Verbande eine Veränderung vorzunehmen, so ist auch alles das Gute und Wohlthätige, was der Patient von der Zeit an empfand, und nicht genug zu rühmen vermochte, allein der Maschine zuzuschreiben.

Nach sechs Wochen verließ der Kranke sein Lager; der Bruch war gut geheilt, wie das Bein bei Gelegenheit eines heftigen Falls zum zweitenmale gebrochen wurde, wo die Maschine aber wiederholend die Beweise ihres hohen Werths ablegte.

Eine bestmöglichst gute und schmerzenlose Heilung eines Beinbruchs ist jedoch nicht der alleinige Vortheil, den die leidende Menschheit der Faustschen Beinbruch-Maschine verdanke. Auch zur Abwendung eines allgemeinen Leidens, welches dem örtlichen in Fällen von Bedeutung nicht selten zu folgen pflegt, ist sie von ganz unschätzbaren Werthe, da in demselben Verhältniß, als durch den Gebrauch dieser Maschine die örtlichen Schmerzen vermindert werden, auch die Besorgniß vor weiteren allgemein nachtheiligen Folgen verringert wird.

Mit Wehmuth erinnert mich dies an das unglückliche Schicksal, welches im Jahre 1805 zwei sehr achtungswerthe Männer, den Apotheker U. zu R., und den Regimentschirurgus B. zu U. traf. Beide brachen bei einem Sturz vom Pferde den Unterschenkel. Beide waren muntere junge Männer, und vermochten nicht über sich, wochenlang so ruhig zu liegen, wie dies bekanntlich bei Knochenbrüchen ohne den Gebrauch der Faustschen Maschine durchaus nothwendig ist, wenn man die Summe der Schmerzen vermindert, und den

Bruch

Bruch gut geheilt sehen will. Beide machten bald die Bemerkung, daß sie ein kürzeres Bein davon tragen würden. Die hierüber empfundene Traurigkeit würkte auf den durch die vielen ausgestandenen Schmerzen und schlaflos zugebrachten Nächte ohnehin schon geschwächten Körper so nachtheilig ein, daß beide in Folge dieses Vereins vom bösartigen Nervenfieber ergriffen wurden. Der eine starb daran; der andere hingegen ward wieder hergestellt; mir ein sehr starkes Hinken blieb sein lebenslängliches Loos. Dies Hinken machte den guten Mann sehr mißmüthig. Der Mißmuth ließ ihn zum Trinker werden, und die Folge davon war die Lungensucht, an welcher er im vorigen Jahre starb.

Möchten doch diese schlichten Thatsachen nicht umsonst von mir hier mitgetheilt bleiben, und die Anwendung der Faustschen Beinbruch-Maschine allgemeiner werden lassen!

Was die Anschaffung derselben anbetrifft, so erbietet sich der geschätzte Erfinder, „für drei Friedrichsd'or, oder um weniger bemittelten Wundärzten zu dienen, und durch sie Unglücklichen zu helfen, auch für zwei Friedrichsd'or portofrei eingesandt, die Maschine, vollständig, ächt und vollkommen, mit einem zweiten oder Oberkasten, um jede Beschädigung beim Transport zu verhüten, an die Addresse zu senden."

Zugleich fügt derselbe das Anerbieten hinzu, „daß, wenn Jemand für sich, oder ein Hospital eine Maschine für drei Friedrichsd'or von ihm kommen lassen und Willens seyn sollte, nach dieser Maschine für sich, oder das Haspital (nicht zum Verkauf, denn das wäre unrecht) mehrere Maschinen verfertigen zu lassen, dabei aber besorgte, daß er die Stahlfeder nicht gut bekommen würde; so werde er ihm mit der Maschine für jeden andern portofrei übersandten halben Louisd'or eine gespannte Feder senden. Ohne Maschine aber nicht."

Kurze Nachricht

von dem schönen Waßmerschen Epitaphium an der Nicolai-Capelle vor dem Steinthore hieselbst.

Mit Recht wird der deutschen Wißbegierde zum Vorwurfe gemacht, daß sie mehr nach dem Aeussern strebt, als nach dem, was ihr im Innern zunächst liegt, und daß sie oft das Einheimisch-Denkwürdige sorglos

überschreitet, um jenseits der Gränze alles anzustaunen. Es ist ein alter Fehler, um welchen uns das gänzliche Verschwinden so vieler kostbaren Denkmale der deutschen Vorzeit laut genug anklagt. Möchten die wenigen Reste jetzt noch beachtet, hervorgesucht und unter kräftigen Schutz gegen fernere Verwahrlosung gebracht werden. Dies ist mein innigster deutscher Wunsch, der aber, wie ich befürchte, leider wohl unerfüllt bleiben wird. Unter diese Reste gehört vorzüglich das vor dem Steinthore an der Nicolai-Capelle gegen der sogenannten Hofmeisterei über befindliche überaus schön und künstlich in Sandstein ausgehauene Baßmersche Epitaphium, welches die Grablegung des Patriarchen Jacobs vorstellt.

Dieses wahre Meisterstück deutscher Kunst ließ Melchior Baßmer im Jahre 1631 seinem verstorbenen Vater Statius Baßmer, der sieben Jahr Rathsverwandter und zwanzig Jahr Bürgermeister hier in Hannover war, ingleichen seiner Mutter Catharine von Wintheim und sich selbst zu Ehren auf seine Kosten verfertigen, und an gedachter Nicolai-Capelle befestigen. Mit Recht verdient es unter den ausserhalb Hannover befindlichen Denkmalen und Seltenheiten die allererste Stelle, denn die Struktur des ganzen Epitaphiums hat vor andern etwas besonders, und die vielen darauf befindlichen menschlichen Figuren sind in den schönsten gefälligsten Stellungen aufs feinste ausgearbeitet. Der Schmerz und die Betrübniß ist auf dem Gesicht jeder Figur aufs trefflichste verschieden und besonders ausgedrückt. Die Figuren auf dem Baßmerschen Epitaphium, welche bei der Grablegung Jacobs zugegen sind, stellen eine vertraute Gesellschaft vor, worunter auch eine Person im Predigerornat erscheint, welche der damalige berühmte Magister Pastor David Meyer an der hiesigen Marktkirche ist. Der Pastor Meyer wohnte in dem Pfarrhause bei der Marktkirche, welches jetzt der Herr Pastor Evers der jüngere bewohnt, und gehörte mit unter die Gelehrten, welche böse Weiber zu Frauen gehabt. Seine Ehegattin Ilse Riemenschneider, mit welcher er sich 1599 als Cantor in Braunschweig trauen ließ, war ein äußerst zänkisches und böses Weib, mit der der sanfte gute Mann eine höchst unglückliche Ehe führte. Sie hatte einst den Vorsatz gefaßt, ihm des Nachts im Schlaf mit einem Messer die Gurgel abzuschneiden, der Pastor Meyer erwachte durch ihr verursachtes Geräusch noch glücklich kurz vor vollbrachter That, schlug mit den Händen um sich, die Frau ließ das Messer fallen, läuft davon, und von dieser Zeit lebte er von seinem bösen Weibe gänzlich getrennt und abgesondert. Sein vertrautester Freund und täglicher Umgang war der Bürgermeister Statius Baßmer, daher ihn denn auch Melchior

Baß-

Vaßmer auf dem Vaßmerschen Denkmal mit abbilden ließ.

Ueber die weiland böse Frau Pastorin Meyer führe ich hier noch folgendes an. Die beiden Pfarrhäuser bei der Marktkirche, welche jetzt der Herr Pastor Hagemann und Hr. Pastor Evers jun. bewohnen, hatten ehemals einen gemeinschaftlichen Vorhof, der noch durch keine Mauer getrennt war. Madame Meyer konnte sich mit der andern Frau Pastorin nicht vertragen, lebte mit selbiger in täglichem Zank und Streit, und da einst der Haushahn der Pastorin Meyer von dem Hahn der andern Frau Pastorin gebissen wurde, kam es dieserwegen zwischen beiden Frau Pastorinnen zu Thätlichkeiten. Um nun fernern Zänkereien und Schlägereien zwischen beiden vorzubeugen, wurde zwischen beiden Pfarrhäusern eine Mauer gezogen.

Melchior Vaßmer ließ, ehe er das oft besagte Epitaphium in Stein hauen ließ, erst den Entwurf dazu von einem hiesigen geschickten damals berühmten Maler verfertigen. Der Bildhauer, welcher nach diesem Entwurfe das Denkmal in Sandstein eben so sauber und fein ausarbeitete, wie solches nur immer in Marmor hätte ausgearbeitet werden können, war in Nordheim geboren, hieß Hieremias Sutelius, und liegt gleichfalls, so wie die Vaßmerische Familie, auf dem Nicolaikirchhofe, und zwar dem Schützenhause gegenüber, nicht weit vom Wege, begraben. Er wurde von dem Maler, der den Entwurf des Vaßmerschen Monuments gemacht, aus Neid deswegen in seinem Hause gemordet, weil Sutelius Arbeit in Stein weit größen Beifall fand, als des Malers Gemälde.

Auf Sutelius Leichensteine steht folgende Grabschrift:

> Anno Christi 1631. den 4. Aprilis Abends zwischen 10. und eilf Uhr ist der Erbar Kunstreicher vnd wolerfahrner Meister Hieremias Sutelius Northeimensis, Burger und Bilthauer in Hannover durch einen Stic vbers Hertz vnschuldiglich, als er schon 2 Stunde auf seinem Bette gelegen, und davon abgefordert worden, verwundet, darauf den eilften ejusdem abendts zwischen 9. und 10. Uhr in Gut sälig verschieden ist im 44. Jahr.

Die übrigen Worte des Leichensteins sind durch die Länge der Zeit unleserlich geworden, mit Moos bewachsen, und können nicht mehr herausgebracht werden. Oben am Stein ist die Geschichte aus dem 2ten Buch der Könige, Kapitel 3, wie Abner von Joab im Thor erstochen wird, vorgestellt. Um den Leichenstein des Bildhauers kenntlich zu machen, steht auf der andern Seite in neuern Zeiten daran gehauen: Dieses ist Sahtrüben Begräbnis.

Vor

Vor einigen 60 Jahren liessen die Kirchenherren zu St. Crucis das Baßmersche Epitaphium übermalen, zum Glück aber hat die Farbe dasselbe nicht verdorben, und hat sich durch die Länge der Zeit, und weil es Wind und Wetter blosgestellt ist, nach und nach wieder davon abgelöset.

Weil in der Gegend und selbst auf dem Nicolaikirchhofe viermal im Jahre Topfmarkt gehalten wird, auch das Scheibenschießen und bei diesen Gelegenheiten die Volksmenge daselbst sehr groß ist, so wird auch dieses schöne Denkmal durch Steinwürfe, Schwärmerwerfen, Schießen u. s. w. freselhafter Knabenhände leider immer mehr verstümmelt. Um diese würklich kostbaren Reste der deutschen Vorzeit, wenigstens so wie sie jetzt noch sind, in Schutz gegen fernere Verwahrlosung zu nehmen, und für die Nachwelt aufzubewahren, war es die Absicht unsers verdienstvollen großen Literators, des verewigten Hrn. Geheimen Justiz-, auch ersten Consistorialraths und Bürgermeisters der Altstadt Hannover, Doctor Heiligers, solche auf seine Kosten mit einem eisernen Gitterwerk versehen, oder sie auch von der Aussenseite der Capelle abnehmen, und sie in der Nicolai-Capelle selbst an einem paßlichen Orte wieder aufstellen zu lassen. Allein der unerwartete und für die gelehrte Welt zu frühe Tod dieses großen Patrioten hat dessen Vorhaben leider vereitelt.

Verschiedenes Nützliche.

Die Milch der Kühe ist bekanntlich nicht nur in verschiedener Zeit, und nach Verschiedenheit des Futters verschieden, sondern auch die zu einer Zeit von ihnen genommene Milch ist ungleich. Die beim Anfange des Melkens den Eutern entzogene ist dünner und schlechter, als die letztere, und die Feitigkeit nimmt bis auf den letzten Tropfen zu. Das unvollkommene Ausmelken ist also für die Güte der Milch sehr nachtheilig. In dem landwirthschaftlichen Werke des Engländers W. Dickson, das Thaer herausgegeben hat, werden in dieser Hinsicht wichtige Versuche vom Dr. Anderson mitgetheilt. Dieser füllte verschiedene Theeköpfe von gleicher Größe zu bestimmten Zeiten mit der ersten und letzten Milch aus dem Euter an. Um in allen eine gleiche Quantität zu haben, wurde die Milch gewogen. Nach manchen Versuchen fand sich nun, daß im Durchschnitt das Verhältniß des Rahms von der letzten Milch zu dem von der ersten wie 10 zu 1 war.

Der

Der Unterschied in der Beschaffenheit des Rahms war noch größer. Der Rahm in den Köpfchen mit der ersten Milch war eine dünne zähe Haut, in dem, welches die letzte enthielt, eine dicke butterartige Substanz, und von glänzender fetter Farbe. Der Unterschied in der Beschaffenheit der abgerahmten Milch war sowohl in Rücksicht der Quantität als Qualität des Rahms noch größer.

Die römischen Landwirthe in den alten Zeiten wandten auf die Bereitung und Vermehrung des Düngers große Sorgfalt. Man darf nur den Columella und andere landwirthschaftliche Schriften, die uns aus dem römischen Alterthum geblieben sind, nachlesen, um sich davon zu überzeugen. Sie verehrten sogar einen Düngergott, den sie Sterquilinius nannten. Columella (Lib. II. 15.) empfiehlt drei Hauptarten von Mist, den von Vögeln, von Menschen und vom Vieh. Unter dem Vogelmist hält er den von Tauben für den besten, und läßt darauf den von Hünern und anderm Geflügel folgen. Den Dünger von Wasservögeln, als Enten und Gänsen, hält er für schädlich. Den Menschendünger, welchen er dem Vogelmist nachsetzt, räth er mit andern Unreinigkeiten zu vermischen, weil er ohne solche Mischung zu hitzig sey und das Land auszehre. Zur Baumzucht hält er den Menschenurin am besten, wenn man ihn ein halbes Jahr faulen läßt. Die Obstbäume, meint er, trügen danach nicht nur am stärksten, sondern das Obst erhalte auch dadurch einen bessern Geschmack und Geruch. Den dritten Rang giebt er dem Viehmist, wovon ihm der Eselsmist der vorzüglichste ist. Auf letztern läßt er den Schaaf- und Ziegenmist, und endlich den von Pferden und Rindvieh folgen. Den Dünger von Schweinen hält er für den schlechtesten. Man dünge den Acker, sagt er, auch vortheilhaft mit Asche, und die Wurzeln der Feigbohnen *) seyn so gut als der beste Mist. Einem klugen Landwirthe dürfe es nie an Dünger fehlen. Habe er nicht Vieh genug, so müsse er sich auf andere Weise solchen zu verschaffen suchen. Er müsse das Laub von Büschen aufsammeln, Farrenkraut abschneiden, und beides unter das Kehrig des Hühnesstalles mengen; ferner Asche, Unrath von den heimlichen Gemächern, Stroh und andern Abfall in einer tiefen Grube zu Dünger werden lassen, und solches oft bewässern, damet die Samenkörner vom Unkraut, die darunter seyn möchten, verfaulen.

Im

*) Das Unterpflügen der Feigbohnen, um den Acker zu düngen, ist noch jetzt in Italien gebräuchlich, und wird unter andern von toskanischen Landwirthen für eins der wichtigsten Düngmittel gehalten.

Im Sommer müsse der ganze Misthaufen umgearbeitet und durcheinander gerührt werden, damit er leichter in Fäulniß übergehe, und guten Dünger für das Land gebe.

In Rußland, in den deutschen Colonien am Karamysch, so wie in einigen holzlosen Colonien an der Ilowla, hat man, wie Pallas erzählt, seit 1788, bei gänzlichem Mangel an Feuerung, zu einem künstlichen Torf seine Zuflucht genommen, der aus Stroh und Mist verfertigt wird. Da nemlich auf dem dasigen leichten schwarzen Acker, der sich durch das Brachen genugsam verbessern läßt, kein Dünger nöthig ist, so wird dem Viehe fleißig Stroh untergestreuet, und der Mist nach und nach auf Haufen gebracht, wo er den Winter über zusammenbrennt. Wenn im Frühlinge die erste Feldarbeit verrichtet ist, fährt man ihn an das Wasser, auf einen trocknen Platz, einige Fuß hoch zusammen, begießt ihn mit Wasser, und läßt ihn, mit etwas Stroh vermischt, durch Pferde oder Ochsen stark zusammentreten. Dann sticht man ihn, sobald er etwas trocknet, wie Torf in Stücke, die man aufstapelt, trocknen läßt, und so zum Vorrathe auf den folgenden Winter nach Hause bringt. Dieser, bei den Krymmischen Tataren vorlängst gebräuchliche Torf brennt beinahe wie Steinkohlen, mit einer Flamme, und heizt besonders die Backöfen vortrefflich aus. Fünf bis sechs Stück sind hinlänglich, einen Ofen zu heizen, und einige Personen mit einigen Paar Ochsen oder Pferden können sich in 8 Tagen ihren ganzen Wintervorrath bereiten. Das Schlimme bei dieser Feurung ist der stinkende Geruch, den sie veranlaßt, und der leicht in die Wohnzimmer dringt.

In einigen Gegenden des südlichen Afrika sind die Pflüge so gebauet, daß zur Rechten ein großes Rad mit acht Speichen und einer eisernen Scheibe, welches nicht abgenommen werden kann, in den Acker geht; ein kleineres Rad zur Linken aber hat nur vier Speichen, und geht auf den Rasen, so daß der Pflug immer gleich eben läuft. — Eben daselbst haben die Hottentotten eine besondere Methode, die Ochsen zuzureiten, womit sie schon, wenn diese noch sehr jung sind, den Anfang machen. Dem Kalbe wird anfangs eine Haut auf den Rücken gebunden, mit der es auch auf die Weide geschickt wird. Allmählig setzt man ihm kleine Knaben auf den Rücken, und sobald es einigermaßen zugeritten ist, wird ihm ein anderes zur Seite gebunden, um desto eher gezähmt zu werden. Da das Reiten auf Kälbern mehrentheils im Gallopp geschieht, so werden die kleinen Reuter oft abgeworfen.

Hannoverſches Magazin.

51tes Stück.

Montag, den 26ten Junius 1809.

Beiträge
zu einer Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Dransfeld im Leine-Departement.

Die kleine Stadt Dransfeld im Leine-Departement liegt drei Stunden von Göttingen und zwei Stunden von Münden, in einer von Bergen umſchloſſenen Ebene. Südweſtlich von der Stadt erhebt ſich der ziemlich hohe und ſteile **Dransberg**, in deſſen Waldung ſich die berühmten Baſaltbrüche finden, deren Steine weit und breit zum Pflaſtern der Straſſen verſandt werden. Die ſchönen ſechseckigen Baſaltſäulen erheben ſich zu einer ziemlichen Höhe, und ſind oben kaum mit fußhoher Erde bedeckt. Sie werden nicht gebrochen, ſondern man unterminirt ſie und läßt ſie dann einſtürzen. Die Baſalte ſind hier von verſchiedener Farbe, am meiſten ſchwarz, oft aber auch grau und ins Blaue ſpielend. Einen zweiten Baſaltbruch findet man auf dem nicht weit davon belegenen Berge, dem **Hohen Hagen**, welchen die Göttinger aufgefunden haben. Es hatte nämlich ein Cämmerer von Dransfeld dieſen den Baſaltbruch auf dem Dransberge verkauft, und zwar ohne Wiſſen und Willen des Raths und der Bürgerſchaft. Allein die Göttinger mußten ihn wieder abtreten; erhielten aber dagegen die Erlaubniß, ſich einen andern auf dem Hohen Hagen zu ſuchen, wo ſie ihn denn auch bald fanden.

Unter den übrigen Bergen, die die Stadt umgeben, nennen wir noch den **Oſſenberg**, **Hüneburg** und den **Galgenberg**. Der Oſſenberg iſt durch Scenen des ſiebenjährigen Krieges berühmt geworden, indem der Herzog **Ferdinand** von Braunſchweig von hier herab die Franzoſen auf ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Minden beunruhigte, der Hüneburg aber durch eine alte Sage, die man dort noch oft erzählen hört. Etliche Mädchen, ſagt das Mährchen, wollten noch um Mitternacht Blumen von dieſem Berge holen. Kaum war der

letzte Glockenschlag der geheimnißvollen Stunde zwölf verhallt, als die Eisenthür einer stark erleuchteten Höhle sich im Gebüsch aufthat. Die beherzten Mädchen traten hinein, und sahen sich in der Gesellschaft ungeheurer Riesen, die mit Keulen bewaffnet in den Winkeln saßen, und viele Fässer Gold um sich her stehen hatten. Schrecken ergriff sie, mit Schnelligkeit sprangen sie wieder zur Thür hinaus, aber die letzte war zu langsam, die Thür krachte zu und riß ihr den Hacken ab, worauf sie bald starb. Dies Mährchen hat noch so starken Einfluß auf den Pöbel, daß niemand es wagt, nur in der Dämmerung diesen Berg zu betreten. — Es bleibt uns der dicht vor der Stadt liegende **Galgenberg** übrig, der seinen Namen folgender sonderbaren Erzählung dankt. Im Jahr 1626 während des 30jährigen Krieges, traten zwei Kaiserliche Lieutenants von Tilly's Armee, die bei Weende stand, in einem Wirthshause in Dransfeld ab. Die Bürger geriethen in großes Schrecken, und glaubten, daß diesen beiden Officieren die ganze Armee gewiß folgen werde; allein sie kam nicht. Freudenvoll bepackten sie 3 große Wagen mit Speck, Fleisch, Würsten und Brod, und übersandten sie Tilly'n, der gern ihr Geschenk annahm, und ihnen zum Gegengeschenk einen Galgen zimmern ließ, den sie auf den Berg vor dem Oberthore setzen mußten; dabei gab er den Deputirten die feste Versicherung, daß keiner seiner Soldaten die Stadt betreten solle, welches denn auch in der That nie geschehen seyn soll.

Dransfeld ist eine kleine, schmutzige, aber auch sehr alte Stadt. Sie ist der Hauptort des Cantons gleiches Namens, zu dem noch die 8 Gemeine-Dörfer, **Varloſen** mit **Wellersen**, **Dankelshausen**, **Mielenhausen**, **Oberscheden**, **Niederscheden**, **Ossenfelde** und **Löwenhagen** mit **Imsen** gehören. Den neuesten Angaben nach hat sie 230 Häuser, in denen 1600 Einwohner leben *). Die Nahrung quellen letzterer sind vorzüglich Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel. Auch ernähren die Basaltbrüche viele Menschen. Die herrlichen Hölzungen, der **Brannwald**, das **Dransberger**, **Spotzberger**, **Braunsberger**, **Kestenberger**, **Hopfenberger** und andere Hölzer, eröffnen dem Holzhandel eine reiche Quelle, der auch weit und breit getrieben wird. Das Städtchen hat eigentlich nur eine einzige Straße, denn die übrigen, ob sie gleich auch den Namen von Straßen tragen, sind nichts, als Nebengassen. Diese Hauptstraße nun ist: die **lange Straße**, an deren Enden sich das **Göttinger** oder **Obern-** und das **Mündener** oder **Untern-Thor** finden. Jene Neben-

*) Erich Handbuch über das Königreich Westphalen. p. 267.

hengassen sind: die Balberunstraße, die Immenstraße, das Gäßchen am Bache, die Baaderstraße, die Kirchstraße, die Zehendstraße, der alte Markt und die Katzhagelstraße. Von diesen ist die Baaderstraße dadurch berühmt, daß Herzog Otto hier ein Schloß hatte, welches noch 1374 gestanden hat.

Die Stadt war ehemals mit Mauern, Wall und Graben umgeben. Die Mauer ist noch vorhanden, von den 11 Wartthürmen aber, die sie zierten, sind gegenwärtig nur noch drei übrig. Im Jahre 1374 wurde die Stadt im Hessischen Kriege ganz niedergebrannt, und was die Flamme übrig ließ, das rissen die barbarischen Feinde vollends nieder. Damals wurde auch der Wall demolirt und der Stadtgraben zugeworfen. Es findet sich davon auf dem dortigen Rathhause folgende alte Nachricht:

Anno Domini MCCCLXXIV. iß Dransfeld von den Hessen un Döbringers geschleifet, Wall un Wohtergroben ingereten un urh den Grunan afgebrandt. Herzog Otto hat tau der Tieth hier wohnt. Dat Schloß har in den Knappen-Berges Howe legen.

Ehemals hatte auch die Stadt noch eine Art Vorstadt, das alte Dorf genannt, welches südlich von der eigentlichen Stadt lag und größtentheils von Töpfern bewohnt wurde. Dort findet man noch in der Stadtmauer die Spuren des vermauerten Thors. Der Stadtgraben ist jetzt trocken und zu einem großen Gras- und Baumgarten umgeschaffen, der den Namen Grabenhof führt, und woran jeder Bürger seinen Antheil hat.

Wenden wir uns jetzt zu den öffentlichen Gebäuden in der Stadt. Dahin gehört zuerst: das Rathhaus, hier Koths genannt. Es ist ein nicht sehr großes Gebäude, unten massiv mit einem 1792 erbaueten hölzernen Aufsatz. An der südwestlichen Ecke findet man zum Andenken einer großen Wasserfluth, wo das Wasser $5\frac{1}{2}$ Spanne hoch stand, die Inschrift:

Anno 1702 hohe Wasserfluth gewesen.

Auf dem Rathhause wird das Manuscript eines alten satyrischen Gedichts, „Die Dransfelder Hasenjagd" betitelt, aufbewahrt, welches auch einiges Historisches über die Stadtgeschichte enthält. Der Anfang lautet so:

Dût is dem ale gewisse Geschichte,
Darinnen ganz orndlich wärt berichtet,
Warümme dat ettelke wiese Tröppe
Dey Dransfelder geheten Hosenköppe,
Und wovon dey Name iß herkomen
In der Pilz Mölen dat kann man vernönnen,
Aak wo bey Dransfelschen Beere darneben
Dey Naine Hosen-Melk gegeben ꝛc.

Die kurze Geschichte, die dieses alte Lied besingt, ist folgende: 1305 standen die Dransfelder ihrem Landesfürsten in seinen Kriegen treulich bei; aus Erkenntlichkeit machte sie der Fürst zu freien Bürgern und gab ihrem Orte Stadtrecht; im Gedicht:

Gaf öhme Stadt-Gerechtigkeit
Asse dey tau Münnen in Schwange gait.

Als nun Herzog Wilhelm an die Regierung kam, forderte er von den Göttingern den Zoll, allein diese antworteten ihm sehr höflich:

Wollen sey öhme geven Galgen und Radt
Dat steit darbuten vor öhrder Stadt.

Hierauf stiftete es der Herzog an, daß ein Kerl in Göttingen sich über einem Diebstahl von den Bürgern ertappen lassen mußte, indem er es probiren wollte, ob die Göttinger den Dieb wohl hängen würden, da sie ihm doch Galgen und Rad, d. h. ihre Gerichtsbarkeit, übergeben hatten. Jene nicht faul fällten wirklich das Todesurtheil.

Dat Dades-Urtel dehn sey fellen,
Wie wilt öhne an den Galgen stellen.

Als nun eben die Execution vor sich gehen sollte, kam der Herzog mit seinen Leuten von Münden herab. Es kam zur Schlacht, worin aber der Herzog geschlagen, bis vor die Stadt Dransfeld flüchten mußte. Hier nun eilten die Dransfelder dem bedrängten Fürsten zu Hülfe, und schlugen die Göttinger zurück, so daß der Herzog sich in Ruhe wieder nach Münden ziehen konnte.

Davor gaf öffek use Härre
Gerechtigkeit davor noch mähre;
Wer ut Göttingen wat langen wolle,
Dey soll da geben kennen Toll.
Aak von dem Bramwahl Holt tau langen,
Dat soll by öffeck gahn in Schwange,
Dey Jagt in usen Gefelle,
Jagen könne wie, wenn öffeck gefelle.

Die Dransfelder, erfreuet über solche Gnadenbriefe, wollten auch sogleich ihre Privilegien benutzen und stellten eine große Hasenjagd auf dem Hohen Hagen an. Hier fängt nun die Satire auf die Dransfelder an. Ihr Müller Tönjes Blins sieht einen Esel im Walde für eine große trächtige Häsin an, und ruft seine Mitbürger herbei. Auch diese erkennen einstimmig den Esel für einen Hasen. Nun hielten sie großen Rath, wie sie ihn schlachten und braten wollten; jeder will ihn nach seinem Geschmack zurecht gemacht wissen. Aber die Göttinger hatten von der großen Jagd gehört, und während sich jene noch berathschlagten, drangen sie ins Holz und die armen Jäger erhielten jämmerliche Prügel. Doch Tönjes wollte den Hasen nicht los lassen, den er gefangen hatte, und wurde von einem Göttinger deshalb zu Boden gestoßen. Da schrie er nun jämmerlich und bat seine Mitbürger, ihm doch einen Tropfen Hasenmilch zu bringen, wonach

er

er denn auch wieder geſundete. Unterdeſſen machten ſich die Göttinger an den Eſel; aber auch ſie ſahen ihn für einen alten Haſen an, tödteten und aßen ihn. Von der Zeit an nannten die Göttinger das Dransfeldſche Bier nur Haſenmilch und die Dransfelder dagegen die Göttinger Eſelfreſſer. Dies iſt der Inhalt dieſes bisher noch unbekannten Gedichtes, an dem man ein ziemliches Alter nicht verkennen kann, und deſſen naive Sprache dem Ganzen ein lebhaftes Intereſſe giebt.

Die Kirche: Das Jahr der Erbauung derſelben iſt mir unbekannt, doch zeugt ſie von einem ziemlichen Alter. Die älteſte Inſchrift, die man an ihr findet, ſieht man rechts am Eingange in Stein gehauen:

Anno. domini
1. 5. 6. 6. do. was.
ein. grot. ſter-
ve. do. ſtorven
hir. in. de. verhu
dert. Minsken.

Ueberall in Deutſchland wüthete 1566 die Peſt ſchrecklich. Zu Oſterode ſtarben in demſelben Jahre 1200 Menſchen daran.

Inwendig iſt die Kirche ziemlich geräumig, aber etwas altmodiſch. An der Priche lieſt man folgende Inſchriften:

Iſta tibi atque tuis conſtructa ſedilia chriſte praeſentes praeſens flamine quaeſo hea wer au Got iſt, der hört Gottes Wort, Joh. 8. Dominus cuſtodiat exitum tuum, et introitum tuum ex hoc nunc et us. inse.

Brand Johannes Vigerabrandanus. Hanſchengen Conſules curd Strover Hans Matthine Paul Kelterborn Peter Koch Diaconi. Das Wort Gottes, iſt meines Fueses Leuchte und ein Ligt auf meinem Wege. 119 PS.

links an der oberſten Gallerie findet man dieſe Inſcription:

Quod hic factum corporaliter videmus in Parietibus tabulatis ſpiritualiter fiat in mentibus, et quod hic perfectum cernimus in Lignis, hoc aedificante dei gratia perficiatur cordibus nostris. Auguſt Serm. 256. temp. Anno 1701.

Die Orgel wurde, nach der Jahreszahl daran, 1685 erbauet oder reparirt.

Der Taufſtein wurde 1490 aus einem rothen Sandſteine mit vielen Figuren gehauen und iſt 6eckigt. Er hat folgende Umſchrift mit alten Mönchsbuchſtaben:

ANNO. DNI. M.CCCC.LXXXX. IN Vigilia paſſionis completum eſt opus praeſens per me magiſtrum Johannem de Caſtro.

Links neben dem Altare bemerken wir noch ein Begräbniß-Monument. Zwiſchen 2 Säulen ſieht man 8 Wappen, immer zwei und zwei über einander. Unten kniet ein Ritter neben dem gekreuzigten Jeſus; auf der andern Seite betet kniend ein Mönch. Die Reſte der ſchon um die Hälfte vernichteten

teten Inschrift, die sich darunter finden, lautet:

Epitaphium Christophori . . .
Tegitur Conradi . . . . . .
. . . . . .
Hoc igitur digni viri tenet ossa sepulcrum
Spiritus in coelis gaudia laetus agit.

Von Renovations-Jahren der Kirche merken wir vorzüglich die Jahre 1609 und 1756 an, in welchem letztern Jahre besonders der Altar wieder aufgeputzt wurde.

Neben der Kanzel steht ein anderthalb Spanne hoher zinnener Engel, der in jeder Hand einen Leuchter trägt, und in dessen Fuß folgende Umschrift gravirt ist:

Anna Elisabeth Gebohrne Deckern
Gestorben als Braut den 3ten Aprill
1758.

In dem nicht sehr hohen Thurme der Kirche hängen 2 Glocken. An der großen liest man:

Johannes. Breithaupt. Pastor. Ad. D. Martinum. Georg Koch. Pastor Ad. D. Johannem. Consules. Cort. Strover. Peter Koch Liborius Reiser. Martin Hemmelmannus Brandt. Hans Wenorem. An. Diaconi P. R. T. S. 1616.

Die kleine und älteste Glocke trägt folgende Umschrift mit Mönchsbuchstaben:

Anno dni. M.CCCC.III. in vigilia apostolorum petri et pauli fusa sum per magistros (od. manus nostras) Johannem et Bertoldum.

Der älteste Pleban, den man in Urkunden in Dransfeld findet, ist Bartoldus Plebanus in Dransweit. Er kömmt 1269 in der Urkunde des Vicedom Heinrich auf Rusteberg vor, die dieser dem Kloster Mariengarten über sein Allodium in Mechtilmeshusen gab *).

Das Jus Patronatus über die Johannis-Pfarre in Dransfeld besaßen die Edlen Herren von Plesse, die es aber 1269 dem Kloster Mariengarten übergaben **).

Um die Geschichte der Stadt Dransfeld sieht es sehr schlecht aus. Jene großen diplomatischen Werke, als Scheids Origines Guelficae und andere, liefern wenig oder nichts dazu; auch besitzt die Stadt keine Chronik. Nur dann und wann findet man ihren Namen in Urkunden. Zuerst findet man ihn im Jahr 1022 in dem Stiftungsbriefe des Klosters St. Michaelis zu Hildesheim — Dransfeld in pago Loghne in praefectura Hermanni Comitis. Zu dem Gau Loghne gehörten damals noch die Dörfer Thimarda (Dimarden), Langlere (Leng-

*) Scheid mantissa Doumentor. p. 297.

**) Meiern Origg. et Antiqu. Plessenses. p. 206.

(Lenglern), Snen (Schneen), Rodolfeshusen (Radolfshausen), Waleshusen (Walenhausen), Lengde (Lengden), Winnitthe (Weende) ꝛc. *)

Ob Dransfeld nicht eher Stadtrecht bekommen habe, als im Jahr 1305, wovon das oben angeführte alte plattdeutsche Gedicht handelt, oder ob ihm vielleicht im genannten Jahre sein Stadtrecht nur bestätigt und seine Privilegien nur vermehrt sehen, ist mir unbekannt. Ich habe nichts näheres darüber finden können. Ums Jahr 1093 war es noch keine Stadt, welches man aus der Urkunde sieht, die Erzbischof Heinrich von Mainz in diesem Jahre über die Schenkung des Canonicus Ludolph zu Magdeburg einiger Güter an das neu gestiftete Kloster Bursfelde ausstellte **).

Erst im 15ten Jahrhundert, im Jahr 1420 findet man Dransfeld als Stadt, und zwar als Burgstadt, in dem Lehnbriefe, wodurch Ludwig, Landgraf von Hessen, auf Befehl Kaisers Siegismund den Herzog Otto von Braunschweig mit dem Fürstenthum Braunschweig belehnte ***).

Was die Benennung von Burgstadt betrifft, die hier der Stadt Dransfeld gegeben wird, so kann sie keinen andern Grund haben, als daß die alte Fürstenburg damals noch gestanden habe, wovon die schon oben angeführte alte handschriftliche Nachricht bei Gelegenheit der Zerstörung der Stadt Dransfeld im Jahre 1374 sagt: Hertzog Otto hat tau der Tierh hier wohnr. Dar Schloß hat in den Knappen Barges Howe legen. Der Namen des Knappenberges Hofs existirt noch zu Dransfeld, und hat auf der Baaderstraße gelegen.

Es erhielten die Dransfelder von dem Kloster Hilwardshausen den Berg Hoben Hagen (Hohgen Haigen) mit aller seiner Zubehörde, mit den Ländereien und Hölzungen. Dagegen stellten sie im Jahr 1529 genanntem Kloster einen Revers aus, ihm in allen Dingen treu und ergeben zu seyn und ihm besonders auch bei Hebung der Zinsen und jährlichen Gefälle behülflich zu seyn, die die Dransfelder Bürger dem Kloster bezahlen mußten. Die Urkunde ist datirt: up Fridach in den Paschen Anno Domini millesimo, quingentesimo vicesimo nono. Bürger-

*) Götting. Zeit- und Geschichtbeschreib. T. III. praef. 24. in not.

**) Orig. Guelficae T. IV. praef. pag. 81. — Das Kloster Bursfelde wurde 1093 von Herzog Heinrich, mit dem Zunamen der Dicke, zu Ehren der Apostel Thomas und Nicolaus gestiftet.

***) Braunschw. Händel Th. I. p. 31. Zeit- und Geschichtbeschreib. der Stadt Göttingen. Th. III. praef. p. 41. in nota.

germeister zu Dransfeld war damals Albrecht Bomgarden *)

Das Wasser zu den Mühlen erhält die Stadt durch den etwa einen Büchsenschuß südlich von ihr entspringenden sogenannten Springborn, der ein helles kaltes Wasser führt, worin man die bekannten Mühl- oder Sternsteinchen findet, die man in so großer Menge in den Steinbrüchen des Haimberges vor Göttingen antrifft. Seine Quelle sprudelt so reichhaltig hervor, daß er 5 Mühlen, 3 ausserhalb und 2 innerhalb der Stadt treibt. Nach einem kurzen Laufe ergießt er sich in den Holenbeck. —

Ausserdem hat die Stadt noch sehr gutes wohlschmeckendes Brunnenwasser, welches meistens in den Kellern hervorquillt, und vermittelst eines Kanals unter der Stadtmauer abgeführt wird. Als die Franzosen im 7jährigen Kriege die Stadt blockirten und den Springborn abgegraben hatten, so nahmen die Bürger zu diesem Wasser ihre Zuflucht, welches die Franzosen nicht finden konnten. Sie hielten sich auch dadurch noch etwas, mußten sich aber doch bald darauf ergeben. Zum Löschen bei Feuersgefahr hat der Rath vor dem Ober- und Unterthore 2 Feuerteiche schon vor langer Zeit graben lassen, wovon aber der eine vor dem Oberthore jetzt fast gänzlich ausgetrocknet ist.

Der Schluß folgt.

*) Scheidt Cod. diplom. ad Moseri jus publ. Brunsvicense p. 874. sq.

Ueber den Glanzruß in den Schornsteinen.

Es ist bekannt, daß aller Rauch vom Holze nicht nur Flugruß ansetze, sondern auch Glanzruß. Dieser entsteht, wenn feuchte Witterung einfällt, also im Winter mehr, als im Sommer; wenn der Schornstein oben kein Dach hat, folglich der Regen an die Wände desselben anschlägt und herabfließt, und endlich, wenn frisches oder nasses Holz gebrannt wird, da alsdann der Flugruß gleichsam schmelzt und sich in eine glasareige Masse verwandelt, die wie Pech brennt. Wenn der Schornstein massiv und stark ist, so pflegt man ihn wohl auszubrennen. Ein weit sicheres Mittel aber ist folgendes: Man überstreiche den Glanzruß, der sich über dem Ofenloche ansetzt, so weit man hinauf reichen kann, (weil er da am gefährlichsten ist, wenn die Flamme aus dem Ofen herausschlägt) mit dünn gemachtem Lehm oder Sparkalk, und hacke nach etwa 8 Tagen den Lehm wieder ab, so fällt der Glanzruß zugleich mit ab.

L. F. D.

Hannoverſches Magazin.

52tes Stück.

Freitag, den 30ten Junius 1809.

Beiträge

zu einer Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Dransfeld im Leine-Departement.

(Schluß.)

Vor dem Ober-Thore bemerken wir noch das alte Monument des Drausfeldiſchen Bürgermeiſters, der hier in einer Fehde blieb. Es beſteht aus einem etwa 3 Ellen langen und 1½ Ellen breitem Steine, und liegt an dem ſogenannten Beiwege, d. h. dem Wege, der, wenn die Chauſſee reparirt wird, befahren wird. Auf der einen Seite ſowohl wie auf der andern ſieht man ein aus einem halben Zirkel aufſteigendes Kreuz ausgehauen. Von einer Inſchrift bemerkt man keine Spur. Der Bürgermeiſter ſoll in der Fehde umgekommen ſeyn, die Herzog Erich mit den Göttingern über den Zoll und die Gerichtsbarkeit hatte; doch kommt in dem alten plattdeutſchen Gedicht ſo wenig, als in einer in ſelbiger Sprache geſchriebenen Beſchreibung dieſer Fehde etwas von dem Tode des Bürgermeiſters vor. In letzterer findet man nur, daß zum Andenken der Fehde 3 Steine bei den Spitzenhöfen, d. h. ſpitz zulaufenden Gartenländern geſetzt ſeyn, wovon auf dem größten derſelben 3 Kreuze eingehauen wären. Das Kreuz auf unſerm Monumente hat noch 2 kleine Nebenarme; ſo daß es füglich für 3 aneinander hängende Kreuze angeſehen werden kann. Mithin könnte jenes ſogenannte Grabmahl des Dransfelder Bürgermeiſters wohl nichts weiter ſeyn, als das Denkmahl jener Fehde. Die Stelle der plattdeutſchen Nachricht hiervon heben wir hier aus: — — moſte dei Hertzog flüchten bet up dieſſit Varmelen hillen ſey noch wohl enne Schlacht, da dar ſteinerne Kadt ſteit; ower dey Hertzog mit ſinen Lüen moſte

moſte flüchten bet ſey hier vor dei Stadt, owen bie dey Spitzenhöfe wören. Da keimen dei Dransfelders öhne tau Hülpe, un ſchlaugen dey Göttinger tau rühe, un dei Göttinger moſten flüchten. Tau den Andenken des ſind drey Steine ſettet oben by den Spitzenhöfen, an den varmiſchen Wege, da up den graten drey Krütze utgebauen ſint, un da vor dey Dransfelder den Hertzog trů hulpen harren, gaf öhne dei Hertzog Stadtgerechtigkeit, dey tau Münnen in Schwange geit. *) Hey ſchenkede den Dransfelders den Toll tau Göttingen, aak dei Gerechtigkeit von dem Bramwalle **) Holt tau langen, aak dei Frie-Jagd ganſſ alläne in uſen gantzen Geſelle, bet in den Reichfahrt, un gaſſne darower Breiwe ꝛc.

Was das hier angeführte ſteinerne Rad oder Kreutz bei Varmſen betrifft, wo die zweite für den Herzog unglückliche Schlacht mit den Göttingern vorfiel; ſo iſt auch dieſe Reliquie des Alterthums noch vorhanden, wiewohl um die Hälfte in die Erde verſunken. Man ſieht es weſtlich von dem Dorfe Varmſen auf einem Raſenplatze zwiſchen 2 Lindenbäumen. Die Peripherie deſſelben beträgt gegen 9, der Diameter gegen 5½ Spanne. Es iſt wahrſcheinlich, daß nicht jene Fehde, ſondern eine andere gewiß viel frühere merkwürdige Begebenheit ſeine Errichtung veranlaßte, denn jene Nachricht ſpricht davon als habe es zu der Zeit (1305) ſchon geſtanden. So könnte alſo ſein Alter ins 13te Jahrhundert fallen, und man es mit Recht unter die älteſten Monumente zählen, die unſer Jahrhundert aufzuweiſen hat.

Ehe wir die Geſchichte des Städtchens Dransfeld ſchließen, bleibt uns noch übrig, etwas über die Gewohnheiten und Gebräuche zu ſagen, die dort üblich ſind. Dahin gehört zuerſt das ſogenannte Gränze gehen, welches alle Jahr geſchieht. An einem feſtgeſetzten Tage verſammlen ſich die Bürger auf dem Marktplatze, ziehen mit Muſik und wehenden Fahnen zum Thore hinaus, und umgehen die ganze Gränze ihres Stadtgebiets; jeder Knabe, der die Gränzſteine nicht kennt, wird körperlich auf der Stelle gezüch-

*) Dieſe Zeilen ſind faſt wörtlich aus dem alten Gedicht genommen. Es heißt dort:

Gaf öhne Stadtgerechtigkeit
Aſſe dey tau Münen in Schwange geit.

**) Bramwald.

züchtigt. Eine andere Procession der Dransfeldischen Bürger fällt auf den Himmelfahrtstag. An diesem Tage ziehen sie auf die Spitze des Dransbergs, wo man in den Rasen eine Art Irrgarten oder Labyrinth ausgestochen findet, welchen der Sage nach schon vor langen Jahren ein Schäfer mit seinem Stabe machte. Er ist unter dem Namen des Kreuzes oder Kreises auf dem Dransberge bekannt, hat etwa einen Umfang von 73 Schritt, und wird von 15 Schlangenwegen gebildet. In der Mitte soll der Schäfer, der ihn ausgrub, selbst begraben liegen. Die Bürger reinigen und erneuern an jenem Tage die Wege, und stellen dabei eine Menge Lustbarkeiten an. Ehemals geschah diese Reinigung unter vielen feierlichen Ceremonien, die aber jetzt nach und nach eingegangen sind.

Ueber das hier vor einiger Zeit gewesene Automat.

Ich glaube, es wird hier nicht ganz am unrechten Orte seyn, wenn ich über das vor kurzem hier gewesene sogenannte Automat und dessen Beschaffenheit einige Worte denen, welchen es noch unerklärbar ist, sage. Bevor ich aber die Beschaffenheit desselben beschreibe, erlaube man mir, noch etwas über das damit verbunden gewesene Wahrsagen zu bemerken.

Man sollte kaum glauben, daß in unserm aufgeklärten Zeitalter noch so sehr der Neigung zum Wunderbaren und nicht gleich Begreiflichen Platz eingeräumt werde, ja oft von solchen, bei denen man es nicht erwarten sollte. Der größte Haufen ist nach diesem Wahrsager mit enthusiastischer Neugierde hingerannt, nur in der Absicht, um sich wahrsagen zu lassen, nicht aber, um Kunst oder feine Betrügerei zu bewundern. Ich habe selbst gesehen, wie alte Mütter mit einem Gesicht voll Zutrauen diesen Klotz gefragt haben: wo ist mein Sohn? wird er bald wieder kommen? u. dgl. Man sieht mit Bedauern, wie Menschen Allwissenheit und Verstand bei einem Klotze voraussetzen, dessen Seele doch nichts als Holz und Blech ist. Man hält dem Wahrsager eine Münze vor, er soll die Jahrszahl darauf sehen, und er hat hölzerne Augen. Diese handgreifliche Betrügerei sieht man, aber man will sie nicht sehen, man will mit Gewalt betrogen seyn.

Zuerst will ich an der Maschine nebst dem damit verbundenen Wahrsagergeiste das Auswendige, hernach

Digitized by Google

das Inwendige beschreiben. Das Zimmer, worin ein solcher Holzmann sprechen soll, muß an einem Ende durch eine Bretterwand oder eine Thür von einem dicht anstoßenden Nebenzimmer unterschieden werden. Ich sage vorläufig, daß zwei mit einander sich verabredete und unterrichtete Menschen die Sache betreiben. In die erwähnte Bretterwand werden kleine Löcher zum Durchsehen gebohrt. Ist es eine Thür, so kann man, um Argwohn zu vermeiden, sie mit einer Verzierung behängen, wie bei dem hier gesehenen der Fall war. Der Hauptzweck dabei ist: daß der in dem einen Zimmer den andern, womit er Abrede getroffen, nebst den Zuschauern genau übersehen kann. Jetzt muß derjenige, der im Zimmer bei den Zuschauern ist, welchen ich den ersten Mann nennen will, dem zweiten oder versteckten Mann alles, was der Holzmann sprechen soll, durch gewisse Zeichen oder sogenannte Schlagwörter wissen lassen. Es läßt z. E. der erste Mann von einem Zuschauer zwei Würfel werfen; ich will annehmen, der eine Würfel zeigte ein und der andere drei Augen; jetzt fragt der erste Mann den Sprecher: sage mir, wie viel hat der Herr geworfen? Die Antwort eins ist sogleich da. Er fragt wieder: weißt du mir auch zu sagen, wie viel auf dem zweiten Würfel steht? Die Antwort drei ist ebenfalls gleich da. Es ist nun nichts leichter als dies. Die Augen der Würfel gehen von eins bis sechs, der Anfangsbuchstabe der 6 verschiedenen Fragen zeigt schon die Zahl der Augen an, und dieses Spiel fehlt niemals. Er läßt ferner eine Karte aus dem Spiel ziehen, welches zur Taschenspielerkunst gehört, und weiter nichts als Uebung erfordert. Z. E. ein Taschenspieler hält jemand ein ausgebreitetes Spiel Karten vor, er zieht aus der Mitte oder von der Seite eine heraus, und der Künstler weiß sicher, welche Karte gezogen ist. Es können hier freilich mehrere Fälle Statt finden, entweder er kennt die 6 oder 8 Karten, die er zum Ausziehen hinhält, auf der hinteren Seite so gut als auf der vorderen, (denn man merke wohl: daß ein Taschenspieler das Spiel Karten in der Mitte auseinander breitet, und den größten Theil von beiden Seiten festhält, so daß man gezwungen ist, aus der Mitte zu ziehen) oder die mittelsten 6 bis 8 Karten im Spiel sind alle etwas länger oder breiter, als das Spiel, damit man sie beim Auseinanderbreiten des Spiels genau fühlen kann. Ist nun eine Karte gezogen, so wird es durch Schlagwörter enthaltende Fragen dem zweiten Mann deutlich gesagt. Er läßt sich auch wohl eine Münze geben, besieht die Jahrzahl genau, läßt sie alsdann von einem der Zuschauer dem Sprecher vorhalten, und — welch Wunder! der Holzmann trifft richtig die Jahrzahl. Während der Zuschauer voll Erwartung auf den Sprecher sieht, hat der erste Mann Gelegenheit genug, die übrigen drei Zahlen (denn das Eintausend bleibt immer gewiß)

Digitized by Google

gewiß) durch gewisse Stellungen seines Körpers, durch Angreifen mit den Händen an gewisse Gegenstände, Stühle u. dgl. dem zweiten Manne deutlich kund zu thun.

Was nun aber das Wahrsagen anbetrifft, so wird es wohl schwer seyn, denjenigen von der Nichtigkeit desselben zu überzeugen, der einmal an Wahrsagerei glaubt. Dieser Glaube sollte aber heut zu Tage nicht mehr Statt finden, weil Niemand zukünftige Dinge wissen kann, und es ausgemacht ist, daß derjenige, der mir etwas wahrsagen will, mich zu betrügen gedenkt. Es ist freilich nicht zu verwundern, wenn ein Wahrsager das Alter eines Menschen so ziemlich errathen kann, denn öftere Beobachtungen und Studium machen solches möglich. Jeder, der diesen Wundermann gefragt hat um Dinge, die er selbst wußte, der frage sich selbst: ob er wohl auf eine seiner an ihn gethanen Fragen eine richtige Antwort bekommen hat? ich glaube nicht. Traf dennoch die Antwort ein, so war es bloßer Zufall, oder die Antwort war so unverständig und zweideutig, daß man nicht klug daraus werden konnte; mit einem Worte, es war Betrügerei.

Wäre die Annonce des Sprechers so gewesen: „Eine in einer menschenähnlichen Gestalt gebauete Figur, durch die vermittelst künstlicher Zuleitung ein nicht sichtbarer Mensch spricht," so hätte sie nichts Widersinniges enthalten; aber Andre, besonders den grössern Haufen, glauben machen zu wollen, diese Figur spreche selbst, ist eine unverschämte Dreistigkeit, und ein freches Unternehmen, Leichtgläubige zu prellen.

Der Klügere, welcher diese Figur gesehen hat, hat nur eine Frage: wie kömmt der Ton in die Figur? und das andere ist ihm alles Posse. Die ganze Sache ist sehr einfach, und ohne allen Mechanismus, der Name Automat also falsch. Dieser Name gebührt nur einem Werke, das durch seinen eignen eingerichteten Mechanismus dasjenige ohne fremde Einwürkung leistet, wozu man es bestimmt hat. Dieser Sprecher ist also weiter nichts, als ein daumendickes blechernes Rohr, und die Einrichtung folgende:

Soll die Figur in einem Zimmer unten an der Erde sprechen, so kann man den nemlichen Fußboden dazu gebrauchen; soll sie aber in einem obern Zimmer sprechen, so muß ein kleiner Fußboden gelegt werden, wie hier der Fall auch war. Man nimmt, wenn ersteres Zimmer gewählt würde, eine Diele, falls sie der Länge nach zu der schon erwähnten Seitenthür führt, auf, bohrt auf der Stelle, wo die Figur stehen soll, vorsichtig mit einem Centrumbohrer ein Loch; unter dieser Diele liegt ein langes blechernes Rohr, welches die Weite des schon gebohrten Loches haben muß, ungefähr 1 Zoll; das eine Ende dieses langen Rohrs,

das

das ich a nennen will, führt ins Nebenzimmer, und hat einen sogenannten Sprechtrichter oder Sprechhorn, in welches der lebendige Sprecher hineinspricht; das andere Ende wird vor ein anderes ungefähr 6 Zoll langes Rohr, das ich b nennen will, quer vorgelöthet; das Rohr a läge also horizontal, und das Rohr b stände perpendicular, das unterste Ende des Rohrs b wird platt zugelöthet. Ich muß noch bemerken: daß das unterste Ende des Rohrs b, falls man es 6 Zoll lang gemacht hätte, 4 Zoll, von der Vorlöthung des Rohrs a angerechnet, haben müßte. Das oberste offene Ende des Rohrs b ist von unten dem schon erwähnten Loche im Fußboden gleich. In das unterste Ende des Rohrs b kömmt eine gewundene Drathfeder. Ferner muß man ein Ventil mit einem Ansatz machen, welches, wenn man es von unten in das gebohrte Loch drückt, es von oben mit dem Fußboden völlig gleich ist. Dies Ventil muß von dem nemlichen Holze des Fußbodens gemacht, Brett- und nicht Endholz seyn, sogar den Adern des Holzes nach gelegt werden, und überhaupt gut passen. Dies Ventil wird von der schon erwähnten Drahtfeder jedesmal von unten in das Loch gedrückt und verschlossen. Drückt man es nun von oben tief herunter, so wird der Ausgang des Rohrs a frei, läßt man mit dem Drucke nach, so wird das Ventil von der Kraft der Feder sich wieder einschließen.

Jetzt hätten wir nun noch den Sprecher nebst dem Stuhl, worauf er sitzt, zu betrachten. Eins der vordersten Stuhlbeine ist ganz der Länge nach durchgebohrt. In diesem gebohrten Loche befindet sich ein dicker Draht; das Loch muß, wie sich von selbst versteht, die Weite des Rohres a haben; am untersten Ende des Draths ist ein hölzerner Zapfen, ungefähr 1 Zoll lang, von der Dicke, daß wenn er von unten in das Stuhlbein hineingezogen wird, ebenfalls das Loch dicht verschlossen wird. Oben vom Ende des Stuhlbeinlochs geht nun ebenfalls ein blechernes Rohr durch des Holzmannes Lende, Bauch und Magen bis zum Halse heraus, worin er, wie die mehrsten meiner Leser wissen werden, wieder einen Sprech- und Hörtrichter festhält. Wird nun der Stuhl behutsam auf die Stelle gesetzt, so, daß Loch auf Loch oder Ventil kömmt, so leistet er sicher seine Wirkung. Das Aufziehen dieser Figur geschieht nun theils zum Schein, theils hat es auch den Zweck, daß es der Einrichtung zu Hülfe kömmt, nehmlich den im Stuhlbein befindlichen Draht mit den hölzernen Zapfen auf das im Fußboden liegende Ventil zu drücken, und zwar so tief, daß die obere Fläche des Holzzapfens am eisernen Drathe mit der untersten inwendigen Fläche des Rohrs a gleich wird. Dann ist der ganze Canal offen, und man braucht nur in den im Nebenzimmer befindlichen Sprechtrichter, wie gewöhnlich, hineinzusprechen, so wird es aus dem Mundtrichter des Holzmannes deutlich

lich heraustönen, und so ist es umgekehrt ebenfalls. Ehe man aber den Stuhl wegnimmt, muß man durch einen Druck am Stuhl oder der Figur selbst den Eisendraht von oben wieder lösen, so wird die Feder im Rohre b Ventil und Holzzapfen in seine vorige Lage wieder drücken. Man kann den Stuhl mit der Figur wegnehmen, und wird von der abgeschnittenen Verbindung des ganzen Canals nichts ahnden. Man thut auch sehr wohl, wenn man in die hintersten Stuhlbeine kleine kurze Spitzen macht, weil er alsdann desto weniger verrückt werden kann.

Hannover. J. L. M—ß.

Untrügliches Mittel, Wanzen zu vertreiben.

Man hat in dem beliebten Hannoverschen Magazin viele Mittel, dies häßliche Insekt zu vertreiben, bekannt gemacht, verschiedene davon sind zu kostspielig, andere haben die Wirkung nicht gehabt, diese Gäste zu verbannen.

Es ist bekannt, daß sie sich in dem Gemäuer und in den Ritzen der Bettstellen aufhalten, und sich nicht eher im Bette ausbreiten, als bis die Wärme eines Menschen sie hineinlockt. Zuförderst sorge man dafür, daß die Bettstelle nicht zu nahe an der Mauer stehe, und ist dieses unvermeidlich, so verklebe man alle Ritzen mit Kalk, worin etwas Baumöhl gemischt seyn muß. Hiernächst bestreiche man mit einem in Baumöhl (keinem andern) getunkten Pinsel alle in der Bettstelle befindlichen Fugen und Ritzen, und wenn dieses noch einmal wiederholt wird, ist man auf ewig davon befreiet.

Baumöhl ist diesen Thieren ein Gift. Man mache den Versuch, und setze eine Wanze in einen Kreis, der mit einem Baumöhlstrich umgeben ist, sie wird sich bemühen, herüber zu kommen, und wenn sie es wagt, wird sie auf dem Strich todt liegen bleiben.

L. W.

Noch

Noch etwas, die Unverbrennlichen betreffend.

Weil in einigen Stücken des Hannoverschen Magazins von der Kunst des sogenannten Unverbrennlichen gehandelt ist, so sey es auch mir erlaubt, hier anzuzeigen, daß man darüber manches in dem schon 1795 gedruckten 4ten Bande der Beiträge zur Geschichte der Erfindungen S. 64 – 75. (in der Geschichte der Taschenspielerei) finden kann, welches ich jetzt um ein vieles vermehren könnte. Von den Betrügereien, welche bei den Feuerproben gemacht worden, findet man in den Schriften Nachricht, welche in Stolles Historie der juristischen Gelahrtheit S. 307. 308. angeführt sind. Die von Albertus Magnus in dem von mir S. 74. angeführten Buche gelehrten Vorschriften, hat er, wie ich nun weiß, aus der merkwürdigen Schrift genommen: *Marci Graeci* liber ignium, von der ich in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1805. S. 1075 Nachricht gegeben habe. Am Ende des 15ten Jahrhunderts müssen diese Künste schon sehr bekannt gewesen seyn, weil in Malleus maleficarum nach der Frankfurter Ausgabe von 1600. 8. S. 575. gewarnet wird, daß das glühende Eisen nicht mehr eine sichere Probe wider die Hexerei sey. Der Verfasser sagt: nequaquam tali examine maleficiae sunt purgandae; sed ipso facto, ubi ad hoc appellant, iam vt suspectae maleficae sunt habendae. Manche dahin gehörige Künste findet man in vielen gemeinen Kunstbüchern; zum Beispiel: siedendes Oehl zu essen, welches fast alle Taschenspieler zu machen pflegen. Ista sine noxa decipiunt, quomodo praestigiatorum acetabula et calculi, in quibus fallacia ipsa delectat. *Seneca* ep. 45. p. 151.

——— Pars horum maxima fallit
Propter opinatus animi, quos addimus ipsi,
Pro visis vt sint, quae non sunt sensibus visa.

Lucret. IV. 466.

Göttingen,
den 12ten Jun. 1809.

Joh. Beckmann.

Hannoversches Magazin.

53tes Stück.

Montag, den 3ten Julius 1809.

Dringende Warnung vor gefährlichen Fiebermitteln, durch ein Paar traurige Vorfälle bestätigt.

Vom Landphysikus Dr. Münchmeyer in Gifhorn.

Trotz der größern Aufklärung unserer Zeiten, und der allgemeinen, durch zweckmäßigen Jugendunterricht bewirkten, Verbreitung richtiger Einsichten und Kenntnisse selbst bei den niedern Volksklassen, lehrt doch die traurige Erfahrung, daß das Zutrauen zu Quacksalbern und Afterärzten mit allen seinen schlimmen Folgen nicht bloß bei den niedern Ständen und auf dem platten Lande, sondern selbst bei vielen Menschen, von denen man besseres Urtheil erwarten sollte, ein so tief eingewurzeltes Uebel ist, daß es durch die kräftigsten Maaßregeln bis jetzt nirgends ganz ausgerottet werden konnte. Diesem Uebel durchaus zu steuren, dürfen wir vorerst nicht erwarten, denn dazu werden in der allgemeinen Volksbildung, und selbst in den Medicinalanstalten der meisten Staaten erst große Schritte erfordert, die sich nicht mit einem Male überspringen lassen. Deshalb dürfen wir aber das Streben nach diesem großen Ziele nicht unmuthsvoll aufgeben, sondern der Einzelne wirke dafür, was er in seinem Kreise vermag, und wenn vorzüglich unter gewissen Verhältnissen oder in manchen Gegenden solche unheilstiftende Afterärzte ihr Haupt ungebührlich emporheben, und von ihrer gewöhnlichen Weise, statt verheißener Heilmittel nur trügerischen Tand zu geben, abgehend, gefährliche Waffen ergreifen, oder gar dem Leben und der Gesundheit der Unmündigen Gefahr drohen; dann heischt es Menschenliebe und Menschenpflicht, solches Verfahren zur öffentlichen Kunde zu bringen, und die dadurch bewirkten Unglücksfälle zum warnenden, abschreckenden Beispiele für Andere allgemein bekannt zu machen.

Ein solches Verhältniß, wo Afterärzte und Pfuscher zu gefährlicher Wirksamkeit vorzügliche Veranlassung finden, und Tod und Verderben über

die Menschheit zu bringen ganz besondere Gelegenheit haben, geben grade in der gegenwärtigen Zeit die kalten Fieber, welche seit ein bis anderthalb Jahren auch in unserm Lande auf eine unerklärliche Weise so allgemein verbreitet sind, daß in Gegenden, wo man diese Krankheit sonst nur dem Namen nach oder aus einzelnen Fällen kannte, jetzt Wenige davon verschont bleiben. Es ist der Zweck gegenwärtiger Zeilen, dieses näher zu entwickeln, und durch einige traurige Beispiele die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese gefährlichen Quacksalbereien zu leiten, um dadurch mehr Unglück der Art zu verhüten.

Es ist bei dieser Fieberepidemie überhaupt schon schlimm, daß wir über die bestimmte allgemeine Ursach derselben, über ihre so häufige Verbreitung in Gegenden, wo sie sonst nicht einheimisch war, wie das z. B. in Seeland oder andern feuchten, morastigen Gegenden der Fall ist, und über ihren gegenwärtig allerdings auch bösartigen Charakter, wie wir es doch wohl gestehn müssen, noch völlig in Ungewißheit schweben. Denn wäre das nicht, so würde man wahrscheinlich auch im Stande seyn, sowohl zur Verhütung und Beschränkung der Seuche kräftige Maaßregeln zu treffen, als auch dieselbe noch schneller und sicherer zu heilen, wie es jetzt im Ganzen möglich ist. So viel läßt sich freilich mit Bestimmtheit annehmen, daß diese veranlassende Ursach des kalten Fiebers etwas sehr Allgemeines, auf alle Menschen Influirendes seyn muß, denn es bleibt in gegenwärtiger Zeit kein Alter, kein Stand, kein Gewerbe ganz davon verschont; sobald indeß von einer noch nähern Bestimmung dieser Ursach die Rede ist, läuft es höchstens auf Vermuthungen und bloße Wahrscheinlichkeiten hinaus. Wenn diese kalten Fieber aber auch jeden Stand ohne Unterschied heimsuchen, so treffen sie doch, gleich jeder Epidemie, aus begreiflichen Gründen am häufigsten die niedere arbeitende Classe des Volks, und zeigen sich aus eben den Gründen bei dieser in der schlimmsten Gestalt. Denn grade diese Menschen sind in der übeln Lage, bei kärglicher Nahrung und fast allen Mangel an restaurirenden Mitteln sich den schwersten Arbeiten unterziehn, und dem Einflusse jeder Witterung Preis geben zu müssen, und doch dabei drükkenden Nahrungssorgen nicht zu entgehn. In gewissem Betrachte werden sie freilich dadurch abgehärtet; aber im Ganzen ist die Summe ihrer Lebenskraft doch gering, daher die Disposition zu epidemischen Krankheiten sich leichter bei ihnen entwickelt, und unter Begünstigung der eben berührten Einflüsse die Krankheit gewöhnlich in schlimmerer Form und höherm Grade bei ihnen hervortritt, als bei Andern. Dazu kommt nun, daß grade diese Menschen über Gesundheit und Krankheit, und die Art und Mittel, letztere zu heben, die unrichtigsten Begriffe hegen, oft aus einer

ge-

gewissen Indolenz den Werth der Gesundheit viel zu geringe anschlagen, und endlich, was das Schlimmste ist, größtentheils des Vermögens beraubt sind, sich ordentliche ärztliche Hülfe zu verschaffen. Sie lassen also das Uebel Anfangs ruhig seinen Gang gehn, arbeiten, wenn es gehn will, z. B. bei dem kalten Fieber an dem guten Tage immer noch fort, kümmern sich wenig um eine passende Diät und Lebensweise, und suchen höchstens durch sogenannte Hausmittel sich Hülfe zu verschaffen. Hat nun das Uebel den höchsten Grad erreicht, so suchen sie vielleicht bei einem oder dem andern Arzte Hülfe, verlangen dann aber schnellen Erfolg und wenig Kosten. Dies ist aber, wie Jedermann weiß, bei den jetzigen kalten Fiebern eine schwere Aufgabe, da namentlich die China — immer doch das Hauptmittel — in so hohem Preise steht, und bei der schlechten Qualität, worin sie jetzt meist gekauft wird, lange nicht das leistet, was man sonst wohl davon erwarten könnte. Ist man aber auch so glücklich, diese Menschen schnell von ihrem Fieber zu befreien, so wird man es doch selten oder nie dahin bringen, daß sie den Arzneigebrauch irgend länger fortsetzen, wenn die bestimmten Anfälle des Fiebers aufgehört haben, oder auch nur das nach kalten Fiebern so wichtige Stadium der Reconvalescenz richtig beachten. Vielmehr kehren sie nun gleich zu ihren Arbeiten und zu ihrer vorigen Lebensweise zurück, — kein Wunder also, daß bald Recidive kommen, und das Uebel dann gewöhnlich schlimmer, wenigstens langwieriger wird, als es vorher war. Die Schuld davon messen sie sich aber doch nie selbst bei, sondern es wird Alles der mangelhaften Kunst des Arztes zugeschrieben, sie glauben auch wohl gar, ein solcher ziehe das Ding mit Fleiß in die Länge, und so wird die Neigung zu einem vernünftigen Arzneigebrauche ganz aufgegeben. Dies ist dann der wahre Zeitpunkt, wo der Weizen der Afterärzte und Pfuscher blüht, und bei diesen Hülfe gesucht wird, welche sie auch mit großer Zuversicht schnell und ohne viele Weitläuftigkeiten zu leisten verheißen. Manche Andere kommen nicht einmal auf diesem Umwege zu demselben Entschlusse, sondern halten sich gleich von Anfang an zu jenen Quacksalbern, bei denen sie sich überhaupt schnellere und wohlfeilere Genesung versprechen. Ja, es giebt selbst übrigens ziemlich aufgeklärte und vernünftige Menschen, die sich doch die Ueberzeugung nicht nehmen lassen, daß vielleicht der Quacksalber gegen diese oder jene Krankheit, und besonders gegen das kalte Fieber, ein sicheres Mittel, ein Arcanum, besitze, welches mehr werth sey, als alle noch so planmäßig verordnete Arzneien, und so sieht man auch diese, wenn ihnen die Cur ihres

Arztes zu langweilig dünkt, oder sie das Chinaschlucken müde sind, zu jenen unlautern Quellen ihre Zuflucht nehmen.

Hieraus ergiebt sich nun hinlänglich, daß die jetzt herrschenden kalten Fieber mehr als gewöhnlich eine Stimmung begründen, welche Afterärzten und Pfuschern äußerst günstig ist, und man kann, glaube ich, mit Recht behaupten, daß sie in den meisten Gegenden einen so vortheilhaften Zeitpunkt auch ihrer Seits nicht ungenutzt vorbeigelassen haben. Immer möchte dies noch hingehn, wenn solche Unberufene sich nur auf den Gebrauch milder oder unschädlicher Arzneien beschränkten, und weiter nichts thäten, als das Publikum listig zu täuschen; denn alsdann wäre das Unheil nicht so groß, und könnte nachher immer noch wieder gut gemacht werden. Unglücklicher Weise gebrauchen aber die meisten jener Afterärzte, welche gegen das kalte Fieber zu Felde ziehn, eins der heftigsten tödtlichsten Gifte — den Arsenik, welchen jeder vorsichtige Arzt scheut, selbst mit spitzen Fingern zum innern Gebrauche anzuwenden — und das mit einer Dreistigkeit, wobei der Kunstverständige schaudert, und sich wundern muß, daß nicht noch weit häufigeres Unglück daraus entsteht.

Es ist hier nicht der Ort dazu, mich über die Wirkung des Arseniks in kalten Fiebern weitläuftig auszulassen; ich will darüber nur folgendes anführen, was mich nicht eigene Anwendung, sondern die in gegenwärtiger Zeit beobachteten Fälle, wo er grade von jenen Quacksalbern gegeben war, wiederholt gelehrt haben. Der Arsenik in sehr kleinen Gaben, denn von solchen Dosen, wo er als ätzendes Gift gleich tödtlich wirkt, ist hier noch die Rede nicht, kann durchaus nicht als ein sicheres Fiebermittel betrachtet werden; denn außer in solchen Fällen, wo das Fieber sehr gelinde war, und wohl von selbst ausgeblieben wäre, wirkt er immer nur auf kurze Zeit, und gewöhnlich nach sieben oder acht Tagen kehrt die Krankheit schon wieder. Er hat bloß die Eigenschaft, den Anfall des Fiebers schnell zu unterbrechen, nicht zu heilen, und gewöhnlich auch nur dadurch, daß er die Form der Krankheit umändert — aus Fieber Wassersucht erzeugt. Nach sieben oder acht Tagen kommt dann gewöhnlich das Fieber auch wieder hinzu, und meist in schlimmerer Gestalt, so daß, wenn es vorher dreitägig war, es nun eintägig eintritt, oder wenigstens die Intermissionen weit unreiner werden. Demungeachtet paßt sich der Arsenik zum Quacksalbermittel für Unwissende ganz vortrefflich, denn er wirkt augenblicklich, oft noch dazu auf eine sehr handgreifliche Art durch Erbrechen und Abführen, und hebt pro tempore die unmittelbaren Aus-

brü-

brüche des Fiebers — die Anschwellung ist zufällig, und geringe Nebensache — dabei braucht er nur in kleinen und wenigen Gaben genommen zu werden, schmeckt nicht übel, und ist — wenn auch der Ausgeber viele hundert Procente dabei verdient — ein äußerst wohlfeiles Mittel!

Wäre der Arsenik aber wirklich ein sicheres und in der gehörigen Gabe mehr zu empfehlendes Fiebermittel; so würde er in der Gewalt des unwissenden, gewinnsüchtigen und gewissenlosen Quacksalbers doch immer das gefährlichste Messer in der Hand des unmündigen Kindes bleiben. Denn wie kann man von diesen Menschen nur erwarten, daß sie, verlassen von allen physiologischen und pathologischen Vorkenntnissen, die genaue auf sorgfältige Berücksichtigung aller Nebenumstände gegründete Bestimmung der Fälle und der Gaben richtig treffen sollten, in denen die Anwendung des Arseniks unschädlich bleiben möchte.

Es ist daher keine übertriebene Besorgniß, wenn ich behaupte, daß unausbleibliches Unglück daraus erwachsen muß, wenn Ungeweihte zu diesem stärksten aller Gifte greifen, wie dieses folgende traurige Beispiele, die sich in unserer Nähe zugetragen haben, nur leider zu gewiß beurkunden.

Der Erste, welcher in unserer Gegend mit Arsenik gegen das kalte Fieber zu Felde zog, war der Nachrichter Wittig in Fallersleben. Der vierzehnjährige Sohn des Pfänder Schriever in Meine, hiesigen Amts, welcher längere Zeit vorher am kalten Fieber litt, und von Wittigs Arznei genommen hatte, starb wenige Stunden darauf. Dieser Fall kam zur Sprache, aber freilich erst nach mehrern Wochen, als der Knabe schon längst begraben war, und es nicht mehr mit Gewißheit ausgemittelt werden konnte, wie vielen Antheil die genommene Arznei an dessen Tode gehabt habe. Bei dieser Gelegenheit wurde indessen durch die Thätigkeit des Amtes Gifhorn von den Wittigschen Arzneien eine Portion herbeigeschafft und chemisch untersucht. Sie bestand aus zwei verschiedenen Mitteln, nemlich einer flüssigen Arznei, wovon der Vorschrift nach wenig Tropfen zur Vertreibung des Fiebers genommen werden sollten. Diese Tropfen enthielten der chemischen Analyse nach eine sehr concentrirte Arsenikauflösung. Die zweite Arznei enthielt drastische Purgirtropfen, größtentheils aus Purgirkörnern (grana tigliae) bereitet, um dadurch die Anschwellung zu heben, welche nach der eigenen Vorhersagung des Ausgebers, durch den Gebrauch der Fiebertropfen entstehn werde. Es leuchtet also hieraus hervor, wenn es auch in dem obigen Falle nicht gewiß ist, daß der Schrieverſche Knabe durch die Arznei

nei unmittelbar getödtet wurde, wie äußerst gefährlich eine solche Arznei seyn müsse, und wie leicht sie unter andern Umständen direkte Vergiftung bewirken könne. Es ist daher von einer hohen Ober-Polizeibehörde Verfügung getroffen, um dieses Unwesen zu hemmen.

Der Schluß folgt.

Einige merkwürdige Produkte der menschlichen Kunst.

Das Alterthum sowohl wie die neuern Zeiten haben sich mehrerer ausserordentlich feiner und bewundrungswürdiger Werke der menschlichen Kunst zu rühmen.

Callicrates, wie Aelian und Plinius erzählen, hatte aus Elfenbein Ameisen und andere Thierchen so klein verfertigt, daß ihre Glieder, obgleich ganz genau gebildet, für jedes andere Auge als das seinige unbemerkbar waren.

Myrmecides hatte eine Kutsche mit vier Pferden und Kutscher in so kleinem Umfange gemacht, daß das Ganze von einem Flügel einer Fliege bedeckt werden konnte. Ein Schiff von demselben Künstler bedeckte der Flügel einer Biene.

Galen spricht von einem Phaeton, auf einem Ringe vorgestellt. Der Wagen wurde von vier Pferden gezogen, an denen man die Zügel und das übrige Riemenwerk, mit ihren Vorderzähnen und allen ihren Bewegungen unterscheiden konnte.

Cardan gedenkt einer an eine Kette gelegten Floh, in Teutschland, und einer Repetir-Uhr in einem Ringe.

Solinus erzählt, daß Homers Iliade in so kleinen Charaktern geschrieben worden sey, daß sie eine Nußschale habe umschließen können. Huet fand dies sehr wohl möglich, und versicherte dasselbe thun zu können, nach einem Versuche, den ein Streit mit dem Herzoge von Montausier über diesen Gegenstand veranlaßt hatte.

Dr. Power sagt, er habe zu Tredescant eine goldene Kette gesehen, von dreihundert Gelenken, nicht mehr als einen Zoll lang, an einer Floh befestigt und von ihr fortgezogen.

Herr H. Baker, Mitglied der Königlichen Societät, sagt, daß er nicht weit von Durham-yard in the Strand, gesehen, und mit seinem Microscop untersucht habe eine von dem Herrn Boverick, Uhrmacher, verfertigte Chaise. Die vier Räder waren mit allem dazu Gehörigen versehen, und

dreh-

Digitized by Google

drehten sich willig um ihre Are; ein Mann saß in derselben. Alles dieses war von Elfenbein gemacht, und wurde von einem Floh ohne anscheinende Schwierigkeit gezogen. Herr Baker setzt noch hinzu, daß er es mit der größten Genauigkeit gewogen, und gefunden habe, daß die Chaise, Mann und Floh kaum einen einzigen Gran ausmachten. Er wog gleichfalls zur selbigen Zeit und an demselben Orte eine messingene Kette, von derselben Hand verfertigt, ungefähr zwei Zoll lang, zweihundert Gelenke enthaltend, mit einem Haken an dem einen, und mit einem Vorhängeschloß am andern Ende versehen, und fand sie leichter als den dritten Theil eines Grans. Er hatte gleichfalls gesehen, von eben dem Künstler verfertigt, einen Quadrille-Tisch mit einer Schieblade darin, einen Eßtisch, einen Klapptisch, einen Spiegel, zwölf Stühle mit ausgeschnitztem Rücken, zwei Duzzend Teller, sechs Schüsseln, ein Duzzend Messer und eben so viele Gabeln, zwölf Löffel, zwei Salzfässer, eine Platmenage, mit einem Herrn, einer Dame und einem Bedienten, alles in einem Kirschsteine enthalten, und nicht viel mehr als die Hälfte desselben füllend.

In den teutschen Ephemeriden wird erzählt, daß Oswald Nerlinger eine Schale aus einem Pfefferkorn verfertigt habe, welche zwölfhundert andere kleine Schalen enthalten habe, alle von Elfenbein gedrechselt, jede mit einem vergoldeten Rande und mit einem Fußgestell, und daß, statt gedrängt voll zu seyn, das Pfefferkorn noch vierhundert mehr hätte fassen können.

Dieses sind einige der feinsten, bewundrungswürdigsten Werke menschlicher Kunst. Aber laßt uns irgend eins derselben mit einem guten Mikroskop untersuchen, und wir werden sogleich überzeugt seyn, daß Kunst, auch bei ihrer äussersten Anstrengung, nur ein Verbergen von Ungestalt ist, und daß unsere Bewunderung nur durch unser Nichtwissen, was es eigentlich ist, veranlaßt wird. Eine solche Betrachtung wird, indem sie dem Menschen eine vernünftigere und bescheidenere Meinung von sich selbst giebt, seinen Eigendünkel und Stolz zu demüthigen, und seine unvollkommenen Begriffe von dem höchsten Schöpfer zu verbessern sehr geeignet seyn.

D.

Ueber

Ueber die Hundswuth.

Welches ist die höchstwahrscheinliche, fortwährende Ursache des Tollwerdens der Hunde?

Es werden zu wenig Hündinnen gehalten, und es können sich daher nicht alle männliche Hunde zur gewöhnlichen Brunstzeit begatten. Von allen übrigen Hausthieren hält man entweder mehrere vom weiblichen Geschlechte, oder das männliche wird kastrirt — bei Schweinen nimmt man auch dem weiblichen Geschlechte das Fortpflanzungsvermögen — aber blos von Hunden hält man eine unverhältnißmäßige Anzahl vom männlichen Geschlecht; und doch ist der Trieb, sich zu begatten, wohl bei keiner Thierart größer, als bei den Hunden.

Um eine Hündin buhlen oft zehn und mehrere Hunde, und der stärkste ist jederzeit Sieger in dem hitzigen Kampfe; alle die schwächern müssen sich verwundet entfernen. Der immer heftiger werdende Trieb, sich zu begatten, der öftere Aerger über den mißlungenen Versuch, und so oft abgebissen zu seyn, kann dies alles wohl etwas anders zur Folge haben, als Tollheit?

Es läßt sich daher sehr gut erklären, weshalb Hunde, die beständig an der Kette liegen, oder einen schweren Knüppel am Halse tragen, oder einen Ring mit Stacheln haben, am ersten toll werden. Wenn daher ein jeder, der einen Hund hält, auch eine Hündin von meist gleicher Größe halten, am Tage alle große Hunde anlegen, aber Nachts sie jederzeit loslassen müßte, besonders in der Begattungszeit; keinem Hunde einen Knüppel oder Stachelriemen umbinden dürfte, und alle Hunde, welche beißig wären, ohne gereizt worden zu seyn, abzuschaffen, Befehl erhielte: so würde vielleicht das Tollwerden der Hunde ganz verhindert, und der Städter und Landmann von vieler Angst und Sorge darüber befreiet werden.

Auch würden die mehrern Hündinnen noch besonders nützlich seyn, es den Dieben schwerer zu machen, die Hunde zu besprechen, was ihnen immer aus bekannten Ursachen bei die Hündinnen nicht gelingen will.

H. F. E. D.

Hannoverſches Magazin.

54tes Stück.

Freitag, den 7ten Julius 1809.

Dringende Warnung vor gefährlichen Fiebermitteln, durch ein Paar traurige Vorfälle beſtätigt.

Vom Landphyſikus Dr. Münchmeyer in Gifhorn.

(Schluß.)

Seit kurzem iſt darauf in unſerer Nähe ein weit berühmterer Fieberarzt, der Brinkſitzer Niemann in Kneſebeck, aufgeſtanden, deſſen unfehlbare Kunſt zur Heilung der kalten Fieber der Ruf unglaublich ſchnell und weit verbreitet hat. Man wird es kaum glauben, und doch kann ich auf Verlangen die beſtimmteſten Beweiſe dafür beibringen, daß dieſer Menſch täglich von Hunderten hülfsbedürftiger Fieberkranken angegangen iſt, ja daß er ſeine Arzneien in die entfernteſten Gegenden, ſelbſt im Großen, abgeſetzt hat, wo dann förmliche Niederlagen davon angelegt, und die Mittel von Andern wieder vereinzelt ſind. Ich war in dem mir anvertrauten Diſtrikte theils durch den Ruf, theils durch Kranke, welche nach dem Gebrauche dieſer Mittel meiſtens in den heftigſten Grad der Waſſerſucht verfallen waren, auf dieſen Menſchen nicht ſo bald aufmerkſam gemacht, als ich gleich vermuthete, daß ſeine Fiebermittel ebenfalls aus Arſenikpräparaten beſtehen würden, welche ich durch dieſe Wirkung leider ſchon hinlänglich kannte. Am 8ten Jun. wurde mir darauf angezeigt, daß der eilfjährige Sohn der Witwe Meinecke zu Weſterholz, hieſigen Amts, welcher am kalten Fieber gelitten hatte, Tages zuvor von der Arznei des gedachten Niemann genommen habe, und ſeitdem durch das heftigſte convulſiviſche Erbrechen und Laxiren dem Tode nahe ſey, wobei der Bote noch bemerkte: gedachter Knabe habe ſchon vorher einmal von derſelben Arznei genommen, welche Erbrechen hätte bewirken ſollen, da dieſes aber nicht erfolgt, auch das Fieber nicht aus-

ausgeblieben sey, so habe der Niemann ihm aufs neue eine Portion gegeben, und dabei versichert: diese sey so kräftig, daß der beabsichtigte Zweck gewiß nicht ausbleiben werde. Ich konnte nach dem zwei Meilen entfernten Orte wegen Behinderung nicht hinkommen, traf aber alle Anstalten zur möglichen Rettung des Knaben, zu der ich mir indessen unter diesen Umständen wenig Hoffnung machen durfte. Zugleich verfügte ich, wenn der Knabe, wie es wahrscheinlich war, sterben sollte, es sogleich zur weitern Untersuchung des Falles gerichtlich angezeigt würde. Ich erhielt darauf keine Nachricht bis am 11ten Junius, wo beim hiesigen Amte die Anzeige geschah, daß der Knabe Tages vorher gestorben sey. Am 12ten Jun. wurde in Gegenwart eines unsrer Hrn. Beamten mit Hülfe eines Wundarztes die Legalsection der Leiche von mir vorgenommen, wodurch sich unwidersprechlich ergab: daß dieser Knabe an dem ersten Grade einer Vergiftung durch ätzendes Gift gestorben sey. Zugleich waren durch augenblickliche vortreffliche Verfügung des Amts Gifhorn von drei Pulvern, welche der verstorbene Knabe hatte gebrauchen sollen, woran er aber nur das eine genommen hatte, zwei in Verwahrung gebracht. Eben so waren sieben andere Pulver, welche der gedachte Niemann an hiesige Amtsunterthanen ausgegeben hatte, dem hiesigen Amte ausgeliefert, welche dann zur Vergleichung mit jenen, und zur nähern chemischen Untersuchung dienten.

Zu einer desto lebhaftern Schilderung dieses traurigen Falles, und zur ernstlichen, abschreckenden Warnung vor ähnlichen Mitteln, möge hier ein kurzer Auszug aus dem Sectionsberichte sowohl, als aus dem Gutachten über die chemische Prüfung dieser Fiebermittel, seinen Platz finden.

Die Leiche des Knaben zeigte einen schlanken, gut gebaueten jugendlichen Körper mit hoher gewölbter Brust. Die Züge des Gesichts waren vom schrecklichen Todeskampfe entstellt. Ausser den gewöhnlichen Todtenflecken fanden sich oben an der Brust, am ganzen Halse und Nacken, bis an den behaarten Theil des Kopfs, nußfarbige, grünlichbraune große Flecken — ebenso waren die Lippen grünlich blau von Farbe und im Uebergange zur Fäulniß. Der Unterleib war ungeheuer aufgetrieben, und gleich einer Trommel gespannt. Der Verwesungsgeruch hatte sich schon bedeutend eingefunden. Bei Oeffnung der Unterleibshöle zeigten sich sogleich am Magen und Zwölffingerdarme die verwüstenden Wirkungen des Gifts in fürchterlichem Grade, denn der Magen war in seiner ganzen Substanz entzündet, vorzüglich nach der untern Oeffnung zu, und hauptsächlich auf seiner innern Seite, wo sich zugleich drei große Brandflecken fanden, welche

che die Häute des Magens bis auf die äußere völlig durchfressen hatten. Auf gleiche Art war der Zwölffingerdarm fast in seiner ganzen Länge entzündet, und dessen innere Häute corrodirt. Beide Lungen fanden sich, nach Oeffnung der Brusthöle, gleichfalls durchweg entzündet, mit dunkeln Flecken besäet, und der linke Lungenflügel nach oben zu völlig brandig. Das Herz war voll von dickem schwarzen Blute, der übrigen Veränderungen nicht zu gedenken, die hier nicht interessiren würden.

Die Vergleichung der verschiedenen von erwähntem Niemann ausgegebenen Giftpulver und die chemische Untersuchung derselben, gab folgendes Resultat. Die schwersten der uns zu Gesicht gekommenen Pulver enthielten 6 Gran, die leichtern 5 Gran an Gewicht; er soll aber deren von 16 Gran Schwere, nach einem Berichte des Hrn. Landphysikus Dr. Forke in Wittingen, ausgegeben haben. Sie bestehn aus Cobalt mit etwas fremdartigen Zusatze, wahrscheinlich aus unreinem Cobalt, der abgeglüht ist, wodurch die fremden Beimischungen zum Theil in Asche verwandelt sind, denn die Sublimation des Ganzen lieferte 3 Viertheile reines Arsenikmetall und 1 Viertheil rückständige Asche und erdige Substanz, wovon erstere beim Auflösen in Wasser Anfangs oben schwimmt. Außerdem zeigten vielfältige andere damit angestellte Proben ganz unleugbar die arsenikalische Natur und Wirkung dieser Pulver. Dieser Fall wird bei dem Amte Gifhorn untersucht.

Ausser diesen warnenden Beispielen, wo im erstern die genommene Arznei doch sehr wahrscheinlich den Tod beförderte und beschleunigte, im zweiten aber offenbare, unzweideutige Vergiftung erfolgte, könnte ich noch viele andere anführen, wo Menschen durch den Gebrauch dieser arsenikalischen Mittel gegen kalte Fieber in den gefährlichsten Zustand versetzt wurden; ich beschränke mich aber auf einen Fall dieser Art, den ich zum Schlusse aus meinem Tagebuche noch beibringen werde.

Am 6ten Jun. d. J. wurde ich zu dem Ackermann Bothe in Grassel gerufen, um ihn vom kalten Fieber zu heilen. Bei meiner Ankunft fand ich denselben nicht blos fieberkrank, sondern in so hohen Graden wassersüchtig, daß dessen Schenkel und Bauch wie Tonnen angeschwollen waren, das Wasser aus denselben beständig ausseckerte, und an beiden Unterschenkeln bereits handegroße Brandflecken entstanden waren. Dies Alles brachte mich gleich auf den Verdacht, daß auch hier arsenikalische Mittel gebraucht wären, welches mir der Kranke endlich selbst eingestand. Er hatte seiner Aussage nach das Fieber grade in der Saatzeit bekommen, wo er sehnlich wünschte, seine Arbeit bald wieder verrichten zu können. In dieser Absicht

sicht wandte er sich an einen Siebmacher, der ihm schnelle Hülfe versprach, und ihm ein kleines Glas mit Tropfen gab, welche aller Wahrscheinlichkeit nach aus Arsenikauflösung bestanden haben; denn das Fieber blieb zwar darnach aus, aber sogleich entspann sich die Wassersucht, und bald darauf kehrte auch das Fieber in voller Stärke zurück. Jetzt ist dieser arme, verführte Mann vernünftiger geworden, und sucht durch ernstlichen Arzneigebrauch das Uebel wieder gut zu machen — es ist aber zweifelhaft, ob es der Kunst gelingen wird, ihm völlige Genesung zu verschaffen.

Die im vorstehenden Aufsatze gedachten Fiebertropfen sind kürzlich auch in benachbarten Ländern verbreitet, und haben zu nachfolgender Bekanntmachung des Ober-Sanitäts-Collegium zu Braunschweig Veranlassung gegeben.

„Bei dem im verwichenen und laufenden Jahre so häufig herrschenden kalten Fieber haben es Afterärzte sich belgehen lassen, sogenannte Fiebertropfen dagegen zu verkaufen, die nach damit angestellten chemischen Untersuchungen eine bedeutende Quantität Arsenik (bekanntlich das heftigste ätzende Gift) enthalten. Die Anwendung eines so heftigen Mittels ist begreiflich mit großer Gefahr verbunden; auch haben sich traurige Beispiele gefunden, wo Fieberkranke nach dem Gebrauche dieser Tropfen in heftige Rasereien, Abzehrungen und unheilbare Wassersuchten verfallen sind. Das Ober-Sanitäts-Collegium hält sich daher verpflichtet, das Publikum vor dem Gebrauch dieser Tropfen zu warnen, so wie es denn auch zugleich die nöthigen Maaßregeln getroffen hat, den weitern Debit dieser Tropfen zu verhindern. Damit Unkundige nicht unwissender Weise durch diese Tropfen vergiftet werden können, so wird noch bemerkt, daß sie in länglichten viereckigen nur etwa zum vierten Theile angefüllten Gläsern verkauft zu werden pflegen, und daß sie von dunkelbrauner Farbe, jedoch durchsichtig sind.

Braunschweig, den 24. Mai 1809.

Ober-Sanitäts-Collegium hieselbst.

J. H. Wilmerding.

Die Kolumbaczer Mücken.

Diese Insekten, eine wahre Plage des Temeswarer Banats, sind nicht größer als gewöhnliche Mücken. Man nennt sie Kolumbaczer Mücken, weil sie aus der Gegend eines in Servien am rechten Ufer der Donau gelegenen Schlosses gleiches Namens herkommen, und weil sie am Körperbaue den Mücken völlig gleich sind. Sie fliegen schwarmweise, und diese sehr ausgebreiteten Schwärme scheinen von weitem dicke Rauchwolken zu seyn, so wie die Dampfsäulen, die von der Oberfläche des Meeres, in die Höhe steigen. Sie erscheinen mehrst dreimal im Jahre. Ihre erste Erscheinung geschieht gewöhnlich nach dem 20sten oder 25sten April, und die zweite erfolgt nach der Hälfte des Maimonats, zuweilen etwas früher oder später. Jedoch trifft diese Regel nur alsdann zu, wenn man die Jahre im Durchschnitte berechnet. Denn im Herbstmonate 1776 bemerkte man zu Temeswar selbst einen Durchzug dieser Insekten, der zwei ganze lange Tage dauerte. Früh Morgens fand man dann eine Menge ihrer Todten auf den hervorragenden Fenstersteinen liegen. Sie beschädigten damals die Thiere nicht. Wenn man ihnen zum Beispiele einen offenen Kürbis aussetzte, so fielen sie in großer Zahl darauf, daß es nicht anders aussah, als wenn man den Kürbis in ein Geschirr voll schwarzer Farbe gesteckt hätte.

Durch Regen und starke Winde werden sie zerstreuet, und der natürliche Lauf ihres Lebens abgekürzt. In diesem Falle ist der Schaden, den sie während ihrer zwei ersten Erscheinungen zufügen, weniger beträchtlich. Wenn aber der Frühling und des Sommers Anfang trocken sind, wenn sanfte Ostwinde zu dieser Zeit herrschen, dann verbreiten sie ihren Zug in unzählichen Colonien auf einer Seite über Ansowa, Csermes, Widdin und Nicopolis ins türkische Gebiet hinaus, auf der andern Seite durchstreifen sie drei Bezirke des Banats, den von Vigalanca, den von Mehadia und den von Werschez. Es ist ein wahres Wunder der Natur, daß ihr Flug und ihre Verheerungen sich nicht weiter erstrecken.

In unbeschreiblicher Anzahl fallen diese Insekten ohne Unterschied auf Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde und Schweine. Umsonst trachten die armen Thiere durch gewaltiges Springen und Herumschlagen mit dem Schweife sich von dieser Plage zu befreien. Alle von Haaren entblößte Theile ihres Körpers, die Brust, das Knie, sind in einem Augenblicke von diesen Insekten bedeckt, welche sich daselbst mit einer rasenden Hartnäckigkeit festsetzen, in die Nasen- und Ohrenlöcher eindringen, den Rand der Augen umzin-

zingeln, und so viel möglich in die Zeugungsglieder beider Geschlechter, besonders der Kühe, eindringen. Die gräßlichen Schmerzen, welche die verfolgten Thiere ausstehen müssen, offenbaren sich durch ihr jämmerliches Brüllen, Blöcken, Grunzen, Wiehern und Henlen, noch mehr aber durch ihr schnelles Laufen, indem sie sich sogar ins Wasser werfen, im Fall sie solches in der Nähe antreffen. Endlich fallen sie todt nieder, entweder in dem Anfall selbst, oder drei bis vier Stunden nachher.

Noch bis jetzt hat man gegen dieses Unheil kein anderes Mittel erfunden, als in der Zeit, wo diese Insekten zu erscheinen anfangen, große Strohfeuer anzuzünden, und jene Glieder der Thiere, auf welche sich diese Fliegen am häufigsten setzen, mit einem Wasser zu befeuchten, worin Wermuthskraut gekocht worden ist. Der Rauch vertreibt sie, und dem scharfen Geruche des Wermuths können sie nicht widerstehen. Man muß erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Eilfertigkeit die ganz allein nur durch bloßen Instinkt geleiteten Thiere sich rings herum um das Feuer haufenweise sammeln, damit sie sich gegen die ungestümen Mücken beschützen können.

Alle stimmen darin überein, daß diese Mücken in die Körper der Thiere, die sie anfallen, durch alle ihre Oeffnungen eindringen; daß also die Thiere am Gifte sterben, und folglich auch ihr Fleisch vergiftet sey, welches seine tödtlichen Eigenschaft allen, welche davon genießen, mittheilt.

Bei allem dem weiß man bisher noch nicht, von welcher Gattung diese Mücken sind, und was für einen specifischen Charakter sie haben.

Wenn man sie nahe betrachtet, so sieht man an ihren Köpfen zwei kleine Fühlhörner. In der Mitte derselben befindet sich ein kleiner Stachel, welcher ihnen statt des Mundes oder Rüssels dient, weil sie keine andere Oeffnung haben. Ihr Rücken ist schwärzlicht und etwas haarig, ihr Bauch weiß. Sechs Füße sind daran geheftet, wovon die zwei ersten kurz, die mittlern etwas länger, die letzten aber die größten sind. Sie haben nur zwei mit Fell und Adern durchwebte Flügel, einen auf jeder Seite, unter einem aschenförmigen ziemlich durchsichtigen kleinen Anhang. Unmittelbar mit dem Bauche und Rücken sind eilf kleine bleifarbige Ringe verbunden, welche den hintern Theil ihres ganzen Körpers gestalten. Jeder von diesen Ringen ist mit einem Faden oder kleinem schwarzen Zirkel umwunden.

Ohne auf ihre Größe zu sehen, gleichen diese Mücken der Gestalt nach mehr der Ochsenbremse als jeder andern Gattung, und den Wirkungen nach der Rennthierbremse, welche man in Lappland siehet, wo diese Insekten

das

Digitized by Google

das Hornvieh verfolgen, und so anfallen, daß die armen Thiere das Leben darüber verlieren. Die kolumbaczischen Bremsen unterscheiden sich von den übrigen dadurch, daß diese letztern entweder nur die Ochsen oder die Schafe allein anfallen, daß einige aus ihnen bei den Nasenlöchern der Thiere, andere bei der Oeffnung des männlichen Gliedes eindringen, dahingegen die kolumbaczischen Mücken auf Ochsen, Schafe, Pferde, Ziegen und Schweine fallen, und sich überall anhängen, wo der Gebrauch ihrer Stacheln nicht durch die Haare gehindert wird.

In den Wunden, die sie an der Haut der von ihnen angegriffenen Thiere angebracht haben, hinterlassen sie kleine Eierchen, so wie es auch die Ochsenbremsen thun. Uebrigens weiß man von denselben, daß sie in unzähligen Schwärmen auf die Thiere fallen, und daß sie ihnen eine Menge Wunden versetzen, aus welchem eine Reizung und Entzündung der verwundeten Theile entsteht, worauf ein heftiges Fieber folgt, das in seinem wüthenden Anfalle die Thiere nothwendig zu Grunde richtet.

Dergleichen Anfälle müssen desto stärker seyn, je empfindlicher die verwundeten Theile sind, nemlich das Schleimfell, das die Nasenkanäle bedeckt, jenes andere Fell, wodurch der äusserste Theil des männlichen Gliedes umgeben wird, und die Euterhüllen. Daher schwellen auch die verwundeten Theile auf, und werden mit Blute bedeckt.

Gewiß ist es sehr wunderbar, daß die kolumbaczischen Bremsen nur selten ihren Flug auf eine weite Entfernung ausbreiten, daß die Dauer ihres Lebens an sich so kurz ist, und noch dazu durch Winde und Regen sehr abgekürzt wird.

Verschiedenes Nützliche.

Herr Johann Georg Köhler in Mildensels hat gefunden, daß die wilden Kastanien zu mehrern guten Zwecken verbraucht werden können. Man schält und reibt sie bei größern Quantitäten auf einer Kartoffelmühle, als Versuch aber bei einer kleinen Quantität auf einem Reibeisen, gießt dann Wasser auf dies Geriebene, und rührt es eine Stunde lang fleißig um. Hierauf schüttet man das Ganze in einen

nen linnenen Sack, und wenn das Wasser abgelaufen, gießt man wieder frisches auf, und läßt dieses unter stetem Umrühren noch einmal abseihen. Die feinen Mehltheile, welche durch das Wasser ausgesogen werden, setzen sich dann in dem Gefäße, worein man die Flüssigkeit hat laufen lassen, und wenn letztere 24 Stunden über dem Bodensatze gestanden hat, gießt man sie ab. So erhält man eine feine Stärke, welche keiner Präparatur mehr bedarf. Die in dem Sacke gebliebenen gröbern Theile stößt man, getrocknet, zu Pulver, und so geben sie eine vortreffliche Waschkleie. Ausserdem werden die wilden Kastanien als Schutzmittel vor Krankheiten empfohlen; auch sollen sie, gekocht, ein gutes mästendes Schweinefutter seyn. Herr Geitner hat aus den grünen Schalen der Roßkastanie durch Hülfe von mancherlei Beimischungen, sehr schöne gelbe und braune Farben gewonnen, und zwar die letztere in den verschiedensten Nüancen. Sie wurden sowohl auf Tuch als auf Seide stehend befunden, obgleich die Zeuge, gespühlt und ausgerungen, zum Theil sogar in ätzenden Flüssigkeiten gewaschen wurden.

Wenn das Wiesel von Mücken gestochen wird, so reibt es sich an Wegbreitblättern. Man hat die Erfahrung gemacht, daß dies Mittel auch bei Menschen von dem besten Erfolg ist, wenn man 2 bis 3 Blätter Wegbreit auf Stellen legt, die der Mückenstich getroffen hat.

Gegen die Finnen der Schweine wird in den gemeinnützigen Nachrichten für das Departement Ostfriesland folgendes Mittel angezeigt: Man nimmt so viel Senfsamen, als man mit 3 Fingern faßt, und giebt solchen 3 bis 4 Tage hindurch den Schweinen früh Morgens auf Mehl, ehe sie etwas anders genießen.

Um die Ameisen zu vertreiben, nehme man groben trocknen Flußsand, streue solchen am Fuße der Mauer oder sonst, wo sie durchkommen oder ihre Wohnung haben, in- und auswendig, ein Paar Finger hoch, herum. Der Sand kollert in ihre Löcher, und man wird mit Vergnügen sehen, daß sie nicht hineinkommen, und die, welche draussen sind, am Sande herumkriechen, und mit demselben immer überpurzeln. In vierzehn Tagen verlieren sie sich gänzlich. Aus Zimmern und Schränken kann man sie mit Lavendelöle oder Spieköle oder auch Thran vertreiben, wenn man von diesen Oelen etwas auf Löschpapier gießt, und solches an den Ort ihres Aufenthalts legt. Auch Tobacksstaub soll sie entfernen, wenn man ihn dahin streuet, wo sie ihren Einmarsch haben, oder sich am meisten versammeln.

Hannoverſches Magazin.

55tes Stück.

Montag, den 10ten Julius 1809.

Ueber die Freuden des Schulmannes.

Von einem Schulmanne.

Mit Recht iſt ein Schulmann zu bedauern, der nur die Beſchwerlichkeiten ſeines Standes fühlt; er iſt des Bedauerns und der Verachtung werth, wenn er weiter nichts als Leiden bei ſeinem Stande kennen will, und ſein Auge vorſätzlich vor den Freuden deſſelben zudrückt. Mag der Schulſtand ſeine großen Beſchwerlichkeiten haben, mag er eben darum zurückſchreckend für den Jüngling, und oft drückend für den Mann ſeyn — o er hat der Freuden auch viele, und Freuden und Vorzüge, die kein anderer Stand kennt, wenigſtens nicht in dem Maaße beſitzt.

Schon der erſte aufmerkſame Blick auf die große erhabene Beſtimmung ſeines Standes muß den Schulmann und Erzieher zur Freude beſeelen. Freilich ſpielt er auf dem Schauplatze der Welt meiſtentheils eine ſehr unwichtig ſcheinende Rolle. Doch wie auf der Bühne nicht immer der am glänzendſten gekleidete Schauſpieler eine wirklich wichtige Rolle ſpielt, und hingegen der anfänglich unbedeutend ſcheinende oft eine Hauptrolle zu ſpielen hat, die in das ganze Drama eingreift, und von der das Spiel ſo vieler andern abhängt — ſo auf dem Schauplatze des Lebens. Der Vorhang fliegt auf; wir ſehen im bunten Gemiſch den Staatsmann und den Bürger, den Richter und Gottesgelehrten, den Arzt, den Künſtler, den Krieger. Welch ein Gewühl, welche Verſchiedenheit! Jeder ſpielt ſeine Rolle, gut oder ſchlecht, mit mehr oder weniger Glanz, in hellerm oder dunklerm Licht. Und der Schulmann? Freilich vermiſſen wir ihn beinahe in dieſem Gedränge der mannigfaltigen Stände. Er ſteht im Hintergrunde der Bühne, lauſcht auf das Spiel ſeiner Brüder, die ohne ihn entweder eine ſehr unbedeutende Rolle, oder ſie ſehr ſchlecht ſpielen würden. Wenn ihm gleich kein lautes Zujauchzen und Händeklatſchen, und kein goldener Regen belohnt; wenn er

gleich hinter seinem Vorhange versteckt bleibt, ohne mit Ungeduld hervorgerufen zu werden, — so war er es dennoch, der die Spielenden zu ihrem mannigfaltigen Spiel vorbereitete, und dem sie es außer ihren eigenen Talenten und der glücklichen Fügung der Umstände zu danken haben, wenn sie ihre Rolle mit Anstand, Würde und Beifall spielen.

Der Mensch ist von Natur nichts. Aber durch Verhältnisse und Verbindungen, worin er gesetzt wird, kann er alles werden. Unter diesen Verhältnissen, die den Menschen zum Menschen, wenigstens zum gesellschaftlichen Menschen, zum Bürger machen, verdient die Erziehung und jugendliche Unterweisung nicht nur der Zeit, sondern auch dem Einflusse nach, die erste Stelle. Der Mensch wird mit tausend Anlagen geboren. Aber alle sind bloße Keime, die — wer entscheidet ob — zum fruchtbaren oder unfruchtbaren, zum schattenden oder zweig- und blätterlosen, zum nährenden oder giftigen Baum aufwachsen können. Wer entwickelt diesen unbestimmten Keim, der nichts ist, und alles werden kann? Die Erziehung. Wer pflegt ihn, wenn er aufschießt, wer begießt die lechzende Pflanze, daß sie nicht vor der Zeit verdorre? Die Erziehung. Wer gätet das Unkraut neben ihr aus, schneidet die wilden Auswüchse weg? Die Erziehung. Welch ein wichtiger Stand demnach, dem dies große Geschäft anvertrauet ist, der die schlafenden Talente, die ohne ihn vielleicht ewig schlummern würden, aus ihrem Schlummer weckt, und sie vom Können zum Wirken ruft, der den Neigungen des werdenden Menschen gerade die Richtung giebt, die sie haben müssen, wenn sie für ihn und für andere ergiebige Quellen des Glücks und der Zufriedenheit werden sollen; der den jungen Bürger der menschlichen Gesellschaft auf den Weg bringt, den er wandeln muß, um ein froher, nützlicher, glücklicher Mensch zu werden. O es ist ein großer erhabener Beruf, der Beruf, Menschen zu bilden, sie zu ihrer — großen oder kleinen, glänzenden oder nur nützlichen Bestimmung vorzubereiten.

Und so ist denn der Schulmann mehr als viele andere Stände Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, wenn er ist, was er seyn soll. Wenn gleich der Zirkel, in dem er unmittelbar wirkt, nur eng ist, so dehnt sich doch sein mittelbarer Wirkungskreis desto weiter aus. Der Wirkungskreis jedes seiner Zöglinge ist gewissermaßen der seinige; und wenn sein und jedes andern Menschen Blick nicht alle die unzähligen Folgen übersehen kann, die aus der gewissenhaften Ausübung seiner Pflichten auf seine Zöglinge, und von diesen weiter auf so unzählbare Menschen, auf so mannigfaltige Stände, ja auf ganze Menschengenerationen hin sich ergießen, — so bemerkt sie doch das Auge der Gottheit, die die

ganze

ganze Kette, welche Ursache an Ursache, Wirkung an Wirkung knüpft, mit Einem Blicke übersieht. Ein Stein, in den Ozean geworfen, bildet einen Kreis, der gebildete Kreis veranlaßt einen zweiten, und dieser einen neuen, und jeder neue Kreis einen weitern, bis das schwache Menschenauge die werdenden Kreise nicht länger verfolgen kann, die vielleicht ein schärferer Blick, als der menschliche, noch dann bemerkt, wenn der Stein längst auf dem Grunde des Meers ruht.

Was ist der Mensch ohne Erziehung, ohne Unterricht? Man verschließe alle Schulen, verjage alle Lehrer, verbrenne alle Hülfsmittel des Unterrichts, lasse die junge Menschenbrut aufwachsen wie die Brut der Thiere. Und die Folge? Das Licht der Wissenschaften verlischt, weil keiner da ist, der es unterhält, keiner, der es gebraucht; das Genie des Künstlers, der seine Fackel an dem Lichte der Wissenschaften ansteckte, erkrankt, weil seine Zeitgenossen für die Schöpfungen seiner Kunst keinen Sinn haben; der Krieger wird ein wüthender Barbar, der keine Wissenschaft kennt, als die Schärfe seines Schwerdts, und keine Kunst, als zu morden; der Thron des Regenten wankt, weil keine früh ins Herz des Unterthanen geprägte Grundsätze ihn stützen; das Band der Familien wird schlaff, weil keine Gemeinschaft der Erziehung es fest zusammenzieht; die große Kette der menschlichen Gesellschaft, die Familie an Familie, Stand an Stand, Provinz an Provinz knüpft, zerreißt, zerspringt in tausend Glieder; die Völker zertrennen sich in Horden streitender Barbaren; die Leidenschaft kennt keinen Damm mehr, das Laster keinen Zügel, die Tugend keinen Sporn, der Mensch sinkt von einer Stuffe der Cultur zur andern hernieder, bis er nur eine Stuffe noch über dem Thier steht.

Man vergleiche Land und Land gegen einander, wo die öffentliche Erziehung sorgfältig beachtet wird, und wo es keine giebt; oder noch besser, den Zustand eines und desselben Landes, als die öffentliche Erziehung blühte, und seit sie verdorrte. Allenfalls selbst das alte Lakedämon, das doch nur kriegerische Erziehung kannte, gegen seine Nachkommenschaft, die heutige rohe Schaar der Mainotten. Welcher Contrast! Jene — ein Volk von lauter Helden; diese — mit eben dem Geist, aber ohne Bildung — eine Rotte von Strassenräubern. Athen, die allgemeine Schule der Wissenschaften, was für Männer erzeugte oder vielmehr erzog sie? Doch itzt? Wie ist sie gesunken, die Stadt der Pallas, seitdem kein Sokrates, kein Plato, kein Aristoteles mehr ihre Jugend bildet, seitdem auch der letzte Funken vom pädagogischen Geist dieser Männer erloschen. Die Fluth der Barbarei hat selbst ihren Freiheitsgeist davon geschwemmt, und geduldig beugt nun

Digitized by Google

der ungebildete Athener seinen sonst zu Trotz und Freiheit gesteiften Nakken unter das Joch der Barbaren.

Deutschland segnet noch das Andenken Carl des Großen, der es durch Schulen, die seine Hand pflanzte, bildete, und ihm die rasselnde Kette der Barbarei und der Wildheit abriß! Was ist es nun, und was war es!

Doch an dem Werth und Einfluß der Erziehung zweifelt niemand, als wer nach Paradoxen hascht, und seinen Zweck nicht besser erreichen zu können glaubt, als wenn er seine Aufklärung dazu anwendet, den Werth der Aufklärung zu bezweifeln.

Aber an dem Werth des Erziehers, des Schulmannes, scheint man nur zu oft zu zweifeln, wenn man anders von äußerer Nichtachtung auf innere Geringschätzung einen sichern Schluß machen kann. Ein sonderbarer Widerspruch! Man verlangt Wärme, und gießt Wasser ins Feuer; verlangt Licht, und gießt kein Oel in die Lampe. Jedermann denkt, fühlt, spricht, schreibt vom Werth der Erziehung; vom Werth des Erziehers — meistentheils nur der Erzieher selbst.

Doch Wohl dem Erzieher, Wohl dem Schulmanne, der seinen Werth fühlt; Wohl ihm, wenn er es einsieht, welch ein nothwendiges Glied in der Kette der menschlichen Gesellschaft er ist, wenn er den edlen Stolz besitzt, den jedermann in jedem Stande, er habe Namen wie er wolle, besitzen muß, falls es der Mann ist, der er seyn soll; den Stolz, keinen Stand zu verachten, auf keinen mit Geringschätzung oder Mitleid zu blicken, keinen für unnütz zu erklären, aber jeden, der den seinigen verachtet, dreist zu fragen: Bist du nützlicher als ich? — O und welche Quelle von Freuden eröffnet sich vor ihm, wenn er nun den großen weiten Einfluß überschaut, den er haben kann. Alle Stände gehn durch seine Hand. Er formt den rohen unförmlichen Klumpen, und haucht ihm Leben und Wärme ein. Er giebt jedem Stande die erste Bildung; nachherige Lagen und Verhältnisse die zweite, und wenn gleich diese letztere meistentheils bei weitem die wichtigere ist, so läßt sie sich doch ohne die erstere nie oder selten denken. Wenn in einem Lande die Wage der Gerechtigkeit nicht schwankt; wenn an der Hand des Kriegers kein Raub, und an seinem Schwerdte kein unschuldig Blut klebt; wenn der Priester im Tempel Gottes nicht Worte, sondern Empfindungen opfert; wenn die Fackel der Wissenschaften ihre Funken weit umhersprüht, auch da, wo es sonst Nacht war; wenn der Bürger ein frommer Verehrer der Gottheit, ein treuer Unterthan seines Regenten, ein weiser und liebreicher Vater, ein zärtlicher Ehemann, ein warmer Freund, ein rechtschaffener und nützlicher Arbeiter ist — so ist das freilich nicht das Werk des Erziehers und Unterweis

weisers allein, aber doch mit sein Werk. Die Gottheit braucht ihn als eine Mittelsperson zur Ausführung ihres Plans der allgemeinen möglichen Glückseligkeit. Er grub die Quelle auf, die nachher zum Strom schwoll. Stolz und Eitelkeit wäre es, wenn er beim Anblick des Stroms dächte oder spräche: Ich habe ihn gebildet, den Strom; aber Schwachsinn und Mangel gerechter Selbstschätzung, wenn er vergäße, daß ohne ihn der Strom nicht Strom seyn würde, höchstens nur ein unreiner Bach voll Schlamm und Kiesel.

Andere Stände, die auch unmittelbar auf die Menschheit wirken, haben doch mit dem schon gebildeten erwachsenen Menschen zu thun. Der Schulmann soll und will erst bilden, und eben dies erweitert den Kreis seiner Nutzbarkeit. Jene beschäftigen sich mit dem gewordenen, er mit dem werdenden Menschen, jene mit dem festgewurzelten Baum, er mit der biegsamen Staude. Eingesogene Vorurtheile, herrschend gewordene Leidenschaften, festgesetzte Grundsätze, angenommene Gewohnheiten, eingewurzelte Laster, verschließen jenen nur zu oft den Weg zu den Herzen derer, auf die sie wirken sollen, und sie können meistentheils nur durch Umwege sich einen Zugang machen. Der Schulmann findet kein so furchtbares Verhack vor sich, oder es wird ihm doch leichter, den Weg sich zu bahnen. Freilich hat hier der Mann, der beides, Erzieher und Lehrer, in gleichem Grade ist, einen großen Vorzug vor dem gewöhnlichen Schulmann, der meistentheils nur das letztere ist; obgleich das Geschäft des Lehrers und Erziehers so genau und innig in einander verwebt ist, daß es entweder Trägheit oder Mangel an Kraft und Kenntniß ist, wenn der Lehrer sich begnügt, Licht in den Verstand zu tragen, und die eigentliche Erziehung oder Bildung des Herzens dem Zufall oder Händen überläßt, die entweder nichts oder Unkraut hinein säen, die, statt es für Gott und Tugend zu erwärmen, es durch fühllose gleichgültige Behandlung mit einem undurchsichtigen Eis überziehen, oder wohl gar unvorsichtig durch Reden und Beispiel einen Zunder der Leidenschaft hineinlegen, der desto eher und stärker Feuer fängt, je heller das Licht in dem Verstande ist.

Doch der Lehrer behält noch immer Gelegenheit genug übrig, mehr als Lehrer zu seyn, beides auf Verstand und Herz zu wirken. Und wenn er gleich öfters den Kummer hat, zu sehen, wie der Saame, den er ausstreuete, durch die häusliche Erziehung — ohne Verziehung — erstickt wird, so ist dies desto mehr Aufmunterung für ihn, immer mehr Saamen der Tugend auszustreuen, und desto mehr Freude für ihn, wenn er gewahr wird, daß dieser Saame trotz allem daneben gesäeten Unkraute dennoch durchbricht und aufschießt.

(Der Schluß folgt.)

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Vor kurzem las ich in Wansey's Reise durch Nordamerika *) folgendes: „Ein gewisser Herr Priam sagte uns eines Tages bei Tische **): um Worcester in Connecticut mache man alte Apfelbäume dadurch wieder tragbar, daß man ihnen die alte Schale abziehe. Dieß gab Herrn Genet, (ehemaligem französischen Gesandten bei den vereinigten Staaten) Veranlassung zu schalkhaften Bemerkungen, ob er gleich zu viele Lebensart besaß, um an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. „Ich dachte, sagte er, alte Leute wieder jung zu machen, wäre seit Medeens Zeiten verlohren gegangen; aber da ich nun diese höchst glückliche Erfindung habe kennen lernen, so will ich, wenn man anders den Menschen auf eine ähnliche Art schälen kann, sobald ich alt bin, eben dasselbe mit mir vornehmen lassen, und dann zum Besten des menschlichen Geschlechts das Recept bekannt machen." — Wir alle erlaubten uns verschiedene Scherze über des Erzählers Versicherung, weil man als ausgemacht annimmt, daß der Baum eingehen muß, wenn man ihn seiner äußern Rinde beraubt. Allein am folgenden Morgen brachte Herr Priam einen gewissen Herrn White mit zum Frühstücke; und dieser, welcher ebenfalls aus Connecticut ist, versicherte uns auf sein Wort: es verhalte sich wirklich so; man nehme sich aber in Acht, die innere Rinde nicht zu verletzen, weil daraus ein Harz sintere und eine neue Schale bilde, die eben so glatt und gut sey, wie an einem jungen Baume.

*) Diese sehr instructive Reisebeschreibung findet sich übersetzt im vierzehnten Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, unter dem Titel: Heinrich Wansey's, Tuchmanufacturisten in der Grafschaft Wilks, Tagebuch einer Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika im Sommer des Jahrs 1794; aus dem Englischen übersetzt von Hüttner, mit einer Vorrede über Auswanderung und Länderkauf in Nordamerika, von C. A. Böttiger. Der Originaltitel ist vollständiger dieser: The Journal of an Excursion to the united states of America, in the Summer of 1794, by Henry Wansey, a Wiltshire Clothier, including particulars of his Journey from Boston to Worcester, Springfield, Hartford and Newhaven to Newyork and Long-Island: from thence to Newark, Brunswick, Prinze Town and Trenton to Philadelphia. Salisburg 1797. (6 Sh.)

**) An der Wirthstafel bei Madame Corlng in Neu-York.

Digitized by Google

Bäume. Alte Bäume, setzte er hinzu, würden dadurch wirklich wieder verjüngt." —

Darf man in der Erzählung dieser Herren aus Connecticut wohl etwas mehr als Täuschenwollen oder Getäuschtseyn annehmen? Sollte die Natur hier im Pflanzenreiche vielleicht auf eine ähnliche Art wirken, wie im Thierreiche beim Schälen der Krebse, bei der Häutung der Schlangen und Raupen? Unter welchen besonderen Umständen und Bedingungen könnte sie etwa auf diese Art wirken? Gehört vielleicht zu einer so ausserordentlich starken Reproductionskraft auch ein außerordentlich fruchtbarer Boden? Und gesetzt, diese Verjüngung der Bäume könnte in manchen Gegenden statt finden, gälte sie doch nicht vielleicht nur auf einige wenige Jahre? Im Fall nun die Sache wirklich von einer ernsthaften Seite zu nehmen stünde (wie sie doch der Verfasser jener Reisebeschreibung am Ende seiner Nachricht zu nehmen scheint, da sie sonst des Anführens völlig unwerth gewesen wäre): so würde es ohnstreitig vielen sehr willkommen seyn, in diesen Blättern von einem Freunde und Kenner der Natur ein bestätigendes oder verwerfendes Urtheil, oder darüber gemachte Erfahrungen in der Folge zu lesen.

Wahrer Patriotismus.

In dem nämlichen oben angeführten Reise-Journal von Wansey lieset man S. 103. folgenden schönen Nationalzug: „Sonnabends den 24sten Mai 1794. Ganz früh hörte ich Trommeln und Pfeifen, und sah eine Menge Leute mit Fahnen zwei und zwei von des Gouverneurs Hause (in Neu-York) nach dem Wasser zu marschiren. Wie, sagte ich zu mir selbst, hat der Amerikaner auch mitten im Frieden eine stehende Armee? Ich fand aber bald, daß es junge Handwerksleute waren, die auf Booten nach Governors-Eiland übersetzen wollten, um dem Staate einen Tag Arbeit zu schenken. Man errichtet dort Befestigungen, um den Eingang zum Hafen von Neu-York mehr zu sichern. Nun haben die sämmtlichen Bewohner dieser Stadt den patriotischen Entschluß gefaßt, ohne die geringste Ausnahme oder Rücksicht auf Stand, nach der Reihe an einem Tage der Woche daran zu arbeiten: einmal die Zimmerleute und Tischler; ein andermal die Steinmetzer; dann die Krämer, Schulmeister, Böttcher, Barbiere; ferner die Advokaten und Juristen. Alle diese arbeiten den ganzen Tag über mit Schaufeln und Spaten, und jeder nimmt seine Lebensmittel mit. O wie

groß

groß ist das! Welcher Eifer für das Vaterland! Und wie muß dieß alle Volksklassen zur Einmuth verbinden! Der junge Priestley *) und der Sohn des D. Henry aus Manchester, die sich gerade haben zu Bürgern der Nordamerikanischen Freistaaten machen lassen, erzählten mir, daß sie so eben mit dem Spaten, der Hacke und dem Schiebkarren mitten unter der lustigsten Gesellschaft gearbeitet hätten."

*) Einer von den drei Söhnen des berühmten, jetzt verstorbenen Doctor Priestley, mit denen er sich im Jahr 1794 dort gemeinschaftlich niederließ.

Himbeerwein.

Um einen dem Burgognerwein ähnelnden Himbeerwein zu verfertigen, gießt man fünf Stübchen Wasser auf drei Stübchen reife und gut ausgelesene Himbeeren, läßt das Wasser vier bis fünf Tage darüber stehen, und gießt und drückt es alsdann samt den Himbeeren durch ein Tuch in ein reines Fäßchen, oder in eine große steinerne Kruke. Dann läßt man ein Stübchen weißen Honig kochen, schäumt ihn sorgfältig ab, und gießt ihn, wenn er noch warm ist, in das Himbeerwasser, und rührt es um. Hierauf streicht man weißen und frischen Hefen auf ein Stückchen geröstetes Weißbrodt, und wirft solches hinein. Wenn die Masse nun gut ausgegohren und sich gehörig gesetzt hat, klärt man diesen einländischen Wein auf Bouteillen ab; macht aber solche nicht fest zu, bis er sich darin wieder gesetzt hat. Wenn letzteres geschehen, füllt man ihn in andere reine Bouteillen, und dieses wohl noch zum dritten Male, bis sich kein Bodensatz mehr zeigt; alsdann werden die Bouteillen, wie gewöhnlich, fest zugepfropft, und im Keller bis zum Gebrauch aufbewahrt.

Um ihn stärker zu haben, kocht man 5 Kannen Himbeeren mit 1 Kanne Honig und sechsmal so viel Wein untereinander, schäumt es ab, nimmt es dann vom Feuer, seihet es durch ein Tuch, läßt es gähren, hierauf nochmals aufsieden, und in einem reinen Fäßchen nochmals vergähren.

Vielleicht würde sich vorzüglich die Riesen-Himbeere aus Chili, die noch einmal so groß wie unsere gewöhnliche, und noch schmackhafter ist, auch keine Würmer bekommt, dazu eignen.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

56tes Stück.

Freitag, den 14ten Julius 1809.

Ueber die Freuden des Schulmannes.

Von einem Schulmanne.

(Schluß.)

Wenn die genaue Unterſuchung und Durchforſchung des Menſchen ein Vergnügen gewährt, deſſen Süßigkeit kein ſchaler Kopf zu ſchmecken fähig iſt, ein Vergnügen, das nur Eigenthum des forſchenden Denkers iſt, der die menſchlichen Räder der Seele in ihre Beſtandtheile zerlegt, und beobachtet, wie eins in das andere greift, ſeine Bewegung fördert oder hemmt, und wie jeder noch ſo kleine Stift das ſeinige beiträgt, um die künſtliche Maſchine in Gang zu bringen, oder darin zu erhalten; — wenn, ſag' ich, dies Studium des Menſchen eine der angenehmſten Beſchäftigungen für den denkenden Kopf iſt — wer hat mehr und beſſere Gelegenheit dazu, als der Schulmann? Der Philoſoph betrachtet größtentheils nur den ſchon ausgebildeten, veredelten oder ausgearteten Menſchen, und tauſend Hinderniſſe erſchweren ſeine Beobachtungen, oder machen die daraus gezogenen Schlüſſe unſicher und ſchwankend. Der Schulmann beobachtet den erſt ſich entwickelnden, und unter ſeinen bildenden Händen ſich entwickelnden Menſchen. Noch hängt nicht die dicke Decke der Verſtellung vor dem Herzen ſeines Zöglings, womit es nachherige Situation, Umgang, Abſichten, ſogenannte feine Lebensart, Selbſtgefälligkeit und Politik verſchleiern. Und iſt ja der junge aufwachſende Menſch ſo unglücklich, daß er ſchon in früher Jugend ſich hinter der Decke der Verſtellung verbirgt — ſo iſt doch dieſe Decke in dieſen Jahren meiſtentheils noch ſo dünne gewebt, daß ein nur halb ſcharfes Auge durchzublicken, und ein raſcher Griff einer nicht ganz nervenloſen Hand ſie zu zerreißen im Stande iſt. — Und welche Freude für den Schulmann, die werdende Menſchheit von einer

Stufe zur andern mit seinem Blick zu verfolgen, oder vielmehr mit seiner Hand hinauf zu leiten! Er sieht den Keim, die Knospe, die Blüthe, den Ansatz zur Frucht — sieht den allmähligen Uebergang von Nacht zur Dämmerung, zur Morgenröthe, zum Sonnenlicht. Ihm kann, wenn ihm die Natur nicht alle Schärfe des Blicks versagte, nicht leicht irgend eine Anlage seines Zöglings unbemerkt bleiben, und froh ergreift er jede bemerkte Anlage, bildet und richtet sie zum künftigen Wohl des Staats und der Menschheit. Und wenn nun der rohe Stoff, den er bearbeitet, sich entwickelt, und alle seine vorher verborgenen, durch ihn aufgedeckten und ans Licht hervorgezogenen Reize enthüllt — welche namenlose Wonne für seine fühlende Seele! O kein Phidias betrachtet mit solchem Entzücken das Werk seiner Kunst, wenn der rohe Marmorblock ohne Farbe und Gestalt sich allmählig unter seinen schaffenden Händen entwickelt, wenn unter seinem Meissel ein Glied, ein Zug nach dem andern hervortritt, und sie nun endlich in ihrer ganzen Größe und Schönheit dasteht, die Bildsäule des Helden oder der Grazie!

Der Vater und der häusliche Erzieher, die nur Einen, oder doch nur wenige junge Menschenseelen zu bearbeiten haben, kennen freilich viele Beschwerlichkeiten nicht, die für den Schulmann aus der größern Zahl und Mannigfaltigkeit seiner Lehrlinge erwachsen, aber auch nicht die Freuden, die eben diese Mannigfaltigkeit dem letztern gewährt. Er sieht eine Schaar von Zöglingen vor sich, aus den verschiedensten Ständen, hohen und niedern, und zu den verschiedensten Ständen bestimmt, von unendlich mannigfaltigen Anlagen des Verstandes und Willens. Welche Abstufung — von dem stumpfen Kopf, der wenig auffaßt und wenig behält, bis zu dem genievollen Jüngling, der alles schnell faßt und dauernd behält, von dem trägen Unthätigen, der mit Schneckenlangsamkeit sich vorwärts bewegt, bis zu dem Feurigen, der dem Unterrichte gleichsam vorauseilt, und von seinem Feuer Funken unter seine kältern Mitschüler versprüht; von dem gähnenden Träumer oder zerstreueten Flatterer bis zu dem in Miene und Stellung gespannte Aufmerksamkeit verrathenden Lehrling, der jedes Wort aus dem Munde des Lehrers weghorcht; von dem schlaffen Charakter ohne Ton und Spannung, bis zu dem starken, kraftvollen, der seine Kraft fühlt und gebraucht; von dem fühllosen, gegen Lob und Tadel, Ehre und Schande gleichgültigen, bis zu dem, dem ein Blick des Lehrers Belohnung und Strafe ist; von dem zurückhaltenden in sich verschlossenen, zu dem vertraulich gewordenen offenen Jüngling, der seine ganze Seele auf der Stirn trägt; von dem blöden, ängstlichen, sich nichts zutrauenden, zu dem dreisten unternehmenden voll Muth und Verwegenheit; von dem eitelen selbstgefälligen zu dem bescheidenen,

prä-

prätensionslosen; von dem durch Krankheit oder Verzärtelung — die gefährlichste aller Jugendkrankheiten — geschwächten, oder wohl gar schon Spuren der Verführung und früher Bekanntschaft mit entnervenden Lastern verrathenden bis zu dem Jüngling, bei dem die ungeschwächte blühende Gesundheit aus jeder Miene, Stellung und Bewegung hervorblickt, und in dessen hellem seelenvollen Auge und bescheidener Jugendröthe sich Unschuld und Reinheit des Herzens spiegeln! Welche Abstufung! Welche Mannigfaltigkeit! Wie viele Mischungen, wie viele Mittelstufen von der niedrigsten bis zur höchsten! Welches weite Feld und welche reiche Ernte für den Menschenbeobachter, und was noch mehr ist, Menschenbildner! Welche Aussichten zu den wonnevollsten Stunden, wenn er jeden seiner Zöglinge nach dem Maaß seiner Talente und Anlagen ausbildet, bei dem einen den Sporn, bei dem andern den Zügel gebraucht, hier der kalten Masse erwärmenden Odem einhaucht, dort die auflodernde Gluth dämpft, daß sie wohlthätige Flamme werde, und so sein Werk unter seinen Händen entstehen, wachsen und gelingen sieht. Die Freude über den glücklichen Erfolg bei vielen seiner Zöglinge hält ihn schadlos für den Kummer, den ihm freilich die Täuschung seiner Wünsche und Hoffnungen bei manchen andern erregen muß; und meistentheils hat er den Trost, daß es seine Schuld nicht war, daß die Pflanze verdorrte. Bald war überall der Boden, auf dem sie stand, zu dürr und sandig; bald entkräftete sie zu viel Sonne oder zu viel Regen der häuslichen Erziehung, bald nagten giftige Raupen, denen zu wehren er oft nicht Gelegenheit, oft selbst nicht Erlaubniß hatte, die aufbrechende Knospe weg.

Wenn der Blick auf die Gegenwart für den Schulmann erfreulich ist; der Blick in die Zukunft ist es nicht minder. In der That, hat irgend ein Stand Gelegenheit, hinter dem dichten Vorhange, der Zukunft und Gegenwart scheidet, zu lauschen, und zuweilen einen Blick hindurch zu thun, so ist es der Schulmann.

Täglich sieht er einen Theil der nächsten Menschengeneration um sich versammelt. Alle spielen schon im Kleinen ihre künftige Rolle vor ihm. Er sieht die Tugenden und Laster, die edlen und unedlen Thaten der Nachkommenschaft wie in einem magischen Spiegel, und sucht jene zu fördern, diese im Keim zu ersticken! Er sieht in dem raschen und feurigen Knaben und Jünglinge den künftigen thätigen Mann, der, in welchen Wirkungskreis er auch komme, überall mit kühner eingreifender Thätigkeit wirken wird; in dem mehr gelassenen, bedachtsamen, kältern Zögling den vorsichtigen, emsigen, ausharrenden Arbeiter; mit einem Wort, er sieht den künftigen Gatten, Vater, Bürger vor sich, und freuet sich, zu sehen, wie jeder immer näher und

näher seinem Ziele zueilt. Er hat die Freude, die Natur in ihrer Werkstatt zu beschleichen, ihrer arbeitenden Kraft zuzuschauen, und ihrem Drange und Streben die Richtung zum Wohl der Menschheit zu geben. Er theilt mit den Eltern die Wonne, ein Wohlthäter des künftigen Geschlechts zu seyn, wenn seine Gebeine vermodert, und sein Name vergessen ist. Er theilt mit dem Vater, der in dem Kreise seiner Kinder sich glücklich fühlt, und mit froher Ahndung in die Zukunft schaut, seine Freuden, ohne seine Lasten zu kennen. Und er genießt diese Freude desto mehr, da er nicht bloß in eine Familie, sondern in die Familie der ganzen Stadt wirkt, und durch seine einst in alle vier Winde verbreiteten Lehrlinge in allen Ständen und Provinzen Saamen der Wahrheit und der Weisheit, Saamen der Tugend und des Menschenglücks aussäet. O! er kann darauf rechnen, daß ihn einst noch die dankbare Zähre des fühlenden, wenn gleich fern von ihm lebenden Jünglings belohnt, den er zum Wohl der menschlichen Gesellschaft bildete; sollte er auch erst jenseits des Grabes allen den Dank einerndten, zu dem er den Keim in die Herzen seiner Zöglinge legte. Denn es ist eine über allen Zweifel erhobene Wahrheit, daß der Lehrer, der über lauter undankbare Schüler klagt, überall nicht weiß, was Dankbarkeit ist, oder es nicht verdient, dankbare Schüler zu haben, oder — der gewöhnlichste Fall — die Kunst nicht versteht, sich solche zu ziehen — — — O daß ich deinen Namen hier nicht nennen soll, unvergeßlicher T***; theurer Erzieher und Bilder meiner Jugend! Nie soll dein Andenken in meiner Brust verlöschen. Nie habe ich dein Andenken lebhafter gedacht, als in diesem Augenblicke, weil ich es nie so lebhaft fühlte, wieviel ich dir zu danken habe. — Die Vorsehung wird ja auch mir die süße belohnende Freude gewähren, daß auch meinen Schülern, wenigstens den bessern unter ihnen, und denen, die meinem Herzen am nächsten sind, daß auch diesen einst mein Andenken noch dann werth sey, wenn sie meiner nicht mehr bedürfen, oder wenn mein Name von andern längst vergessen ist.

Ver-

Verschiedene Gedanken.

Ein Leben ohne alle Arbeit und Geschäfte würde ein sehr langweiliges, unglückliches Leben seyn.

Der Genuß des Vergnügens wird erhöht, wenn er mit Arbeit und Geschäftigkeit wechselt.

Ein einfaches Gericht, das Herzlichkeit und Freundschaft auftischen, schmeckt und bekommt besser, als Leckereien, womit die Eitelkeit prunkt.

Wenn die Hausfrau und Töchter viele Romane lesen, so wird die Küche vergessen, und der Schlüssel oft verlegt.

Wer viel liest, ohne das Gelesene zu verstehen, dessen Verstande geht es, wie dem Magen, wenn er mit unverdaulichen Speisen angefüllt wird.

Vieles gefällt blos deswegen, weil es neu ist; es sollte aber nur das gefallen, was gut ist.

Der Zeitgeist kann ein sehr böser Geist seyn. Man muß ihn zuvor scharf ins Auge fassen und prüfen, ehe man ihm folgt.

Manche gerühmte Fackeln der Aufklärung sind Irrlichter, die in Sümpfe und Moore führen.

Es ist leichter, alte Einrichtungen zu tadeln, als bessere an ihre Stelle zu setzen.

Man muß das alte Haus nicht einreissen, ehe man den Riß zum neuen gemacht, und die Baukosten in Anschlag gebracht hat.

Die trüben Stunden des Lebens lehren uns die heitern, Krankheit lehrt uns die Gesundheit schätzen.

Die allgemeine Meinung ist nicht immer die beste, aber sie kann große Wirkungen hervorbringen.

Die Unwissenheit ist es, welche häufig zur Unzeit zu kühn, zur Unzeit zu furchtsam macht.

Nicht nur jedes Volk und jede Provinz, sondern auch jede Stadt, jedes Dorf, jede Familie hat, so wie jeder einzelne Mensch, etwas Eigenthümliches; es gehört aber ein vielfältiges Umhersehen, Vergleichen und Beobachten dazu, dieses Eigenthümliche richtig aufzufassen.

Wer in einer Sache etwas Grosses leisten will, der muß auch die Sache selbst für groß und wichtig halten. Wer auf eine Kunst oder Wissenschaft keinen großen Werth legt, der wird sich auch nicht darin auszeichnen.

Der unbestechlichste Richter über viele Ereignisse in der Welt ist nur die Zeit. Wenn ihrem Ausspruch die Geschichte nicht bloß erzählend, sondern auch urtheilend voreilt, so hat auch sie diesen Richter zu fürchten.

Beim Erwachen vom Nachtschlaf muß man überdenken, was man den Tag über zu thun, und beim Schlafengehen, was man gethan hat.

Geistes- und besonders Kunstwerke, die aus eigenem freiem Antriebe unternommen werden, gerathen gewöhnlich besser, als von Andern aufgegebene. In jenen offenbart sich heller die Eigenthümlichkeit des Urhebers, diesen sieht man die Bestellung an.

Der glückliche Erfolg der wichtigsten Dinge beruht häufig auf der Benutzung eines einzigen günstigen Augenblicks. Ist ein solcher unbenutzt vorübergeflohen, so kann oft die größte Klugheit das Versäumte nicht wieder gut machen.

Einsamkeit ist die Mutter und Pflegerin des Scharf- und Tiefsinns. Das beständige Umherflattern in dem bunten Gewimmel des alltäglichen Lebens giebt fruchtlosen Flachsinn.

Wenn man das, was das Glück für den Ruhm manches Menschen that, von demjenigen richtig abziehen könnte, was eignes wahres Verdienst dazu beitrug, so würde der Ueberschuß oft sehr winzig ausfallen.

Uebermäßiges und unzeitiges Lob schadet nicht nur dadurch, daß es den Empfänger leicht aufgedunsen und übermüthig macht; sondern es bringt auch den Lobenden in die üble Lage, daß er nachher den Uebermuth des Gepriesenen gut heißen oder beschönigen muß, um nicht durch sein zu frühzeitiges Lob lächerlich zu werden.

Auf die Anzahl der Freunde kommt nicht so viel an, als auf die guten Eigenschaften derselben. Wenige warme Freunde, die herzlichen Antheil an unserm Wohl und Weh nehmen, sind weit mehr werth, als eine Menge kalter.

Ein gepriesenes Buch, das im Auslande zum Vorschein kommt, ist darum nicht immer ein gutes Buch für unsere Heimath. Die darin geäußerten Gedanken und Urtheile können, wenn sie auch allgemein ausgedrückt sind, ihre Veranlassungen in der besondern Lage des Verfassers, und der uns nicht genug bekannten Beschaffenheit seiner Umgebungen haben, und auch die Wirkungen darauf berechnet seyn. Wenn nun dergleichen Urtheile und Maximen, die doch zunächst für uns nicht geäußert sind, und nur relativen Werth haben, als unbedingt gut und richtig bei uns in Umlauf gesetzt werden, so kann es nicht fehlen, daß häufig ein unschicklicher und schädlicher Gebrauch davon gemacht wird.

Der Spott über eine Sache ist nicht immer ein Beweis der Verachtung oder Geringschätzung derselben, sondern oft nur eine Wirkung des Neides und der Schwäche. Manche finden eine Herzenserleichterung darin, dasjenige durch Spott und Tadel herunterzusetzen, was ihre Ohnmacht oder Trägheit ihnen wehrt, zu erreichen.

Es ist besser, in einem kleinen Wirkungskreise groß, als in einem großen klein seyn.

Eine wenig bekannte Wirkung des öftern Wechsels der Wäsche.

Es erregt ein eigenes Gefühl, ein wahres Wohlbehagen, wenn man ein rein gewaschenes Hemde auf den bloßen Leib anzieht. Dieses Gefühl darf man nicht der Kälte des Hemdes, oder aber dem gewärmten Hemde zuschreiben, sondern es entspringt aus einem chemischen Prozesse, der in der Nähe der Haut und in ihren Gefäßen vorgeht, und der ein Stärkungsmittel für den ganzen Körper darstellt.

Man hat in neuern Zeiten Kinder, bei denen keine stärkende Methode etwas fruchten wollte, lediglich dadurch gestärkt, daß man ihnen alle Stunden ein frisch gewaschenes Hemde anzog, und dieses einfache Mittel übertraf alles Erwarten, denn es machte alle übrigen entbehrlich.

Es ist daher das öftere Wechseln der Wäsche bei schwächlichen Kindern, und überhaupt allen schwachen Menschen, vorzüglich den Nervenschwachen anzurathen. Es wirkt nicht bloß dadurch, daß es die Haut rein hält, sondern es wirkt als eine wahre Arzenei, d. h. als etwas, welches die Bestandtheile des kranken Körpers auf eine für ihn vortheilhafte Art ändert. Aber man sieht hieraus auch, daß man von den getragenen Hemden diesen Nutzen nicht zu erwarten habe, wenn sie gleich nur einen Tag getragen, und dann mehrere Tage der freien Luft ausgesetzt wurden. Nur die frische Wäsche gewähret jene Vortheile, denn diese enthält einen Stoff, welcher den für den Körper so wohlthätigen chemischen Prozeß veranlaßt. Kann die Bettwäsche auch oft gewechselt werden, so hat man ein desto wichtigeres Mittel in den Händen. Man erinnere sich der angenehmen Gefühle, die das Schlafen in einem rein bezogenen Bette veranlaßt, und man wird meine Behauptung desto eher für wahr halten.

Uebrigens ist es wohl kaum nöthig, hier zu bemerken, daß dies wohlthätige Wechseln der frischen Wäsche im erhitzten Zustande des menschlichen Körpers zu einer Zeit vorgenommen, wo man sich erkälten kann, z. B. unmittelbar nach dem heftigen Schwitzen, wodurch die Natur im Krankenzustande sich hilft, auch höchst gefährliche Folgen haben kann.

F. K. D.

Anfrage und Bitte.

Auch in diesem Frühjahre sind die kalten Fieber eben so allgemein als im vorigen. Sie dringen vorzüglich in die Hütten der Landleute, der Aemen und Niedrigen im Volk, die jetzt so viel Noth leiden. Man kann diese guten Menschen nicht zum Arzt weisen, es fehlt ihnen an allem, was dazu nöthig ist. Sie können keine Arzenei bezahlen, am wenigsten die theure China. Menschenfreundliche Aerzte, so wie sie uns Landleuten öfter mancherlei heilsame Anweisungen z. E. über das Verhalten bei der Ruhr gegeben, werden daher hierdurch von einem Landbewohner dringend gebeten, uns heilsame Vorschläge über das Verhalten der Kalten-Fieber-Patienten in der Maaße zu geben, daß Landprediger dadurch in den Stand gesetzt werden, Rathschläge zu ertheilen, wie sich Kalte-Fieber-Patienten zu verhalten, welche Diät zu beobachten, und welche Mittel anzuwenden, auch in welchen Portionen China den Patienten zu geben? wie viel den Kindern? und wie viel den Erwachsenen? auch ob die Rinde vom Castanienbaum anwendbar? wie sie zu präpariren? und in welchen Portionen zu geben sey? Ein Landprediger in der Nähe von Hannover, der in seiner Gemeine unglaublich viele Kalte-Fieber-Patienten, sowohl unter den Kindern, als unter den Erwachsenen hat, die zum Theil in unbeschreiblicher Armuth schmachten, siehet einer baldigen Anweisung eines menschenfreundlichen Arztes in Hannover in diesen Blättern verlangensvoll entgegen.

D. D.

Mittel gegen das Hartmelken der Kühe.

Wenn die Kuh die Milch nicht lassen will, hartmelkend ist; so muß man nasse Tücher über den Rücken oder das Kreuz legen, welches Mittel auch im Bremenschen bekannt ist. S. Hörnert Beiträge zur Landwirthschaft. Bremen 1771.

L. L. D.

Hannoverſches Magazin.

57tes Stück.

Montag, den 17ten Julius 1809.

Bemerkungen über die gegenwärtige Pomologie, aus einem gelegentlich geſchriebenen Briefe im März 1809. *)

Für Ihr Compliment, als beſäſſen wir hier die ausgeſuchteſte und richtigſte Baumſchule, weiß ich weiter nichts offenherzig zu erwiedern, als daß der Eigenthümer der hieſigen Plantage mit vieler Aufopferung ernſtlich bemühet geweſen iſt, dieſes Compliment in Wahrheit zu verdienen. Allein wie iſt dieſes möglich, da wir in der Pomologie noch ſo weit zurück ſind, oder da wir hierin eben ſo weit zurückgehen, als vorwärtsſchreiten? Alle Baumſchulen, die ich bis jetzt noch kenne, ſind entweder aus Liebhaberei oder aus Intereſſe zum Gewinn angelegt, und zwar in beiden Fällen nur auf die Lebenslänge des Unternehmers; ſtirbt dieſer, ſo ſtürzt das ſchöne Gebäude von ſelbſt zuſammen, und die zuſchauende Menge theilt ſich wohlbehaglich in die nun wohlfeil veräußerten Trümmer. Alle Mühe, richtige Obſtſorten geſammlet, und ſelbſt Mutterſtämme davon angezogen zu haben, iſt dann ſo gut als vergeblich geweſen. Es erfordert nun wieder ein Menſchenalter, um ein ſolches Werk von neuem wieder anzu-

*) Der Herr Lieutenant Sander mag es immerhin übel nehmen, wenn ich ihn hiemit als den Verfaſſer dieſes Briefes nenne. Sein Fleiß und ſeine treuen Dienſte in Celle unter Prinz Ernſt, und nachher unter Linſingen und Walthauſen ſind vielen bekannt, und eben ſo verdient es bekannt zu ſeyn, daß er in ſeinen alten Tagen ſich mit dem größten Eifer der Botanik und Pomologie gewidmet; ſo wie wir es ihm gewiß mit verdanken, daß die Erben des verehrungswürdigen Herrn Hofrath von Laffert, welcher am 3ten December v. J. in Celle verſtarb, die große Plantage zu Lehſen im Mecklenburgiſchen beibehalten wollen.

Der Einſender.

zufangen, und dasselbe zerstöhrende Schicksal zu vollenden. Hier in Niedersachsen ist es überhaupt schwer, eine recht vollkommen gute und richtige Baumschule auf die Länge zu erhalten, wenn es nicht größtentheils ganz auf eigene Kosten geschehen soll. Der gemeine Mann giebt seinen Obstfrüchten fast in jedem Dorfe seine ihm gut dünkenden Namen. Will dieser nun ja einmal einen Baum kaufen, so verlangt er einen solchen, wie er ihn nennt; schüttelt bedenklich den Kopf, in einer so großen Baumschule nicht einmal seinen Lieblingsbaum zu finden, und — geht zu einem Gärtner, der ihm gleich den verlangten Baum überläßt, es mag hiemit nun richtig seyn oder nicht. Die großen Güterbesitzer hingegen sind zum Theil auf ihren Kornbau so erpicht, daß sie so wenig den Platz als das Geld zu einem Baume herzugeben sich überwinden können. Alles, was sie erzielen, muß ihnen baar Geld wieder einbringen. Die Paar Bäume, die für alte ausgegangene allenfalls erforderlich sind, muß der Gärtner nach Accord anziehen und ersetzen, unbekümmert von welcher Sorte. Hiezu sind wir Niedersachsen an weichliche Speisen, wie Obst, nicht sehr, ja fast gar nicht gewöhnt, und noch weniger kennt man einen weitern Nutzen vom Obste, als solches frisch zu essen und zu trocknen; Wein und Essig davon zu machen, wie in der Rhein-Gegend, ist uns eine ganz ungewohnte und beinahe unbekannte Sache. Indeß sind viele Güterbesitzer für Veränderung; das Land, was ihre Vorfahren bisher in der Länge gepflügt, das wollen sie nun in der Queere pflügen; alles Alte muß sich dieser Veränderung unterwerfen; selbst Wohnhäuser und Gärten sind hievon nicht ausgenommen; das heißen sie — beiläufig gesagt — ihr Gut in die Reihe bringen. Sodann kommt es wohl, daß ein solcher Gutsbesitzer eine ansehnliche Quantität Obstbäume verlangt, um einen ganz neuen Obstgarten anzulegen; allein um gute und richtige Sorten wird sich am wenigsten bekümmert, sondern nur da, wo alles wohlfeil zu haben ist, werden die Obstbäume erhandelt. — Wer es kennt, und sich je die Mühe genommen hat, eine große Baumschule von guten und richtigen Sorten zu unterhalten, der wird mir die Frage nicht verdenken: wer kann bei so bewandten Umständen noch Lust und Liebe zu diesem Geschäfte haben? Glauben Sie wohl, daß es mir in der Seele wehe thut, wenn ich am Ende gemüssiget werde, alle zu groß werdenden Bäume von den ausgesuchtesten und richtigsten Sorten, wie ein Reisbündel durcheinander zusammengepackt, fern nach Rußland für jeden Preis absenden zu sehen.

Sie wollen übrigens wissen, welches Werk in teutscher Sprache über Obst- und Obstbaumzucht das beste sey? — Diese Frage, theuerster Freund! kann ich gar nicht, und wohl

wohl schwerlich noch ein anderer beantworten. Ausser den älteren Autoren zu nahe zu treten, hat Herr von Münchhausen in seinem nun beinahe vergessenen Hausvater viel Gutes vom Obst und von der Obstbaumzucht gesagt; man kann nicht mühsamer, ehrlicher und unintereſſirter seyn, wie dieser gute Mann gewesen ist. Herrn Pfarrers Christ Vorschriften zum Erziehen, Veredeln und Fortpflanzen der Obstbäume enthalten alles, was man hierüber zu wissen nöthig hat, wenn mit einiger Vernunft und Ueberlegung diese Vorschriften in Ausübung gebracht werden. Hingegen ist seine Beschreibung von Obstsorten für weiter nichts als ein Verzeichniß zu halten. Er behandelt diese Beschreibungen auch nur so oberflächlich, daß er in der dritten Auflage Namen aus der ersten Auflage stillschweigend ganz wegläßt, andere hinzufügt, für bekannte Sorten neue Namen hersetzt, und auch in der Classification Veränderungen macht, die dem Verzeichnisse den guten Glauben sehr benehmen. Sie werden selbst finden, daß der Styl im Ganzen sehr ungleich ist, welches daher rühren soll, daß er vieles, wo nicht alles, aus andern Werken zusammengetragen habe. Ueber die Kirschen haben wir von dem Herrn Baron von Truchses zu Bettenberg eins der vollständigsten Werke zu erwarten. Wir haben hier von diesem verehrungswürdigen Manne aus mehr denn 400 Sorten 100 der besten Kirschen ausgesucht erhalten, so wie sie Herr Christ in seiner 3ten Auflage bereits systematisch aufgeführt hat. Der teutsche Obstgärtner — hierüber muß ich selbst fragen: warum ist dieses Werk, das uns Teutschen Ehre gemacht haben würde, ins Stecken gerathen? — Wird das Garten-Magazin, so zerstückelt, solches ersetzen? Dazu höre ich, Herr Bertuch wünsche gar keine Abhandlung über Obst darin mehr aufzunehmen. Hr. Bertuch, der sonst sehr für bunte oder illuminirte Kupfer ist, kennt aus Erfahrung das Publikum; mehr läßt sich hiezu nicht sagen. Meines Erachtens konnte der teutsche Obstgärtner die Grundlage zu allen nachherigen Systemen und Beschreibungen werden; die Kupfer und Wachsfiguren dabei machten es mit der ausführlichen Beschreibung vollkommen, anstatt es nun ein Stückwerk ist, und als unvollendet allen Werth verlohren hat. Der Eigenthümer der hiesigen Plantage hat es sich umsonst Geld und Mühe kosten lassen, alle im teutschen Obstgärtner beschriebenen Birn- und Apfelsorten anzuschaffen. Alle nicht alte, mit französischen oder englischen Namen nicht begabte Sorten haben gar keinen Abgang, woran theils die teutschen Namen selbst Schuld sind. Wir Teutsche sind allen Nationen darin überlegen, für eine Sache viele Namen, aber nicht darin, so reizende und wohlklingende Namen zu erfinden. Wer mag einen Schmehrapfel, einen Hartig u. dgl. kaufen. Ich möchte keine Dame von teutschverzogener, ich wollte

sagen, von seiner Erziehung, fragen, daß sie den Namen: Schneehrapfel, antworten müßte. Selbst das Aeussere und die innere Güte dieser Frucht ist ein wahrer Contrast gegen dessen Namen. So geht es mit mehreren Früchten. Der größte Botaniker unserer Zeit, der Herr Professor Wildenow, macht eine der vortreflichsten Bemerkungen in seiner unschätzbaren Kräuterkunde über schickliche Benennungen.

Das beste Werk, was ich Ihnen endlich empfehlen kann, ist:

Versuch einer systematischen Beschreibung in Teutschland vorhandener Kernobstsorten. Vom Dr. Aug. Fried. Andr. Diel.

Es sind von 1799 bis 1807 von Birnen 6 und von Aepfeln 9 Hefte erschienen, und darin 238 Birnen und 440 Aepfel auf das beste und ausführlichste beschrieben. Ob es hiemit nun schon, wie obiger teutscher Obstgärtner, sein Ende erreicht hat, kann ich nicht sagen. Es wäre ewig schade, sollte es wahr seyn. Da aber der verehrungswürdige Verfasser jetzt noch lebt, so steht zu hoffen, daß er trotz der gegenwärtigen trüben Zeiten den Muth nicht sinken läßt.

Ohne mir das Ansehen zu geben, als fühlte ich mich fähig, dieses vortreffliche Werk zu kritisiren, kann ich nicht umhin, folgende Wünsche hierüber zu äussern. Hauptsächlich hätte ich gern gesehen, der Herr Verfasser hätte jede Frucht mit einer bestimmten Nummer bemerkt, um diese Nummer in seiner versprochenen Classification, welche am Schlusse des Werks erfolgen soll, beibehalten zu können. Es ist bekanntlich äusserst mühsam, in einem Werke von mehreren Bänden jedesmal die Hefte und Seiten zu allegiren, anstatt es sehr leicht wird, eine fest bestimmte Nummer zu bemerken. Und dann hat Herr Diel sich die Mühe genommen, noch neue Namen zu erfinden, die zum Theil — meines Erachtens — überflüssig sind, und für das Gedächtniß äußerst lästig werden. Um so mehr wäre es sowohl für jetzt als für die Zukunft nützlich gewesen, wenn alles vom Anfange an numerirt worden. Am leichtesten sagt man doch: Die weiße Renette im teutschen Obstgärtner Nr. 17. nach Diel Nr. 115. anstatt: die weiße Renette im teutschen Obstgärtner im 2ten Stück des 5ten Bandes S. 19. und nach Diel erstes Heft S. 115. ächte weiße französische Reinette. Erlebt nur das Werk eine neue Auflage, worin sowohl die Seiten verändert, und die verschiedenen Sorten anders geordnet, ja vielleicht anders benamet werden, wie solches bei Hrn. Christ der Fall ist, so wird man leicht irre, und es kostet wenigstens die Mühe, genau nachzusehen, daß man sich nicht irre. Die Nummer, die einmal eine Frucht hat, muß

muß immerwährend seyn, sollte auch das Werk die 10te Auflage erleben, und der Name der Frucht eben so oft umgetauft werden. Schon der Druckfehler im teutschen Obstgärtner und den Kupfern von Nr. 57 bis 72. haben allhier in der Plantage zu Anfange eine große Verwirrung veranlaßt. Es ist ein großer Unterschied, ein Werk zu lesen, als von einem Werke einen ganz ausführlichen Gebrauch zu machen. Ich wünsche daher sehnlich, daß alle Autoren in diesem Fache, so wie Herr Diel bei einer etwanigen neuen Auflage hierauf Rücksicht nehmen möge.

Sollten Sie übrigens Lust haben, mehrere Verfasser über Obst und dergleichen zu lesen, so finden Sie sie hier im Diel Autoren genug angeführt, oder Sie können in dem Hausvater im 2ten Theil von Seite 141 bis 148, und in Wöllners bekannter Bibliothek von Seite 452 bis 503 nachsehen. Sie werden sich hiedurch bald überzeugt finden, daß es Prediger — in der Wüste dieser Art schon viel auf der Welt gegeben hat.

O Freund! möchte doch der sehnlichst erwünschte Friede uns bald beglücken, und zwar ein solcher dauernder Friede, der uns nicht ganz enteutschte. Dann werden wir gewiß ferner mit unserm bekannten Muthe und Fleiße so berühmt bleiben, wie wir gegenwärtig mit unserer bewunderungswürdigen Geduld es würklich sind.

Einige Verhaltungsregeln beim Gewitter.

Wenn man außer dem Hause im Freien, etwa auf einer Reise oder einem Spaziergange ist, und vom Gewitter überrascht wird, so hüte man sich, daß man nicht durch zu starkes Laufen in Schweiß gerathe. Nicht sowohl die Bewegung der Luft, als vielmehr der stärkere Dunstkreis, der durch die erhöhete Transpiration um uns entsteht, und der Schweiß selbst setzen uns einer größern Gefahr aus. Eben dies gilt vom Reiten und Fahren, wobei die Gefahr noch größer werden kann, wenn die Pferde sehr schwitzen. Mir ist aus Erfahrung bekannt, daß ein Landmann beim Pflügen von einem Gewitter übereilt wurde; er verließ den Pflug, da der Regen sich heftig ergoß, und lehnte sich mit dem Rücken an eines seiner von Schweiß triefenden Pferde. Der Blitz fuhr über 50 Schritte von ihm herunter; statt aber in die Erde zu schlagen, nahm er seine Wendung

nach

nach den Pferden zu, und tödtete sie und den Pflüger.

Auch trete man nicht unter hochwipflige Bäume, Eichen, Tannen, Büchen ꝛc., sondern wähle im Nothfall lieber niedrige, wenn auch den Regen weniger abhaltende Laubgewölbe. Sicherer ists, im Freien stehen zu bleiben, oder sich auf die Erde niederzulegen, wenn man auch ganz durchnäßt würde, als einem Baume zuzulaufen, und sich einer offenbaren Lebensgefahr auszusetzen.

Hat man Metalle an oder bei sich, so entferne man selbige so lange, bis das Gewitter vorüber ist. Die Metalle locken die Gewittermaterie an, und es sind Beispiele genug vorhanden, daß der Blitz das Geld in der Tasche, die metallenen Knöpfe an den Kleidern schmolz, und durch Degenklingen, Messer, Aexte u. dgl. herzugeleitet wurde.

Keine Neugier treibe uns gleich nach der Stelle hin, wo der Blitz so eben eingeschlagen hat; denn es geschieht oft, daß, da die Gewittermaterie sich einmal Bahn gemacht hat, ein zweiter Schlag auf dieselbe Stelle nachfolgt.

Größere Menschenversammlungen in Gebäuden und Zimmern, große Club- Spiel- und vor allen andern Tanzgesellschaften sollten bei heranna-hendem Gewitter billig auseinander gehen. Die vereinte Ausdünstung so vieler Menschen macht solche Aufenthalte gefährlicher; nicht zu gedenken, daß ein einziger Blitzstrahl hier auf einmal das Leben einer großen Anzahl durch Erstickung rauben, und mithin eine größere Verheerung anrichten kann. Der berühmte Lichtenberg pflegte seine Vorlesungen auszusetzen, wenn ein Gewitter nahe war.

Gut ist es, wenn man vor der Ankunft eines Gewitters durch Oeffnung der Thür und Fenster die Luft der Zimmer, welche bewohnt werden, zu reinigen sucht. Aber man wage dieses nicht mehr, wenn das Gewitter sehr nahe, und die Gefahr des Einschlagens schon vorhanden ist. Mit Sicherheit kann man es noch thun, wenn zwischen Blitz und Donner noch 15 Pulsschläge gezählt werden können. Die Zugluft ist an und für sich beim Gewitter nicht gefährlicher, als zu jeder andern Zeit. Sie lockt den Blitz nicht an, welches man schon daraus abnehmen kann, daß der Blitz nicht leicht in gegen einander über stehende Bodenlöcher, sondern vielmehr in die Giebel der Häuser fährt. Nur dadurch, glaube ich, kann die Zugluft empfänglicher für die Gewittermaterie werden, wenn sie mit Dünsten angefüllt ist. Man öffne daher während eines Gewitters nicht Fenster und Thüre zugleich, sondern nur eins von beiden, am besten die Thür. Hierdurch wird bewirkt, daß, falls der Blitz das Wohnzimmer träfe, die Gefahr des Erstickens alsdann weniger groß ist.

Die

Die Drähte an den Klingeln, die in manchen Häusern von einem Zimmer zum andern laufen, können, da sie gewöhnlich von Eisen sind, gefährlich und wahre Gewitterleiter werden. Man nehme dazu also lieber starken, mit Pechfirniß getränkten Bindfaden, oder wähle wenigstens zu dem Theile des Drahts, der zu dem Wohnzimmer, und in dasselbe läuft, seidene Schnüre, wobei man weit gesicherter ist.

Wenn es thunlich ist, so halte man sich in einem nicht niedrigen, dumpfigen, sondern trocknen hohen Zimmer an der Erde, und zwar in der Mitte desselben, nicht zu nahe bei metallenen Oefen, Spiegeln und Wänden auf. Erstere pflegen leicht getroffen zu werden, und an letztern der Blitzstrahl herunter zu laufen.

Auch entferne man alle Hunde und Katzen von sich, denn die Nähe dieser Thiere macht wegen ihrer starken Ausdünstung die Gefahr größer. So ist auch der Aufenthalt bei Pferden, Schaafen und Kühen, wenn er ohne andern Nachtheil vermieden werden kann, nicht anzurathen.

Bei Nachtzeit ist es rathsam, das Bette zu verlassen, weil man Beispiele hat, daß der Blitz das Bette entzündet, und die darin liegende Person getödtet hat. Man ist auch, wenn man ausser dem Bette ist, eher im Stande, falls ein Unglück durch das Gewitter im Hause oder in der Nachbarschaft erfolgen sollte, sich und andern zu helfen.

Man halte sich bei einem Gewitter nicht in der Küche, noch weniger unter Schornsteinen auf. Letztere sind, als die höchsten Theile des Gebäudes dem Blitze vor andern ausgesetzt, und er kann durch sie leicht hinab in die Küche fahren.

Die Gewohnheit, bei der Herannäherung eines Gewitters Feuer auf dem Heerde anzumachen, um dadurch das Einschlagen zu verhüten, ist widersinnig und taugt nicht. Gerade das Gegentheil kann dadurch bewirkt werden; denn die erwärmte Luft und der Rauch, der aus dem Schornstein in die Höhe steigt, zieht den Blitz, wenn die Gewitterwolke nahe ist, gern an sich, und leitet ihn in das Gebäude. Man lösche also vielmehr, wenn ein Donnerwetter herannaht, alles Feuer, das sich auf dem Heerde, in einem Kamine, oder sonst im Hause befindet, aus.

Wer schwache Augen hat, vermeide, besonders in der Dunkelheit, den Anblick des Blitzstrahls, weil die Augen durch den schnellen Wechsel des Lichts und der Finsterniß leiden. Man bedecke sie daher lieber mit einem Tuche, oder entferne die Dunkelheit durch Anzündung eines Lichts.

Uebrigens suche man sich bei der Ankunft und dem Daseyn eines Gewitters in einer ruhigen Gemüthsfassung zu erhalten, und sich durch vorherige Vorstellungen von den möglichen Wirkungen desselben, als z. B. den starken, plötzlichen Donnerschlägen, gegen der Gesundheit nachtheiliges Erschrecken zu verwahren. Bei einer guten, ruhigen Fassung ist man ausserdem auch weit eher im Stande, bei einem vorfallenden Unglücksfalle sich und andern zu helfen.

Saftblau aus Kornblumen.

Herr Hofrath Juch in München hat die interessante Entdeckung gemacht, aus den Blumenblättern der so häufig wachsenden blauen Kornblumen eine angenehme blaue Saftfarbe zu bereiten, wozu derselbe folgende Vorschrift ertheilt:

Nachdem die Kornblumen mit den Kelchen gesammelt worden sind, werden die dunkel gefärbten Zwitterblumen rein und sauber ausgepflückt, und, indem sie auf Papier gelegt worden sind, auf einem erwärmten Stubenofen halb getrocknet. Jene getrockneten Blümchen werden hierauf mit einer Auflösung von arabischen Gummi in Wasser befeuchtet, und alles recht wohl untereinander geknetet, so daß alle Blümchen vom Wasser wohl durchzogen werden. Die daraus entstandene Paste wird hierauf mit Papier bedeckt, zwischen Bretter gelegt, und mit Gewichten beschwert. Nach ein Paar Tagen wird die Masse in einem steinernen Mörser, mit Zusatz von sehr wenigem Alaun und etwas reinem Wasser, zerrieben, und die Flüssigkeit filtrirt. Wird nun das Filtrirte in einer porzellainenen Tasse gelinde abgedunstet, so bleibt eine überaus schöne saftblaue Farbe zurück.

H. F. E. D.

Einige Gedanken von Horatio Walpole.

Neid verdient mehr Mitleid als Zorn, denn er thut niemanden so wehe als sich selbst. Er ist mehr ein Gebrechen als ein Laster; niemand möchte Neid empfinden, wenn er es ändern könnte. Wer den andern beneidet, gesteht heimlich die Ueberlegenheit desselben zu.

Die Nachkommenschaft artet so lange aus, bis sie zu unsern Vorfahren wird.

Die Menschen sind oft größerer Dinge fähig, als sie ausführen. Sie werden mit Creditbriefen in die Welt geschickt, und ziehen selten die volle Summe.

Ein Schriftsteller ohne Originalität ist wie ein Hofmann, der immer nach der Mode gekleidet geht; niemand bekümmert sich um die Farbe oder den Schnitt seines Kleides; ist es schlecht gemacht, so wird es getadelt; gut, was läßt sich darüber sagen? Hunderte sind eben so gekleidet. Buchhändler und Kleiderhändler legen Buch oder Rock beiseite, so wie die Mode vorüber ist, bis sich Gelegenheit findet, beide auf das Land zu verkaufen.

Eine todte Sprache ist die einzige, welche lange lebt; auch gleicht sie den Todten nicht; denn dadurch, daß sie todt ist, entgeht sie der Verwesung.

Es giebt Spielzeuge für jedes Alter; das Spielzeug alter Leute ist, von den Spielzeugen ihrer Jugend zu sprechen.

Unter allen Tugenden hat die Dankbarkeit das kürzeste Gedächniß.

Montaigne gefiel, weil er schrieb, was er dachte; andere Schriftsteller denken darauf, was sie schreiben wollen.

Die Welt ist eine Comödie für die, welche denken; eine Tragödie für die, welche fühlen.

Sehr zurückhaltende Menschen sind wie die alten Emaille-Uhren, deren gemalte Deckel verhinderten, zu sehn, welche Zeit es war.

Man sagt, daß Congreve zu viel Witz in seinen Comödien hatte. Es ist zu bedauern, daß kein andrer komi-

komischer Autor in diesen Fehler verfallen ist.

Wenn das Gesicht, das Gehör oder das Gedächtniß abnimmt, so möchte der Mensch auch nur annehmen, daß der Verstand abnimmt, denn je schwächer dieser wird, um so weniger steht zu vermuthen, daß er es gewahr wird.

Manche neue Schriften gefallen bei der ersten Lektüre, wenn sie mehr Neuheit als Verdienst haben. Das zweitemal gefallen sie nicht, denn die Ueberraschung hat keinen zweiten Theil.

Nach dem fünf und dreißigsten Jahre ist die Schönheit wie eine verwirkte Pairschaft; die wohlerzogene Welt giebt den Titel auch denen, die keine gerechten Ansprüche darauf haben.

Frühstück für Arme.

Die Holzhauer in Baiern, die weit in die Wälder zum Holzfällen gehen müssen, bedienen sich der gebrannten Mehlsuppe, die sehr geschwind bereitet werden kann, und deren Zuthaten wohlfeil und leicht mitzuführen sind. Ihr ganzer Speisevorrath für eine Woche, denn so lange pflegen sie gemeiniglich im Holze zu bleiben, bestehet aus einem großen Brod, etwas geröstetem Mehl in einem linnenen Beutel, etwas Salz in einem ähnlichen Beutel, und etwas gestoßenen schwarzen Pfeffer in einer kleinen hölzernen Büchse. Eine kleine eiserne Brodpfanne dient ihnen nicht allein zu Bereitung der Speisen, sondern auch als Schüssel.

Das Mehl wird auf folgende Art gebrannt. Man nimmt zwei Loth Butter, setzt sie in einer kleinen eisernen Pfanne über ein kleines Feuer, thut ein halbes Pfund Weizen- oder Roggenmehl hinzu, und rührt es rasch mit einem breiten hölzernen Löffel um, bis die Butter verschwindet, und das Mehl eine dunkelbraune Farbe annimmt, und verhütet durch das beständige Umrühren das Anbrennen des Mehls. Etwas weniges, etwa zwei Loth, von diesem gerösteten Mehl, giebt, in einem Quartier Wasser gekocht, eine Portion Suppe für eine Person, die gewiß schmackhaft und gesund ist, wenn man sie mit Salz, Pfeffer und ein wenig Essig würzt, und beim Auftragen Brodschnitte hineinthut. Die Zuthaten zu dieser Suppe sind sehr wohlfeil. Die zu einer Portion nöthige Butter beträgt

nur

nur ein Quentchen, welches, das Pf. zu sechs Groschen gerechnet, noch nicht einen Pfennig kostet; das Mehl kostet etwa eben so viel; und wenn man für die übrigen Zuthaten an Salz, Pfeffer und Essig eben so viel rechnet, so kostet die ganze Portion solcher Suppe etwa drei Pfennige, ohne das Brod. Bei gewissen Gelegenheiten könnte diese Suppe sehr nützlich werden. Da man die Zuthaten dazu so leicht bereiten, erhalten und mit sich führen, da man die Suppe so bald kochen kann, so möchte sie für Reisende und Soldaten sehr brauchbar seyn. Die Baierschen Bauern essen sie zum Frühstück, und sie ist in aller Rücksicht dem elenden Kaffeegetränke, das bei uns auch von der ärmsten Menschenklasse zum Schaden ihrer Gesundheit so häufig genossen wird, bei weitem vorzuziehen.

h. F. K. D.

Mäusewolf.

Schon die Vorsehung hat auf den Fall, daß sich die Mäuse stark vermehren sollten, auf mehr als eine Art dafür gesorgt, daß ihrer zu starken Vermehrung Einhalt geschehe. Unter diese Veranstaltungen gehört die Schwanzkrankheit der Mäuse oder die Raude, da der Schwanz mit Geschwüren, wie mit Pocken übersäet ist, woran viele sterben. Ueberdies weiß man, daß sich die Mäuse sowohl in den Häusern, als die eigentlichen Feldmäuse, einander selbst umbringen und auffressen, sobald sie sich dergestalt vermehrt haben, daß sie nicht Nahrung genug finden können, oder ihnen andere ungünstige Umstände die Nahrung entziehen. Die Stärkern bemächtigen sich der Schwächern, beissen ihnen den Kopf ab, fressen erstlich das Gehirn, hernach aber den übrigen Theil vom Körper. Dieses Morden wird alle Tage, und so lange fortgesetzt, bis die größte Zahl vertilgt ist. Wenn man zuweilen in Feldhölen ganze Haufen von Mäuseknochen findet, so ist dieses der Wahlplatz, wo die Massacre unter den Feldmäusen vorgegangen ist, welches Phänomen Aristoteles dem Regenwetter zugeschrieben hat; eine Erfahrung, die dem Menschen Anlaß gegeben hat, dieses Verfahren der Natur auf eine künstliche Weise nachzuahmen. S. Göze's Natur und Vorsehung. S. 23. Man kann daher sich selbst im Hause, wenn der Mäuse zu viel werden, einen Mäusewolf, und auf gleiche Art einen Rat-

ten-

tenwolf machen. Zwölf Mäuse werden ohne Fressen in einen drathernen Käfig gesetzt; der Hunger treibt sie, daß sie erst eine Maus verzehren, dann wieder eine, und sofort, bis sie alle, bis auf eine gefressen sind; diese übriggebliebene wird der Mäusewolf. Sie ist das Fleischfressen so gewohnt, daß sie, wenn man sie laufen läßt, unter den übrigen Hausgenossen gleiches Handwerk anfängt. Und da diese dergleichen Betragen von ihres Gleichen nicht gewohnt sind, so nehmen sie die Flucht, und verlassen das Haus. Auf eine ähnliche Art kann man eine Maus und Ratte zur Vertreibung der andern gebrauchen. Man fängt eine lebendige, faßt sie im Genick, und zieht sie einigemal durch sehr dünnen, mit Fischthran wässericht gemachten Wagentheer, und läßt sie laufen. Der Geruch davon ist den Mäusen unerträglich. Sie läuft sich todt, und die andern fliehen alle Oerter, wo sie den Geruch verbreitet hat.

L. F. D.

Für Rosenliebhaber.

In einer Periode, wo es so viele Liebhaber von schön blühenden Gewächsen giebt, wo oft so viel Geld dafür verwendet wird, dürfte der nachfolgende Versuch vielleicht beifällig aufgenommen werden, um theils ein perennirendes Staudengewächs, wie die Rose, noch allgemeiner zu machen, theils um eine besonders schöne oder seltene Abart davon ohne Kosten schnell sich selbst zu verschaffen.

Ich machte nemlich im vorigen Jahre den Versuch, unsere gewöhnliche Art Gartenrosen mit einer andern Art Rosen zu kopuliren, und zwar mit einem Reise, von dem ich voraussehen konnte, daß so bald keine Blüthe daran kommen würde. Die Art und Weise dieser Manipulation ist zu bekannt, um sie hier auseinander zu setzen.

Diese Methode, eine Art Rosen auf die andern fortzupflanzen, gelang mir, und von den mehreren Versuchen, die ich auf die vorgeschriebene Weise im vorigen Jahre machte, stehen einige kopulirte Rosensträucher im herrlichsten Wuchse. Da nun die Gartenrose meinen Hoffnungen entsprach, so bin ich fest überzeugt, daß es sich auch eben so gut bei den Monatsrosen anwenden läßt, nemlich solche mit gleichen oder mit gewöhnlichen, oder etwa auch wilden Rosensträuchern zu kopuliren, wodurch man theils gleich einen ordentlichen Stamm erhält, und mehrere Farben auf verschiedene Zweige setzen kann, theils so manche seltene schöne Monatsrose ohne Stecklinge viel bequemer fortgepflanzt wird.

A. S.

Hannoverſches Magazin.

59tes Stück.

Montag, den 24ten Julius 1809.

Ueber die Entſtehung der Begräbniſſe in den Kirchen, der Gottesäcker auf Kirchhöfen; und über deren Verlegung in freie Gegenden. *)

Die Entſtehung der Gottesäcker auf Kirchhöfen, und der Begräbniſſe in Kirchen, hängt urſprünglich mit den Glaubensbegriffen der Chriſten zuſammen; aber kein Chriſt dachte noch in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums daran, ſein Grab innerhalb einer Stadt zu haben. Der Biſchof, der die Grabſtätte beſtimmte, und überhaupt über das Ganze der Beerdigung die Aufſicht hatte, ſorgte, als die heidniſche Religion noch die herrſchende war, nur dafür, daß der Leichnam eines Chriſten ſeinen Platz nicht neben einem Heiden bekommen, und durch die Nachbarſchaft eines ſolchen Sünders entweihet werden möchte. Die Gräber waren, zufolge ausdrücklicher Geſetze der Römer, außerhalb der Stadt, und beſonders an öffentlichen Landſtraßen befindlich, damit ſie, wie Varro b) ſagt: „den vorübergehenden Wanderer erinnern möchten, daß der hier begrabene Staub auch einſtmals gelebt habe, und er, der Wanderer, eben ſo noch ſterben werde.“

Selbſt Kaiſer erhielten allda ihre Grabſtätte, wie das Grabmahl des Auguſt und Tiberius an der Appiſchen, und des Domitian an der Lateiniſchen Straße, beweiſt. Die Römer glaubten, daß der bloße Anblick einer Grab-

a) Man vergleiche hiemit H. M. G. Grellmanns, Prof. in Göttingen, hiſtoriſche Kleinigkeiten u. ſ. w.

b) Sepulcra ideo ſecundum viam ſunt, quo praeterenntes admoneant, et ſe fuiſſe, et illos eſſe mortales. Varro de lingua latina Libr. V.

Grabstätte ihre Hohen- und andere Priester verunreinigen, und selbst ein unschädlicher Aschenkrug sacra Civitatis entweihen könnte.

Ueber das bestehende Gesetz wurde unter den heidnischen Kaisern genau gehalten; kein heidnischer Unterthan, geschweige der verfolgte Christ, durfte es sich leicht einfallen lassen, darin eine Ausnahme zu machen. Die Leichname, wenn man sie nicht auf Aecker oder in Gärten begrub, wurden in jenen, bisweilen an Wegen, meistens aber an Bergen und Anhöhen, befindlichen Todtengemächern der Märtyrer beigesetzt, wo sich die Christen bei entstandenen Verfolgungen zur Haltung ihres Gottesdienstes heimlich zu versammeln pflegten. Diese unterirdischen Gemächer oder Katakomben waren zum Theil so geräumig, daß manche derselben sogar mit kleinen Städten verglichen werden. Die Särge standen an beiden Seiten auf- und nebeneinander; und freilich schätzte es schon damals jeder Christ für ein Glück, an einer solchen Ruhestätte neben einem Heiligen aufgehoben zu werden.

Als nach dem Ablauf des dritten Jahrhunderts die christliche Religion endlich einen Kaiser zum Proselyten, und ihre Bekenner Friede bekommen hatten, artete die Hochachtung gegen diejenigen, die unter den Drangsalen der vergangenen Jahrhunderte als vermeinte Helden des Märtyrerthums gestorben waren, immer mehr in abergläubische Verehrung aus. Diese und jene Grabstätten im Felde oder sonst umher, wo, der Sage nach, die Gebeine eines Märtyrers ruheten, wurden durch weiße Altäre ausgezeichnet, oder auch, ihrer Heiligkeit wegen, mit Kapellen überbauet. Und da insonderheit nun allenthalben Kirchen in den Städten emporstiegen, die zum Gottesdienst der Christen erbauet wurden; so glaubte man nichts zweckmäßigeres thun zu können, als wenn man die Asche und Ueberbleibsel solcher Heiligen aus ihren Gräbern hohlte, und als einen wesentlichen Schatz der Kirche, in eigenen Grüften, unter dem Altare aufhob.

Dieser Märtyrer-Ehre folgte indessen Mißbrauch auf dem Fuße nach; denn kaum waren Kirchen mit dergleichen Heiligen-Gräbern da, so wurden sie auch für stolze Heuchler und abergläubische Schwachköpfe ein Magnet. Der Stolze, der nun auch da begraben zu werden wünschte, ergötzte sich an dem Gedanken einer ungemeinen Ehre; der Schwachkopf hingegen wähnte, daß es der armen Seele besser ginge, wenn sein Leichnam an einer so heiligen Stelle verweste, wo die Gebeine und Ueberbleibsel eines oder gar mehrerer Märtyrer ruheten, wo Altäre stünden, auf welchen Christus geopfert, und wo so manches Gebet der Verwandten und anderer Christen verrichtet würde.

Schon

Schon Constantin der Große machte den Anfang, und bestellte sein Grab in der von ihm erbaueten Apostelkirche zu Constantinopel, womit er zugleich die Bahn auch für andere Kaiser brach, die sich von nun an eben dieses Begräbniß wählten.

Bischöfe ferner wähnten, daß zwischen Kaiserthum und Priesterwürde ein unzertrennlicher Zusammenhang sey, und so kamen auch sie dahin, oder rückten wohl gar vorzugsweise ins Innere der Kirche selbst hinein; da hingegen Constantin und seine Nachfolger aus Bescheidenheit bloße „Thürhüter" waren, wie ein damaliger Kirchenvater ein paarmal in seinen Schriften darüber triumphirt. c).

Endlich folgten auch diejenigen nach, deren Lebenswandel sich hinlänglich durch Freigebigkeit an die Priesterschaft, oder sonst durch Handlungen ausgezeichnet hatte, die der Aberglaube zu den Erfordernissen eines neuen Heiligen rechnete. Leichname gemeinerer Menschen hingegen hätten, dem bisher bestehenden, und sogar von neuem eingeschärften römischen Gesetz zufolge, noch immer zur Stadt hinaus gehört: das war aber dem Geiste der Verwandten, oder auch dem Willen des Verstorbenen nicht selten zuwider. Sie traten also mit dem Bischofe in Unterhandlung, und ersetzten durch Geld, was dem Seligen an Tugend abging, um in einer Kirche begraben zu werden.

Dieser schon zu Theodosius Zeiten überhand genommene Mißbrauch, wobei sich einige gegen das Gesetz, daß kein Todter in der Stadt begraben werden sollte, mit der Ausflucht zu sichern suchten, daß Begräbnisse in der Kirche durch kein ausdrückliches Verbot untersagt wären, veranlaßte den Kaiser, dieser Spitzfindigkeit mit den bestimmtesten Worten in seinem Gesetzbuche zu begegnen. d). Und eben dieses fand nachher auch Justinian nöthig; obschon er den ersten Theil des Theodosianischen Gesetzes — von Beerdigungen in den Städten überhaupt, wegließ.

Indessen waren alle diese Verordnungen vergeblich; die Uebertretungen dauer-

c) S. Geschichte der Stolgebühren Seite 31. f.

d) Ac ne alicujus fallax et arguta solertia ab hujus se praecepti (daß niemand in der Stadt begraben werden sollte) intentione subducat, atque Apostolorum vel Martyrum sedem humandis corporibus existimet esse concessam, ab his quoque ita ut a reliquo civitatis noverint se atque sciant esse submotos. Cod. Theod. Libr. IX. Tit. XVII. de sepult. violat. Leg. 6.

dauerten unaufhaltsam fort, bis endlich Leo der Weise ums neunte Jahrhundert das bisher bestehende Gesetz der Römer, daß Begräbnisse ausserhalb der Stadt seyn müßten, weil sie innerhalb derselben die Stadt entweiheten, und eine traurige Vorbedeutung machten, bei so heiligen Leichen, als die christlichen wären, für ungereimt und aufgehoben erklärte, und hinfort jedermann ohne Unterschied frei ließ, seinen Todten in oder außer der Stadt zu begraben.

Unter den Christen im Abendlande ging es nicht besser; auch hier wurde die Sucht nach Begräbnissen in den Kirchen bald überall gemein. Und obgleich hier Concilien und Synoden im sechsten und vom siebenten Jahrhunderte an, sich so gemessen dawider setzten, wie in Constantinopel eine Zeit lang die griechischen Kaiser; so richteten doch sie mit ihren Verboten in der Hauptsache nicht nur eben so wenig aus, als jene Kaiser mit den ihrigen, sondern trugen noch überdieß ihre Schlüsse dazu bei, daß sofort auch die Kirchhöfe immer mehr und mehr zu förmlichen Todtenäckern umgeschaffen wurden.

Ein Concilium nehmlich zu Braga in Portugal verordnete bereits im Jahre 563, daß zwar durchaus niemand in der Kirche selbst begraben werden sollte; indessen, um der Andacht oder Eitelkeit doch nicht ganz entgegen zu seyn, so räumte man ein, daß es allenfalls unverwehrt seyn sollte, wenn jemand auswendig an der Kirchenmauer herum seinen Todten begraben wolle. e) Auf ähnliche Weise wurden sofort auch von andern Kirchenversammlungen sowohl Begräbnisse in den Kirchen verboten, als ausserhalb derselben erlaubt. Diese Erlaubniß also machte man sich nun einer Seits immer mehr zu Nutze, ohne darum andern Theils von Kirchenbegräbnissen selbst ganz abzustehen; den heiligen Vorhöfen der Kirchen, die solchergestalt zu Grabstätten angewiesen waren, gab man an mehrern Orten den Namen eines Paradieses, und freuete sich des Gedankens, daß es dem entseelten Leichname vergönnet sey, wenigstens in der Nähe vom Heiligthume des Herrn dem Tage der Auferstehung entgegen zu schlummern.

Freilich waren auch diese Plätze noch immer für vornehme, oder sonst ausgezeichnete Leichen bestimmt. Es kam auch nicht auf jemandes bloßen Willen an, um allda bestattet zu werden; so wenig, als es jedem Gliede der

e) Placuit, ut corpora defunctorum nullo modo in Basilica sanctorum sepeliantur; sed, si necesse est, de foris circa murum Basilicae, usque adeo non abhorret. Concil. Bracharens. I. Harduin, Tom. III. pag. 352.

der adelichen Familien in Frankreich, die nun, ums Jahr 800, nach und nach anfingen, auf Erbbegräbnisse in den Kirchen Ansprüche zu machen, so gradezu frei stand, sein Grab nach Willkühr und ohne Ausnahme auch wirklich darin zu nehmen. Es blieb vielmehr nach wie vor dem Gutbefinden der Bischöfe heimgestellt, und wurde von ihnen zugleich dem Pfarrer eines jeden Orts übertragen, jedesmal im vorkommenden Falle zu entscheiden, ob auch der Leichnam dieses oder jenes Verstorbenen eines heiligeren Grabes in oder bei der Kirche werth sey, wozu noch kam, daß die verlangte Grabstätte ohne verhältnißmäßiges Entgeld vom Bischofe oder Pfarrer auch nie leicht verwilligt wurde.

Die geringern Volksklassen mochten daher gewöhnlich zwar immer noch ihre Todten auf gemeinen Plätzen ausserhalb der Stadt begraben, während andere für ihre Leichen, weil sie vornehm oder reich genug waren, auf Kirchhöfen und an Kirchmauern herum eine Stätte erhielten. Lange indessen scheint dieser Unterschied nicht gedauert zu haben. Wenn jene gemeinen Grabstellen ausser den Städten unentgeltlich waren, so rieth den Geistlichen selbst ihr eigener Vortheil, den Gebrauch der Kirchhöfe zu erweitern, und sofort auch auf die geringern Stände auszudehnen, die so gut wie die Reichen und Vornehmen, das fromme Verlangen hegten, in besserer Erde zu verwesen; denn mit diesem erweiterten Gebrauche vermehrten sich die Gebühren für die Grabstellen; und war es auch nur wenig, so war es doch immer mehr als sonst, was nun das Grab einer gemeinen Leiche einbrachte. Für die besondern Rücksichten blieb ohnehin, durch verhältnißmäßige Entfernung der Gräber von den Kirchmauern, immer ein kenntbarer Unterschied frei.

In Bestimmung der Zeit, wenn besagter Weise die Kirchhöfe so allgemein als Todtenäcker in Gebrauch gekommen sind, ist es weder nöthig noch möglich, genau zu seyn. Gegen Kirchenbegräbnisse ergingen Concilienverbote bis ins eilfte Jahrhundert fort; wegen der Gräber auf Kirchhöfen aber ist bereits seit dem achten alles stille. Kein Concilium, keine Synode denkt seit der Zeit mehr daran, diese erst noch, als etwas Ungewöhnliches ausdrücklich zu erlauben.

Dieser durch Aberglauben veranlaßte, durch Frömmelei, Eitelkeit, und zum Theil durch Eigennutz der Geistlichkeit beförderte Gebrauch, Kirchen nemlich und Kirchhöfe zu Leichenbegräbnissen zu machen, ging hierauf aus einem Jahrhunderte in das andere über, breitete sich mit dem Anbaue des Christenthums durch mönchische Lehrer über alle Theile von Europa aus f) und dauerte ungestöhrt und über-

f) Lange nach der Einführung des Christenthums in Schweden wurden die Leichen

überall bis auf unser Jahrhundert selbst in solchen Ländern fort, wo man sich übrigens vor so manchem religiösen Mißverstande und schädlichen Ueberbleibseln der Vorzeit bereits im 16ten Jahrhundert frei zu machen gewußt hatte.

Schon Luther aber, der so viele Mißbräuche und fehlerhafte Begriffe verbesserte, sah die Verwerflichkeit dieser Gewohnheit ein; und daß nicht wirklich schon zu seiner Zeit die Sache in protestantischen Ländern geändert wurde, war vielleicht nur in sofern seine Schuld, als er hierin nicht laut genug Gebrauch von seinen Einsichten und Wünschen machte, die unfehlbar befolgt worden seyn würden, wenn er mehr als blos beiläufig in einem Schreiben an einen Prediger sich darüber geäußert hätte.

Mit Wärme indessen und Nachdruck, obschon nur in einem Privatschreiben, wünschte der große Mann bereits im Jahr 1525, daß man die Gottesäcker „hinaus vor die Stadt" verlegen möchte. „Und zwar sollte uns" — fährt er fort — „nicht allein die Noth, sondern auch die Andacht und Ehrbarkeit dazu treiben. Denn ein Begräbniß sollte ja billig ein feiner stiller Ort seyn, daß derselbige Ort gleich einer ehrlichen, ja fast eine heilige Stätte wäre. Aber unser Kirchhof — vier oder fünf Gassen, und zween oder drei Markt ist er, daß, wenn zur Ehre ein Begräbniß soll gesucht werden, ich so mehr in der Elbe oder im Walde liegen wollte. — Aber wenn das Begräbniß draußen an einem stillen Ort läge, da niemand durch oder drauf liefe; so wäre es gar geistlich, ehrlich und heilig anzusehn, und könnte auch zugerichtet werden, daß es zur Andacht reizte die, so darauf gehen wollen." g)

So dachte schon Luther über die Verbannung der Gottesäcker aus den Städten. Es war zwar hauptsächlich nur die erbauliche Seite, von welcher er die Sache betrachtete; dabei

eben noch in Hügeln und umzäunten Anhöhen beigesetzt. Erst zu Olof Shoskönigs Zeit wurden besondere Begräbnißplätze abgestochen, um die Christen von den Heiden zu trennen; und nicht eher als im 12ten Jahrhundert that die Sorge der röm. päbstl. Klerisey, für ihren eigenen und der Kirche Nutzen, Gräber in aus Aberglauben vermeinter heiligen Erde auf, und verkaufte das Glück, daß man seine Gebeine neben die Ueberbleibsel der Heiligen legen durfte. S. authentische Staats-Chronik von Schweden, in den Staatsanzeigen, Heft 44. S. 314.

g) S. Antwort auf die Frage, ob man vor dem Sterben fliehen möge, an D. Heß, Pfarrherren zu Breslau 1525. Opp. (edit. Hln.) Tom. X. p. 2345.

bei entgieng ihm doch aber auch nicht, wie weit wichtiger sie noch in einer andern Hinsicht, nemlich in Betreff ihres Einflusses auf den öffentlichen Gesundheitszustand sey; dessen nähere Erörterung inzwischen, als eine Sache, die seines Amtes nicht sey, von ihm, wie billig, an die Aerzte gewiesen wurde. i)

Wirklich ist auch dieser Einfluß sowohl im sechszehnten als siebenzehnten Jahrhundert schon in einigen Schriften erörtert worden. k) Die einzelnen Stimmen indessen, die sich darüber äusserten, kamen da noch viel zu früh, und waren aus Mangel an hinlänglichen Erfahrungsbelegen viel zu schwach, um wirksames Gehör zu finden. Man fuhr vielmehr nach wie vor allenthalben fort, seine Todten in Kirchen wie auf Kirchhöfen zu begraben, bis endlich die Sache hauptsächlich seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts aufs neue und weit nachdrücklicher durch Rechtsgelehrte sowohl als durch Aerzte zur Sprache kam. l)

h) Am angeführten Orte Seite 2344.

i) Siehe z. B. Litii Gregor. Gyraldi, de sepultura ac vario sepeliendi ritu, libellus. Basileae 1539. 12. Neu aufgelegt mit Zusätzen und Anmerkungen von Joh. Jacs. Helmst. 1676. 8. Imgleichen schrift- und naturmäßiges Bedenken über die Begräbnisse der Verstorbenen, welche man in die Kirchen und Bethäuser zu begraben pflegt. (Ohne Namen des Verfassers. Frankfurt 1685. 8.

k) Den Beweis hievon giebt Hr. Prof. Hebenstreit durch das in seinen Lehrsätzen der medizinischen Polizeiwissenschaft (Lpz. 1791. 8.) S. 27. f. angeführte reichhaltige Verzeichniß von Schriften über diesen Gegenstand, und noch vollständiger: Phil. Adolph. Lampe de Noxis ex sepultura in templis (Argentorati 1776. 4.) pag. 18 21.

Der Schluß folgt.

Sehr einfaches Mittel,
Tintenflecke aus Fußböden und Zeugen hinwegzuschaffen.

Die Klage über Tintenflecke auf Fußböden, auf Tischen u. s. w. ist allgemein, und die Ursachen davon sind zu bekannt, als daß sie weiter erörtert werden dürften. Hier kommt es also nur darauf an, ein Mittel vorzu

zuschlagen, das geschickt ist, jene Tintenflecke zu zerstören, und den dadurch veranlaßten Schaden wieder gut zu machen; und hiezu wird folgendes Verfahren empfohlen: Sollen die Tintenflecke aus hölzernen Fußböden oder andern nicht gebeizten Gegenständen von Holz hinweggeschafft werden, so ist hierzu eine im gehörigen Verhältniß mit Wasser verdünnte Schwefelsäure am geschicktesten. Man kauft sich zu dem Behufe, es sey in einer Apotheke oder in einer Scheidewasserhandlung, eine beliebige Quantität concentrirte Schwefelsäure, (Vitriolöhl). Man tröpfle einen Theil desselben in acht Theile Regenwasser; und zwar so, daß jene Säure nur nach und nach in das Wasser zu kleinen Portionen gegossen, und während dem Zugiessen alles beständig umgerührt wird. Die Mischung wird sich beträchtlich erhitzen, und wenn sie erkaltet ist, kann sie nun in gläsernen Flaschen ohne Verderbniß Jahre lang aufbewahrt werden. Sollen mit dieser verdünnten Säure Tintenflecke aus Fußböden weggebeizt werden, so wird folgendermaßen verfahren: Man benetzt die Flecke mit warmen Wasser, um sie so gut wie möglich zu erweichen; hierauf werden sie mit einem nassen Lappen abgewaschen, alsdann aber mit jener verdünnten Schwefelsäure ganz dünne übergossen, und mit einem andern Lappen eingerieben. So vorgerichtet läßt man nun das Ganze eine halbe Stunde oder überhaupt so lange ruhig, bis die Flecke verschwunden sind, worauf der Fußboden mit Wasser gescheuert wird. Soll diese Säure angewendet werden, um Tintenflecke aus linnenen Zeugen zu vertreiben, so ist es gut, einen Theil des oben gedachten Vitriolöh's mit sechzehn Theilen Wasser zu verdünnen. Man kann nun mit dieser Flüssigkeit von befleckten und vorher im Wasser eingeweichten Theil des Zeuges benezzen, und es wird sich ergeben, daß der Fleck schon in wenigen Minuten verschwindet, worauf alsdann das Zeug zu wiederholten malen gut ausgewaschen werden muß.

h. F. K. D.

Hannoverſches Magazin.

60tes Stück.

Freitag, den 30ten Julius 1809.

Ueber die Entſtehung der Begräbniſſe in den Kirchen, der Gottesäcker auf Kirchhöfen; und über deren Verlegung in freie Gegenden.

(Schluß.)

Nicht immer freilich fällt die Gefahr der Dünſte, die von Leichnamen aus Kirchengrüften aufſteigen, oder mittelſt der Gottesäcker in den Städten ſich verbreiten, durch ausgezeichnete Folgen und Beweiſe in die Augen. Aber oft hat die Erfahrung dergleichen Beweiſe geliefert, und wie unendlich mehrere mögen bloß aus Fahrläſſigkeit und Stumpfſinn bisher verkannt worden, oder unbeobachtet geblieben ſeyn! Man hat Beiſpiele, daß bei einer Leichenbeſtattung von 170 Zuſchauern nicht weniger als 150 an faulen Fiebern erkrankt ſind, die Todtengräber das Leben darüber eingebüßt, und die Seuche ſich über ganze Städte verbreitet hat. a)

Und wie häufig iſt es der Fall, daß Träger und Begleiter einer Leiche den heftigen Geruch derſelben, auch bei dem emſigſten Gebrauche ſtark riechender Gegenmittel, kaum auszuhalten vermögen, und zum Theil krank davon nach Hauſe kommen? Ereignet ſich nun dies bisweilen blos beim Leichenzuge, wo doch die freie Luft immer einen Theil der ſchädlichen Dünſte zerſtreuen kann, wie ſollte es gleichgültig ſeyn, Leichen ſelbſt in die verſchloſſenen Mauern der Kirchen zu bringen b), und ſie da, wie die Erfahrung oft be-

a) Authentiſche Staatschronik von Schweden, vom Jahr 1779–1786. in Schlözers Staatsanzeigen Heft 44. S. 415.

b) Von Einbringung der Leichen in die Kirchen, und Beiſetzung derſelben während der Leichenpredigten, iſt zwar hier die Rede nicht; indeſſen iſt auch dieſer Gebrauch von einſichtsvollen Aerzten eben ſo verrufen, und, nach Umſtänden, oft gefährlicher, als das Begraben in der Kirche ſelbſt.

beweist, in schlecht verwahrten, fast halb offenen Gräbern der Verwesung zu überlassen; zumahl wenn es Leichen von Personen sind, die an einer schlimmen, ansteckenden Krankheit starben? Wer Beispiele verlangt, die hiedurch zuweilen verursacht worden sind, kann deren mehrere in den unten angeführten Schriften beisammen finden. c)

Ein Fall aber verdient hier insonderheit angeführt zu werden; er betrifft eine Erfahrung, die zugleich einen merkwürdigen Fingerzeig enthält, wie vielleicht eine Menge Städte, vornemlich in katholischen Ländern, wo und in so fern daselbst der Gebrauch oder Mißbrauch, Todte in die Kirchen zu beerdigen, noch in starker Uebung ist, eine weit geringere Sterblichkeit haben würden, als sie wirklich haben, wenn sich nicht die Einwohner derselben, nach Verschiedenheit ihres körperlichen Zustandes, oft manchen Krankheitsstoff, der ihrem Leben schadet, aus der leichenhaften Atmosphäre ihrer Kirchen holten. Die Stadt Forcalquier in der Provence war nemlich in diesem Falle. Sie hatte das Unglück, im Jahre 1772 von einer Epidemie befallen zu werden, woran sie überaus viele ihrer Einwohner verlohr. Man hegte Vermuthungen von der Ursache des Uebels, und wurde bei näherer Prüfung der Umstände auch vollkommen überzeugt, daß die Quelle desselben nirgend, als in der Menge todter Körper zu suchen sey, die in der Kirche begraben lägen. Der Bischof von Sisternon befahl daher, und das Parlament zu Aix bestätigte seine Verordnung, daß hinfort niemand, wes Standes und Würden er auch sey, selbst die Geistlichen nicht ausgenommen, in eine Kirche mehr begraben werden sollte; und diese Verordnung, deren Absicht zunächst nur dahin ging, zu verhüten, daß nicht ähnliche Unglücksfälle über lang oder kurz durch dergleichen Beerdigungen aufs neue veranlaßt würden, hatte zugleich den Erfolg, daß sie bewies, welchen Einfluß die bisherigen Beerdigungen in den Kirchen selbst Jahr aus Jahr ein, und ohne alle merkbare Epidemien, auf die Todtenlisten der Stadt gehabt hatten; denn die Zahl der jährlich Gestorbenen war seitdem um ein Beträchtliches geringer, als sie, nach Ver-

c) Memoire sur le danger des inhumations dans les églises, par Mr. Haguenot. (Abgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Montpellier 1746.) Uebersetzt im Hamburgischen Magazin (Hamb. 1751. 8.) Bd. VII. St I. S 16. ff. — Abrah. Perrenot de sepultura in urbe et templis prohibenda. Ultrajecti 1748. 4 — Memoire sur l'usage d'enterrer les morts dans les églises et dans l'enceinte des villes, par M. Maret. Dijon 1773. 8. — Phil. Adolph Lampe de noxis ex sepultura in templis. Argentorati 1776. 4. u. a. m.

Verhältnisse der Volksmenge zuvor gewöhnlich war. d)

Selbst die Tiefe der Gräber, und auch ihre noch so genaue Verwahrung, kann die Besorgnisse ihrer Schädlichkeit nicht ganz entfernen. Denn da es doch unvermeidlich ist, von Zeit zu Zeit bei neuen Beerdigungen sie zu öffnen, so werden sich alsdenn die darin verschlossenen Dünste mit desto stärkerer Heftigkeit äussern, je dichter sie sich in der fest verwahrten Gruft nach und nach angesammelt hatten, und je mehr sie nun auf einmal sich ausbreiten können.

Was von Begräbnissen in den Kirchen gilt, läßt sich auch von den gewöhnlichen Gottesäckern innerhalb der Städte behaupten. Denn ob sie schon der freien Luft überlassen sind, und dadurch ausgeheitert zu werden scheinen, auch die dasigen Leichname in ihren Gräbern so mit Erde überdeckt zu seyn pflegen, daß gefährliche Ausdünstungen nicht wohl vermuthet werden dürften; so sind sie gleichwohl für die Gesundheit der Anwohner nicht immer ohne Folgen. Nicht nur die Erde, die bei Verfertigung neuer Gräber zuweilen auf alten Grabstellen ausgeworfen wird, verunreiniget oft die Atmosphäre durch leichenhafte Dünste, sondern es ergiebt sich auch nicht selten der Fall, daß bei frisch zu machenden Grüften ein altes Grab mit noch unverwesten Ueberbleibseln eines Leichnams ausgehauen wird, die bei ihrer Oeffnung die heftigsten Gerüche verbreiten, und Krankheiten nach sich ziehen können.

Man hat Beispiele, daß durch Ueberbleibsel von Leichen, die länger als zwanzig Jahre schon beerdigt waren, noch Epidemien entstanden, und ganze Provinzen, namentlich mit der Pockenseuche, angesteckt worden sind, weil ein Todtengräber die Leiche eines dreißig Jahre vorher an den Pocken Verstorbenen unvorsichtig aufgegraben hatte e). Und wie an manchen Orten, selbst ohne alle außerordentliche Veranlassung, die Leichenluft der Gottesäcker von den Anwohnern verspürt werden könne, ergiebt sich aus den Ursachen, die das ehemalige Pariser Parlament anführet, als es im Jahr 1765 alle Gottesäcker vor die Stadt verwies,

d) Lampe de noxis ex sepult. in templis, pag. 38.

e) Ein solcher Fall ereignete sich zu Chelwood in England. Vierzehn Menschen, die dabei gestanden hatten, als der Todtengräber den Sarg dieses Blatterverstorbenen zerhieb, wurden sämmtlich von den Pocken befallen, worauf die Seuche sich weit umher in der ganzen Grafschaft verbreitete. S. London Magazine Monat Sept. 1752.

und zugleich in Ansehung der Kirchenbegräbnisse verordnete, daß hinfort keine Leiche, deren Anspruch auf ein Kirchengrab nicht aus dem Patronatrecht fließe, anders, als gegen Bezahlung einer Summe von 2000 Livres in eine Kirche kommen, auch überdieß niemand ohne Ausnahme anders, als in einem dicht verschlossenen zinnernen Sarge daselbst beigesetzt werden sollte; denn unter den Beweggründen zu dieser Verordnung wurden vor allen andern genannt die Klagen der Anwohner bei Gottesäckern über verdorbene Luft, welche dergestalt mit trocknen Dünsten, absonderlich des Sommers, angefüllt sey, daß sie selbst die Lebensmittel angreife, und mancher Artikel kaum einige Stunden erhalten werden könne, ohne zu verderben. f)

Nach solchen Erfahrungen und Belegen ist es wohl schwerlich nöthig, die Schädlichkeit des Gebrauchs, von welchem bisher die Rede ist, und die Gefahr, die dadurch für das Leben und die Gesundheit ofe ganzer Communen verursacht wird, durch weitere Beispiele auſſer Zweifel zu setzen. In der That sind auch die vielen bisher über die Entfernung der Gottesäcker aus den Städten, und die Verbannung der Todten aus den Kirchen, angestellten Erörterungen nicht ohne Erfolg geblieben. Die verbreitete Einsicht in die Nützlichkeit der Sache hat vielmehr schon seit einigen Jahrzehnten in und ausserhalb Teutschland ihre Wirkungen gezeigt; in einer Menge Städte ist bereits durch die Wahl neuer Gottesäcker für die Absonderung der Todten gesorgt, und man denkt an immer mehreren Orten darauf, denen, die künftig entschlafen, ihr stilles Revier ausser dem Kreise der Lebenden anzuweisen.

Es wäre zu wünschen, daß auch die Gottesäcker aus den Dörfern entfernt würden, denn es gilt von selbigen gewiß fast eben dasselbe wie von den Städten.

f) Arrêt vom 25sten Mai 1765. Lampe l. c. pag. 88.

Er-

Erinnerungen.

Solent moerentes ea, quae maxime diligunt, fugere et libertatem dolori suo quaerere.

L. A. Sen. consol. ad Helv. c. XVII.

Wenn die zärtlichsten Bande aufgelöset worden, und wenn unsre Geliebten dahingeschieden sind — wer weilte da nicht gern mit seinen Gedanken bei ihren Manen, und wem wäre nicht ihr Grabhügel heilig, der die sterbliche Hülle derer in sich schließt, die unserm Herzen theuer waren? Ja, wessen Augen füllten nicht oft Thränen der Dankbarkeit, das Gedächtniß derer zu ehren, welchen wir nun kein anderes Opfer mehr darzubringen vermögen, als unsere Denkmale der Erinnerung? Und wer vergegenwärtigte sich nicht seine lieben Verstorbenen in ihrem Leben und Daseyn, in ihrem Genießen und Wirken, und in der genauesten Darstellung der Züge ihres Geistes und Herzens, um seinem trauernden Gemüthe die lebendigste Anschauung des Bildes desto mehr zu erleichtern, desto öfter zu wiederholen, und desto länger zu erhalten, dessen Urbild einst ihnen alles war, indem es die Summe ihrer häuslichen Freuden in sich vereinigte, und sie einzeln hervorgab?

Dieß fordern Dankbarkeit und Gerechtigkeit, womit wir die Verdienste der Verklärten um uns anerkennen; aber es fordert dies auch unser Gefühl, und jene Erinnerungen werden Bedürfniß für unser Herz, welche uns zwar oft in eine sanfte Wehmuth versenken, aber dann auch uns einen eignen Trost bereiten, der von andern Seiten her uns nicht zu Theil werden konnte. Menschen von wenigerer Bildung, als wir selbst haben, begreifen das nicht, und finden unsre lange Traurigkeit um unsre Hingeschiedenen oft sonderbar, und wundern sich nicht selten, daß die gewöhnlichen Mittel des Trostes, als Gesellschaft, Reisen, Zerstreuungen, auf uns so wenig wirken.

Das Herz will Zeit haben, sich auszuklagen, und selbst die Trostgründe der Religion, als die kräftigsten unter allen, fordern Zeit, um gehörig wirken zu können.

Ach der Gedanke: „sie sind wirklich nicht mehr unter uns, die wir liebten, und die uns liebten, deren Herzen gegenseitig aneinanderhingen, und die für einander eine eigne Welt irdischer Glückseligkeit ausmachten — und der andere, der hieraus so deutlich und so unaufhaltbar hervorgeht: „wir vermögen nicht, unsre

Geliebten mit allen unsern Klagen um sie zu uns zurückzubringen" — ist viel zu mächtig, als daß das fühlende Herz demselben so schnell zu widerstehen vermöchte, als Menschen sich einbilden, welche kein Interesse an unserm Verluste, nnd mithin auch an unserm Kummer, finden.

Nichts stößt den Tiefgebeugten gewaltiger zurück, als es die Umgebungen von solchen Personen thun, welche ihn nicht verstehen, ihm nicht nachempfinden, und seinen Kummer daher nicht mit ihm theilen können. Anerkennen müsset ihr den Verlust des Traurigen, und mithin denselben einsehen, wenn ihr ihn trösten wollet. Wenn ihr aber aus natürlicher, auf Jenes gegründeter Empfindung an seiner Seite mit ihm klaget und weinet: so werdet ihr seine Wohlthäter dadurch werden.

Erinnert darf der Verlassene allerdings an seinen Verlust werden. Ja, er wünscht dieses und es ist Bedürfniß für sein Herz. Ohne fremde Veranlassung erinnert er sich selbst an die geliebten Personen, welche nun seinem Gesichtskreise gänzlich entrückt sind. Im Gegentheil kann er nicht selten mit seinen Gefühlen Andern, die nicht gleichgestimmt sind, beschwerlich werden. — Daher ist das jetzt so gewöhnliche Verbitten von Beileidsbezeugungen auf gegebene Todesanzeigen, aus Besorgniß, die heilende Wunde wieder aufgerissen zu sehen durch Erinnerung, nur mit Einschränkung zu nehmen; vielmehr ist dasselbe als eine alltägliche Wendung des Ausdrucks in den mehresten Fällen anzusehen.

Scheueten wir die verständigen Erinnerungen an unsere geliebten Todten; so würde dieses nicht immer unserm Herzen Ehre bringen. Wir scheueten ja dann zugleich das Andenken an ihre Verdienste um uns, das heißt an das Gute, was wir an ihrer Hand und durch sie genossen.

Nur sinnliche Erinnerungen können bisweilen zu stark für unser Gefühl werden, und dann ist es Pflicht, unsrer selbst zu schonen, um nicht einem geheimen Kummer absichtlich Nahrung zu geben, den die Vernunft und die Religion mißbilligen, und der unsrer Ruhe, unsrer Gesundheit, wie unsern übrigen Lebensfreuden leicht gefährlich werden könnte. — Dahin gehören vorzüglich das Sterbezimmer und die Kleider unserer Geliebten, wie ihr Grabhügel. Jene stellen das Bild der Lebenden und der Leidenden gar zu lebendig vor das Auge unsrer Phantasie, und dieser deckt die theuern Reste der irdischen Hülle in ihrer allmählichen Zerstöhrung — wie könnte der Anblick dieser Dinge uns ohne die tiefste Bewegung lassen? — Doch hier tritt der Ausspruch des Weisen in gewisser Hinsicht in seine Gültigkeit, der in der Ueberschrift redet.

Auf-

Digitized by Google

Ausserdem ist die Erinnerung an unsre Verstorbenen so natürlich, so gerecht und so wohlthuend für das Herz, daß sie das plötzliche Verschwinden derselben aus unsrer Mitte auf gewisse Weise ersetzt, und auch hierin demselben einen Trost darbeut. Blieb uns kein Schattenriß von ihnen übrig: so wird unsre Einbildungskraft diesem Mangel leicht abhelfen, indem sie das Bild derselben aufs treffendste entwirft, und ihren Schattenriß mit den lebendigsten Zügen malt. Wir suchen unter allen denkbaren Menschengestalten diejenige auf, welche zwar unserm körperlichen Auge, nicht aber unsrer Phantasie entzogen ist. So lebt und webt keiner, als der Verstorbene lebte und webte — so denkt, so redet, so handelt keiner, als dieser Unvergeßliche dachte, redete, handelte. Und die Eigenthümlichkeiten des Verstorbenen, welche ihn von allen Menschen so deutlich unterschieden, und mit dem stärksten Interesse denselben uns kenntlich machten, trifft die Einbildungskraft unglaublich bis auf die feinsten Züge. Ja, sie schmeichelt dem tief fühlenden Herzen mit dem Gedanken, „daß kein Sterblicher diesen so bitter von uns beweinten Menschen weiter ersetzen könne" bis vielleicht Zeit und Erfahrung unsre Meinung hierüber zu unserm Besten berichtigen.

Ach, wenn wir ihn zurückbringen könnten — diesen für uns Verlornen! Ohne ihn ist doch die Welt für uns mit einem düstern Trauerflohr verhüllet — dann hätten wir auf einmal das Kleinod wieder, dessen Verlust wir jetzt umsonst beweinen, und seine Rückkehr würde den erneuten Besitz für uns in seinem Werthe unaussprechlich erhöhen. — Oft kommt es dem trauernden Herzen vor, als wären sie noch unter uns, an deren Seite wir zu leben, zu genießen und glücklich zu seyn gewohnt waren, wenn sich das Gemüth etwas zerstreuet hat. — Aber desto tiefer schlägt das zurückkehrende Gefühl der Wirklichkeit, die wir anerkennen müssen, uns nieder! Oft dünkt es uns auch, als ob wir unsre Geliebten wieder erhalten würden — wie, wenn sie verreiset wären. Aber die Vernunft lehrt uns diesen Gedanken an der Hand der Religion in seiner Veredlung zu benutzen, und wir trösten uns beim Erwachen aus unsern betäubenden Kummergefühlen mit der wonnevollen Hoffnung eines ewigen Wiedersehens. Oft schildern uns Träume unsre verschwundene irdische Glückseligkeit durch die lebhaftesten und zusammengesetztesten Darstellungen aus dem Leben der Verstorbenen mit solcher Stärke, daß wir träumend schluchzen und weinen; aber siehe beim Erwachen ist alles leer und todt um uns her — und wir beneiden unsere Entschlafenen wegen ihres Vorzuges, welchen sie durch ihr Vorangehen in die Ewigkeit erhielten.

Sollen nun diese Erinnerungen, die nicht selten in gewaltigen Aus-

Ausbrüchen des Kummers sich äussern, uns nicht schaden: so muß die Vernunft den Zügel fest fassen, durch welche die Phantasie und alle unsere Gefühle regiert werden sollen. Dann aber können diese Gefühle uns und Andern in der That sehr wohlthätig werden, indem sie das Herz trösten und veredlen und uns leiten, um der Hingeschiedenen willen eben so gerecht und weise zu denken und zu handeln, als sie es wünschten, und als sie uns geleitet haben würden, wenn sie länger an unserer Seite gelebt hätten.

N . . f. M . . r.

Wider die Fliegen.

Wenn es des Abends dunkel ist, so jage man die Fliegen, welche an den Seitenwänden, den Gardinen u. s. w. sitzen, so daß sie sich alle an die Decke des Zimmers setzen. Man lasse sie so lange — etwa eine Stunde — stille sitzen, bis sie erst recht ruhig sitzen und sich nicht mehr bewegen. Alsdann fülle man in ein großes Weinglas etwa einen Zoll hoch Branntewein, und halte das Glas unter die Fliegen, so daß der ganze Rand desselben die Decke berührt. Die Fliegen fallen gleich wie betäubt hinein, und können nicht wieder heraus. Es darf nicht zu helle im Zimmer seyn, weil sie sich sonst anfangen zu bewegen. Und in einer Stunde kann man auf diese Art jedes Zimmer von Fliegen — ohne Kosten oder gefährliche oder langwierige Mittel — reinigen. So oft das Glas so voll Fliegen ist, daß sie nicht mehr schwimmen, muß man sie herausschütten nnd zertreten, oder andern Branntewein hineinthun.

Daß man sich eines Tisches, oder bei noch höhern Zimmern einer tragbaren Treppe oder Leiter bedienen müsse, um an die Decke reichen zu können, versteht sich von selbst.

Neuland. G. Lentin.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

61tes Stück.

Montag, den 31ten Julius 1809.

Bemerkungen über die zweckmäßigſte Zeit zum Schnitt der Eſpalier-Bäume im Allgemeinen, und der Pfirſchen- und Aprikoſen-Eſpalier-Bäume insbeſondere.

Das Beſchneiden der Obſt-Eſpalier-Bäume im Januar und Februar hätte, wenn es ohne Nachtheil für die Bäume geſchehen könnte, viel Angenehmes für den Gärtner, da derſelbe theils in dieſen Monaten wenig Beſchäftigung hat, theils im März und April ſich die Arbeit für denſelben ſo ſehr häuft, daß es ihm gewiß ſehr zur Erleichterung dienen würde, wenn er alsdann ſchon das Beſchneiden und Anbinden der Eſpalier-Bäume vollendet hätte.

Allein Theorie und Erfahrung lehren, daß es nicht nur bei ſtarkem Froſt, ſondern ſelbſt bei gelinder, ja warmer Witterung nicht rathſam ſey, im Januar und Februar Obſt-Eſpalier-Bäume zu beſchneiden. Dieſes gilt von allen Arten Obſtbäumen, ganz vorzüglich aber von Pfirſchen- und Aprikoſenbäumen.

Die Gründe, wegen welcher ich das frühe Schneiden jener, ſo wie überhaupt aller Obſtbäume nicht für rathſam halte, ſind folgende:

1) Ein jeder Baum, ſo wie überhaupt jedes belebte Individuum, beſitzt einen gewiſſen Grad von Stärke der Lebensthätigkeit, durch die er allen äuſſern auf ihn einwirkenden Schädlichkeiten, und ſo auch der Kälte, widerſteht. Je höher jener Grad der Lebensthätigkeit iſt, deſto mehr widerſteht er allen äußern Schädlichkeiten, und alſo auch der Kälte. Um ſo geſunder, kraftvoller daher ein Baum überhaupt iſt, und je weniger er in allen ſeinen Theilen verletzt iſt, um deſto weniger Gefahr läuft er, durch ſtrenge Kälte getödtet zu werden. Je ſchwächlicher hingegen ein Baum iſt, je geringer der Grad ſeiner Lebensthätigkeit iſt, je mehr er an ſeinen ver-

schiedenen Theilen verletzt ist, desto weniger vermag er der nachtheiligen Einwirkung der Kälte zu widerstehen, desto mehr ist von starker Kälte für sein Leben zu befürchten. Daher erfriert ein im Herbst versetzter Baum leichter im folgenden Winter, als ein solcher, der schon längere Zeit gestanden, und sich völlig bewurzelt hat; daher leidet ein krebsiger Baum, oder ein solcher, der einen Theil seiner Rinde verlohren hat, oder dem im Herbst ein oder mehrere etwas starke Zweige genommen sind, weit eher von strenger Kälte, als ein in allen seinen Theilen gesunder unverletzter Baum.

Beschneidet man nun im Januar oder Februar einen Baum, so wird derselbe sowohl überhaupt dadurch etwas geschwächt, als auch besonders an mehrern Theilen der Kälte ausgesetzt, so daß bei etwa noch eintretendem hohen Grade von Kälte ein und derselbe Baum nach vorgenommenem Schnitt weit eher erfriert, als wenn er unverwundet geblieben wäre.

Alles dieses gilt im vorzüglichen Grade von solchen Bäumen, die ihrer Natur nach zärtlicher sind, welches von Pfirschen- und Aprikosenbäumen gewiß mit Recht gesagt werden kann. Weniger möchte für Apfel- und Birnbäume in dieser Hinsicht von dem frühen Schnitt zu fürchten seyn.

2) Sollte auch nicht so heftige Kälte mehr eintreten, daß nach dem Schneiden im Januar oder Februar das gänzliche Erfrieren der Bäume erfolgte, welches ich doch leider noch im März an Pfirschen- und Aprikosenbäumen erfahren habe, so steht dennoch sehr zu befürchten, daß nach vorgenommenem Schnitt sowohl gestutzte Trachtruthen, als auch zurückgeschnittene Holzzweige erfrieren. Wäre der Schnitt alsdann noch nicht geschehen, so wären bei demselben Grade von Kälte vielleicht nur die Enden jener Zweige erfroren, welches keinen großen Schaden brächte, indem diese doch zum Theil weggeschnitten werden. Ja vielleicht wäre auch dieses nicht einmal geschehen, da die Zweige des Baums, der nicht verwundet ist, der nachtheiligen Einwirkung der Kälte mehr zu widerstehen vermögen.

3) Gesetzt aber auch, daß die nach vorgenommenem Schnitt eintretende Kälte nicht einmal so heftig wäre, daß ganze gestutzte Zweige erfrören, so mag es doch leicht ein mäßiger Grad von Kälte seyn, der wenigstens einige der vordersten Augen der zurückgeschnittenen Zweige, besonders bei Pfirschen- und Aprikosen-Bäumen, tödtet. Hieraus entspringt eine dreifache unangenehme Folge:

a) Bei Pfirschen- und Aprikosen-Bäumen, welche schon von jährigem Holze tragen, geht mit dem Erfrieren der Blüthaugen manche schöne Frucht verlohren.

b) Hat man, was bei Pyramiden-Bäumen besonders häufig geschieht, ein Leitholz auf 3 bis 4 Augen zurückgeschnitten, und

von

von diesen erfrieren einige, so bleibt oft kaum ein Auge zum neuen Schuß übrig, da man sonst 3 bis 4 Reiser gewonnen hätte.

c) Rechne ich nun auch den angeführten, aus dem Erfrieren der vordern Augen der gestutzten Zweige entspringenden Nachtheil nicht, so ist doch die äußerst unangenehme Folge davon, daß man im Frühjahre den Schnitt wiederholen muß. Denn die erfrornen Stoppel sitzen zu lassen, würde theils den Baum entstellen, theils würde auch dadurch das Verwachsen der Wunden verhindert werden, indem oft erst das dritte oder vierte Auge hinter dem gemachten Schnitt ausschlägt. Auch giebt dieses sehr leicht zum allmähligen Trockenwerden der ganzen Zweige Gelegenheit. Ich habe dieses besonders im Frühjahr 1804 erfahren, wo ich mich durch die schönen Tage und das wirklich angefangene Treiben der Obstbäume verleiten ließ, im Februar einen Theil meiner Bäume zu schneiden. Im März trat wieder strenger Winter ein, und als ich im April meine schon geschnittenen Bäume untersuchte, so waren an Pfirschen- und Aprikosen-Bäumen ganze Zweige, und an Aepfel- und Birnbäumen die zurückgeschnittenen Zweige auf 2 bis 3 Finger breit erfroren. Ich mußte daher den Schnitt von neuem wiederholen, hatte also, den Nachtheil davon für die Bäume nicht gerechnet, doppelte Mühe.

4) Wir wollen den Fall annehmen, daß vor der Mitte Januar die Kälte so heftig gewesen wäre, daß die Pfirschen- und Aprikosenbäume sehr gelitten hätten, und nun träte gelinde Witterung ein. Wollte man nun gleich den Schnitt jener Bäume vornehmen, so könnte man noch nicht einmal mit Gewißheit erkennen, wie weit die Zweige vom Frost getödtet sind. Man sagt mir vielleicht, dieses sieht man aus der Beschaffenheit der Augen, der Rinde und des Holzes deutlich genug. Allein dieses ist trüglich; es scheint mir, daß ein erfrorner Zweig nach dem Aufhören der strengen Kälte noch immer weiter abstirbt, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ich bin öfters, nachdem einige Zeit hindurch sehr strenge Kälte geherrscht hatte, zu meinen Bäumen gegangen, um den vom Frost erlittenen Schaden zu untersuchen. Nun fand ich nicht selten die Zeichen des Erfrorenseyns nur an den Enden der Zweige, und weiter herunter alles gut. Kam ich nach einigen Wochen wieder hin, dann fand ich nicht selten die ganzen vorigjährigen Schüsse erfroren, ohne daß nachher noch heftige Kälte eingetreten gewesen wäre. Also auch aus dieser Rücksicht ist das Schneiden der Pfir-

schen- und Aprikosen-Bäume im Januar und Februar, selbst bei eingetretenen Frühlingstagen, nicht rathsam, indem man nicht weiß, was man wegschneiden muß, und nicht sicher ist, wenn auch keine strenge Kälte, die den Bäumen noch Schaden zufügen könnte, mehr eintrete, den Schnitt wiederholen zu müssen.

5) Endlich kann man auch aus der Rücksicht den Schnitt der Pfirschen- und Aprikosen-Espalier-Bäume nicht wohl schon im Januar und Februar vernehmen, weil die meisten Bäume dieser Art bei eintretendem Winter mit Stroh, Schilf oder Tannenzweigen bedeckt werden. Wollte man diese Bedeckungen schon in jenen Monaten wieder abnehmen, so würde theils der Zweck derselben verfehlt werden, da in unserer Gegend nicht selten erst im Februar oder gar März noch die heftigste Kälte eintritt; theils würde man auf jene Art seine Bäume geradezu aufopfern, indem dieselben, wenn sie durch Zubinden erst zärtlich gemacht, nicht erst an geringe Kälte nach und nach gewöhnt sind, durch eine mittelmäßig strenge Kälte sehr leiden würden. Die Bäume aber nach vorgenommenem Schnitt von neuem zuzubinden, dieses würde doppelte Arbeit seyn.

Diese sind die Gründe, wegen welcher ich das Schneiden der Espalier- und vorzüglich der Pfirschen- und Aprikosen-Espalier-Bäume, im Januar und Februar, so wenig bei gelinder Witterung, als noch vielweniger bei starken Frösten, für rathsam halte.

Die passendste Zeit zum Schnitt jener Bäume dependirt freilich vorzüglich davon, ob wirklicher Frühling früh oder spät eintritt; indessen wird es doch meistens am rathsamsten seyn, bis gegen die Mitte des Monats März, und auch wohl in manchen Jahren noch etwas länger damit zu warten. Ich verschiebe jetzt dasselbe so lange, bis die Bäume wirklich angefangen haben, zu treiben; und bis dahin möchte man wohl nichts versäumen.

Christ gestattet den Schnitt des Aprikosenbaums vom November bis Februar; (desselben Handbuch über die Obstbaumzucht p. 321); den Pfirschbaum hingegen will er erst im Frühjahre beschnitten haben (l. c. p. 307.) Warum dieser große Pomolog einen Unterschied zwischen beiden Baumarten in Rücksicht der zweckmäßigsten Zeit zum Schnitt macht, dieses sehe ich nicht ein; ich habe bisher den Aprikosenbaum so zärtlich, ja noch zärtlicher gefunden, als den Pfirschenbaum. Indessen sagt Christ doch an einer andern Stelle (l. c. p. 279.): „da bisweilen ein strenger Frost bei den äußersten Augen eines geschnittenen Zweiges mehr eindringen oder auch einige Austrocknung verursachen kann, so ist der März etwas rathsamer (als die frühen Monate) zu diesem Geschäfte; bei Baumarten aber,

aber, die ein lockeres Mark haben, wie zumal bei den Pfirschen halte ich es durchaus nicht für zuträglich, sie vor dem März zu beschneiden. Auch von Kernobst sollen frisch ausgesetzte Bäume, weder hochstämmige noch Zwergstämme vor März beschnitten werden.

Göttingen. G. A. W.

Etwas über einige Pflanzen,

welche die Witterung künftiger Tage sowohl, als auch der Jahrszeiten überhaupt, zum voraus anzeigen.

Daß mehrere Gewächse die künftige Witterung, sowohl einzelner Tage, als auch der Jahrezeiten überhaupt, zum voraus anzeigen, haben mehrere ältere und neuere Botaniker beobachtet und bekannt gemacht.

Von den ältern Kräuterkundigen, die hierüber geschrieben haben, merke ich nur den Licentiat Johann Georg Siegesbeck an, der im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts Stadtphysikus zu Helmstedt war. Er nennet diejenigen Pflanzen, welche künftige Witterung vorher verkündigen, Meteorophyta. Ich führe hier nur folgende davon an, und überlasse es andern Beobachtern, dieses Verzeichniß nach Belieben zu vermehren.

Aster Novae Angliae altissimus hirsutus, floribus magnis coeruleo violaceis. Diese Sternblume ist unter allen Asterarten die größeste und ansehnlichste, sowohl in Ansehung ihrer Blätter und Stängel, als auch ihrer Blumen. Wir haben sie zuerst aus Virginien und Canada erhalten. Im Winter stirbt sie bis auf die Wurzel ab, und treibt im Sommer aus selbiger wieder mehrere Stängel, 4 bis 5 Ellen hoch, blühet aber erst zu Anfange des Herbstes. Blühet dieser Aster schon im Anfange Septembers, so stellt sich auch der Winter sehr frühzeitig ein, und wird gewöhnlich sehr strenge; blühet er aber erst zu Anfange Octobers oder noch später, so bekommen wir erst um oder nach Weihnachten Winter, und zwar nur gelinde Kälte.

Astragalus perennis scandens Americanus, radice tuberosa. Dieser schöne Tragant stammt gleichfalls aus Virginien und Canada her. Man pflanze ihn in Lustgärten an Mauern und solche Oerter, wo

wo er gegen kalte trockene Nord- und Ostwinde gesichert ist, da er denn ganze Wände mit seinem Laube dicht bekleidet, und im Julius und August viele, klumpenweise aneinanderhängende röthliche, als Violen riechende Blumen hervorbringt. Gegen den Winter stirbt er ab, und schlägt alle Jahr aus seiner kriechenden Wurzel von neuem wieder aus. So lange dieser Tragant im Frühling aus der Erde nicht zum Vorschein kömmt, so lange ist auch noch Kälte und Frost zu erwarten, und so lange darf man auch seine Orangerie und übrigens nicht im Freien fortkommenden Pflanzen nicht aus dem Gewächshause in den Garten stellen.

Der amerikanische Tragant sprosset im Frühling ganz klein und unansehnlich aus der Erde hervor, läuft aber bald nachher mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit in die Höhe, und stellt sich mit seinen vielen Blättern als ein äusserst zierliches Gartengewächs dar. Engelb. Kämpfer sagt in seinen Amoenit. exot. in Japan gebrauche man den amerikanischen Tragant zur Bekleidung der Sommerlauben in Lustgärten. Auch bei uns könnte er recht gut dazu dienen.

Betula, Birken. Von der Eigenschaft dieses bei uns überall bekannten Baumes künftige Witterung vorher anzuzeigen, wird in der Flora Prussica Seite 25 und 26 bereits folgendes angemerkt: Folia betulae, antequam vergente autumno decidua fuint marcida ac victa, luteo ex marcore jam contracto colore, *si diutius in arbore haereant hyemem promittunt conclamati frigoris.*

Die afrikanische Ringelblume. *Calendula Africana major et minor.* Ist den Tag über kein gutes Wetter zu erwarten, so öffnen sich die Blumen gar nicht, sondern bleiben geschlossen.

Carlina. Von dieser heißt es in der Flora Prussica Seite 36. sudo coelo floris Carlinae capitulum hiscit ac patulum perstat, imbrico ac pluvio clauditur.

Herbst- oder Wiesen-Zeitlosen, Colchicum autumnale. Es zeigt bekanntlich den ganzen October hindurch auf den Wiesen seine nackten röthlichen Blumen, den Frühling folgenden Jahrs darauf aber allererst die Blätter und den Saamen. Blühet die Zeitlose gleich zu Anfange des Septembers, so erfolgt ein frühzeitiger und dabei harter Winter, kommt ihre Blüthe aber erst im October zum Vorschein, so tritt auch der Winter erst spät ein, und ist gemeiniglich gelinde.

Fagus. Hiervon sagt Gottsched Flor. Prussic pag. 72. Circa diem omnium sanctorum assula ex Fago arbore excisa, sicca existens, modeliam

stiam hyemis, humida ferociam ejus signat vulgo.

Christblume Heleborus flore roseo albo, blühet gemeiniglich im December, Januar und Februar, und zwar sehr voll. Zeigt sie in diesen Monaten nur wenige oder gar keine Blumen, sondern kommen blos Blätter zum Vorschein, so ist ein kühler und dabei feuchter Frühling und Sommer zu erwarten.

Ketmia vesicaria Venetae, vulgo Alcea Vesicaria. Die Blumen dieser Pflanze sind auf eben die Art Witterungsvorherverkündiger, wie die Blumen der afrikanischen Ringelblume, denn, wird es den Tag schlechtes Wetter werden, so öffnen sie sich des Morgens gar nicht. Dieserwegen nennt man die Ketmia vesicaria Venetae gewöhnlich venedisches Wetterröschen.

Lilia ſphodelus flore luteo odorato. Trägt selbiger im Mai nur wenige oder gar keine Blumen, so wird der Sommer kühl und feucht.

Paris herba. Diese Pflanze pflegt einige Tage früher aus der Erde hervorzukommen, wie der Astragalus Americanus. Es gilt von ihr eben das, was vom amerikanischen Tragant gesagt worden.

Mandragora mas et foemina. Von selbiger sagt *Joach. Camerar. Hort. Philoſ. Med.* pag. 96. Mira proprietas hujus plantae eſſe dicitur; nam quo intenſius frigus hybernum est futurum, eo magis intra terram seſe abdit.

Anfrage über Erleuchtung durch Lampen.

Merciers sagt in seinem Gemälde von Paris: Menus nennen die Metzger die Ueberbleibsel von Thieren, die man in den Fleischbänken nicht verkauft. Diese Menus werden mit einer gewissen Quantität Wasser in einem großen Kessel übers Feuer gehangen; so wie diese Substanzen zu kochen anfangen, sammelt sich auf der Oberfläche ein Schaum, der vor diesem ungenutzt blieb. Dieser Schaum ist ein wahres Oehl, das man in den Gassenlaternen brennt, welches Paris so hell und schön erleuchtet. Man hat die Lampen zu einer großen Vollkommenheit gebracht: sie schaffen einen neuen Tag; es ist eine schöne weißliche

Flam-

Flamme, ganz von Rauch, von schlechtem Geschmack und unangenehmen Geruch frei; und das alles hing von der Ordnung des Dochtes ab, das heißt, einen starken Luftzug anzubringen, der sich mit der Flamme vermischte, und den öhligten ranzigten Stoff mit sich wegführte. Auf die Güte des Oehls braucht also nun gar keine Rücksicht mehr genommen zu werden, da die Flamme keinen Rauch mehr giebt. Auch trifft man in unsern Gemächern lauter solche eingerichtete Lampen an, die ein sanftes, reines und lebhaftes Licht verbreiten.

Silftedt. B. W.

Die armen Leute kaufen die Menus, nachdem sie gekocht worden sind, und an vielen Plätzen kann man sie in Körben mit der Leber, dem Rinderherzen u. s. f. halb gahr liegend erblicken.

Sehr verdienstlich würde es meines Dafürhaltens seyn, wenn ein Sachverständiger in diesen Blättern eine deutliche Anweisung gäbe, wie dergleichen schon so lange in Paris eingeführten Lampen ohne beträchtlichen Kostenaufwand zu verfertigen oder anzuschaffen wären, um dadurch jene Wohlthat mehr allgemeiner zu machen.

Modergeschmack der Fische.

Der modrige Geschmack bei einigen Fischen liegt eigentlich nur in der Haut, und dringt bei dem Kochen in das Fleisch. Fische aus stehenden Seen und niedrigen Teichen verlieren diesen Geschmack ziemlich, wenn man sie ein Paar Tage in einem Fischbehälter in fließendem Wasser aufbewahrt. Geschwinder geschieht es, wenn man sie in reines Brunnenwasser, darin etwas Küchensalz aufgelöset ist, setzet, darin herumrührt, und dies einigemahl wiederholt, bis das Wasser nicht mehr schleimig wird. Auch glühende Kohlen in den kochenden Kessel gethan, helfen etwas.

L. F. D.

Hannoverſches Magazin.

62tes Stück.

Freitag, den 4ten Auguſt 1809.

Einige Briefe von Leibnitz. *)

Ich nehme mir die Erlaubniß, hier noch einige bisher ungedruckte Briefe von Leibnitz an den Doctor Behrens in Hildesheim mitzutheilen, welche, wenn ſie auch nicht ſo gehaltreich und wichtig ſind, wie viele andere ſchon bekannte Briefe dieſes großen Mannes, doch vielleicht von Manchen nicht ungern werden geleſen werden.

Man kann faſt jede ſchriftliche Unterhaltung Leibnitzens mit ſeinen Freunden als einen Beitrag zur Geſchichte ſeiner Geiſtesbeſchäftigungen, und mithin ſeines Lebens anſehen. Man lernt daraus den Gang ſeiner gelehrten Forſchungen, und zum Theil die Wege kennen, auf welchen er zu den Quellen gelangte, woraus er ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe ſchöpfte. Die Wahrnehmung der Beziehungen darin auf ſeine bekannten größern Werke wird ſie denen, welche mit letztern vertraut ſind, noch beſonders intereſſant machen. Wenn überdem freundſchaftliche Briefe, wie Geſpräche unter vier Augen, die Geiſtes- und Herzenseigenſchaften eines Gelehrten heller durchſcheinen laſſen, und oft ſicherer beurkunden, als Schriften, die für das große Publikum beſtimmt ſind; ſo fürchte ich auch in dieſer Rückſicht nicht, durch Herausgabe der folgenden die Manen Leibnitzens zu beleidigen. Auch ſie laſſen uns ſeine mit weiſer Diſcretion verbundene Wahrheitsliebe, ſeine Humanität und aufrichtige Herzensgüte deutlich erkennen.

Was die Schreibart betrifft, die in ſeinen deutſch geſchriebenen Briefen herrſcht, ſo möchte man wünſchen, daß ſie reiner und mehr wohllautend wäre. Aber Leibnitz kann ent-

a) Man vergleiche St. 34. dieſes Magazins vom Jahr 1705. und St. 30 und 95. vom Jahr 1806.

entschuldigt werden. Seine Bildungsjahre fallen in eine Zeit, wo man in Lehranstalten auf die Cultur der Muttersprache noch wenig oder gar nicht bedacht war. Die römische und griechische Literatur gab seinem jugendlichen Geiste die erste kräftige Nahrung. Die Gelehrten, deren Unterricht er genoß, dachten, sprachen und schrieben größtentheils in lateinischer Sprache. In dieser, wie in der französischen, die damals schon einen sehr hohen Grad der Ausbildung erreicht hatte, konnte sich sein feuriger Geist freier und leichter bewegen. Er fand darin Wörter und Wendungen zum Ausdruck seiner philosophischen Ideen und Gedanken vor, die ihm die damalige deutsche Sprache nicht darbot. Was Wunder also, daß er lieber und besser lateinisch und französisch, als deutsch schrieb! Aber er war doch weit entfernt, die Muttersprache zu verachten. Man darf nur, um sich hievon zu überzeugen, seine in seinen Werken befindliche Abhandlung über die deutsche Sprache lesen, worin er so patriotisch über die Vorzüge seiner Nation sich äußert, und worin er sie so eifrig ermuntert, auf die Cultur ihrer gediegenen und kraftvollen, aber für wissenschaftliche Vorträge noch nicht gebildeten Sprache mehr Fleiß und Sorgfalt zu wenden, um nicht in dieser Hinsicht hinter andern Nationen zurückzubleiben. Nimmt man dazu seine etymologischen Nachforschungen und die Hochachtung, die er gegen Opitz hegte, so kann man sich vorstellen, in welches Entzücken ihn, wenn er jetzt aufstände, die Werke eines Klopstock, Wieland, Schiller, Göthe, Garve, Sartorius ꝛc. versetzen würden. Aber würde er sich nicht wundern, wenn er dabei dennoch die Wirklichwerdung mancher der Ahnungen wahrnähme, die das gründliche Studium der Geschichte, und die Betrachtung des politischen Zustandes seines deutschen Vaterlandes schon damals in ihm erweckten? —

G. F. Koch.

I.

Wohledler, Vest und Hochgelahrter, insonders Hochgeehrter Herr und fürnehmer Gönner!

Bedanke mich dienstlich wegen der Nachricht des vorhabenden Operis b), und wird zweifelsohne viel Gutes sich

b) Behrens gab heraus: Genealogische und historische Vorstellung des Ursprungs und Fortpflanzung einiger uralten hochadelichen Häuser, sonderlich des Steinbergischen, Hannover und Wolfenbüttel 1803; und nachher noch einige genealogische Schriften von welchen letztern eine, oder auch ein größeres Werk, das nicht zu Stande gekommen, oder ungedruckt geblieben ist, hier gemeint seyn kann.

sich darin finden, werden auch aus den vielen particularibus allerhand nützliche observationes generaliores zu nehmen seyn. Von den westphälischen Familien wird mein Hochgeehrter Herr zweifelsohne zu seiner Zeit absonderlich handeln. Es wäre gut, wenn man zu Zeiten die Ursachen der Wapen geben könnte; oft sind sie aus den Namen geflossen, und, wie es die Franzosen nennen, armes parlantes. Ich zweifle, daß man vor ein Paar hundert Jahren die Wapenregeln in Teutschland beobachtet, die die ausländischen Heraldisten eingeführt, als zum Exempel, daß man nicht Metall auf Metall, oder Farbe auf Farbe setzen solle.

Was die Qualität von Genealogiste et Armoriste du S. Empire betrifft, so ein gewisser Jean Gilles le Fort sich zuschreibe, so ist wohl zu glauben, daß er sie aus der kaiserlichen Reichscanzlei erhalten, allda man mit Titeln nicht allzu sparsam. Armoriste wird den Namen haben von den Armoires, das ist von den Wapen. In Frankreich ist der berühmte Monsieur d'Ozier, so einer der besten Genealogisten dieser Zeit, zugleich Juge des blasons et armoires, auf welche in Frankreich eine gewisse Taxe gesetzet worden. Im übrigen verbleibe ꝛc.

meines Hochgeehrten Herrn
Doctoris

Hannover, dienstergebenster ꝛc.
20ten Sept. 1705.

P. S.

Hat man noch nicht einige specialia erhalten, wo des sel. Hrn. Domscholastici von Plettenberg Mita hinkommen?

2.

Bedanke mich wegen der gelehrten und nützlichen Historie der Praepositorum, Decanorum et Schlasticorum Hildesiensis ecclesiae. Ich bilde mir ein, m. Hrn. werde nicht schwer gewesen seyn, die Thesaurarios und Cantores auch beizufügen, so wäre es die Prälatur mit einander. Aber dieß kann uns unterdessen genug seyn.

Was m. H. von den Manuscriptis des sel. Herrn von Plettenberg benachrichtigt, ist mir lieb zu wissen und bedanke mich deswegen.

Der Einschluß ist an Herrn Prof. Pfeffinger fortgeschickt.

Dieweilen m. H. eine Tabulam Comitum de Blankenburg et Regenstein, und eine andere der Grafen von Woldenberg c) inserirt, welche vermuth-

c) Nachrichten und auch Stammtafeln von diesen Grafen findet man in Hanenbergs Historia eccl. Gandersh. dipl. S. 187 f. 1263 f. 1470 f.

muthlich aus documentis und tüchtigen probationibus genommen; so möchte wohl einsmals die probationes darüber sehen. Zweifele auch nicht, daß m. H. mehr dergleichen von den Grafschaften dieser Lande haben werde.

Es würde auch gut seyn, die Sigilla familiarum praesentium antiqua zu beobachten, weil allerhand Dienliches daraus zu nehmen.

Ich applaudire den löblichen laboribus und verbleibe ꝛc.

Hanuover,
19. Octbr. 1705.

3.

Hochedler ꝛc. insonders hochgeehrter Herr,

Bedanke mich dienstlich vor die Felicitation wegen meiner gottlob glücklichen Rückkunft und erfreue mich auch, daß mein Herr sich in guter Gesundheit befindet.

Das Schediasma de curatione podagrae habe zurecht erhalten, und bedanke mich deswegen; vermeynte solches notificirt zu haben; es wird ein schönes Stück vor die Miscellanea Berolinensia seyn.

Mein Hochgeehrter H. urtheilt wohl recht, daß der Comes Ludgerus in Henrici Palatini diplomate ein Graf von Wöltingerod d) seyn werde.

Es ist mir leid, daß der P. Dionysius Werlensis todt, denn es war ein feiner nicht ungelehrter Mann, der sich nach denen in der Jugend edirten Schriften nicht wenig gebessert gehabt. Ob er gleich pro Reunione cum Protestantibus geschrieben, so konnte er doch von den eifrigsten Römischen vor keinen Synkretisten gehalten werden. Denn als ich einsmals seine viam ad pacem dem Bischof von Meaux Bossuet e) (sonst Bischof von Condom genannt), auf Begehren zugeschickt, hat dieser Bischof, der sonst ein scharfer Controversiarius, nichts davon zu sagen gehabt.

Die Schmäheschriften bei ihnen zu hemmen, wäre nöthig; daß einen Theils das Domcapitel, anderntheils die Herren von der Ritterschaft neben Bürgermeister und Rath ihre Au-

d) Auch über diesen Grafen und dessen Familie findet sich manches Lesenswerthe bei Harenberg S. 194.

e) Dieser gelehrte französische Bischof, mit welchem Leibnitz im Briefwechsel stand, kam durch eine Predigt so sehr in die Gunst des Königs, daß er 1669 Bischof zu Condom, dann Informator bei dem Dauphin, 1681 Bischof zu Meaux, und 1695 Königlicher Staatsrath wurde. Seine vielen Schriften findet man im Meusel angezeigt. Der Pabst nannte ihn die Geissel der Ketzer. Nach seinem Tode wurde bekannt, daß er heimlich verheirathet gewesen war.

Digitized by Google

Autorität interponirten. Es scheint, daß man von Seiten der evangelischen Ritterschaft sowohl als des Domcapitels anfangs den satyrischen Schriften zu viel indulgiret, und sich damit belustiget.

Es ist mir auch leid, daß der Herr Rath Wasserbach gestorben. Ich habe ihm noch neulich einen Brief geschrieben, sorge, er werde zu spät gekommen seyn. Es war eine Antwort auf einen Brief von ihm, den ich bei meiner Rückkunft gefunden. Er hatte uns geschickt ein Fragmentum von einer Cleviſchen Chronik, so aber sehr falsch geschrieben; und zugleich einen Brief von einem gewissen Hrn. Meyer aus Halle, der über Diplomata Caroli M. schreiben will, und von mir etwas verlanget. Weiß nicht, ob er meinem Hochgeehrten H. bekannt. Sonst hat Hr. Wasserbach aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek bekommen ein manuscriptum Volumen, darin Sachen von Hamelmanno, dessen Opera er ediren wollen f). Ich weiß nun nicht, an wen man sich zu addressiren hat, um solches Manuscriptum wieder zu bekommen. Bitte bei meinem H. um guten Rath. Es wird zwar verhoffentlich unverlohren seyn. — —

Ich verbleibe jederzeit ꝛc.

Hannover,
den 1. April 1709.

4.

Bedanke mich, daß m. H. sich wegen des Mſti Hamelmanniani informiret. Hr. Meyer hat sich vermuthlich geschämt, darauf zu antworten, weil mit dem Manuscripto unziemlich verfahren worden, indem man solches zerschnitten in die Druckerei gegeben, da die Abrede gewesen, solches abschreiben zu lassen. Daher als ein Fürstl. Wolfenbüttelscher Rath wegen der Lippischen Geschäfte an den Ort kommen und sich (wie er in Commiſſis gehabt) deswegen erkundigt, er solches übele Verfahren mit Verwunderung und Indignation befunden, und darauf das Exemplar wie billig weggenommen. Ob es nun genugsam bereits gebrauchet gewesen oder nicht, stelle ich dahin.

Herr

f) Im Jahr 1711 kamen bekanntlich zu Lemgo in 4. heraus: Hermanni Hamelmanni Superint. Oldenburgici Opera genealogico-hiſtorica de Weſtphalia et Saxonia inferiori etc. partim ex Manuſcriptis auctoris hactenus ineditis, ex auguſta Guelpherbytana Bibliotheca communicatis, partim ex aliis ejus ſeparatim quondam publicatis opuſculis in unum Volumen congeſta ab Erneſto Caſimiro Waſſerbach Icto. Es befindet sich auch darin das Leben Hamelmanns, und ein Catalog seiner vielen Schriften.

Digitized by Google

Herr Hartsoeker g) hat sehr geeilet, sonsten hätte ich mich erboten gehabt, ihm sowohl an m. H. als an den Herrn P. des Bosses Briefe mitzugeben, da er dann keine abwarten wollen; ich sehe aber, daß er den Hrn. P. des Bosses doch besuchet, weil selbiger französisch redet.

Mein Hochgeehrter H. hat mir einsmals den jungen Hrn. Losium gelobet, wie ich dann in der That aus seinen speciminibus sehe, daß er wohl belesen. Wo mag er sich anjetzo aufhalten? Verbleibe jederzeit ꝛc.

Hannover,
den 11. Jul. 1709.

5.

Ersuche m. Hrn. dienstlich, bei dem Hrn. Directore Losio meine schuldigste Danksagung abzustatten sowohl vor die in teutsche Gedächtniß-Verse gebrachte nützliche Erdbeschreibung, als vor dessen Hrn. Sohns wohlgefaßte und mit gelehrten Anmerkungen ausgezierte Predigt. Ich sehe wohl aus denenselbigen als allen andern, daß der junge Hr. Losius mehr als heut zu tage gebräuchlich, sich angreife, und etwas ohngemäß zu leisten sich angelegen seyn lasse. Wenn ich einsmals in der Braunschweigischen Messe, oder sonst ihn selbst sprechen werde, so zweifle nicht, daß ein solches alsdann noch mehr bemerken dürfte. Im übrigen verbleibe ꝛc.

Hannover,
den 12. Aug. 1709.

g) Dieser Nicolaus Hartsoeker, ein gebohrner Holländer, bekannt durch viele in französischer Sprache geschriebene mathemathische und physikalische Schriften, lebte mehrere Jahre in Paris, dann wieder in Holland, darauf von 1704 an als Mathematiker des Churfürsten von der Pfalz und Heidelbergischer Professor der Philosophie zu Düsseldorf, und starb 1725 zu Utrecht. Er war Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris und Berlin, und unterrichtete, da der russische Czaar Peter in Amsterdam war, denselben in der Physik.

Der Schluß folgt.

Ueber Bereitung der Pottasche.

Da der Preis der Pottasche noch täglich steigt, so ist es vielleicht manchem angenehm, hier eine Anleitung zu finden, wie man solche selbst verfertigen kann.

Die Pottasche wird in holzreichen Ländern häufig bereitet, und ein starker Handel damit getrieben, z. B. in Pohlen, Preussen, Lithauen und Rußland. Pottasche-Siedereien findet man auch in Deutschland, z. B. auf dem Harze, ferner in einem Hessischen Dorfe Nieder-Elsungen bei Nierenberg u. s. w.

Man kann zwar aus allen Gewächsen gute Pottasche erhalten, aber die meiste giebt das Holz, besonders einige Gattungen desselben, z. B. das eichene und birkene. Wo man nicht viel Holz hat, begnügt man sich mit dem Abfall in den Wäldern, und nimmt allerlei unbrauchbare Pflanzen und Kräuter dazu. Die Asche aus den Oefen und vom Heerde ist ebenfalls mit Vortheil zu gebrauchen, besonders wenn sie recht rein ausgebrannt ist; je länger die Asche im Ofen gelegen hat, desto mehr Pottasche giebt sie, vermuthlich weil durch das lange Brennen die Salztheilchen von den andern fremden Theilen besser befreiet werden, so, daß sie sich leichter mit dem Wasser vereinigen können. Der Unterschied der Gewächse macht zwar einen Unterschied in der Menge, aber nicht in der Güte der daraus erhaltenen Pottasche.

Das Verfahren in den Pottaschesiedereien ist folgendes:

Nachdem man das Holz oder die andern Gewächse auf freiem Felde in einer gepflasterten Grube, oder noch besser in Oefen zur vollkommenen Asche ausgebrannt hat, so wird dieselbe mit ein wenig Wasser angefeuchtet, und nach 8 bis 12 Stunden in Bottiche oder Laugenfässer gethan, welche über den untersten Boden noch einen durchlöcherten Boden haben, den man vorher mit Stroh belegt hat. Hier wird die befeuchtete Asche hineingeschüttet, festgestampft, mit siedendem Wasser, oder besser mit heißgemachter armer oder schon benutzter Lauge begossen, so, daß sie ein Paar Finger hoch über der Asche steht.

Zwischen den beiden Böden des Bottichs befindet sich ein Hahn, der zwar gleich aufgemacht wird, aber die Lauge fließt nur erst noch einige Stunden durch. Wenn sie noch nicht stark genug ist, so wird sie von neuem aufgegossen, bis sie so viel Salz aus der Asche gezogen hat, daß es der Mühe werth ist, sie zu versieden.

Das Sieden ist also hiebei die zweite Arbeit. Man bringt die gesät-

Digitized by Google

sättigte Lauge in Pfannen von starkem eisernen Blech, und kocht sie ganz gelinde bei mäßigem Feuer. Während des Siedens wird immer so viel Lauge in die Pfanne allmählig zugegossen, als durch die Hitze (?)

Wenn sie endlich anfängt, dick zu werden, so verstärkt man das Feuer, da sich dann das Salz als eine schwarzbraune Kruste in der Pfanne anlegt, und dieses ist die rohe oder schwarze Pottasche. Nun erfolgt das dritte Geschäft des Pottaschesiedens, nämlich die Reinigung der rohen Pottasche, die noch mit vielen fremden Theilen vermischt ist. Dies geschieht am gewöhnlichsten durch Calciniren in einem Calcinirofen. Man schüttet die rohe Pottasche auf den Heerd dieses Ofens, unterhält mit trocknem Holze einen solchen Grad des Feuers, daß die Pottasche nicht schmilzt oder verglast, rührt sie auch zu dem Ende fleißig um, und wenn alle Stückchen durchaus weiß sind, so nimmt man sie heraus, und packt sie gleich in dichte Tonnen ein. So ist sie zum Verkauf fertig. Diese calcinirte Pottasche ist noch immer nicht ganz rein, daher pflegt man sie in Apotheken, oder wo man sie sonst noch reiner haben will, aufs neue zu läutern, indem man sie mehrentheils in kaltem Wasser auflöst, durchseihet, und sie wieder abdünsten läßt. Die reinste Pottasche nennen die Engländer Perlasche. Man rechnet, daß man von guter Holzasche ungefähr den neunten Theil des Gewichts derselben an Pottasche gewinnen kann.

ö. F. E. D.

Anfrage.

Kann man Lucerne und Esparsette im Sand- und Heidlande bauen? Säet man sie wohl in frisch aufgebrochenes Dreschland? Ist Dünger nothwendig, und wie viel? Kann dies Futterkraut wohl im Herbst wie Winterkorn bestellt werden, und wie ist überhaupt dessen Behandlung?

Eine gefällige baldige Antwort obiger Anfrage in diesem Blatte wird sehr gewünscht.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

63tes Stück.

Montag, den 7ten August 1809.

Einige Briefe von Leibnitz.

(Schluß.)

6.

Des Hrn. Pater des Bosses Brief, da einer von m. Hrn. eingeſchloſſen geweſen, iſt mir um ein Paar Tage ſpäter zukommen, als er ſollt. Inzwiſchen habe ich darin des Hrn. Meyers Project wieder erhalten. Bilde mir ein, er werde von niemand beſſer, als von m. Hrn. Hülfe haben, oder ſie vielmehr ihre labores conjungiren können.

Es iſt mir lieb zu vernehmen, daß ſich das Buch des Johannis Buſchii a) gefunden. Ich habe hier davon 2 Manuſcripte; das erſte kommt von den Baringiſchen Erben, aber das iſt kaum die Hälfte; hernach aber habe ich ein Manuſcriptum multo plenius et quidem antiquum erhalten, darin viele Cloſterreformationen enthalten, deren in dem priori Mſcto nicht gedacht; und würde ich es pro completo gehalten haben, wenn ſich im Durchleſen

a) Dieſer Johannes Buſch oder Buel war erſt Canonicus des Auguſtiner-Ordens zu Windesheim bei Zwoll, dann von 1440. an Prior zu Sulte bei Hildesheim, und 1450 wurde er Probſt des Kloſters Novi Operis bei Halle im Magdeburgiſchen. Er ſchrieb in 4 Büchern de reformationibus et viſitationibus diverſorum utriusque ſexus monaſteriorum, wovon das meiſte in Leibnitzens Scriptor. Brunſ. T. II. abgedruckt iſt. Früher als jenes Werk, das er 1475 vollendet haben ſoll, ſchrieb er de viris illuſtribus Ordinis ſui et monaſterii windeſimenſis, wovon Herib. Rosweid den erſten Theil unter dem Titel: de origine coenobii et capituli congreg. windeſimenſis zu Antwerpen 1621 herausgab; der andere Theil aber ungedruckt blieb. Mehreres von ihm und ſeinen Werken findet ſich in Leibnitzens Vorbericht zu dem Tom. II. der Scriptor. Brunſv. S. 47 f. und in ſeinem Werke ſelbſt.

leſen nicht befunden hätte, daß er ſelbſt in ſecundo libro librum tertium oder ſequentem citirt, und einiger Monaſteriorum reformatorum erwähnet, die im primo und ſecundo nicht ſtehen. Liber primus hat 56 capita, und liber ſecundus ſoll haben 42 capita nach der Numeration; allein ſie finden ſich nicht zwiſchen 27 und 33; und die Umſtände ſollten geben, als ob nichts fehlte, und die Numeri nur unrecht wären. Die Perſon, ſo jetzo das Manuſcriptum in Händen hat, (um daraus abzuſchreiben, iſt eben nicht bei der Hand, ſonſt wollte ich m. H. indicem capitum mittheilen. Ein gutes Theil iſt bereits ſub praelo zu Leipzig, da man es hingeſchickt, und hat alſo bald vonnöthen, was noch dazu kommen kann. Wofern nun der Herr Probſt zur Sulze b) uns mit dem Codice favoriſiren will, ſoll er treulich reſtituirt, auch der Communication rühmlich gedacht werden; die vita Buſchii wird auch wohl dabei ſtehen. Mein Hochgeehrter Hr. wird am beſten urtheilen, wie die Sache bei ihm und dem Convent zu incaminiren. Es iſt auch nicht zu vermuthen, daß etwas in dem Buch, und zumal in dem mir ermangelnden Theil, (wo anders etwas bei ihm, ſo mir mangelt) ſich finden werde, ſo ihm auf einige Weiſe präjudicirlich ſeyn könne.

Des Buſchii Buch de viris illuſtribus ſuae Congregationis hat der P. Rosweidus Soc. Jeſ. bereits drucken laſſen. Doch weil es bei ihm in Mſcto, ſo ſtünde dahin, ob nicht werth, ſolches mit dem edito zu conferiren. Ich verbleibe jederzeit ꝛc.

Hannover,
den 28. Oct. 1709.

7.

Dero Werthes iſt mir herüber geſchickt worden, woraus e ſehe, was ſich der Herr Probſt zur Sulta für Bedenken wegen der Communication des Mſcti Buſchiani mache. Solchem nun deſto beſſer zu begegnen, ſo ſchicke hiebei den indicem capitum, die vorhanden, woraus zu ſehen ſeyn wird, was ſich bei ihrem Manuſcripto etwa noch finden mag, ſo in dem meinigen nicht enthalten. Wollten nun Sie ihres Orts dasjenige, ſo mir abgehet, zu communiciren geneigt ſeyn, würde ich

b) Leibnitz ſchreibt Sulze und Sulta. In den Scriptor. Br. hat er Sulta drucken laſſen. Lauenſtein in ſeiner Hiſtorie des Bisthums Hildesheim nennt dieſes nahe vor Hildesheim gelegene Kloſter: das Kloſter S. Bartholomäi zur Sültzen, und führt unter den Pröbſten deſſelben auch den gedachten Johann Buſch auf, der nach ihm aus Hildesheim gebürtig war. Was er ſonſt von ihm ſagt, ſtimmt nicht ganz mit obiger Nachricht überein.

ich forderlichst darum bitten müssen, dieweil alle die in dem Indiculo benannte Capita bereits aus dem alten manuscripto Codice abgeschrieben, und zum Druck abgeschickt werden sollen, welches der auf die Materie wartende Drucker treibt. c) Sollte etwas in denen etwa noch sich findenden capitibus seyn, dessen edition Sie nicht gerne sehen möchten, könnte es wohl ausgelassen werden.

Von dem Closter Sulze erinnere mich nicht, einige Briefschaften gesehen zu haben, aber von dem Closter S. Pancratii zu Hamersleben hat ein guter Freund einige Excerpta oder Nachrichtungen, bei dem ich mich deswegen erkundigen will.

Das Leben des Johannis Buschii wird mir sonderlich lieb seyn, und wird vermuthlich es damit kein Bedenken haben können.

Bei dem allhier in der Academie befindlichen Herrn Grafen von Ranzau will mich erkundigen, wo der Hr. General von Ranzau, so in Churfürstl. Braunschweigischen und ehemals Zellischen Diensten, in Ihrer Genealogie hingehöre.

Mit dem Opere Buschii edito de viris illustribus congregationis windesimensis und origine Monasterii kann ich an die Hand gehen. Stelle dahin, ob eben eine genaue Collation nöthig, wenn man nur zusiehet, ob sich nicht einige Stücke in dem Msto finden, so im edito fehlen. Ich verbleibe jederzeit ꝛc.

Wolfenbüttel,
den 8ten Nov. 1709.

8.

Das Apographum libri tertii Buschiani habe zu recht erhalten, und bedanke mich, daß m. H. sich so viel Mühewaltung deswegen gegeben, bin auch mit dem Publico dem hochwürdigen Herrn Probst zur Sulta verbunden, daß er solches dritte Buch mittheilen wollen, auch zu dem vierten erbötig. Es soll in der Präfation des ganzen Tomi, allwo von jedem insonderheit gehandelt wird, dasjenige, was der Herr Probst erinnert, gebührend angeführet werden. d) Nachdem ich bereits den größten Theil des Werks habe, und ein gutes Stück davon schon würklich gedruckt, so habe ich billig zu hoffen gehabt, er würde mir libram tertium und quartum nicht versagen, damit das Werk nicht unvollkommen her-

c) Der 2te Band der Script. Brunsv., der den Drucker beschäftigte, kam bekanntlich 1710 heraus.

d) S. Tom. II. Script. Br. p. 40. sq. praefat.

herauskömmt. Wie dann in den beiden letzten Büchern am wenigsten etwas zu finden seyn wird, dessen Suppression desiderirt werden könnte. Es gereicht diese Edition dem Buschio nicht allein, sondern auch dem ganzen Orden zu Ehre und Ruhm, und wenn der berühmte Pater Haribertus Rosweidus Soc. Jesu dieses Werk gehabt hätte, würde er es nicht weniger als das Opus de viris illustribus haben drucken lassen. Ich werde die Edition mit nach Hannover bringen und von dannen überschicken. Die Gelegenheit solcher Edition ist dem patri Rosweido gegeben worden durch den Streit von dem wahren autore des berühmten Werks de imitatione Christi, welches einige den Canonicis regularibus S. Augustini und Niederländern absprechen, und den Thomam a Kempis zum bloßen Copisten machen wollen, darüber verschiedene Bücher, theils mit scharfer Feder, geschrieben worden. Der Pater Rosweidus aber (so ein niederdeutscher Jesuit) hat seiner Nation, und folglich der Canonicorum regularium Ehre verfochten, und in seinem opere vindiciarum Kempensium sich der Autorität des Buschii unter andern sehr nützlich und nachdrücklich bedienet. Solche vindiciae sind mit des Buschii viris illustribus gedruckt, und werden zugleich überkommen. Wenn ein kleines Compendium vitae Buschii von etlichen paginis bald verfertigt werden könnte, so wollte ich es mit einrücken, worauf noch etliche Wochen gewartet werden kann.

Sobald die Abschrift fertig, soll das Ueberschickte wieder zurück kommen, da denn auch auf das letzte Buch hoffen werde. Inzwischen bitte, mich Ihro Hochw. dienstlich zu empfehlen. Bedanke mich dienstlich wegen Anfangs des operis diaeteici utilissimi, e) und verbleibe jederzeit ꝛc.

Wolfenbüttel
den 18ten Nov. 1709.

9.

Das Manuscriptum Buschianum kommt hiebei wieder zurück, und gleichwie meinem Hochgeehrten Hrn. deswegen höchlich verbunden bin, also bitte, meine dienstliche Danksagung bei des Herrn Probsten zu Sulta Hochwürden meinetwegen ohnbeschwert abzustatten. Es ist wunderlich, daß sich viel in dem Kielischen Manuscripto findet, so in diesem nicht enthalten; hingegen auch einiges in diesem, so nicht im Kielischen. Oft sind auch die phrases und modi loquendi unterschieden, wenn schon die Sache einerlei. Das Kielische scheint ein

Paar

e) Vermuthlich die von Behrens geschriebene Diätetik.

Paar Jahr ſpäter abgefaßt zu ſeyn, wie zu Zeiten die Rechnung der Jahre zeiget. Man hat im Druck dem Kieliſchen eigentlich gefolget, als welches ſchon abgeſchrieben geweſen, doch aus dem ſultano hernach ein und anderes, ſo in jenem gefehlet, inſeriret. Wenn alſo man bei dem Orden dermaleins eine editionem operum Buſchii reſolviren wollte, könnte mein Druck, ſo hauptſächlich ex Manuſcripto kilonienſi genommen, zur Collation dienen. Sollte aber der Herr Probſt das Manuſcriptum kilonienſe ſelbſt zu einer genauen Collation verlangen, ſo getraute ich mir bei dem Hrn. Communicatoribus eine fernere Communication an Seine Hochwürden zu verantworten, doch alſo, wenn die Collation in ein Paar Monaten aufs längſte geſchehen könnte; denn viel länger dürfte ich die Rückſchickung des Manuſcripti nach Kiel nicht wohl verſchieben. Ich habe ein Stück vom Opere gehabt, ehe ich noch das kieliſche Mſct. bekommen, darin die capita auch noch anders als im kieliſchen ſowohl als ſultiſchen; es iſt auch dabei ein Mandatum concilii Baſileenſis, ſo ſich in beiden andern nicht findet. Scheinet alſo, der Autor ſelbſt habe ſein Buch in Zeiten verändert, und haben wir gleichſam 3 Recenſiones oder Editiones. Das ſeinige, ſo ich anfangs gehabt, iſt bereits gedruckt worden, ehe ich noch das Mſcrum kilonienſe bekommen. Es wäre dienlich zu wiſſen, ob der Index capitum, ſo mit überſchickt worden, von dem Autore ſelbſt herrühret. Wollte m. Hr. Doctor ohnbeſchwert mit dem Herrn Probſt über dieſe Sache [annoch communiciren, würde ich deswegen verbunden ſeyn. Wünſche in übrigem ein glückliches Feſt, auch ein bevorſtehendes glückliches neues Jahr, und verbleibe jederzeit ꝛc.

Hannover,
den 24. Dec. 1709.

10.

Ich erwarte mit Verlangen von dem Holländiſchen Buchhändler Antwort, und wenn ſie nicht kommt, will ich an unſern Agenten ſchreiben. Man muß bekennen, daß theils Holländiſche Buchhändler heute zu Tage liederliche Köpfe ſeyn, und gar nicht denen Janſon, Elzevier und Blauen zu vergleichen.

Ich habe meine Gedanken, die ich in die Eſſais oder tentamina bracht, vorher von unſern Hrn. Helmſtädtiſchen Theologis und noch einigen andern unterſuchen laſſen, um deſto weniger anzuſtoßen; will alſo hoffen, daß die Herrn Theologi nicht Urſache werden haben, damit übel zufrieden zu ſeyn.

Das Leben des ſel. Biſchofs Ferdinandi meritirte wohl ein eigen Volumen, und ſollte billig von den Monumen-

mentis Paderbornenſibus geſondert ſeyn. Vielleicht ſind auch noch einige Opera poſthuma von dieſem Herrn zu finden. Ich möchte wohl wiſſen den Namen des Patris ſocietatis, der an dem Leben des hochſeligen Biſchofs arbeitet.

Ich muß bekennen, daß ich nie von den Annis climactericis viel Staat gemacht, und beſorge oder hoffe vielmehr, daß ſich eben ſo viel Exempel finden werden, da ſie glücklich, als da ſie unglücklich geweſen; ohngefähr wie mit den Cometen. Es ſcheinet nicht möglich noch naturae rerum gemäß zu ſeyn, daß dergleichen Sachen etwas machen können. Man dürfte nur aus den genealogiſchen Tabellen großer Herren obſervationes ziehen, um zu ſehen, ob ein Jahr mehr fatal als das andre.

Man hat hieſigen Orts alles gethan, was menſch- und möglich, um wenigſtens dem Contagio vorzukommen. Aber ob man ſchon hin und wieder ſchreiben laſſen, um von der Peſt ſelbſt einige dienliche obſervationes zu erhalten, hat ſich doch nichts rechts ergeben wollen. f) Ich verbleibe jederzeit ꝛc.

Hannover
den 10ten Febr. 1711.

P. S.

Bitte dienſtlich vermittelſt der Herrn Patrum ſocietatis den Einſchluß an Hrn. Pater des Bosses beſtellen zu laſſen.

II.

Nachdem ich eine Zeitlang zu Berlin und in Sachſen geweſen, habe ich mich endlich vor etlichen Wochen wieder allhier eingefunden.

Meines Hochgeehrten Hrn. Schreiben habe zurecht erhalten, und bin wegen der dienlichen Communication ſehr verbunden.

Was das Hildesheimiſche Negotium betrifft, ſo wird meinem Hochgeehrten Hrn. beſtens bewußt ſeyn, daß nun alles auf dem Schluß ſtehe, und die Landſchaft ein anſehnliches erhalten.

Der Herr Domprobſt von Plettenberg vermeinet, daß man auch wegen des Bauweſens zurecht kommen werde, und daß man von Seiten der Stadt dem Domcapitel ſo zu ſagen den Mund nicht gegönnet, ſonſten würde längſt etwas

f) Daß man in der Vorzeit mehrere, vielleicht ſehr verſchiedenartige epidemiſche Krankheiten, welche die Aerzte jetzt anders nennen, mit dem Worte Peſt bezeichnete, leidet wohl keinen Zweifel. Schon Leibnitz äuſſert in einem Briefe an Behrens, den ich noch in der Handſchrift beſitze, daß er dafür halte, „daß gemeiniglich die Furcht aus einem febri maligna gar peſtem mache.“

etwas Zulängliches verglichen worden seyn; allein das beste wird seyn, wenn man anjetzo auch daraus zu kommen trachtet.

Ich finde unter meinen alten Briefen das diploma societatis von meinem Hochgeehrten Hrn., vermeine, daß es zu schicken unterlassen worden, weil das Siegel nicht wohl ausgedrücket; allein weil wenig daran gelegen, habe ich es zu überschicken nicht länger verschieben wollen.

Ersuche dienstlich, den Beischluß an Hrn. Pater des Bosses vermittelst des Hrn. P. Rectoris (dem mich zu recommendiren auch dienstlich bitte) befördern zu lassen. Und verbleibe jederzeit ꝛc.

Hannover
den 9ten Jul. 1711.

Anlegung einer Eisgrube auf dem Lande.

Der Nutzen der Eisgruben ist gar vielfältig, indem nicht allein das Getränk kühl erhalten werden kann, sondern sich auch alle Eßwaaren und andere Sachen, denen die Sommerhitze verderblich ist, in demselben frisch aufbewahren lassen. In großen Städten wird deswegen ein eigener Handel mit dem Eise getrieben, und selbiges aus den Eiskellern zu verschiedenem Behuf Pfundweise verkauft.

Die bequemste und auf die leichteste Art zu bewirkende Anlegung einer Eisgrube auf dem Lande ist folgende:

Man wählet dazu einen gegen Mitternacht gelegenen Ort, der entweder durch Gebäude oder schattige Bäume der Sonnenhitze entzogen ist, übrigens aber trockenes Land und einen Abhang des Bodens, oder in der Nähe ein Thal hat. An solchem Orte wird in der Mitte eine nicht allzugroße Grube, etwa eine Elle tief, ausgegraben, und darüber altes Holzwerk, welches nur die Last des darüber zu legenden Eises zu tragen vermag, dermaßen dicht gelegt, daß das Eis auf demselben fest liegen kann. Aus der Mitte der in Kesselform zu grabenden Grube wird ein mäßiger Graben, nach der nächsten tiefen Gegend zu, angerichtet, damit das von dem Eise abschmelzende Wasser dahin abfließen kann. Dieser Graben wird mit runden Feldsteinen ausgefüllt, zwischen welchen das Wasser abfließen kann, und die Steine werden mit Rasen bedeckt. Sodann wird von reinem und starkem Eise eines stille stehenden Gewässers, so viel angefahren, als man nöthig hat. Das Eis wird in einem möglichst geraden viereckigen Stoß, welcher obenzu gewölbet

wölbet wird, aufgesetzet, und zwischen jede Schicht oder jede schuhbreite Lage etwas Salz oder Salpeter eingestreuet. Nach solcher Zubereitung wird eine Einfassung von festen Stangen oder altem Bauholz um den Eishaufen, ebenfalls ins Gevierte, und zwar anderthalb Fuß abwärts vom Eise, zur Decke, aber gleich über dem Eise angerichtet, und sowohl die Decke als auch die Wände mit Reis- und Zackenholze dicht beleget und behangen. Zum Eingange wird ein schmaler und möglichst niedriger Gang, welcher jedoch sechs bis acht Ellen lang seyn muß, damit, zu Abhaltung der eindringenden warmen Luft, zwei bis drei von Stroh geflochtene Thüren in gleicher Abtheilung angebracht werden können, von gleichem Holze zubereitet; alsdann wird das mit genugsamen Reisholze bedeckte Quadrat des Eisbehältnisses sowohl, als das Ganggerüste, mit so viel Nadelstreu, als man nur füglich darüber anbringen kann, beschüttet. In Ermangelung der Nadelstreu kann auch Laubstreu, welche aber mit Rasen oder anderm Erdreiche zur Verwahrung überworfen werden muß, dazu genommen werden. Wo genugsames Stroh vorhanden ist, kann die Eisdecke am vortheilhaftesten damit verfertigt werden, weil diese die wenigste Luft durchläßt.

L. E. D.

Anfrage.

Bekanntlich wurden bei den Aemtern Erichsburg, Catlenburg, Northeim und andern großen Oekonomien, wo das Molkenwesen an Schweizer verpachtet war, große Käse verfertiget, welche dem Schweizerkäse nicht viel nachgaben, und weit umher versendet, wodurch der Ertrag des Molkenwesens auf das höchste gebracht wurde. So interessant es nun auch andern Haushaltungen war, eine solche Benutzung einzuführen; so waren dieselben doch nicht im Stande, das Verfahren nachzuahmen, weil die Schweizer die Sache als ein Arcanum betrieben, und bei Verfertigung ihrer Käse niemand zuließen. Eine Aufklärung hierüber würde daher allen Landwirthen sehr willkommen seyn.

G. L.

Hannoverſches Magazin.

64tes Stück.

Freitag, den 11ten Auguſt 1809.

Geographiſche und naturhiſtoriſche Bemerkungen über Jamaika.

Vielleicht iſt es manchem Freunde der Länderkunde nicht unangenehm, in dieſen Blättern eine genauere Beſchreibung dieſer merkwürdigen Inſel zu leſen, als man ſie in den gewöhnlichen geographiſchen Werken findet. Die hier mitgetheilten Notizen ſind aus einigen neuern engliſchen Reiſebeſchreibungen, namentlich aus de Wynne's natural Hiſtory of Jamaica, Lond. 1799. 4., geſammelt, wovon, ſo viel der Verf. weiß, bis jetzt noch keine deutſche Ueberſetzungen erſchienen ſind.

Jamaika, nächſt Portorico die kleinſte unter den großen Antillen, gehört bekanntlich England, und liegt unter dem 75ten und 79ten Grade weſtlicher Länge von London. Sie hat eine ovale Geſtalt; ihre Länge beträgt etwa 140, ihre Breite 60 engliſche Meilen. Ein felſigter Bergrücken, der jedoch mit immer grünenden Bäumen bedeckt iſt, zieht ſich mitten hindurch von Oſten nach Weſten, und giebt einer großen Anzahl klarer Bäche ihre Entſtehung, in welchen ſich viele Fiſche, jedoch auſſer Aalen und Bachkrebſen keine europäiſche, aufhalten. Zu ſchiffbaren Strömen wachſen dieſe kleinen Gewäſſer nicht an, und es würden ungeheure Koſten erforderlich ſeyn, wenn ſie durch Kunſt vereinigt und ſchiffbar gemacht werden ſollten. Es giebt indeſſen einige darunter, die ſo breit ſind, daß Kanoe's, welche mit Zucker beladen ſind, von ſehr entfernten Plantagen nach dem Strande hinunter fahren können. Der Boden iſt, im Ganzen genommen, vortrefflich, und zeigt beſonders in den nördlichen Theilen eine bewundernswürdige Fruchtbarkeit.

Der längſte Tag hat hier etwas über 13 Stunden. Ungefähr um 9 Uhr Vormittags iſt die Hitze ſehr drückend, und würde kaum zu ertragen ſeyn, wenn ſie nicht durch die Seeluft gemäßiget würde, welche ſich

gewöhnlich um diese Zeit erhebt, und bis 5 Uhr Nachmittags wehet. Die Nächte sind bisweilen ziemlich kühl, und führen in der Regel einen scharfen, für die Gesundheit höchst nachtheiligen Thau mit sich. Die Dämmerung dauert nicht über $\frac{1}{4}$ Stunden. Die Jahrszeiten werden hier bloß durch die Benennung von Nässe und Trockniß unterschieden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, wenn nicht so oft heftige Stürme und Erdbeben wütheten, und wenn die Luft nicht in den meisten Theilen des Landes so heiß, dumpfig und ungesund wäre, diese Insel wegen ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit sowohl dem Vergnügen als dem Gewinn einen höchst angenehmen Wohnsitz darbieten würde. Die südlichsten und nördlichsten Gegenden sind noch die gesundesten und anmuthigsten, auch weniger den zerstöhrenden Orkanen ausgesetzt.

Die Natur hat diese Insel vielleicht mit einer zahlreichern Menge von Produkten ausgestattet, als irgend einen andern Fleck des Erdbodens von gleicher Größe. Derjenige Baum, welcher den Piment oder Spezereipfeffer, auch Jamaika-Pfeffer genannt, trägt, erreicht eine Höhe von mehr als 30 Fuß, wird mäßig dick, und hat eine sehr weiche, glänzende, ins Graue fallende Rinde. Er treibt nach allen Seiten hin eine große Menge Zweige, welche mit einem üppigen Laubwerk von großen, schönen, glänzend grünen, denen des Lorbeerbaums ähnlichen Blättern bedeckt sind. Die Blumenbüschel bilden sich ganz am äussersten Ende der Zweige; jeder Stengel trägt eine rückwärts sich neigende Blume, innerhalb deren man einige blaßgrüne Staubfäden bemerkt; hierauf folgt dann ein Büschel von Beeren, welche etwas größer als Wacholderbeeren sind, und gleich diesen, wenn sie zur Reife gekommen, schwarz und weich werden. Diese Beeren müssen aber, ehe sie ganz reif sind, abgepflückt und an der Sonne getrocknet werden.

Diese Insel produzirt auch den wilden Zimmetbaum, dessen Rinde eine so heilsame Arzenei giebt; desgleichen den Manschinellenbaum, welcher einen sehr schönen Apfel trägt, der aber nebst dem Safte des ganzen Baums ein tödtliches Gift ist; den Mahagonibaum; die Ceder; die ohngefähr 100 Fuß hohe Kohlpalme, welche auf ihrem Gipfel eine, an Geschmack und Ansehen dem Kohl nicht unähnliche Substanz trägt. Dieser Baum ist auch eben so merkwürdig wegen der unglaublichen Härte seines Holzes, welches, wenn es trocken geworden, fast unvergänglich ist, und kaum von den schärfsten Werkzeugen bearbeitet werden kann. Ferner die eigentliche Palme, wovon der bei den Negern so beliebte Oel gewonnen wird; der Seifenbaum, dessen Beeren zum Waschen gebraucht werden; der Mangelbaum, dessen Rinde zum Rothgärben dienlich ist; endlich der Campechebaum, dessen Gebrauch zum Färben allgemein bekannt ist.

Auf-

Aufserdem finden Materialisten in den Wäldern von Jamaika eine reiche Ausbeute von Sassaparille, Fieberrinde, Kassia und Tamarinde. Die Insel bringt auch Aloe und die Cochenillepflanze hervor, wiewohl die Jamaikaner nicht gehörig damit umzugehen wissen. Der Mastixbaum und Eisenbaum haben ein sehr hartes Holz, und sind deshalb vortrefflich beim Mühlenbau zu gebrauchen.

Die Insel Jamaika ist in 19 Kirchspiele getheilt. Port Royal, die ehemalige Hauptstadt, die gegenwärtig von ihren Einwohnern verlassen ist, lag auf der Spitze einer Halbinsel, und hatte einen schönen Hafen, in welchem wenigstens 1000 Schiffe der gröfsten Art bequem und sicher ankern konnten. Durch diese Bequemlichkeit gelangte der Ort bald zu einer bedeutenden Wichtigkeit, wiewohl der Boden einige Meilen in der Runde nur aus heifsem dürrem Sande besteht, der an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, ja selbst an trinkbarem Wasser, Mangel leidet. In Zeit von 30 Jahren hatte die Stadt schon über 2000 Häuser, deren Miethe eben so hoch im Preise stand, als in London. Kurz, wenige Städte in der Welt konnten in Ansehung des Handels, des Reichthums, aber auch des ausschweifenden Luxus, mit Port Royal verglichen werden.

In diesem blühenden Zustande blieb die Stadt bis zum 9ten Jul. 1692, wo sie von einem Erdbeben zu Grunde gerichtet wurde. Zwar wurde sie wieder aufgebauet; aber eine Feuersbrunst zerstöhrte sie abermals. Die seltene Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens gab den Einwohnern Muth, sie noch einmal wieder aufzubauen, wozu die englische Regierung grofse Summen hergab; aber ein wüthender Orkan verwandelte sie zum dritten Mahle in einen Schutthaufen. Abgeschreckt durch dieses wiederholte Unglück, begaben sich die Einwohner nach der gegenüber liegenden Seite des Busens nach der Stadt Kingston, die seitdem der Sitz der Regierung wurde, und wegen des guten Wassers und allen möglichen Bequemlichkeiten gleichfalls sehr vortheilhaft liegt. Hier haben die Strafsen, was in Port Royal nicht der Fall war, die gehörige Breite, laufen gerade, und durchschneiden sich in gleichen Distanzen in rechten Winkeln. Sie enthält gegen 1000 Häuser, von denen viele, obgleich niedrig, doch ganz artig gebauet sind. Der Hafen ist stark befestigt, und der Eingang desselben wird durch das Fort Charles vertheidigt, welches mit einer Batterie von 60 Kanonen versehen ist.

St. Jago de la Vego, auch Spanish Town genannt, liegt am Flusse Cobre, der jedoch nicht schiffbar ist, und sich unweit Kingston ins Meer ergiefst. Ehemals, als Spanien noch Antheil an dieser Insel hatte, war

hier der Sitz der Regierung. Der Ort kommt aber Kingſton ſo wenig an Gröſſe als an Lebhaftigkeit des Handels gleich.

England beſitzt vielleicht keine Inſel, wo das zur Regierung beſtellte Perſonale ſo gut beſoldet wird, als hier. Der ſtehende Gehalt beträgt jährlich 2500 Pfund, und der Gouverneur kann auf eine jährliche Revenüe von wenigſtens 10,000 Pfund rechnen.

Bekanntlich beſteht die hauptſächlichſte Ausfuhr dieſer Inſel in Zukker, wovon ſie, wenn der Handel nicht durch den Seekrieg geſperrt iſt, gegen 20,000 Orhoft jährlich abſetzt. Der gröſte Theil davon wird ins Mutterland geſchickt; nur ein geringer Theil geht, verſteht ſich in Friedenszeiten, nach Nordamerika, und man tauſcht dagegen Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Käſe, Getreide, Dielen, Pech, Theer u. dgl. ein. Der hier bereitete Rum, wovon bei günſtigen Handels-Conjuncturen jährlich 4000 Orhoft ausgeführt werden, wird bekanntlich höher geſchätzt, als irgend ein anderer. Indigo wurde vormals häufig gebauet, hat aber den viel einträglichern Zuckerplantagen weichen müſſen, deren Anzahl ſich im Jahre 1803 über 1300 belief. Auch Cacao und Kaffee wird ausgeführt, doch iſt der letzte nicht von beſonderer Güte. Die Jamaikaner ſenden auch eine beträchtliche Menge Piment, Ingwer, Apothekerwaaren, Confect, Mahagoni- und Manſchinellen-Bohlen nach England. Die Zahl aller hier befindlichen Anlagen beläuft ſich gegenwärtig, mit Ausnahme der Zuckerplantagen, ungefähr auf 2000, und es ſind 260,000 Negerſclaven erforderlich, um die Arbeiten in allen dieſen Anlagen zu verrichten.

Der Handel mit Campecheholz iſt gleichfalls ſehr bedeutend. Ehemals fällten die Engländer dieſes Holz an der Campeche-Bay, an der nördlichen Seite der Halbinſel Jukatan. Nachdem ſie aber um die Mitte des 18ten Jahrhunderts von da durch die Spanier vertrieben waren, legten ſie an der Honduras-Bay, an der ſüdlichen Küſte derſelben Halbinſel, eine Colonie an, wo ſie durch ein Fort gedeckt waren, das aber nachher, in Folge eines Friedensartikels, demolirt werden mußte.

Die Campecheholz-Fäller beſtehen aus zuſammengelaufenem Geſindel aus allen Theilen von Nordamerika. Sie führen ein freies, geſetzloſes Leben; denn obgleich ſie aus ihrem Mittel einen ſogenannten König wählen, ſo leiſten ſie ihm doch keinen Gehorſam. Ihre Anzahl beläuft ſich auf 500, und ſie gehen nie anders als bewaffnet. Die Gegend, die ſie gewöhnlich zum Aufenthalte wählen, iſt ſehr moraſtig, die Luft mit Mosquitos und die Gewäſſer mit Alligatoren angefüllt. Indeſſen ſcheint das zügelloſe und dabei gewinnreiche Le-

ben

ben diese Leute mit allen Mühseligkeiten ihres Geschäfts und mit der Schädlichkeit des Clima ausgesöhnt zu haben.

In der trocknen Jahrszeit, wo sie das Campecheholz fällen, gehen sie eine gute Strecke landeinwärts, um es aufzusuchen. Ist das Geschäft des Fällens beendiget, so kehren sie zurück. Sobald nun die nasse Zeit kommt, wo das ganze Land überschwemmt ist, so kennen sie noch genau die Stellen, wo das gefällte Holz liegt, welches vermöge seiner Schwere untersinkt, aber leicht wieder heraufgebracht wird, indem ein einziger Taucher große Stücke davon emporheben kann. Dann wird das Campecheholz mit Hülfe der Ueberschwemmung in einen Fluß, und so weiter nach demjenigen Hafen gebracht, wo die zu diesem Handel bestimmten Schiffe bereit liegen. Gewöhnlich wird es durch nordamerikanische Schiffe fortgebracht, welche ihre mitgebrachten Güter in Jamaika verkaufen.

Ungleich vortheilhafter, besonders in Kriegszeiten, ist der Handel zwischen Jamaika und der spanischen Macht, der alsdann nur Schleichhandel seyn kann. Dieser wird auf folgende Art getrieben: Wenn das Jamaikanische Schiff mit Negern und Produkten der Insel beladen ist, geht es nach Monkey-Key, ungefähr 4 Meilen von Portobelo, auf der Südküste der spanischen Terra firma. Sogleich nach seiner Ankunft wird eine der spanischen Sprache kundige Person ans feste Land geschickt, um den Kaufleuten in Portobelo einen Wink zu geben. Auf gleiche Weise werden die Kaufleute in Panama so schnell als möglich benachrichtiget. Diese reisen nun ohne Zeitverlust, als Bauern verkleidet, ab, und führen ihr Geld in irdenen Gefäßen bei sich, die sie oben mit Mehl überdecken, um die Gerichtsdiener zu hintergehen. Dann halten sie sich mehrere Tage am Bord der Schiffe auf, wo sie sehr artig aufgenommen und vortrefflich bewirthet werden. Bey ihrer Abreise nehmen sie das Erhandelte mit, es seyen Negersklaven oder trockne Waaren, welche letztern so eingepackt werden, daß ein einziger Mensch sie tragen kann. Zugleich versieht man sie reichlich mit Vorrath für ihre Rückreise.

Dieser Handel dauert in der Regel 4 bis 6 Wochen. Kann aber die ganze Ladung an diesem Orte nicht losgeschlagen werden, so steuern die Schiffe nach einem andern Hafen, the Brew genannt, ungefähr 5 Meilen von Carthagena, wo sie für den Ueberrest ihrer Güter leicht Absatz finden.

Zu der Zeit, da diese Art des Handels recht in Flor war, konnte es keine vortheilhaftere geben, weil die Zahlungen sogleich baar in klingender Münze geleistet werden mußten, und weil sich die Güter so zu einem

einem höhern Preise, als auf irgend einem andern Markte, verkauften. Aber schon seit mehr als 20 Jahren haben ihn die Spanier bei schwerer Strafe verboten, und wenn die Guards Costa's (Küstenwächter) diese Schleichhändler ertappen, behandeln sie dieselben fast wie Räuber.

Dieser Handel, verbunden mit den Prisen, welche in Kriegszeiten auf Jamaika eingebracht werden, (denn unter allen englischen Inseln hat diese zum Kapern die bequemste Lage) gab von jeher Veranlassung zu einem unermeßlichen Zusammenfluß von Schätzen. Schneller als sonst irgendwo konnten hier große Reichthümer erworben werden, und die hiesigen Kaufleute zeigten in ihren Equipagen, Kleidern, Hausgeräth und an ihren Tafeln einen Aufwand, der in jedem andern Lande Dürftigkeit und Banquerotte zur Folge haben müßte. Daher pflegte sich auch das erworbene Geld niemals bei ihnen aufzuhalten, indem ungeheure Summen nach Nordamerika und Europa giengen, wofür die verschiedenen Gegenstände des Luxus und der Bequemlichkeit eingehandelt wurden. Einen eben so reichen Abfluß des Geldes verursachen die Negersclaven, wovon sie noch in den letzten Jahren eine jährliche Zufuhr von mehr als 6000 Köpfen bedurften, theils um ihren eigenen Abgang zu ersetzen, theils um die spanischen Märkte damit zu versehen.

Hannover. G. B.

Salat-Zubereitung.

Viele rohe oder unzubereitete Nahrungsmittel sind an und für sich dem Körper sehr zuträglich; aber sie verliehren diese gute Eigenschaft sehr oft durch die Art der Zubereitung ganz oder zum Theil.

Dies verdanken wir der Kochkunst und der Mode. Ja es scheint sehr oft, als habe man den Endzweck des Essens aus Liebe zum Gaumkitzel ganz übersehen.

Der Salat, Kopfsalat (Lactuca sativa), diese so allgemein beliebte Pflanze, liefert ein leicht verdauliches Nahrungsmittel, und ob sie gleich wenig nährenden Saft enthält, so hat sie doch eine kühlende und blutverdünnende Eigenschaft, und ist daher eine herrliche, zweckmäßige Speise in den Sommermonaten. Aber durch die Art der Genießbarmachung geht der größte Theil ihrer guten Eigenschaften verlohren.

Der

Der Salat wird unverdaulich, erhitzend oder reitzend.

Der Landmann und der gemeine Bürger schneidet seinen Speck in kleine Würfel; diese röstet er in einer Pfanne oder in einem Tiegel, bis die Fetttheile herausbraten, und fast zur Kohle gebraunte Stückchen übrig bleiben. Durch diese Behandlung verliehrt der Speck seine Milde, weil das Feuer die in ihm befindliche Fettsäure entwickelt. Sie ist es, die beim Ausbraten des Specks die Kehle und das Auge reitzt, oder, wie man im gemeinen Leben sagt, dämpft. Man kann es daher leicht errathen, daß die frei gewordene Säure den Magen reitzt, daß sich dieser Reitz noch weiter durch die Nerven fortpflanzt, und daß ein Theil derselben von dem Blute aufgenommen wird. Die in dem Salat befindlichen Säfte oder dessen übrigen Bestandtheile sind nicht vermögend, diese Wirkung zu überwiegen.

Gewöhnlich wird der ausgebratene Speck mit Milch und schalem Essig vermischt, und in diese Brühe der Salat geworfen, aber ganz unverhältnißmäßig gegen die Menge der Flüssigkeit. Man ißt eine solche Brühe mit, anstatt daß man Salat mit einer solchen Brühe angefeuchtet essen will. Wenn nun ein solches Gemische, das man sehr oft mit Löffeln, statt mit Gabeln, essen muß, in den Magen kommt, so laufen die wäßrigen Theile der Milch bald ab, und es bleibt ein Käse zurück, der, weil er mit dem Specke vereinigt ist, starke Verdauungskräfte erfordert. Man sieht es leicht ein, daß auch der Salat unter diesen Umständen der auflösenden Gewalt des Magensaftes Trotz bietet, und daß dessen kühlende und verdünnende Eigenschaften dem Körper wenig zu statten kommen, wenn zu gleicher Zeit eine reitzende Fettschärfe das Gegentheil bezweckt.

Die vornehmen Stände glauben ihre Sache besser zu machen, wenn sie statt des Specks Olivenöl (Baumöl) nehmen. Wir wollen dies zugeben, wenn das Olivenöl nicht ranzig ist; das Ranzigseyn ist nichts anders, als die durch das Altwerden entwikkelte oder freier gewordene Fettsäure. Ein solches Oel ist scharf, ätzend und reitzend. Also nur mildes frisches mildes Oel, vorzüglich Provenzer, ist zum Salat das unschädlichste. (Am besten ist das kalt ausgepreßte Provenzer Oel, welches jetzt mehr als sonst in Handel kommt. Das Buchnußöl und das Mohnöl sind ebenfalls gut, nur müssen sie frisch und kalt ausgepreßt seyn.)

Allein es beruht auch noch viel auf dem richtigen Verhältnisse des Oels und des Essigs zum Salat, wenn er leicht verdaulich seyn soll. Man darf nur wenig Oel nehmen, und nur so viel Essig, daß dadurch der Salat bloß angefeuchtet wird; keineswegs

aber

aber in der Brühe schwimmet. Weil aber der Salat ohne vieles Oel den wenigsten Liebhabern schmecken will, so sündigen die mehrsten in der Menge des Oels, oder sie nehmen zu viel Essig, um den Salat schlüpfrig zu machen. Um beides zu verhüten, so nehme man die Dotter aus einem hart gekochten Ei, oder aber auch rohes Eierdotter, rühre dieses unter die zum Salat bestimmte Menge Essig, und man wird den Mangel an Oel nicht bemerken.

Ein auf diese Art bereiteter Salat ist leicht verdaulich, und man kann eine ansehnliche Portion davon essen, ohne dem Magen zu schaden und Unbequemlichkeiten zu bemerken. Aber wenn zu viel Oel genommen wird, so wird die Unverdaulichkeit des Salats durch öfteres Aufstoßen sich bald anmelden, und dies um so mehr, wenn das Oel ranzig war, welches das gemeine oder grüne Baumöl ist.

Als Gemüse gekocht, wird der Salat leichter verdauet, auch nährt er dann besser. Uebrigens schreibt man ihm, so wie dem Mohn (doch im geringern Grade) eine schlafmachende Kraft zu, daher er auch schon von den Alten gern des Abends gegessen wurde.

H. F. E. D.

Glasschnitt.

Auf dem Lande kommt bisweilen der Fall vor, daß man geschwinde ein gerade geschnittenes Stück Glas nöthig hat. In Ermangelung eines Diamants oder auch scharfen Feuersteins, kann man Glas auf folgende Weise zerschneiden. Man bindet einen in Terpentin genetzten Faden, oder auch einen Schwefelfaden, gehörig um das Glas, zündet ihn an und löscht ihn nachher mit etlichen Tropfen kalten Wassers ab. Auch läßt sich Glas mit einer ziemlich starken Papierscheere, tief unter dem Wasser gehalten, nach jedem Modell schneiden, so wie in jedem andern luftleeren Raum, nur wird der Rand etwas rauh.

H. F. E. D.

Druckfehler. Im 62ten Stück dieses Magazins S. 977 in der Anmerkung lese man 1805 statt 1705 und S. 979 in der Anmerk. 1703 statt 1803.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

65tes Stück.

Montag, den 14ten Auguſt 1809.

Schilderungen

der durch die Revolution veränderten Sitten und Lebensart der Franzöſiſchen Nation, nach den ſechs Jahrgängen des Almanach des Gourmands, (1803-1808.)

Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

So frivol der Titel, und zum Theil auch der Inhalt des Almanach des Gourmands iſt; ſo verdient er doch von den ernſthafteſten Männern geleſen zu werden. Es herrſche nämlich nicht blos in allen Theilen ein höchſt originaler, mehr durch Heiterkeit als Schärfe anziehender Witz, ſondern er liefert auch ſolche Gemälde der Sitten und Lebensart im neuen Frankreich (la nouvelle France), dergleichen meines Wiſſens kein anderes gebildetes Volk in neuern Zeiten aufzuweiſen hat. Dieſe Sittenzüge ſind es vorzüglich, welche mich bewogen haben, das deutſche Publikum mit einem Buche bekannter zu machen, das in Frankreich das größte Aufſehen erregte, in Deutſchland aber, wie es ſcheint, wenig oder gar nicht bemerkt worden iſt.

Der Verfaſſer des A. d. G. iſt Mr. Grimod de la Regnière, ein in Frankreich auch ſonſt rühmlich bekannter Schriftſteller. Ein Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich auf der Rückſeite des Schmutztitels zum fünften Jahrgange des A. d. G. Unter den übrigen Schriften des Hrn. de la R. ſind die Reflexions philosophiques sur le Plaisir die einzige, welche mehrere Auflagen erfahren hat. Herr de la R. ſtammt aus einer angeſehenen und reichen Finanz-Familie ab. Er habe, ſagt er ſcherzend in der Vorrede zum erſten Jahrgange des A. d. G., mehr Grund und Hülfsmittel, als viele andere, zur Herausgabe eines Almanach des Gourmands, weil er der Sohn eines Vaters ſey, der ſich bei einer der prächtigſten Tafeln in Paris durch ſeine außerordentliche Mäßigkeit

ausgezeichnet habe, und der Abkömmling eines Großvaters, der auf dem Bette der Ehren, das heißt, an den Folgen einer Indigestion gestorben sey, welche er sich durch den unmäßigen Genuß einer Pastete zugezogen hatte. Die Revolution raubte Hrn. de la R. wie so vielen andern Reichen, den größten Theil seines Vermögens. Einer glaubwürdigen Nachricht zufolge unterschied sich Hr. de la R. von seiner ersten Kindheit an nicht bloß durch eine eigenthümliche Laune, sondern auch durch eine eigenthümliche Art zu leben und zu handeln.

Der V. vermuthete gar nicht, daß sein A. d. G. ein so außerordentliches Glück machen würde, als er wirklich machte. Der erste Jahrgang mußte in kurzer Zeit zwei Mahle, und die beiden folgenden Jahrgänge ein Mahl neu aufgelegt werden. Alle Französische Monatsschriften erwähnten desselben mit mehr oder weniger schmeichelhaften Lobsprüchen: eine einzige ausgenommen, die weder Lebende noch Todte schont. Diese nannte den A. d. G. die Schande der Französischen Literatur. Mehrere erlauchte Personen, unter diesen der Erzkanzler des Französischen Reichs, ließen den Verfasser ihres lebhaftesten Beifalls versichern. Bevor der fünfte Jahrgang erschien, waren zwei und zwanzigtausend Exemplare der vorhergehenden Jahrgänge abgesetzt a) „Das kleine Buch, sagt der Verfasser in der Vorrede zum fünften Jahrgange, ist nicht bloß das Breviarium der Gourmands, und die Unterhaltung der Weltleute geworden, sondern hat sogar vor den Augen der mäßigsten Menschen Gnade gefunden: ein Ruhm, der unstreitig am schwersten zu erlangen war."

Unterdessen haben nicht alle Theile des A. d. G. in den Augen derer, welche ihn nicht als eine Anleitung oder als ein Gesetzbuch der Gourmandise betrachten, einen gleichen Werth. Der erste Jahrgang ist in allen Rücksichten den fünf folgenden sehr weit vorzuziehen. Der V. verschwendete an dem ersten Jahrgange nicht bloß die besten Schätze seines Witzes und seiner frohen Laune, sondern er schilderte auch darin die Sitten und Lebensart seiner Zeitgenossen mit eben so kühnen als neuen Zügen; und ich trage deswegen kein Bedenken, diesen ersten Jahrgang den größten Meisterstücken des Französischen Witzes an die Seite zu setzen. b) Selbst der Inhalt, die

Ein-

a) V. p. IX.

b) Der V. selbst sagt von dem ersten Jahrgange: III. pag. IX. Nous ne pouvons nous dissimuler cependant, que c'est principalement la gaîté, qui regne dans notre premier volume, qui en a déterminé le succès, und IV. p. XIII. Le premier volume de cette collection pouvoit être regardé, comme une debauche d'esprit, noyée dans les flots d'une inaltérable gaîté.

Digitized by Google

Einrichtung und der Ton des ersten Jahrganges weichen von den folgenden Theilen merklich ab. Die größere Hälfte des ersten Jahrganges ist nach den Monaten abgetheilt; und bei jedem Monat werden auf die launigste Art alle Herrlichkeiten aufgezählt und beurtheilt, welche derselbe für die Tafel liefert. Die zweite Hälfte enthält ein Itineraire nutritif ou Promenade d'un Gourmand dans divers Quartiers de Paris, in welchem die verschiednen Stände, und die größten, oder doch bedeutenden Männer des Gaumens in der Hauptstadt angeführt und gerichtet werden. c) In beiden Hälften ist der Ton so glücklich getroffen, daß man ihn sowohl in den Nachrichten als in den Urtheilen für eine beständige Persiflage der Gourmands und Gourmandise des neuen Frankreichs halten kann.

Schwerlich hatte der V. bei der Ausarbeitung des ersten Jahrganges die Absicht, jährlich ein ähnliches Bändchen folgen zu lassen; d) oder wenn er einen solchen Gedanken hegte, so glaubte er, daß er den ersten Jahrgang, verbessert und ergänzt, werde abdrucken lassen können. Als er die letztere Idee seinem Verleger mittheilte, erklärte dieser auf das bestimmteste, daß ein wieder aufgewärmtes Mittagsessen nicht nach dem Geschmack der Gourmands sey, daß man vielmehr lauter neue Gerichte auftragen müsse. e) Der Verfasser gab seinem Verleger um desto eher nach, da man bei Arbeiten dieser Art wenig oder gar nichts auf den dadurch erworbenen oder zu erwerbenden literarischen Ruhm rechnen könne. Er fühlte gleich, daß es unmöglich sey, so fortzufahren, als er angefangen habe, ohne in schaale oder erkünstelte Witzeleien zu fallen. Er entschloß sich daher, seine Leser, denen er die Blüthe seines Gegenstandes vorgelegt hatte, allmählich auch mit den Früchten zu beschenken, und die Gourmands zu unterrichten, wenn er sie nicht amüsiren könne. f) Um diesen Zweck zu erreichen, wählte er ausgesuchte Bruchstücke aus der Morale et philoso-hie gourmande, Notizen über einheimische und auswärtige Nahrungsmittel, die Tafel betreffende Poesieen und Briefe, Abschnitte aus der Geographie der Tafel, Entdeckungen, die im vorhergehenden Jahre für den Gaumen gemacht worden, allerlei Anekdoten, kurze Lebensbeschreibungen berühmter Gourmands, vorzüglich Recepte für neue Gerichte und Brühen. Der grose Werth, den der V. auf die Bekanntmachung von neun Recepten legte, änderte die ursprüngliche Richtung seines Almanachs gänzlich.

c) Les états de bouche, les grands hommes de bouche,
d) VI. p. VIII.
e) II. p. IX-XI.
f) V. p. X.

Er ward Lobredner und Beförderer der Gourmandiſe, welche er anfangs mehr zu verſpotten als zu empfehlen geſchienen hatte. Das Publikum ließ ſich alle Veränderungen des Verf. gefallen, und nahm die fünf folgenden Jahrgänge faſt eben ſo günſtig als den erſten auf.

Nach den Verſicherungen des Hrn. de la R. iſt das Itineraire nutritif derjenige Theil ſeines Werkchens, der für die meiſten Leſer das größte Intereſſe hatte. g) Dies bewegte ihn, vom Jahr 1805 an jährlich eine ſolche Anweiſung für die Liebhaber der Tafel erſcheinen zu laſſen. Gewiß iſt das Itineraire nutritif derjenige Artikel des Almanachs, der dieſem den größten Ruf und den ſtärkſten Abſatz verſchafft, dem Verfaſſer die meiſten genießbaren Geſchenke zugezogen, und ihn ſammt ſeinen Gehülfen zum höchſten Richter über alle Stände und Männer des Gaumens erhoben hat. h) Das Lob und der Tadel, welche der Verf. im erſten Jahrgange über viele Perſonen ausgeſprochen hatte, war den Gelobten ſo vortheilhaft, und den Getadelten ſo nachtheilig geworden, daß gleich nach der Erſcheinung deſſelben viele Artiſten und Kaufleute Proben ihres Kunſtfleißes oder ihrer Waaren an ihn einſandten, um eine ehrenvolle Erwähnung zu erhalten. i) Er ſelbſt war nicht im Stande, und glaubte ſich auch allein nicht tüchtig genug, über den Werth oder Unwerth der Legitimationen zu entſcheiden. So nannte er die eingeſchickten Proben, weil die Abſender ſich dadurch gleichſam bei dem Jury degustateur legitimirten, welchen er zu errichten für nöthig fand. Dieſes hohe Gericht beſtand von Anbeginn an aus einer unbeſtimmten Anzahl von erprobten Gourmands, die ihre Zähne viele Jahre geübt hatten, und gleichſam unter dem Harniſch der guten Tafel grau geworden waren. k) Er verabredete ſich mit den Mitgliedern dieſes

g) VII. 138. VI. p. IX. und 219.

h) VI. p. VI. . . ce Jury degustateur, qui règle maintenant à Paris les destinées de la republique Gourmande.

i) II. p. XVI-XXII.

k) V. 81. Dans ces circonstances, nous crûmes donc devoir appeller à notre aide quelques foncés Gourmands, dont les machoires exercées depuis de longues années, et blanchies en quelque sorte sous le harnois de la bonne-chère, ne fussent étrangères à aucun des produits de l'art alimentaire; et dont le palais, par son tact, sa finesse et sa susceptibilité valût à lui seul un aréopage.

Digitized by Google

dieſes Jury, daß ſie ſich an jedem Mittwoch in ſeinem Hauſe verſammeln, die vorhandenen Legitimationen prüfen, und nach gehöriger Prüfung ihr Urtheil fällen wollten. l) Die wöchentliche Verſammlung beſteht nie aus mehr, als zwölf, und nie weniger, als fünf Mitgliedern. Der Präſident ſammelt die Stimmen; der beſtändige Secretair, Hr. de la R., zeichnet die Urtheile kurz auf, und legt ſie in der nächſten Sitzung dem Präſidenten zur Unterzeichnung vor. Auch Damen beehren die Zuſammenkünfte des Jury degustateur mit ihrer Gegenwart; doch haben ſie keine entſcheidende, ſondern bloß eine conſultative Stimme. m) Die Entſcheidungen des Jury ſind um deſto unparteiiſcher, da die Richter einen jeden nach ſeinen Werken richten, und alles koſten und ſchätzen, ohne den Namen der Urheber oder Einſender zu kennen. n) Dieſe Ausſprüche werden nach Beſchaffenheit der Umſtände bald denen, welche es angeht, insbeſondere, bald öffentlich im nächſten Jahrgange des Almanachs bekannt gemacht. Schon der erſte Theil des Almanachs erhielt ein unglaubliches Anſehen, ſowohl unter den Gourmands, als unter allen Ständen des Gaumens. In den letztern erregte er einen bisher unerhörten Wetteifer, und trug dadurch nicht wenig zu den ſchnellen Fortſchritten der Kunſt bei. o) Das Zutrauen des Publikums zum A. d. G. nahm mit jedem Jahre zu. Man wählte ihn zum Führer bei dem Einkauf aller verzehrbaren Dinge; und ſein Lob oder Tadel vernichtete oder ſchuf, und ſtellte den Ruhm manches Artiſten und Kaufmanns wieder her. p) Wenn bisweilen, was nicht ganz zu vermeiden iſt,

l) ib. S. 83.

m) VI, 171.

n) ib. 220 - 25. p.

o) V. 79. L'apparition de la première année de l'Almanach des Gourmands, a produit sur tous les états de bouche de la capitale, des effets, dont il est presqu' impossible de se former une idée, lorsqu'on n'a pas eu le bonheur d'en être le temoin. Elle y a excité une émulation jusqu'alors inconnue, et développant le talent, l'amour de la gloire et la soif des succès chez la plupart des artistes, elle a fait faire en très-peu de tems un grand pas à l'art de la gueule.

p) VI. 222. L'Almanach des Gourmands, depuis cinq ans, qu'on le puplie chaque année, a déja fait, détruit, et renouvellé plus d'une réputation. La confiance, que le Public a bien voulu prendre dans nos jugemens, est devenue la mesure de celle, qu'il a pour les artistes,

ist, die verkäuflichen Waaren von Artisten und Kaufleuten nicht mit den eingesandten Proben übereinstimmen, und dieses dem V. gemeldet wird; so übt er nach genauer Untersuchung der Sache die strengste Gerechtigkeit aus, und kündigt den Schuldigen im nächsten Almanach als einen Mann an, der den Jury degustateur compromittirt, und das Publikum hintergangen habe. Diese Strafe ist um desto ernstlicher, da es in Paris viel schwerer ist, einen verlohrnen guten Ruf wieder zu erlangen, als sich zuerst eine Reputation zu machen. q) Weil der Werth von Kunst-Produkten und Waaren so veränderlich ist; so steht der A. d. G. nie länger als Ein Jahr für die Richtigkeit seiner günstigen Urtheile ein. Artisten und Kaufleute also, denen daran gelegen ist, das einmal erhaltene Lob zu behaupten, müssen sich jährlich mit einer Legitimation einstellen. r) Weder Hr. de la R. noch das hohe Gaumen-Gericht machen diese Forderung aus Eigennutz, sondern aus bloßem Eifer für die Kunst. Das letztere, was sich im Kosten für das gemeine Beste zwei und funfzig Mahle im Jahre der Gefahr von Indigestionen aussetzt, hat gar keinen Grund, zu wünschen, daß die Legitimationen sich über die Zahl vermehren mögen, die zur Beförderung der Kunst nothwendig sind. s) Eben so wenig Hr. de la R. Wenn der Legitimationen auch noch so viel sind, so machen doch sie allein nie ein vollständiges Mittagsessen aus. Der V. opfert bei der wöchentlichen Bewirthung seiner Amtsgehülfen gern einen Theil des geringen Honorars auf, was ihm der A. d. G. abwirft, bloß um den Ruhm der Kunst, die Ehre der Artisten, und das Vergnügen der Genießer oder Liebhaber zu befördern. Wenn diese Versicherungen aufrichtig sind, so kann man es bloß aus dem edeln Verlangen, sich viele Menschen zu verpflichten, erklären, daß der V. in seinem trinéraire nutritif so viele Kaufleute und Artisten nennt, die nicht zu den eigentlichen Ständen des Gaumens gerechnet werden können: z. B. die Apothécaires, Couteliers, Tabletiers, die Besitzer von Magazins de Meubles, Marchands de Draps, Teinturiers,

tistes, et fournisseurs en bonne-chère, en boissons, liqueurs, sucreries etc. Il a pris l'Almanach des Gourmands pour guide dans toutes ses emplettes alimentaires, et nous osons dire, que nous ne l'avons presque jamais trompé.

q) VI. 226.

r) VI. 190.

s) VI. 165. 226.

riers, Fabricans de lampes, Parfumeurs, die Erfinderinn der Couleurs luridoniques, Physiciens, Opticiens, die Verkäufer der Sachets d'Arnoult und Imprimeurs. Es ist zu verwundern, daß die freimüthigen Urtheile des V. über die Geschicklichkeit von Areisten, und über den Werth mancher Waaren ihm keine Unannehmlichkeiten zugezogen haben. Noch mehr zu verwundern aber ist es, daß ihm der harte Tadel und der bittere Spott über das Betragen und den Charakter mehrerer Personen, besonders Frauenzimmer, ungestraft hingegangen sind. t) Man sieht nicht ab, wie Herr de la R. diesen Tadel und diesen Spott über Eigenschaften, die mit den genannten des Gaumens in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, mit der ächten Französischen Urbanität vereinigen konnte, von welcher er ein so großer Lobredner ist.

Schon in den beiden ersten Jahrgängen kommen einzelne zerstreute Züge, ja selbst ausführliche Schilderungen ächter Gourmands vor; am meisten in den Zueignungsschriften an die Herren d'Aigrefeuille und Camerani, unter welchen er den Ersten zum König, den Andern zum Vice-König des großen Reichs der Gourmands ausruft. In der letztern heißt es unter andern: ein ächter Gourmand ist nicht bloß derjenige, der mit Tiefe, Wahl, Nachdenken und Sensualität ißt: der niemals weder auf seinem Teller noch in seinem Glase etwas übrig läßt: der weder seinen Amphitryo durch abschlägige Antworten, noch seinen Nachbar durch Anwandlungen von Enthaltsamkeit betrübt. Nein! er muß mit dem stärksten Appetit (an pus strident appétit) die frohe Laune verbinden, ohne welche das große Gastmahl nicht viel mehr, als ein trauriges Todtenopfer ist. Stets zu Repartien bereit, muß er alle Sinne, womit die Natur ihn begabt hat, in beständiger Thätigkeit erhalten. Endlich muß sein Gedächtniß mit einer Menge von interessanten Anekdoten und unterhaltenden Erzählungen geschmückt seyn, welche er in die Zwischenräume der Gänge, o er des Wechsels der Gerichte einschiebt, damit die mäßigen Leute ihm seine Eßlust verzeihen."

t) J. B. IV. 155. 164 199. V. 160. VI. 231.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eisen-

Eisen-Rost.

Da das gemeine Baumöhl, anstatt die Eisenwaaren für den Rost zu schützen, dieselben mehr verunreinigt, und wo man es nicht sorgfältig wieder abreibt, nur desto größere Neigung zum Rost verursacht: so läutere man dasselbe auf folgende Art: Man gieße in eine Menge Baumöhl 3, 4 bis 5mal fließend Blei, daß es sich darin abkühle, wodurch das Baumöhl diejenige Schärfe verliert, welche dem Eisen nachtheilig ist. Dieses Mittel hat ein mit Eisenwaaren handelnder Kaufmann gebraucht, und zum Nutzen seiner Mitmenschen bekannt gemacht.

L. F. D.

Anfrage.

C. C. Robin sagt im 3ten Theil seiner Reisen durch die westindischen Inseln nach Louisiana und dem westlichen Florida, in den Jahren 1802 bis 1806, im Lande der Atakapas im Canton der Opelousas würde die Wolle der Schafe für nichts gerechnet, und gewöhnlich weggeworfen, weil man nur Zeuge von Baumwolle und spanischem Bart trüge. Der Herausgeber dieser Reisen führt hierüber in einer Anmerkung folgendes an:

„Barbe espagnole, oder spanischer Bart ist ein Moos, das getrocknet, seine äussere Haut verliert, und einen feinen Faden zurücklässt, dessen Schwärze und Spannkraft so viel Aehnlichkeit mit dem Haar hat, daß man es leicht damit verwechseln kann. Es wächst in ganz Louisiana wild in den Wäldern, und ward von Robin häufig an dem Baume gefunden."

Welches ist der eigentliche botanische Name dieses Mooses, wo findet man eine umständlichere Nachricht darüber? Sollte solches nicht auch bei uns fortkommen, und nützlich und vortheilhaft zum Manufakturgebrauch verwendet werden können? Hierüber wünscht man in diesen Blättern belehrt zu werden.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

66tes Stück.

Freitag, den 18ten Auguſt 1809.

Schilderungen

der durch die Revolution veränderten Sitten und Lebensart der Franzöſiſchen Nation, nach den ſechs Jahrgängen des Almanach des Gourmands, (1803-1808.)

Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

(Fortſetzung.)

Erſt im Anfange des dritten Jahrganges giebt Hr. de la R. genauere Erklärungen der Wörter Gourmand und Gourmandiſe. „Nach dem Wörterbuch der Franzöſiſchen Akademie iſt Gourmand mit Glouton und Goulu gleichbedeutend, ſo wie Gourmandiſe mit Gloutonnerie. Dieſe Definition ſcheint mir nicht richtig. Mit den Beiwörtern glouton und goulu muß man bloß die Unmäßigkeit und die unerſättliche Gierigkeit bezeichnen. Der Ausdruck Gourmand hat ſeit einigen Jahren in der feinern Welt eine viel weniger ungünſtige, man kann ſelbſt ſagen, eine edlere Bedeutung erhalten.“

„Ein Gourmand iſt nicht bloß ein Weſen, was die Natur mit einem trefflichen Magen und einem ſtarken Appetit begabt hat, denn alle ſtarke und geſunde Menſchen ſind in dieſem Fall; ſondern er verbindet auch mit dem erwähnten Vortheil einen gebildeten Geſchmack, der vorzüglich in einer feinen, durch lange Erfahrung gereiften Zunge beſteht. Alle ſeine Sinne müſſen in einer beſtändigen Harmonie mit dem des Geſchmacks ſeyn, denn er muß ſeine Biſſen erwägen, (il faut, qu'il raisonne ses morceaux) bevor er ſie an die Lippen bringt. Sein Auge muß daher durchdringend, ſein Ohr geſpannt, ſein Tact zart, und ſeine Zunge empfänglich und vielumfaſſend ſeyn. Aus allen dieſen folgt, daß ein Gourmand, welchen die Franzöſiſche Akademie als ein Weſen aus gro-

groben Stoffe beschrieb, im Gegentheil eine Person ist, die vermöge ihres Standes einen hohen Grad von Empfindlichkeit besitzt. Nur die Gesundheit des Gourmand muß dauerhaft seyn."

„Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß die beständige Aufmerksamkeit, welche der Gourmand auf alle Theile der Eßkunst oder Nahrungskunst, als sein einziges Ziel, zu wenden hat, aus ihm einen materiellen und beschränkten Menschen mache. Im Gegentheil scheint es mir, daß er viel mehr Mittel, als andere habe, um sich liebenswürdig, und sich von mäßigen, meistens neidischen Menschen, die Vorzüge seines Geschmacks und seiner Eßlust verzeihen zu machen."

„Der Abbé Roubaud ist in seinen Synonymen, den Gourmands schon etwas günstiger, als die Akademie. Er vergleicht den Gourmand mit den verschiedenen Graden von Vielfressern, dem Goinfre, dem Goulu und Glouton, und sagt von dem erstern: Der Gourmand ißt gern, und gut. Er muß essen, aber nicht ohne Wahl. — Als der Abbé dieses schrieb, spielten die Gourmands noch nicht eine solche Rolle in der Welt, als jetzt. Sie genossen bei weitem nicht die Achtung, welche sie in unsern Zeiten erlangt haben, und die Gourmandise war noch nicht ein eigentlicher Stand geworden."

„Unterdessen fing man schon zu den Zeiten der alten Encyclopädie an, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die Encyclopädie definirte die Gourmandise als eine verfeinerte und unmäßige Neigung für eine gute Tafel. Roubaud tadelt diese Bestimmung, weil sie ein Merkmahl enthält, das eher den Leckerhaften (Friand) zukomme, der ausgesuchte Bissen liebt, auf diese sich gut versteht, und sie recht zu genießen weiß. Herr de la R. verwirft das Beiwort unmäßig, weil dieses eher auf Schlemmerei oder Gefräßigkeit, als auf Gourmandise passe."

„Was die Friandise betrifft, fährt der Verfasser fort, so muß sich die Bedeutung dieses Worts seit Roubauds Zeiten geändert haben, oder der genannte Sprachforscher hat sie auch nicht mit der Genauigkeit gefaßt, die sonst seine Definitionen auszeichnet. Mir scheint es, daß es mehr der Gourmand, als der Friand ist, der die guten Bissen liebt, sie recht kostet, und sich trefflich darauf versteht; und daß Friandise ganz besonders den Geschmack für alle Arten von Naschereien, vorzüglich von Süßigkeiten ausdrückt; so daß man sagen kann, die Rolle des Gourmand höre an einer gut besetzten Tafel mit den Entremets auf, und die des Friand fange mit dem Dessert an. a) Hieraus erhellt, wie

a) Der V. that schon im ersten Jahrgange den Ausspruch, den er in der Folge mehrere Mahle wiederhohlt: I. 113. Plus nous avançons dans l'été et

wie schwer es sey, daß eine Person beide Rollen übernimmt, und sich in allen Theilen eines Gastmahls von der Suppe bis zum Kaffee in gleichen Graden als Kenner und Liebhaber zeigt. Dies setzt eine Tiefe des Urtheils, und eine Allgemeinheit des Geschmacks voraus, die nur wenigen Menschen zu Theil werden. Unterdessen giebt es seltene Menschen, die sich in der Friandise nicht weniger als in der Gourmandise auszeichnen. Ein solcher war der berühmte Arzt Gastaldy, der mit dem doppelten Ruhm ins Grab stieg, Einer der ersten Gourmands, und Einer der besten Friands der Hauptstadt gewesen zu seyn."

Die von dem Verfasser gegebenen Erläuterungen müssen einen jeden deutschen Leser überzeugen, daß wir in unserer Sprache keine Wörter haben, die den französischen Ausdrücken Gourmand und Gourmandise genau entsprechen. Leckermaul und Leckerhaftigkeit haben eine viel eingeschränktere Bedeutung als Gourmand und Gourmandise, und zeigen besonders den großen Umfang der Eßlust nicht an, welche ein wahrer Gourmand besitzen muß.

Die hohe Achtung, in welcher die Gourmandise in Paris steht, kann man allein aus den großen, lauten, und oft wiederhohlten Lobsprüchen abnehmen, welche der Verfasser manchen vornehmen, berühmten und angesehenen Männern als Gourmands vom ersten Range ertheilt. Auf diese Art lobt der Verfasser den ehemaligen zweiten Consul, jetzigen Erz-Reichskanzler Cambaceres, b) dessen ersten Haushofmeister Mr. d'Aigrefeuille, ci-devant Procureur-général de la cour des aides de Montpellier etc. c) Herrn von Haller, d) den Doctor Gastaldy, ersten Präsidenten des Jury degustateur, e) dessen Nachfolger Grimod de Veneuil, ancien contrôleur provincial des postes etc. f) die illustre société du Mercredi u. s. w. g). Der Reichs-Erzcanzler und Herr von Haller wer-

et plus nous parcourons une saison ingrate pour la bonne-chère; car l'homme véritablement digne du titre de Gourmand, ne regarde guères les legumes et les fruits, que comme des moyens de se recurer les dents, et de se rafraichir la bouche, et non comme des productions capables d'alimenter un strident appetit.

b) I. 173. 174. II. 73.

c) I. p. V-VII.

d) IV. 38.

e) IV. 298-302. V. p. VI.

f) VI. p. V.

g) III. 270. 71. IV. p. VI.

den als die ersten Amphitryone oder Mäcenen der Gourmands gepriesen, und man würde Hrn. de la R. es nicht verziehen haben, wenn er nicht schon im ersten Jahrgange der Tafel des zweiten Consuls als derjenigen erwähnt hätte, die nach dem Urtheil der gültigsten Kenner die ausgesuchteste und gelehrteste in Paris sey. h) Ein Mr. des Androuins bestellte bei einem der vornehmsten Weinhändler und Restaurateurs in Paris, Tallieur, ein Mittagsessen, wofür er auf den Kopf drei Louisd'or ohne Wein zahlte. Der damahlige Consul Cambaceres, Einer der Eingeladenen, war mit dem Diner so sehr zufrieden, daß er, wie man versicherte, in einer Anwandlung von Enthusiasmus zu dem Unternehmer sagte: Man speist nicht besser bei mir, als wir heute bei Ihnen gegessen haben. i) Der Doctor Gastaldy hatte ein solches Ansehen unter den Mitgliedern des Jury degustateur, daß seine Stimme immer entschied, und der Jury degustateur in wichtigen Fällen keinen Ausspruch zu thun wagte, wenn er nicht gegenwärtig war. Er aß sehr langsam, und saß nie weniger als vier Stunden zu Tische: welche Stunden er zum Vortheil der Kunst auf das nützlichste anwandte. Er starb vor der Zeit, weil er nach einem Anfall von Schlag früher, als er seinen Freunden versprochen hatte, die großen Tafeln in der Stadt wieder zu besuchen anfing, und eines Tages bei dem Cardinal de Bellon, aller Warnungen dieses vornehmen Geistlichen ungeachtet, drei Mahle von einem vor ihm stehenden Lachse aß. Der unmäßige Genuß dieses Lachses zog ihm eine Indigestion, und die Indigestion einen tödtlichen Anfall von Apoplexie zu. k) Zu den Verdiensten seines Nachfolgers, Mr. Grimod de Verneuil, rechnet Hr. de la R., daß er in seinem sieben und siebenzigsten Jahre die tiefste Theorie mit einer beständigen Praxis verbinde: daß er einen Appetit ohne Gränzen, einen Magen, den keine Indigestionen erschüt-

h) Cependant l'on auroit à nous reprocher notre silence, si nous ne citions point ici la table du second Consul Cambacères, comme la plus distinguée, la meilleure, la plus recherchée, et la plus savante de Paris, au gré des plus érudits connoisseurs.

i) II. 73. . . . qu'on assure, que dans un transport d'enthopsiasme, il dit à l'entrepreneur: Mr. Tailleur, on ne diue pas mieux, que cela, chez moi. Quel éloge en peu de mots!

k) IV. 302. Il se servoit, pour la troisième fois, d'un excellent plat de saumon . . . lorsque le Prélat, qui s'en apperçut, le reprit tendrement de son imprudence, et fit enlever ce sujet de convoitise . . . Mais hélas! il étoit trop tard.

schütterten, und einen Kopf beſitze, der durch den reichlichſten Genuß der beſten Weine nie wankend gemacht werde. Die illustre société des Mercredis beſteht aus ſiebenzehn Perſonen, die ſeit vier und zwanzig Jahren an jedem Dienſtage zuſammenkamen, um gemeinſchaftlich ihre Koſtkräfte zu üben, l) denen während dieſer langen Zeit nichts entwiſcht iſt, was den Gaumen ehren, oder auf eine würdige Art kitzeln kann: deren Appetite ſich in allen Arten von Genüſſen nie aufgehalten oder geſchwächt haben: deren beſtändig reiner Geſchmack nie abgewichen iſt: deren bewundernswürdiger Tact den größten Köchen ſtets zur Richtſchnur gedient, und deren Ausſprüche in allem, was die Tafel angeht, ein ſolches Anſehen haben, daß die Sammlung derſelben die vollkommenſte Geſetzgebung der Tafel in Europa ausmachen würde. Zu den letzten Bereicherungen der Kunſt, welche man der erlauchten Dienſtags-Geſellſchaft zu danken hat, gehört eine neue Art, große nicht ganz junge Puter zu bereiten. Man aß bis zum J. 1803 die mit Trüffeln gefüllten Puter nicht anders, als gebraten. Die Geſellſchaft that dem Reſtaurateur Le Gacque, bei welchem ſie ſich verſammelt, den Vorſchlag, daß er ihr am bevorſtehenden St. Martinstage nicht eine dinde aux truffes rotie, ſondern braisée vorſetzen möchte. Der Künſtler trug eine Zeitlang Bedenken, von den erſten Grundſätzen der Küche abzuweichen. Der Präſident der Geſellſchaft räumte alle dieſe Bedenklichkeiten weg. Der Verſuch ward gemacht, und gelang über alle Erwartung. Von dieſer Zeit an macht eine dinde aux truffes braisée eine der erſten Zierden der großen Tafeln in Paris aus. m)

Die Kochkunſt war in Frankreich ſchon lange vor der Revolution eine wahre National-Kunſt. n) Beſonders hatte die Hauptſtadt den verdienten Ruhm, daß man in ihr am beſten eſſe, und daß ſie alle gebildete Völker der Erde mit den geſchickteſten Köchen verſorge. o) So gewiß aber auch die Pariſer Küche die erſte in Europa war, ſo war ſie doch noch ſehr weit von derjenigen Vollkommenheit entfernt, welche ſie jetzt erreicht hat. Die Revolution beförderte die Künſte des Gaumens in eben dem Grade, in welchem ſie den meiſten übrigen Künſten Abbruch that.

l) IV. p. VI. qui . . . exercent chaque semaine, en commun leurs facultés degustatrices. . .

m) II. 267-71.

n) VI. 199. 200.

o) I. 173. 174.

that. p) Sie veranlaßte nicht bloß die ſchnelle Vervollkommnung der eigentlichen Kochkunſt q) und der Charrûterie, oder der Kunſt, aus der ſchätzenswerthen Perſon des Königs der unreinen Thiere die möglichſten Vortheile zu ziehen, r) ſondern auch der großen und kleinen Paſteten- und Zuckerbäckerei, s) der Kunſt, den Nachtiſch zu ſchmücken, t) und der Kunſt, alle Arten von Senf, Eſſig, Syrops und Chokoladen, beſonders alle Arten von gebrannten Waſſern zu bereiten. u) Unter den angeführten Künſten des Gaumens ſind die große Paſteten-Bäckerei, die Zuckerbäckerei, die Bereitung von Senf, Eſſig und gebrannten Waſſern, auch die Verzierung und Beſetzung des Nachtiſches verhältnißmäßig am meiſten ausgebildet worden. Die Künſte des Gaumens würden noch größere Fortſchritte gemacht haben, wenn nicht der Krieg, der in den letzten Jahren die reichſten Genießer aus der Hauptſtadt entfernte, den Ständen des Gaumens eben ſo ſehr, als andern Gewerben geſchadet hätte.

Der vornehmſte Grund des plötzlichen Steigens aller Künſte des Gaumens lag in dem gewaltigen Hange zu den Genüſſen einer guten Tafel, der ſich von Anbeginn der Revolution an offenbarte. Die Neu-Reichen, die Reichen des Tages, die Midaſſe des neuen Frankreichs neigten ſich faſt alle zu den bloß-ſinnlichen Genüſſen hin. y) Aus

p) I. Préface p. XV. . . . et l'on verra, que, si la révolution a été funeste, en France, à la plupart des arts, celui de la cuisine, loin d'en avoir souffert, lui a dû ses progrès rapides, et sa mobile activité.

q) VI. 154.

r) I. 19-21.

s) Le grand et petit four, l'art du confiseur. II. 170. VII. 176. III. 151. V. 72-77. VI. 144-154.

t) Le Pastillage. VI. 179. 181. II. 78. 80.

u) II. 198. 201. IV. 182. 183. 212. 219. VI. 265.

x) IV. 188. V. 291. Rien ne resserre plus l'imagination des fabricans, que la stagnation du commerce; et ce n'est pas dans un moment, où toutes les bourses se ferment, où chacun restreint sa consommation, et diminue sa depense, que l'on doit s'attendre à voir éclore beaucoup de nouveautés.

y) I. Prof. p. IX. l'esprit de presque tous ces riches d'un jour se tournant surtout vers les jouissances purement animales.

Digitized by Google

Anſtatt daß die Vorfahren aßen, um zu leben, ſchienen die Nachkommen nur zu leben, um zu eſſen. Man wandte die ſchnellerworbenen Reichthümer vorzüglich auf die gründlichſten Vergnügungen; und eben deswegen floſſen die Thaler der neuen Millionäre faſt insgeſamme der Halle zu. z) Die Revolution änderte nicht bloß die Sitten, die Beſitzungen, die Würden, den Ton und Geiſt der Geſellſchaften, aa) ſondern ſelbſt die Verdauungskräfte. Die Mägen erhielten eine vorher unerhörte Kraft, bb) Die Herzen der meiſten reichen Pariſer verwandelten ſich in Mägen, und man kannte keine andere Empfindungen und Begierden, als grobſinnliche. cc) Die Liebhaberei für eine gute Tafel theilte ſich ſchnell allen Ständen und Geſchlechtern mit. dd) Die ſchwächlichen petites maîtresses verſchwanden mit der alten Regierung. Die robuſten Schönheiten des Tages hielten den ſtärkſten Eſſern Stand, und frühſtückten eben ſo gut mit einer Hühnerbruſt oder einigen Schnitten Schinken, als ihre Vorgängerinnen mit Thee oder Lindenwaſſer. ee) Das Vermögen zu trinken nahm in gleichem Verhältniſſe mit der Gabe zu eſſen zu. Man trank eine unſägliche Mannigfaltigkeit ſowohl von fremden, und einheimiſchen vins d'entremets als vins de deſſert. ff) Männer, die gar nicht in dem Rufe ſtehen, oder nach dem Ruhme ſtreben, mächtige Zecher zu ſeyn, nehmen doch an Einer Mahlzeit fünf Bouteillen der verſchiedenſten und feurigſten Weine

z) I. 176. Nos ancêtres ne mangeoient, que pour vivre, leurs descendans semblent ne vivre, que pour manger. L'emploi de toutes les nouvelles fortunes s'est tourné vers les jouissances animales les plus réelles et les plus solides; et les écus de nos millionnaires aboutissent presque tous à la Halle.

aa) II. 68.

bb) I. 62. Mais la révolution a tout changé en France, et jusqu'aux estomacs; ils ont acquis des facultés digestives inconnues autrefois.

cc) I. Pret. p. X. Le coeur de la plupart des Parisiens opulens s'est tout-à-coup métamorphosé en gésier; leurs sentimens ne sont plus, que des sensations, et leurs désirs, que des appetits.

dd) I. 180.

ee) I. 177.

ff) Das Verzeichniß der vornehmſten vins d'entremets und vins de deſſert ſteht II. 186. 187.

Weine zu ſich. gg) Mit dem Geſchmack an mannigfaltigen Weinen hielt der an gebrannten Waſſern gleichen Schritt. Die Patrioten von 1793 ſetzten den Branntwein an die Stelle von Syropen. Ihr Reich verſchwand, aber das Reich des Branntweins dauert fort, und die artigſten Weiber des neuen Frankreichs verſchlucken Kirſchwaſſer, wie die des alten Mandelmilch. hh) Die Liqueurs waren vormahls der Gegenſtand eines ſehr großen Luxus. Man trank dergleichen nur nach feierlichen Gaſtmählern aus kleinen Gläſern, und den Branntwein überließ man dem Pöbel. Die Revolution änderte alles dieſes. Mit dem Wechſel der Glücksgüter haben neue Sitten die alten verdrängt. Man trinkt die Liqueurs alle Tage, und aus großen Gläſern. ii) Nach der Diätetik der Gourmands darf man ſich nach der Mahlzeit und vor dem Kaffee Ein Glas alten Cognac erlauben, dann auf dem Kaffee zwey Gläſer von trefflichen Liqueurs aus Paris, oder aus den Inſeln folgen laſſen, und alles dieſes mit einem Glaſe von Marasquin von Zara, oder Roſoglio von Bologna, oder von Goldwaſſer aus Turin beſchließen. kk) Weil der Genuß von gebrannten Waſſern ein allgemeines und dringendes Bedürfniß geworden iſt, ſo darf man auch nach der einfachſten Mahlzeit den Kaffee nicht erſcheinen laſſen, ohne ihn mit zwey oder drey Sorten von Liqueurs zu umgeben. ll)

gg) Herr de la M. führt ſich ſelbſt und ſeine Freunde als Beiſpiel an: IV. 152. Nous n'oublierons jamais un diner, que nous huitième avons fait chez lui, et avec lui, (Mr. Taillieur) car c'étoit un repas d'amitié, dans lequel il nous fit boire 40 bouteilles du meilleur vin, et de toutes les espèces. Man leſe auch den Vorrath von Weinen und Liqueurs, den eine Geſellſchaft von 6 Männern und eben ſo vielen Damen zu einer Waldpartie mitnehmen muß. IV. 71.

hh) II. 101.

ii) II. 197-200.

kk) II. 199.

ll) IV. 211-212.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hannoverſches Magazin.

67tes Stück.

Montag, den 21ten Auguſt 1809.

Schilderungen

der durch die Revolution veränderten Sitten und Lebensart der Franzöſiſchen Nation, nach den ſechs Jahrgängen des Almanach des Gourmands, (1803-1808.)

Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

(Fortſetzung.)

Die einzigen Artikel, die ſich während der Revolution ſehr verſchlechterten, waren das Brot und der Tiſchwein. Im Jahr 1793 und den folgenden Jahren mußten ſich die Pariſer mit einer beſtimmten Portion von ſchwarzem und eckelhaftem Brote begnügen, was die Hunde in den guten Häuſern des alten Frankreichs verſchmäht hätten. a) Als das weiße Brot mit dem baaren Gelde wieder zum Vorſchein kam, aß man es wie Kuchen, und man dachte lange nicht daran, daß es vormahls viel beſſer geweſen war, und daß man mehrere Sorten von zartem Milch- oder Kaffeebrot gehabt hatte. Den meiſten Neu-Reichen, die in ihrer Jugend an keine Leckereien gewöhnt waren, fiel es nicht ein, die feinern Brotarten gleichſam wieder zu erwecken, und den conſolidirten Rentenirern fehlte es an Vermögen, ſich dergleichen zu verſchaffen. Erſt im vergangenen Jahre hat der Bäcker, der vormahls das beſte Milchbrot lieferte, wieder angefangen, dergleichen zu verfertigen. Der Verf. klagt noch in den Jahren 1806 und 1807, daß das gewöhnliche weiſſe Brot viel ſchlechter als ſonſt ſey, und das man in mehreren Provinz-Städten beſſeres Brot eſſe, als zu Paris. b) Die

a) VI. 46. 47.

b) IV. 267. VI. 254. 55.

Die Klagen des Verfassers erregten unter einigen Bäckern der Hauptstadt einen löblichen Wetteifer, und Hr. de la R. giebt ihnen daher das Zeugniß, daß sie aus einem langen Schlafe erwacht seyen, und daß die Bäckerei sich merklich zu heben anfange. c) Nur Eine gerechte Beschwerde daure fort: daß nämlich ein Brot, das vier Pfund schwer seyn sollte, um acht oder noch mehrere Unzen zu leicht ist. d) Dieselbige Beschwerde finde aber gegen die Metzger und fast alle übrige Kaufleute Statt, die mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen handeln. e) Der V. schlägt den aus falschen Gewichten entstehenden Schaden für eine kleine Familie, die jährlich 6000 Franken verzehrt, auf mehr als hundert Thaler an. Diese täglichen und allgemeinen Betrügereien werden am meisten durch die neuen Gewichte befördert. Man bedient sich zwar der Kilogrammen, Hectogrammen und Grammen, allein im Grunde handelt oder verkauft man in ganz Frankreich nach Pfunden, Unzen u. s. w. Bei der Reduction der neuen Gewichte auf die alten wird der Käufer allenthalben verletzt, ohne daß er den Betrug auf der Stelle entdecken kann. Es sey hohe Zeit, dem Schaden abzuhelfen, der daher entstehe, und der die republikanischen Gewichte täglich verfluchen mache. Man könne dieses auf eine doppelte Art thun, indem man entweder befehle, daß die Kaufleute alles nach Kilogrammen verkaufen, oder erlaube, daß diejenigen, welche im Kleinen handeln, bei Vorräthen unter fünf Pfund sich der alten Gewichte bedienen dürfen.

Fast noch mehr, als das Brot, hat sich der Tischwein seit der Revolution verschlechtert. Nicht bloß der Wein, sondern alle übrige Getränke, das Bier ausgenommen, werden in Paris verfälscht, und der Verfasser fordert deswegen die Polizei auf, auf diese für die Gesundheit der Einwohner so nachtheiligen Verfälschungen mehr zu achten, als sie bisher gethan habe. Man kann kaum einen und den andern Weinhändler und Restaurateur nennen, der reinen und ächten Wein verkauft. Man trinkt selbst an Neun-Zehntel der bessern Tafeln in Paris schlechten Wein, und ein guter Keller, welcher bloß erbliche Reichthümer oder Wohlhabenheit verschaffen können, ist in der Hauptstadt fast eben so selten, als ein gutes Gedicht. f) Die meisten Neu-Reichen, die plötzlich aus Vorzimmern in Prachtsäle versetzt worden, oder doch aus niedrigen Ständen

ent-

c) VI. 49. 227.

d) I. 220. IV. 161. V. 254. 55. VI. 230.

e) I. 219. IV. 221. bes. VI. 204-209.

f) II. 28. 36. 146. 187. 189. IV. 166. V. 260.

emporſtiegen, bekümmern ſich nicht um gute Tafelweine, und wiſſen ſie auch nicht zu beurtheilen. g) So wie man in den Garderoben der ſchwarzköpfigen Incroyables Zehn Kleider gegen Ein Hemd finde; ſo in den Kellern der eiteln Neu-Reichen ſeine Weine aus allen Ländern, ohne eine einzige Bouteille guten Tiſchweins, der die Probe aushalten könne.

Die ſchlechte Beſchaffenheit des Tiſchweins in den meiſten Häuſern hat ſehr viel Menſchen, ſelbſt manche Gourmands bewogen, bis zur Erſcheinung der auſſerordentlichen Weine Bier zu trinken. h) Mit der Zahl der Biertrinker iſt auch die Zahl der Brauer geſtiegen, und Hr. de la R. glaubt, daß die Zahl der letztern ſich ſeit der Revolution beinahe vervierfacht habe. Man trinkt in Paris faſt ganz allein weißes Bier. Das Biertrinken iſt blos auf das ſtärkere Geſchlecht beſchränkt. Selbſt das weiße Bier iſt für die Pariſer Damen zu bitter.

In den nachtheiligen Folgen, welche die Revolution für alle Verzehrer, beſonders für die Gourmands gehabt hat, rechnet der V. auch die Vertheurung von Lebensmitteln, die gerade durch diejenige Maaßregel bewürkt worden iſt, wodurch man ſie am kräftigſten zu verhindern glaubte; durch eine unbegränzte Concurrenz der Verkäufer. Seit der Errichtung des Fleiſchmarktes für Auswärtige verkauft man in Paris viel mehr ſchlechtes, und ſelbſt ungeſundes Fleiſch, als ſonſt. Dieſe Ueberſchwemmung von ſchlechtem Fleiſch, weit entfernt den Conſumenten nützlich zu werden, veranlaßte vielmehr die Pariſer Metzger, daß ſie ihre gute Waare viel höher hielten, als vorher. i) Derſelbige Fall trat bei der ungeheuren Vermehrung der übrigen Kaufleute ein, die mit Eßwaaren handeln. k) Faſt gewiß hatte der Verf.

g) II. 35. Il ne suffit pas, d'avoir passé sa vie à rinser des verres, pour être connoisseur en vin.

h) II. 28. 190. IV. 169. VI. 272. 73.

i) IV. 158. 159. Depuis l'établissement de la Halle à la viande, digne fruit de la révolution, il se débite, à Paris, beaucoup plus de viande inférieure, et même mal-saine, qu'autrefois. . . Cette inondation de basse viande, loin d'établir une concurrence favorable aux consommateurs, est cause, au contraire, du haut prix de cette denrée, qu'il faut acheter chez les bouchers et les gros bouchers, pour l'avoir saine et de première qualité.

k) IV. 204. Mais le grand nombre de ces sortes de boutiques a tourné plûtot au détriment des consommateurs, qu'à leur avantage. Il a fait renchérir les denrées du luxe, il a triplé la quantité des marchandises défectueuses.

Digitized by Google

die Vortheile, welche die reicheren Verkäufer sich durch ihre grösseren Capitalien verschafften, im Sinne, wenn er anderswo sagt, daß der Preis der unentbehrlichsten Bedürfnisse durch das Monopol, was man ungestraft ausübe, beinahe verdoppelt worden. l)

Nach Hrn. de la R. ist es schon lange anerkannt, daß man das beste Rind- und Kalbfleisch zu Paris ißt: Kalbfleisch auch deswegen, weil man zu Paris mehr als anderswo darauf hält, daß Kälber nicht unter sechs Wochen geschlachtet werden. m) Wenn das letztere wäre, so begreift man nicht, wie ein vorzügliches Kalbsviertel nicht mehr als 12 bis 15 Pfund schwer ist. n) Das Hammelfleisch ist von weniger als mittelmäßiger Güte. o) Das Pfund Schweinefleisch kostete lange Zeit einen Franken. Mit unbeschreiblichem Vergnügen verkündigt der Verfasser, daß es auf 16 Sous herabgefallen sey. p)

Die außerordentliche Verbreitung der Gourmandise wird nicht bloß durch die unglaubliche Vermehrung, sondern auch durch die vorher unerhörte Thätigkeit aller Kaufleute und Fabrikanten des Gaumens bewiesen. Man zählt hundert Restaurateurs für Einen Buchhändler, und tausend Pasteetenbäcker für einen Mechaniker, der mathematische Instrumente verfertigt. q) Die Zahl der Boutiquen, wo man Eßwaaren verkäuft, übertrifft selbst die der Putzbuden wenigstens um ein Viertel. r) Die Fabrikanten und Kaufleute von Lebensmitteln suchen einander, wenn auch nicht durch die Güte der Waaren, wenigstens durch die Zierlichkeit oder Pracht zu übertreffen, womit sie dieselben zur Schau legen. In diesem Bestreben, die Augen von Gourmands an sich zu ziehen, und ihren Gaumen zu reitzen, wetteifern die Charcutiers mit den Restaurateurs, und die Pasteetenbäcker mit den

l) II. 32. . . ceux de première nécessité ont presque doublé de prix, grace au monopole, qui s'exerce impunément sur tous les objets de consommation.

m) IV. 158.

n) I. 10. car une belle longe de veau ne pèse guères moins de douze à quinze livres.

o) IV. 130. Il est bien plus aisé de trouver une femme sensible qu'un gigot tendre, et cette qualité, qui est presqu' inhérente aux premières, est si rare dans les seconds, que l'on y a presque renoncé.

p) IV. 237. C'est avec un indicible plaisir, que nous annonçons etc.

q) I. 175.

r) I. 180.

Digitized by Google

den Zuckerbäckern. s) Man wußte in Paris schon lange viel genauer, als in andern Hauptstädten, welche Leckereien eine jede Provinz und Stadt des Reichs in der größten Vollkommenheit liefere. t) Allein nie strengte man sich so sehr als in den letzten zwanzig Jahren an, alle einheimische und fremde Seltenheiten oder Kostbarkeiten der Tafel, und des Schenktisches so geschwind, so frisch und so gut, als möglich, zu erhalten. Unter Andern brachten es die Eigenthümer des Rocher de Cancale dahin, daß man jetzt das ganze Jahr durch frische Austern essen kann. u) Vor allen ist das Hôtel des Americains der Inbegriff einer Welt von Leckerbissen. x) Die Provinzstädte arbeiteten mit nicht geringerem Eifer für den Gaumen der Gourmands, als die Hauptstadt. y) In Abbeville ging während der Revolution die berühmte Tuchfabrik unter. Dagegen erhoben sich in dieser Stadt zwei neue Fabriken: die eine von kleinen Biscuits, die andere von Stör-, und in Ermangelung dieses Fisches, von Aal-Pasteten, die in Paris sehr gesucht werden. z)

Die Revolution, welche die Gourmandise sehr entzündete, und verbreitete, verschaffte den Gourmands zugleich Mittel der Befriedigung, die vorher nicht vorhanden waren. Indem sie die Reichen und Vornehmen vertrieb oder beraubte, setzte sie die Köche

s) I. 180. 81. VI. 145. Lorsqu'on compare les boutiques de pâtissier d'il y a trente ans avec celles d'aujourd'hui, on croit, qu'un siècle s'est écoulé dans cet intervalle. De très-gros vases informes d'un étain commun et sale, une devanture toute ouverte, et sans carreaux, point de montres . . . et dans la boutique, pour toute perspective, un four noir. — Aujourd'hui ces mêmes boutiques fermées en verres de Bohème, dans lesquelles on voit en montres les pièces montées les plus délicates . . les comptoirs en marbre, des glaces et des peintures arabesques, d'élégans quinquets, le lieu du travail tellement masqué que, sans la nature des montres, on se croiroit plutôt dans un brillant café, etc.

t) Ein Verzeichniß dieser Städte und Leckereien steht II. 250. 251.

u) VI. 245.

x) VI. 260. Cet Hôtel est donc l'abrégé du monde gourmand et friand.

y) VI. 144. 151.

z) VI. 109. 111. V. 15. VI. 43.

Köche derſelben auſſer Brot. Die Geſchickteſten unter dieſen verwandelten ſich in Reſtaurateurs, und erhoben ihr vormahls ruhmloſes Handwerk zu einer geſchickten Kunſt. aa) Auf dieſe Art wurden die Meot, die Robert, die Roze, die Very, die Loda, die Brigaud, die Legacque, die Beauvilliers, die Naudet, die Taillieur, die Nicole u. ſ. w. aus unbekannten Küchenbedienten faſt Millionäre. bb) Der erſte Reſtaurateur, der ſich im Jahr 1770 beſetzte, lebt noch in der äußerſten Dürftigkeit. Im Jahr 1789 zählte man nicht hundert Reſtaurateurs. Jetzt iſt die Zahl derſelben vielleicht fünf bis ſechsmal ſo groß. Mehrere Urſachen beförderten das Emporkommen der Reſtaurateurs. Zuerſt die Nachahmung Engliſcher Sitten, vorzüglich durch die große Menge von Geſetzgebern ohne Heimath, die nach Paris zuſammenſtrömten, und dann die Scheu der Neu-Reichen, welche ſich ihrer ſchnell erworbenen Schätze ſchämten, und es nicht wagten, Häuſer oder eine koſtbare Tafel zu halten, um ſich nicht zu verrathen. cc)

Die Revolution änderte nicht bloß die Sitten, ſondern auch die ganze Lebensart oder Lebensordnung der Bewohner der Hauptſtadt, und allmählich auch der übrigen Nation.

Vor der Revolution frühſtückte man mit einigen Taſſen Kaffee oder Chokolade; die Wenigen, denen dieß nicht genug war, nahmen ein Stück Schinken oder Käſe, und begleiteten dieſes mit einigen kleinen Paſteten oder Bratwürſten. dd) Man aß um zwei, ſpäteſtens um drei Uhr zu Mittage, und um 10 Uhr zu Nacht. ee) An den Soupers vereinigte ſich alles, was der Hof und die Stadt, die Wiſſenſchaften und Künſte Liebenswürdiges hatten. Hier herrſchte mehr, als in der Republik, die ihnen folgte, diejenige Gleichheit, ohne welche man kein geſellſchaftliches Vergnügen genießen kann. Stand und Geburt, Geiſt und Reichthümer zeigten ſich bloß, um in Liebenswürdigkeit und Geſchmack zu wetteifern. Keiner

aa) I. 127. La révolution, en mettant, à la diette tous ces anciens propriétaires, a mis tous ces bons cuisiniers sur le paré. Dèslors, pour utiliser leurs talens, ils se sont fait marchands de bonne chère sous le nom des restaurateurs.

bb) I. 178. . . autrefois marmitons obscurs, aujourd'hui presque millionaires.

cc) I. 179.

dd) I. 62.

ee) VI. 74.

Keiner ließ seine Ueberlegenheit fühlen, weil die Bekanntschaft mit der feinen Welt einen jeden gelehrt hatte, die Eigenliebe aller Andern zu schonen. Die Schönheit, und der Dichter des Tages, der allmächtige Minister, und der in Gunst stehende Hofmann vermischten sich unter der Fahne der wahren Freiheit. Diese reizenden Soupers verschwanden in dem Strom der Revolution, der alles vermechtete. Sie wurden durch Brudermähler ersetzt, welche man an dem Rande der Gossen in den Straßen feierte, und wo ähnliche brüderliche Gesinnungen, wie zwischen Cain und Abel, herrschten.

Die ehemalige Lebensordnung ward gegen das Ende des Jahrs 1789. umgestoßen. Als nach den Mordscenen vom 5ten und 6ten October die constituirende Versammlung ihren Sitz nach Paris verlegt hatte, mußte man das Mittagessen nach ihren Sitzungen einrichten, die sich sehr oft nicht früher, als um vier oder fünf Uhr endigten. Man schob also die Diners auf, die Soupers verschwanden, und die Gabel-Frühstücke entstanden unter denen, welche den Ton angaben. „Auf diese Art schufen 3 oder 400 elende Advocaten aus den Provinzen plötzlich unsere Sitten und unsere heiligsten Gewohnheiten um.“ ff) Als man die Abendsitzungen einführte, so begab man sich unmittelbar von der Tafel dahin, meistens vom Wein begeistert. Der größte Theil verderblicher Decrete kam in den Abendsitzungen zu Stande, die bisweilen bis tief in die Nacht verlängert wurden. Seit dem Anfange der Revolution ist die Zeit des Mittagessens noch immer weiter und weiter, nämlich bis fünf, sechs, ja bis sieben Uhr Abends hinausgeschoben worden.

Bei so späten Diners reichten einige Tassen Kaffee oder Chokolade nicht hin, Jemanden, der nicht soupirt hatte, während eines Morgens von acht bis 10 Uhr aufrecht zu erhalten. Der Magen braucht; solidere Speisen und kräftigere Getränke, um während des langen Wartens nicht zu murren. Von diesem Augenblick an erhielten die Gabel-Frühstücke, welche die vormahlige feine Welt dem Pöbel und den Reisenden überlassen hatte, den Beifall aller bedeutenden Personen im neuen Frankreich, und der Koch, der sonst mit dem Frühstück nichts zu thun gehabt hatte, ward nun bei ihrer Veranstaltung die Hauptperson. gg)

Die

ff) VI. 74 75. C'est ainsi, que trois ou quatre cents mauvais avocats de province changèrent tout-à-coup nos moeurs et nos habitudes les plus sacrées.

gg) I. 59-62. II. 42. 43. VI. 75. 76.

Die Glücklichen des Tages genießen gleich, nachdem sie aufgestanden sind, eine Tasse Kaffee oder Chokolade zum Vor-Frühstück, hh) und fangen die Geschäfte um zehn Uhr an. Um 12½ — 1 Uhr regt sich der Hunger, und alsdann setzen sie sich zum eigentlichen oder Gabel-frühstück hin, das sich von einem Mittagsessen dadurch unterscheidet, daß dabei weder Suppen noch Braten erscheinen, und lauter ausgesuchte Weine gegeben werden. Die Gabel-Frühstücke bestehen vorzüglich aus den besten Produkten der großen Pasteten-Bäckerei, und der Charcuterie, aus piquanten Salaten und mehreren süßen Entremets, denen ein mäßiger Nachtisch folgt. Das nothwendige Vorspiel desselben ist ein hinlänglicher Vorrath von frischen Austern; und der nothwendige Beschluß (la préface obligée, la clôture obligée) einige Tassen Kaffee, nebst einigen Gläsern von Liqueur, seinem unzertrennlichen Begleiter.

Diese kostbaren Frühstücke passen weder für den demüthigen Rentenierer, noch für den bescheidenen Zögling der Musen. Wenn der eine und der andere ihre Mittagsessen um vier Uhr, die früheste Stunde der Diners, erwarten können; so begnügen sie sich mit einigen Tassen Chokolade, die vor zwanzig Jahren bloß das Frühstück von Greisen ausmachte, jetzt aber allgemein von denen genommen wird, welche die Arbeiten des Geistes nicht durch Anfüllung des Magens hindern oder erschweren wollen. ii) Ist aber die Lage von nicht-reichen, oder mit dem Kopfe arbeitenden Personen so beschaffen, daß sie nicht eher als um sechs Uhr diniren können; so müssen auch sie sich zu einem soliden zweiten Frühstück entschliessen. Herr de la R. schreibt vor, wie man dergleichen ohne große Kosten aus den verwandelten oder versteckten Ueberbleibseln von vorhergegangenem Diners zu Stande bringen könne: wiewohl immer einige neue Stücke vorhanden seyn müssen. kk)

hh) I. 176.

ii) II. 45.

kk) VI. 79.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannoverſches Magazin.

68tes Stück.

Freitag, den 25ten Auguſt 1809.

Schilderungen

der durch die Revolution veränderten Sitten und Lebensart der Franzöſiſchen Nation, nach den ſechs Jahrgängen des Almanach des Gourmands, (1803-1808.)

Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

(Fortſetzung.)

Die Diners im neuen Frankreich dauern bis um neun Uhr, ſo wie die Schauſpiele ſich nicht vor Mitternacht endigen. a) In manchen reichen Häuſern giebt man noch zwiſchen zwei und drei Uhr Morgens Collationen oder ſogenannte Thees. b) An dieſen Collationen wird der Thee kaum bemerkbar. Männer treffen die ſtärkſten kalten Braten, die größten Paſteten, die feurigſten Weine und andere geiſtige Getränke an: Damen das feinſte Backwerk, von welchem ſelten weniger als für dreihundert Franken verzehrt oder aufgeſetzt wird. Nach Hrn. de la R. Urtheil findet an dieſen ſogenannten Thees weder die Gourmandiſe, noch der Geiſt ſeine Rechnung. c) Auch iſt er den eigentlichen Ambigus nicht günſtig, die ſich vom

a) I. 176. II. 68.

b) I. 176. II. 59. 69. 173.

c) II. p. 69. L'esprit et la gourmandise sont également déroutés à ces repas bâtards. On n'y trouve ni conversation, ni entrées, ni bons mots, ni rôtis. Sur la table de grosses pièces froides, qui ne sont guère plus faciles à digérer, que les gros Midas, qui sont autour; des calembourgs au lieu de bons mots; des pointes au lieu d'épigrammes; de la licence au lieu de gaſté, et pour assaisonner tout cela, un ton, auquel il est impossible aux restes infortunés de la bonne compagnie d'autrefois de pouvoir s'accoutumer.

vom Diner bloß darin unterscheiden, daß an ihnen die Suppe fehlt, daß alle Gänge auf einmahl aufgetragen, und daß sie gewöhnlich in der Zwischenzeit zwischen dem Frühstück und Mittagsessen gegeben werden. d)

Paris war vormahls wegen seiner Wirthstafeln berühmt, an welchen man, wenn man nicht zu langsam war, seinen Appetit für vierzig Sous mit Vergnügen stillen konnte. e) Die täglichen Gäste bestanden aus alten Officieren, aus Gelehrten und Rentenierern, und machten gewöhnlich eine Gesellschaft von zwölf Personen aus. Die übrigen Plätze wurden von Personen eingenommen, die sich an jedem Tage zufällig einstellten. Menschen ohne Erziehung wagten es nicht, sich zu solchen Gesellschaften zuzudrängen. Die Unterhaltung war eben so frei als angenehm, und manche geistvolle Männer, die nicht gern ihre Zeit verlieren wollten, zogen daher die Wirthstafeln den förmlichen Mahlzeiten in der Stadt vor. Die Revolution störte diese Ordnung der Dinge. Vom ersten Augenblick an wurden alle öffentliche Oerter und Gesellschaften wahre Kampfplätze, wo man nicht ohne die größte Gefahr seine Meinung äussern oder seinen Klagen Luft machen durfte. Die bekanntesten Hotels arteten bald in wahre Wirthshäuser aus, aus welchen alle Politesse verbannt war, und wo alle Gerichte ein Raub der stärksten und gierigsten Hände wurden. Schon gegen das Ende des Jahrs 1790 waren fast alle Wirthstafeln in Paris verschwunden. Selbst nach dem 18ten Fructidor des Jahrs 5 fuhr man fort, einzeln und traurig an kleinen Tafeln bei den Restaurateurs zu speisen, ohne selbst zu reden, oder sich um die Reden seiner Nachbarn zu bekümmern. Die Tables d'hôte werden schwerlich jemals, wenigstens noch in langer Zeit nicht, auf den alten Fuß wieder hergestellt werden. f) Die republikanische Rusticität, welche die jungen Leute mit der Milch der Revolution eingesogen haben, setzt sich den Annehmlichkeiten der Wirthstafeln entgegen, die sich auf gegenseitige Achtung und Schonung gründen. Ueberdem hat man sich so sehr daran gewöhnt, bei den Restaurateurs, was man will, und wann

d) II. 61. VI. 1. etsq. p. L'Ambigu est donc un repas, où la soupe ne paroit jamais, mais où tous les services sont confondus en un seul, et dans lequel aucun plat n'est jamais rélevé. Entrées, milieux bouts de tables, grosses pièces, entremets chauds et froids, rôtis, dessert, tout y est rassemblé et presque confondu.

e) II. 55. VI. 49. et sq. p.

f) VI. 61.

wann man will, zu speisen, daß man dieser Freiheit, so kostspielig sie auch ist, schwerlich entsagen wird.

Zu den alten Tugenden, welche die Revolution getödtet hat, kann man auch die Hospitalität rechnen. Kein Stand übte eine allgemeinere Gastwirthschaft, als die hohe Geistlichkeit, besonders in den reichen Abteyen. Die Lieferanten, welche die meisten Abteien in Frankreich gekauft haben, kennen die Gastfreundschaft nicht einmal dem Namen nach. g) Vor der Revolution hielten am Hofe und in der Hauptstadt die Minister und die meisten, welche wichtige Stellen bekleideten, in den Provinzen die Gouverneurs und die Intendanten offene Tafel, und diese Beispiele ahmten viele Reiche von Adel, von den Finanzen, der Robe und dem Handel nach: so daß man wenigstens von Paris sagen konnte: es gebe dort mehr Diners als einzuladende Gäste. h) Jetzt halten in der Hauptstadt sowohl, als in den Provinzen nicht einmahl diejenigen offene Tafel, die es ihrem Stande nach thun sollten. i) Die kleine Zahl von Neu Reichen, welche Gastmahle veranstalten, um Gesellschaft bei sich zu sehen, (denn seit der Revolution finden keine andere Gesellschaften, als in den Häusern Statt, wo man zu essen giebt,) k) sind aus Mangel an Lebensart, oder aus Stolz gegen ihre Gäste so kalt und ungefällig, l) daß alle diejenigen, welche das Gefühl ihres eigenen Werths nicht ganz verloren haben, lieber zu Hause fasten, als sich schimpflichen Indigestionen an der Tafel von Menschen aussetzen, welche sie nicht achten können. m) Die Abnahme der Hospitalität hat auch die Zahl der sogenannten Freunde

g) I. 57.

h) I. 136. . . . il se trouvoit à Paris plus de diners que de dineurs.

i) V. 54. 55.

k) V. 92.

l) I. 136. II. 36. V. 243.

m) V. 234. Ces Messieurs, (les Amphitryons de la nouvelle France) sont en général très-peu prévenans, et leurs femmes le sont encore moins. I. 136. L'homme ruiné, qui conserve encore quelque délicatesse, aime mieux jeuner chez lui, que de s'exposer à des indigestions honteuses . . . . Est-il séant d'ailleurs, de fréquenter ceux, qu'on méprise? et cette alliance des voleurs avec leurs dupes, et des bourreaux avec leurs victimes, convient-elle à celui, qui conserve encore, au sein de la misère, des sentimens honnêtes, et auquel la révolution n'a pu ravir tout-à-la-fois sa fierté et sa fortune.

des Hauſes, als der unverſchämten Paraſiten, ſehr vermindert. n) Die Tafeln der Neu-Reichen ſind viel weniger verziert, als die der Vornehmen und Reichen der alten Regierung. Man braucht nicht ſo viel ſilbernes und mehr porzellainenes Tafelgeſchirr, als vormahls. Die Tiſchgedecke von feinem Drell oder Dammaſt-Leinewand haben ſich ganz verlohren. Man deckt die Tafeln mit Tüchern von einfacher Leinewand, die Leichentüchern ähnlich ſehen. Die Servietten unterſcheiden ſich von abgeſchnittenen Stükken von gewöhnlichem Linnen durch weiter nichts, als daß ſie am Rande geſtreift ſind. o) Wenn die verſchiedenen Arten von Vorſchneidemeſſern, welche Herr de la R. für unentbehrlich erklärt, ſich an den großen Tafeln wirklich finden; p) ſo ſcheint es, daß die letzteren wenigſtens in Anſehung der Bewaffnung nichts eingebüßt haben.

Ein deutſcher Prinz, der das günſtige Urtheil des A. d. G. über die neue Franzöſiſche Küche geleſen hatte, erſuchte Hrn. de la R., daß dieſer ihm einen guten Koch aus Paris ſchicken möchte. q) Der V. erfüllte die Bitte des Prinzen. Allein der Pariſer Koch gefiel ſeinem neuen Herrn ſo wenig, daß dieſer ihn nach wenigen Tagen entließ. Der Prinz beſchwerte ſich bei Hrn. de la R. bitterlich darüber, daß der empfohlene Koch nicht bloß lauter gemeine oder grobe Speiſen geliefert, ſondern dieſe auch hart und zu fett bereitet habe. Bei dieſer Gelegenheit wiederhohlte der V. das Bekenntniß, daß er, den Niemand für einen Lobredner der neuern Zeit halten werde, nicht umhin könne, der neuen Küche den Vorzug vor der alten zu geben. r) Dieſen Vorzug verdiene ſie vorzüglich dadurch, daß ſie die Tafel nicht mit

n) V. 46. 53. 54.

o) V. 37. 38. . . . ces serviettes ressemblent à des morceaux de toile coupés à la pièce. . . Le liteau, et non linteau, comme on l'appelle à Paris, qu'on y a ajouté, les caracterise . . . mais ce linge se ressent toujours un peu de son origine bourgeoise, et du préjugé, dans lequel nous autres gens d'autrefois avons été nourris sous le lui . . . Quant aux nappes, elles ne présentent point un coup d'oeil agréable, et ressemblent trop à des draps. On diroit, que la table est revêtue d'un linceuil, et cette idée n'est pas attrayante, quand on mange.

p) II. 246. 47.

q) V. 271. 74.

r) V. 274 Assurément l'on ne nous accusera pas de louer le temps présent au détriment du passé, nous avons fait nos épreuves à cet égard; et cependant nous sommes forcés de convenir, que jamais la cuisine à Paris n'a été meilleure, ni plus saine, qu'elle l'est aujourd'hui.

mit einer so ungeheuern Menge von Schüssein belaste, s) und daß sie alle Speisen nicht bloß schmackhafter, sondern auch gesunder bereite, als vormahls geschehen sey. Herr de la R. theilt die Diners in braune und weiße, oder blonde ein. t) Er zieht die letzteren, sowohl in Rücksicht auf Kunst, als auf Gesundheit den ersteren sehr weit vor, weil man bei der Bereitung der braunen sehr oft Mittel braucht, die eben so eckelhaft als schädlich sind. u) Die Lobsprüche des Hrn. de la R. auf die neue französische Küche gelten mehr die berühmtesten Restaurateurs, Pasteten- und Zuckerbäcker des neuen Frankreichs, als die Köche und Küche der meisten Neu-Reichen. Es geschieht jetzt nur in wenigen großen Häusern, was vormahls in vielen geschah, daß die Arbeiten der Küche an drei Hauptpersonen vertheilt werden: an den eigentlichen Koch, den Bratenmeister und den Pastetenbäcker. x) In den meisten Häusern übernimmt der Koch auch die Braten, die Pasteten und das Backwerk. Eine natürliche Folge hievon ist, daß, da die Köche ihre größte Sorgfalt auf die Gerichte des ersten Ganges wenden, die Braten, und noch mehr die Entremets, unter diesen die Gemüse, häufig vernachlässigt, oder verdorben werden. y)

Selbst in dem Ceremoniell der Tafel, oder dem Betragen der Gäste bei Tische sind durch die Revolution oder seit der Revolution mehrere Aenderungen entstanden. Man darf die Serviette nicht mehr im Knopfloch befestigen, sondern muß sie beinahe so, wie man sie auf dem Teller gefunden hat, auf den Knieen liegen lassen. z) Es ist nicht mehr erlaubt, bei dem Essen der Suppe den Löffel in die eine, und eine Gabel in die andere Hand zu nehmen, um mit der letztern Brot und Gemüse in den Löffel zu schieben. Die Etiquette untersagt den fernern Gebrauch der Gabel. Wer ein Ei gegessen hat, darf die Schaale nicht ganz lassen, sondern muß sie zerbrechen bevor der Teller weggenommen wird. Man darf nicht du bouilli, son-

s) III. 19.

t) VI. 128. et sq. p.

u) VI. 30. La plupart ne connoissent d'autre moyen de colorer leurs potages et leurs entrées, que d'y introduire du sucre brûlé, ou des coulis calcinés jusqu'à la carbonisation. C'est avec du . . caramel, et du charbon, que ces Messieurs font la cuisine.

x) VI. 61. Rôtisseur bedeutet nicht bloß einen Bratenmeister, sondern auch einen Wildhändler. VI. 154.

y) II. 53. IV. 17.

z) II. 255.

ſondern du beuf, nicht de la volaille, ſondern beſtimmt ein Stück von einer Poularde oder einem Capaun u. ſ. w. fordern. Man verlangt nicht mehr du Champagne, du Bourgogne, ſondern du vin de Champagne. Die Tafelgelehrten ſind nicht einig darüber, ob man vin ordinaire oder vin d'ordinaire ſagen müſſe. Herr de la R. iſt für das letztere, weil der gewöhnliche Tiſchwein ein gar nicht gemeiner Wein ſeyn kann. Der berühmteſte Codex des Ceremoniels bei Tiſche ſind die fameux réglemens de Ms. Aze, von welchen der Verf. einen Auszug mittheilt. aa)

Die franzöſiſche Küche und Tafeln haben ſich während der Revolution aus allerlei Ländern, beſonders aber aus dem ſüdlichen Frankreich bereichert, weil ſo viele Menſchen des Mittags nach der Hauptſtadt kamen, und dort ihr Glück machten. Zu dieſen Bereicherungen gehören die Pomates, die Gold- oder Liebesäpfel, deren Saft man auf mannigfaltige Weiſe, beſonders im Herbſt zum Rindfleiſch braucht: bb) der Knoblauch, deſſen Namen die Petites Maitreſſes der alten Regierung kaum aushalten konnten: cc) die Braudales de Merluches, ein Stockfiſchgericht, womit zwei Brüder im Palais Royal ihr Glück gemacht haben: dd) und dann der ſogenannte Coup du milieu: ee) das heißt ein Glas Wermuth-Wein, oder Jamaica-Rum, welches man nach dem Braten anbietet, und wodurch, wie unſer V. verſichert, die Eßluſt von neuem erweckt wird. Selbſt die Damen ſowohl in Paris als in Bordeaux laſſen ſich den Coup du milieu wohlgefallen. ff) Weder der deutſche chou-croute, gg) noch die harengs saurs à la Bruxelloise hh) haben bis jetzt einen ſolchen Beifall erhalten, als die Brühen und Gerichte des Mittags.

Sowohl in der alten als in der neuen Tafelordnung ſind manche Punkte, welche Hr. de la R. vorzüglich nach deutſchen Muſtern verbeſſert wünſcht. Ungeachtet die Zahl der Gerichte auf den Tafeln des neuen Frankreichs bei weitem nicht ſo groß iſt, als auf denen des alten; ſo ſind ihrer doch

aa) II. 110 u. f. S.

bb) I. 162. 164.

cc) III. 207.

dd) III. 210.

ee) II. 25. 195.

ff) l. c. Les dames surtout ici, comme à Bordeaux, font un cas particulier du coup du milieu.

gg) I. 50.

hh) IV. 134. 137.

doch nach dem Urtheil unſers Verf. immer noch zu viel. ii) Er tadelt es ernſtlich, daß man aus bloßer Eitelkeit bei dem erſten Gange auf einmahl zwölf, funfzehn bis zwanzig Schüſſeln aufträgt, welche man doch nur eine nach der andern vornehmen könne, und wovon alſo die meiſten kalt werden müßten. Aus demſelbigen Grunde eifert er wider die Gewohnheit, den zweiten und dritten Gang zu verbinden, und die Entremets zugleich mit den Braten vorzuſetzen. kk) Viel beſſer ſey es, die Entremets von den Braten zu trennen, bei dem erſten Gange nur halb ſo viel Schüſſeln, als bisher zu geben, und dieſe eine nach der andern, höchſtens zwei und zwei auf die Tafel zu bringen. ll) Unter den verſchiedenen Arten, die Suppe auszutheilen, empfiehlt der V. am meiſten diejenige, welche Mademoiſelle Contat, eine geſchäzte Schauſpielerin, eingeführt hat: nämlich die Suppenteller alle zu füllen, bevor die Gäſte zu Tiſch gerufen werden. mm) Bei dieſem neuen Brauch würde man Gefahr laufen, daß die Suppe kalt würde; wenn nicht einem jeden Gaſt ſein Plaz durch einen mit ſeinem Namen beſchriebenen Zettel angewieſen wäre. Herr de la R. dringt auf dieſe Vertheilung von Plätzen noch aus einem andern Grunde, weil man alsdann ſeine Gäſte ſo ſetzen könne, wie ſie zuſammen paſſen, indem oft die prächtigſten Mahlzeiten bloß deswegen verunglükken, weil der Zufall Menſchen zuſammenführe, die ſich entweder nicht wohlwollen, oder ſich gegenſeitig nicht unterhalten können. nn) In Frankreich ſchneidet entweder der Hausherr, oder ein Stellvertreter deſſelben, oder einer und der andere Freund des Hauſes vor. Der V. findet es viel kürzer und zweckmäßiger, daß, wie in der Schweiz und in Deutſchland, ein Haushofmeiſter oder ein anderer gelernter Vorſchneider die großen Stücke von der Tafel nehme, ſie kunſtmäßig zerlege, und dann die mit den zerſchnittenen Stücken angefüllten Schüſſeln und Teller

ii) II. 86. 87.

kk) III. 20. 21.

ll) II. 87. C'est le moyen de manger chaud, de manger beaucoup, de manger long-temps, de fêter tous les mets d'un repas, de satisfaire les appetits les plus timides, et de faire bien meilleure chère tout en dépensant moins.

mm) III. 12. 17.

nn) II. 154.

Teller umher reichen lasse. oo) Ein anderer großer Misbrauch scheint unserm V. dieser, daß man die Gäste in Ansehung des Weins ganz von den Bedienten abhangen läßt. Wer nicht selbst einen Bedienten habe, sey in Gefahr, Durst zu leiden, oder könne wenigstens nicht so viel, und alsdann trinken, wenn er trinken wolle. pp) Selbst die Gegenwart vieler Bedienten bei der Tafel sey ein großes Uebel. Der ganze Gang der Revolution habe gezeigt, daß die meisten Herren von ihren Bedienten, und zwar von den Bedienten verrathen worden, denen sie ihr ganzes Zutrauen geschenkt, und welche sie zwanzig, dreißig Jahre durch mit Gold und andern Wohlthaten überhäuft hatten. qq) Am besten sey es, die Bedienten dadurch ganz zu entfernen, daß man die Bouteillen auf die Tafel, und zwischen jedes Paar von Gästen einen stummen Diener stelle, damit die Tischgenossen ihre Teller selbst wechseln könnten; oder wenn man dieses nicht wolle, die Bedienten jedesmahl abtreten zu lassen, wenn sie von neuem aufgetragen, und den Gästen neue Teller gegeben hätten. rr) Hr. de la R. hat nichts dagegen zu erinnern, daß man die Suppe eben so brennend heiß ißt, als man nach der Tafel den Kaffee trinkt. Er findet vielmehr, daß nur eine brennend heiße Suppe genießbar sey. ss) Wenn man irgendwo gegessen, besonders wenn man gut gegessen hat; so erfordert es nicht bloß die Dankbarkeit, sondern auch die Etiquette, daß man seinem Amphitryo innerhalb zehn Tagen einen Besuch macht, welchen man la visite de digestion nennt. Der V. räth den ächten Gourmands, daß sie sich vierzehn Tage nach der visite de digestion zu einer visite d'appetit entschließen mögen, und sich ihren Wohlthätern durch eine lebhafte Unterhaltung, selbst durch feine Schmeicheleien zu empfehlen suchen, damit bald eine abermahlige Einladung erfolge. tt)

oo) II. 51.

pp) II. 89.

qq) II. 89.

rr) ib. p. 91.

ss) II. 50. Un potage brulant, tel, qu'il doit être, ne diminue point l'action générale; on diroit, que tous les palais sont pavés en mosaique, ou qu'ils jouissent de tous les privilèges de l'Espagnol incombustible.

tt) V. 97. 99.

(Der Schluß folgt.)

Hannoverſches Magazin.

69tes Stück.

Montag, den 28ten Auguſt 1809.

Schilderungen

der durch die Revolution veränderten Sitten und Lebensart der Franzöſiſchen Nation, nach den ſechs Jahrgängen des Almanach des Gourmands, (1803-1808.)

Von dem Herrn Hofrath Meiners in Göttingen.

(Schluß.)

So ſehr Hr. de la R. mehreren Tiſchgebräuchen der Deutſchen Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſo ſonderbare Begriffe hat er von der deutſchen Tafel und Küche, oder geben wenigſtens die Correſpondenten, deren Briefe er ganz oder zum Theil hat abdrucken laſſen. Nach dem Bericht eines Franzoſen, der viele Jahre in Deutſchland gelebt hat, a) halten die Deutſchen Mahlzeiten, die um Mittag anfangen, und ſich Abends um 10½ Uhr endigen. „Das Mittageſſen dauert bis 3½ Uhr, nach welchem einige Gäſte ſich zwei bis drei Minuten entfernen können, um friſche Luft zu ſchöpfen. Nach dieſem kurzen Zwiſchenraume bringt man das Gonter, das man bis acht Uhr fortſetzt. Um die letztere Stunde erſcheint das Abendeſſen, an welchem man drittehalb Stunden beiſammen bleibt. Um 10½ Uhr gehen die Gäſte auseinander, um am folgenden Tage auf dieſelbige Art wieder anzufangen. Die Deutſchen verrichten den Act des Kauens mit einer Langſamkeit, an welche ſich die Franzöſiſche Ungeduld nicht gewöhnen kann.“

Aus dem letztern Umſtande, fährt unſer V. fort, läßt es ſich erklären, wie die Deutſchen ſo lange Zeit eſſen können, ohne ſich zu überladen. Ein lang-

a) III. 240. 41.

langsames und raisonnirtes Kauen erleichtert nicht nur die Verdauung, sondern macht auch, daß man viel weniger ißt, als man zu essen scheint... Die Deutschen geben selbst durch ihre Art zu essen einen Beweis von dem richtigen Verstande, der im Ganzen diese Nation auszeichnet. Sie verdanken ihrer Sorgfalt das Glück, treffliche Mägen zu besitzen, von allem ohne Schaden essen, und einen ganzen Tag bei Tische bleiben zu können, ohne daß ihre Gesundheit darunter litte. Auch nähern sich die wahren Gourmands in diesem Stücke sehr der deutschen Methode. — Wenigstens findet sich unter den Tischgesetzen von Aze auch dieses: daß fünf Stunden das gehörige Zeitmaaß für Tischgenossen seyen, wenn anders an einem zahlreichen Diner der Menge der Gäste die Menge und Güte der Gerichte entsprächen. b)

In einem Briefe, der im Febr. 1805. aus Lipstadt geschrieben seyn soll, wird gemeldet, daß zwar seit der Erscheinung des A. d. G. die Kochkunst große Fortschritte in Deutschland gemacht habe, daß es aber noch lange dauern werde, bevor gewisse seltsame National-Gerichte sich verlören. c) So esse man in Westphalen rohen Schinken mit Johannisbeeren-Gelee, und bestreiche ein Stück Pumpernickel mit Schmalz, lege alsdann einen Schnitt weiß Brodt darüber her, und verzehre beides als eine große Leckerei. Während des Preussischen Einfalls im Jahr 1792 plünderten die Soldaten des Königs Friederich Wilhelm die Buden der Pomadenhändler in Verdün aus. Die Soldaten hielten die Pomade für Butter und Schmalz, rühmten sie als solche außerordentlich, aßen sie auf Brodt, und zogen sich dadurch Diarrheen zu. Derselbige Briefsteller berichtet, daß man sich keine größere Einförmigkeit denken könne, als die Küche und der Tisch aller deutschen Völkerschaften darböten: d) daß man aber doch in der Pasteten- und Zuckerbäckerei einige Fortgänge gemacht habe. e) Die Stadt Tübingen, so schließt der Correspondent, enthielt vormahls zwei Universitäten. Die der Pasteten- und Zuckerbäcker gab der andern nichts nach. Alles bis auf die Zwiebelkuchen ward dort vortrefflich gemacht. Auch ließen die Freunde des Wohllebens vormahls Artisten aus Tübingen kommen, wie man in Paris die Arbeiter aller Arten von

künst-

b) II. 122. 123.

c) III. 293 et sq. p.

d) ib. p. 298.

e) p. 300.

künſtlichem Eis aus Italien kommen ließ. Dieſe neuen Profeſſoren pflanzten ihre Wiſſenſchaft bald in allen Theilen des deutſchen Reichs an. Allein wie weit ſtehen dieſe Profeſſoren des Ofens von ihren Ronget, Le Sage und andern großen Männern ab?"

Der erſte der erwähnten Correſpondenten theilte dem Verfaſſer auch die Nachricht mit, daß die Deutſchen wenig Brod eſſen, und daß einſt ein Franzoſe alles Brod, was für zwölf Gäſte auf eben ſo viele Teller gelegt worden war, vorläufig verzehrte. Herr de la R. macht hiebei die Bemerkung, daß die Engländer noch viel weniger Brot äßen, als die Deutſchen: daß aber eine ſolche Diät ſehr ungeſund, und die Quelle von vielen faulenden Krankheiten ſey. f) Kein Volk in Europa verzehre ſo viel Brot als die Franzoſen, von welchen es notoriſch ſey, daß unter ihnen die wenigſten Krankheiten herrſchten. Mehr als Ein aufgeklärter Arzt leite die Seltenheit von Krankheiten aus der glücklichen Gewohnheit ab, das Brot mit allen Speiſen zu verbbinden!!! — Wenn Herr de la R. ſich eine Zeitlang diesſeits des Rheins aufgehalten hätte, ſo würde er bald bemerkt haben, daß, wenn die Deutſchen weniger Brot und trockne Hülſenfrüchte eſſen, als ſeine Landsleute, ſie dagegen viel mehr friſche und eingemachte Gemüſe genießen, als dieſe, und daß die Nahrung ſelbſt der geringſten Volksklaſſen in Deutſchland ohne Vergleichung mannigfaltiger, als in irgend einem andern großen Europäiſchen Lande iſt.

Es iſt hier nicht der Ort, die Verſchiedenheiten der deutſchen und franzöſiſchen Küche weitläuftig auseinander zu ſetzen. Allein das kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß ſelbſt nach dem A. d. G. die Franzoſen ſehr viele Theile von Thieren nicht bloß eſſen, ſondern eine große Leckerei darin finden, welche die Deutſchen entweder ganz verſchmähen, oder doch nicht auf eine gute Tafel bringen. Es mag ſeyn, daß die von Puits Certain erfundenen, und von Cauchois g) auf den höchſten Grad der Vollkommenheit gebrachten Têtes de veau den Namen einer encyclopédie de la bonne chère mit Recht verdienen. Einem deutſchen Koch wäre es nicht eingefallen, ſeine ganze Kunſt an einen Kalbskopf zu verſchwenden. Vor der Revolution wurden die ſogenannten animelles von jungen Widdern für eine der

f) III. 244. 45.

g) I. 63. VI. 147.

köstlichsten Leckerbissen gehalten. h) Dieser Geschmack hat sich verlohren. Dagegen ist der an Hammel-Nieren so herrschend geworden, daß diese das unentbehrliche Eingangsstück aller Gabel-Frühstücke geworden sind. i) Der Verfasser setzt umständlich auseinander, wie vielfachen Gebrauch die Kochkunst von den Extremitäten und Eingeweiden sowohl der grössern als der kleineren Thiere mache. Ein Deutscher kann nicht umhin, zu lächeln, wenn er liest, daß der Verfasser nicht bloß von den Zungen oder den Füßen, sondern von den Augen und Ohren, dem Gekröse und Geschlinge von Kälbern als von Zierden der Tafel, oder als von Nahrungsmitteln redet, die sich allen Launen tiefgelehrter Köche darböten. k) Eben so befremdend für einen Deutschen ist das Gericht, was man aus dem Abfall eines Puters bereitet. l)

Die Diätetik des V. und seiner Nation weicht von der unsrigen nicht weniger ab, als der deutsche und französische Geschmack. Herr de la R. erklärt den gesalzenen Hering für eine Speise, die nur für die stärkesten Personen passe, und welche alle übrige als ein Gift scheuen müßten. m) Seiner Meinung nach giebt es kein sichereres Mittel, die Verdauung von Austern zu befördern, als wenn man unmittelbar darauf eine warme Milchsuppe ißt. Durch die Milch nämlich würden die Austern sogleich aufgelöst. n) Was die Milch für die Austern ist, das ist der Thee für alle Arten von Backwerk. Wenn man auch viel von dem letztern gegessen hat, so

h) I. 19. d'animelles, et qui ne sont autre chose, que les signes apparens de la virilité du bélier.

i) I. 18.

k) I. 11. 12. enfin sa fressure, qui, comme l'on sait, comprend le coeur, le mou, et la rate, sans être un mets recherché, se prête à tous les caprices d'un cuisinier profond, et peut sous divers déguisemens, tromper encore notre appetit, et même le reveiller. Von dem Gekröse heißt es: Ce plat est peu dispendieux lorsqu'on le prend chez la tripière; mais il revient à un prix excessif, si l'on se le fait fournir par les bouchers, vu la sordide habitude, qu'ont ces Messieurs de mettre tout à la balance.

l) I. 151. . . sous le nom d'abatis, qui comprennent les ailerons, les pattes, la tête, le cou, le gésier, le coeur, le foie etc.

m) I. 155.

n) II. 189.

so ist man doch vor allen Indigestionen sicher, sobald man nur eine oder zwei Tassen warmen Thee trinkt. o) Ueberhaupt sey der Thee ein den Gourmands theures Getränk, weil er den Magen vor der Mahlzeit reinige, und nach der Mahlzeit ausfege. p) So gesund der Kaffee ohne Milch ist, so schädlich ist der Kaffee mit Milch. q) Seit einiger Zeit hat man in Paris angefangen, nach dem Mittagessen grosse Gläser von gezuckertem Wasser zu trinken, um die Verdauung zu befördern. Man bringt die mit diesem Wasser angefüllten Flaschen zwei Stunden nach dem Kaffee herein, und mit ihnen eine Zuckerdose, damit ein Jeder nachzuckern kann. r) Aepfel und auch anderes Obst verdauet man viel leichter, wenn man bloß Wasser, als wenn man Wein trinkt. s) An Einer Stelle rühmt Hr. de la R. das Wasser mehr, als er an manchen andern den Wein gerühmt hatte. t) Nichts erleichtert die Verdauung und stärkt die Muskeln des Magens mehr, als reines Wasser, das mit Mäßigung während des Essens getrunken wird. Man müsse selbst den Gourmands rathen, bloßes Wasser zu trinken, weil sie alsdann wenigstens ein Drittel mehr essen können. Der Wein nähre, und nehme als Nahrungsmittel seinen Platz im Magen ein, anstatt daß das Wasser auflöse, und durch seine auflösenden Kräfte oft schon die Verdauung vollende, so lange man noch bei Tische sitze.

Vom zweiten Jahrgange an machen die neuen Entdeckungen für den Gaumen einen stehenden Artikel in dem A. d. G. aus. Ich führe aus diesen Entdeckungen nur solche an, die auch für Andere als Gourmands Interesse haben. Die Kartoffeln werden noch immer nicht auf den französischen Tafeln geduldet. Allein bei allen Arten von Backwerk wird jetzt Kartoffelnmehl statt Weizenmehl gebraucht, und es ist allgemein anerkannt, daß seit dieser Zeit alles Backwerk schmackhafter und verdaulicher ist als vormals. Ein achtungswürdiger Hausvater zu Bezons fing an, Felder, die vorher wenig oder gar nichts eingetragen hatten, mit Kartoffeln zu bepflanzen, und

o) II. 264.

p) V. 90.

q) II. 209. Le Café à l'eau, et au lait.

r) II. 279.

s) III. 55.

t) V. 213. 214.

und eine Fabrik von Kartoffelnmehl anzulegen, die sich schnell so sehr erweiterte, daß sie im Jahr 1806. über dreimahl hundert tausend Pfund absetzte. u) Ein Mr. Appert hat das Geheimniß erfunden, Gemüse, Früchte, ja selbst Milch und Fleisch Jahr und Tag auf eine solche Art frisch zu erhalten, daß die Nahrungsmittel nichts von ihrem Geschmack verlieren. x) Der geringste Vortheil dieser Entdeckung ist, daß man zu Paris den ganzen Winter durch frische Sommer-Gemüse speist. Den größten Nutzen verspricht sich der Erfinder alsdann, wenn Frankreichs Häfen einmahl wieder werden geöffnet werden. Die Versuche, welche man bis jetzt in den vornehmsten Häfen mit Hrn. A. Proben gemacht hat, sind alle zu seinen Gunsten ausgefallen. — Ein Herr Grandin zog zu Tressancourt Rainetten, die Ein Pfund und zwei Unzen schwer, und bei ihrer außerordentlichen Größe trefflich von Geschmack waren. y) Ich vermuthe, daß die Art von Gartenbohnen, welche der V. Fèves oder haricots de l'Arabie heureuse nennt, z) die weissen Kirschen, aa) und die Concombre de Barbarie bb) in Deutschland länger, als in Frankreich bekannt sind. Ganz anders verhält es sich mit den Pflanzen, welche M. Fargeon, distiliateur et parfumeur zu Grasse in der Provenze aus Dalmatien und England herüber gebracht, und in Frankreich einheimisch gemacht hat. cc) Dieser unternehmende Mann reiste selbst nach Dalmatien, verschaffte sich Stämme von der Art von Kirschen, aus deren Früchten der berühmte Marasquin von Zara gemacht wird, pflanzte sie an solchen Stellen an, die denen in Dalmatien möglichst ähnlich waren, und sah sich bald durch die glücklichsten Erndten belohnt, die ihn in Stand setzten, einen Marasquin zu bereiten, der nach dem Urtheil der Kenner selbst den von Zara übertrifft. Derselbige Fargeon hohlte aus England diejenige Art von Münze, die im Handel unter dem

u) II. 171. III. 151. IV. 58.

x) III. 141. V. 291. VI. 104. 275.

y) IV. 290.

z) V. 294. 95.

aa) VI. 96.

bb) VI. 100.

cc) IV. 80, et sq. p.

Digitized by Google

dem Nahmen von Engliſcher Münze bekannt iſt, (Menthe d'Angleterre) acclimatiſirts ſie in der Provence, und verfertigt jetzt ein Münzwaſſer oder Münzeſſenz, die keiner andern etwas nachgiebt.

Es iſt gewiß vielen Leſern aufgefallen, daß Hr. de la R. mit ſo vieler Freimüthigkeit zu ſchreiben wagte. Ich könnte noch ſtärkere Proben der Freimüthigkeit, als die bisherigen geben, wenn ich das auszeichnen wollte, was der V. über die Mißbräuche der Poſten in Paris, dd) über das Pflaſter in der Hauptſtadt, ee) beſonders über die Marktplätze und Marktgebräuche in Paris ſagt. ff)

dd) IV. Préf. p. XVIII. XIX. V. p. XV.

ee) VI. 146.

ff) VI. 209-218.

Allgemeine Bemerkungen über die Vertreibung der Inſekten.

Die Mittel, ſchädliche Inſekten zu vermindern, oder ſie da abzuhalten und zu vertreiben, wo ſie uns beſchwerlich fallen, ſind hauptſächlich von doppelter Art. Einmal können wir die Brut oder die Inſekten ſelbſt aufſuchen und tödten. Dies iſt ein ſicheres aber etwas mühſames Mittel. So zerſtören wir die Raupenbrut auf den Bäumen, wie auch verſchiedene Gattungen von Ungeziefer in unſern Häuſern. Auch laſſen ſich zu eben dem Zwecke in manchen Fällen einige andere Thiere gebrauchen; z. B. die Schweine, die Enten u. ſ. w. zur Vertilgung der Grasraupen und Schnecken, die Ameiſen zur Vertreibung der Kornwürmer.

Die zweite Methode iſt weit bequemer, daß man nemlich die Inſekten durch ſolche Dinge, deren Geruch ihnen zuwider iſt, zu entfernen, oder durch eine Witterung ſie anzulocken ſucht, um dann, ohne ſonderliche Mühe, mit einem Male eine Menge tödten zu können. Nur Schade, daß man bis jetzt noch nicht viel allgemein wirkſame Mittel von der Art kennt. Es gehören wiederhohlte und mit Aufmerkſamkeit angeſtellte Verſuche dazu. Indeß verdienen auch die wenigen, die man entdeckt

hat

hat, unſern Dank; denn ſie können uns zugleich auf die Spur von ähnlichen Entdeckungen leiten.

Ein faſt allgemein tödtliches Mittel wider alle Inſekten iſt Oel und Fett, weil es die Luftröhre am Leibe verſchließt, und ſie alſo erſtickt.

Ueber Schindeldächer.

Wie äußerſt gefährlich die Schindeldächer, zumahl wenn Thürme damit verſehen ſind, in Feuersbrünſten werden können, davon haben wir ſchon mehrere traurige Vorfälle gehabt, und den letzten noch kürzlich bei dem unglücklichen Brande zu Burgdorf. Da in der hieſigen Gegend mehrere Thürme dieſe Bedachung haben; ſo wäre wohl zu wünſchen, daß nach und nach ſolche durch Ziegeldächer, und zwar durch die ſogenannten Biberſchwänze verdrängt würden, da dieſe eine leichte, dauerhafte und ſehr gut in das Auge fallende Bedeckung verſchaffen.

Schindeldächer ſind zwar oft weniger koſtbar, aber auch von ſchlechter Dauer; warm halten ſie gar nicht, und in Gegenden, wo Holzmangel iſt, ſind ſie für nahe und entfernte Forſten ein wahrer Verderb, denn zu dieſen muß das ausgeſuchteſte Holz genommen werden, und davon geht ſehr vieles in die Spähne. Dem Feuer geben ſie eine treffliche Nahrung, es mag von innen oder außen entſtehen, ja ſie können es deſto leichter auch entfernten Gegenden mittheilen, zumahl wenn Strohdächer ſich in der Nähe befinden. Das Abhalten der Näſſe iſt ebenfalls ſehr ſchlecht von ihnen zu erwarten.

L. F. D.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

70tes Stück.

Freitag, den 1ten September 1809.

Verſuch einer kurzen hiſtoriſchen Entwickelung der Meier-Verfaſſung im Herzogthum Bremen.

Vom Advokaten von Abſen.

Vaterländiſche Geſchichte iſt dann vorzüglich intereſſant, wenn ſie uns über den Urſprung und über die Modificationen unſerer Landesverfaſſungen Aufſchlüſſe giebt.

In dieſer Rückſicht dürfte eine kurze hiſtoriſche Entwickelung der Meier-Verfaſſung im Herzogthum Bremen mehreren Leſern dieſer Blätter wohl nicht unwillkommen ſeyn.

Die urſprüngliche Veranlaſſung zur Entſtehung des Meierweſens muß man, wie es mit mehrern teutſchen Inſtituten und Gewohnheiten der Fall iſt, in den entfernteſten Zeiten des Alterthums aufſuchen, und aus der alten Geſchichte vorausſetzen, daß in Teutſchland nicht gleich mit dem Ackerbau ein unbewegliches, getheiltes oder perſönliches Eigenthum der Aecker entſtand, ſondern daß die Aecker, Wälder und Weide-Reviere noch ein ungetheiltes Eigenthum ganzer Gauen und Stämme blieben.

Nach Cäſars Berichte finden wir bei unſern teutſchen Vorfahren ſchon bürgerliche Magiſtratur und Aufſicht über dieſe gemeinſchaftlichen Ländereien, a) und die im Bremiſchen noch hin und wieder befindlichen Holz-Gerichte, die man im Mittelalter ſehr richtig comitia lignorum b) nannte, haben noch vieles von dem Gepräge dieſer Ur-Verfaſſung an ſich.

So

a) Neque quisquam agri modum certum, aut fines proprios habet; ſed magiſtratus ac principes in annos ſingulos gentibus, cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum eis, et quo loco viſum eſt, attribuunt agri, atque anno poſt alio tranſire cogunt.
Caeſar de bello gallico l. VI. c. 22.

b) Muſhard monum. nobilit. p. 44.

Sobald man aber in Teutſchland Aecker eigenthümlich zu beſitzen anfing, theilten ſich die erſten Familien des Landes, nach den Verhältniſſen ihres Standes, in dieſe Ländereien, und es entſtanden bald ſichtbare Kennzeichen, wodurch man die Grenze ſeines Eigenthums bemerklich machte. c)

Steine, Bäume, Hecken, Zäune und Gräben, auch oft Flüſſe und Bäche mußten zum Merkmal der Grenze dienen, und ſo wie aus mehreren zuſammen erbauten Wohnungen Dörfer d) mit ihren begrenzten Feldmarken e) entſtanden, ſo ſcheint damals ſchon aller Grund und Boden unter ein gewiſſes Eigenthum gekommen zu ſeyn, und ſeinen Herrn gefunden zu haben.

Der teutſche Adel legte ſich bekanntlich in den älteſten Zeiten nur auf den Krieg, und ſah bloß Uebung der Waffen als eine ſchickliche adeliche Beſchäftigung an.

Er hielt es daher unter ſeiner Würde, ſich im mindeſten um den Ackerbau zu bekümmern.

Dieſer war, ſo wie überhaupt Wiſſenſchaften, Künſte und Handwerke nur eine Beſchäftigung der übrigen drei Stände in Teutſchland, der Freigebohrnen, der Freigelaſſenen und der Leibeigenen.

Einige der Freigebohrnen zeichneten ſich durch Verdienſte aus, und erwarben ſich vor den Uebrigen gewiſſe adeliche erbliche Vorzüge und Freiheiten.

Da ſie aber gleichwohl dem alten Adel an Würde, Macht und Anſehen nicht gleich kamen; ſo entſtand der bis auf den heutigen Tag fortdauernde weſentliche Unterſchied des hohen und niedern Adels. f)

Die vom hohen Adel, welche ſich zu Dynaſten erhoben hatten, hießen edle Herren, und hatten die Ehre, daß aus ihnen die Graven, welche den teutſchen Gauen vorſtanden, ſo wie die Herzoge erwählt wurden.

Die Einführung des Chriſtenthums in Teutſchland, und die Errichtung der Bisthümer ſchien in die weltliche Verfaſſung der Diöceſen nicht den Einfluß zu haben, den die Biſchöfe ſich nach und nach zu verſchaffen wußten.

Dieſen war vom Kaiſer zwar eine Seelſorge in ihren Sprengeln anvertrauet, allein, daß ſie dieſe Seelſorge von einer weltlichen Landeshoheit begleitet ſehen würden, war ſo unglaublich, daß dieſes nur durch eine Concurrenz vieler Umſtände möglich werden konnte.

Wie aber im neunten Jahrhundert die wiederholten Einfälle der Normäns

c) S. die Abhandlung über die Entſtehung des Eigenthums, im Göttingiſchen hiſtoriſchen Magazin, V Band, 3 Stück, S. 461.
d) Wachter. in Gloſſ. Voc. Dorf.
e) Strubens rechtliche Bedenken, 1r Th. Bed. III.
f) S. Schelh's Abhandlung vom teutſchen Adel §. 2. u. f.

männer in das Fränkische Reich einen Mangel an Sicherheit verursachten, wie man mit der Litanei der römischen Geistlichen:

a furore Normannorum libera nos Domine!

nicht auslangen konnte, sondern jeder auf seine Vertheidigung denken mußte, da wurden von den Prälaten und den ersten Familien des Landes, den Dynasten, Graven und Herzogen feste Bergschlösser und Burgen in ihre Besitzungen erbauet. g)

Aus der teutschen Reichsgeschichte ist es bekannt, daß die Besitzer dieser Schlösser und Burgen sich eines uneingeschränkten Rechts der Waffen bedienten, die Fremden nach Willkühr feindlich behandelten, und unvermerkt ein allgemeines Faustrecht einführten.

Die Folge davon war, daß sie sich veranlaßt sahen, ritterliche Lehnleute und Burgmänner anzusetzen, wodurch das Lehnwesen zuletzt allgemein wurde. h)

So wie bei diesem Zustande Wissenschaften und Künste gänzlich verschwanden, und rohe Sitten an deren Stelle traten; so wußte der geistliche Stand, theils durch die eingerissene Unwissenheit und den herrschenden Aberglauben, vorzüglich aber durch das bekannte und berüchtigte corpus canonum des falschen Isidor's i) sich ein völliges Uebergewicht über den weltlichen Stand zu verschaffen.

Die Erzbischöfe zu Bremen und Hamburg waren gleichfalls nicht säumig, ihr Ansehen zu erhöhen, und dadurch den Grund zu einer künftigen Landeshoheit allmählich zu legen. k)

Ihre Bemühungen wurden vom glücklichen Erfolge begleitet.

So wie nemlich überhaupt es im dreizehnten Jahrhundert immer merklicher in Teutschland wurde, daß die

g) Ex hac potestate, se et res suas plenissime defendendi, facultas olim procul dubio venit, domum suam et sedem fortunarum muro cingendi, aditumque claudendi, vel et muniendi arcemque et castellum instruendi.

Pufendorf Tom. I. Obs. 34.

h) S. Pütters kurzen Lehrbegrif der teutschen Reichsgeschichte §. 13. S. 19.

i) Bekanntlich machte Erzbischof Riculf von Mainz zuerst diese Sammlung, die Pabst Nicolaus der Erste genehmigte, in Teutschland bekannt.

k) Um sich einen Begriff von den ehrgeizigen und listigen Bemühungen der Bremischen Erzbischöfe, wegen Erlangung der Regalien, zu machen, verdient Lappenbergs Grundriß der Bremischen Geschichte nachgelesen zu werden, den man in der 2ten Sammlung der Herzogthümer Bremen und Verden findet.

Digitized by Google

geistlichen und weltlichen Reichsstände wahre Regenten ihrer Länder wurden l); so erlangten auch die Erzbischöfe zu Bremen eine völlige Landeshoheit.

Nicht weniger vortheilhaft für die Bremische Kirche war es, daß die Grundsätze der römischen Clerisei, nach welchen gelehrt wurde, man könne durch geistliche Schenkungen und Stiftungen sich die Seligkeit erwerben, in den damaligen Zeiten des höchsten Aberglaubens Eingang fanden, und die Folge hatten, daß die adelichen Gutsbesitzer pro redemtione animarum, wie sie sich ausdrückten m), die Stiftsgüter ansehnlich durch Schenkungen vermehrten.

Die Principien des sich wegen des Mangels an Sicherheit immer mehr verbreitenden Lehnrechts bewogen nicht minder viele Gutsbesitzer, daß sie ihre Erbgüter der Bremischen Kirche zu Lehn auftrugen, und dadurch nach und nach einen ansehnlichen Theil ihrer Güter lehnbar machten.

Dies hatte die Folge, daß die mehrsten adelichen Familien des Landes Dienstmänner n) der Bremischen Kirche wurden, sich bei den Schlössern, welche die Erzbischöfe von Bremen als castra ecclesiae hin und wieder im Lande hatten o), und wo sie dann und wann zu residiren pflegten, als Burgmänner niederließen, und daselbst ihre adelichen Wohnsitze als castra nobilia erbauten.

Bei

l) Vom Kaiser hatten die geistlichen und weltlichen Reichsstände 1220 und 1232 die vorzüglichsten Gnadenbriefe erhalten. Die meisten Landschaften, die damals schon aus Prälaten, Ritterschaften und Städten zu bestehen pflegten, trugen nicht minder zu der Landeshoheit der Reichsstände in der Hoffnung das Ihrige bei, daß sie in wichtigen Landes-Angelegenheiten mit zu sprechen bekamen, und sich vor einer despotischen Regierung sicherten. S. Pütter a. a. O. S. 63.

m) Eine Menge solcher Schenkungs-Urkunden liefert I. Vogt in monum. ined. rerum germanicarum.

n) Dienstmänner (ministeriales) waren gegen gewisse Beneficien zu bestimmten erblichen Hofdiensten verpflichtet. Sie hießen Ritter, milites, adeliche Knechte, und standen in großem Ansehen. Als Ueberbleibsel dieser ehemaligen Dienstverfassung kann man die noch hergebrachten Erbhofämter ansehen. Von adelichen Dienstleuten handelt Struben Tom. IV. der Nebenstunden S. 345 f.

o) Z. B. Vörde, Hagen, Otterstedt, Neuhaus, Stotel, Langwedel. Der Erzbischof Johann Rhode giebt in seinem Register der Bremischen Kirchengüter hiervon Nachricht.

Digitized by Google

Bei diesen adelichen Wohnsitzen suchten sie entweder durch Tausch und Ankauf, oder durch Schenkungen ansehnliche Güter und Ländereien an sich zu bringen, um im Stande zu seyn, den ihrer Würde angemessenen Aufwand zu bestreiten. Da sie aber den Ackerbau für sich als ritterliche Dienstmänner unter aller Würde hielten, so gaben sie ihre Ländereien gewissen Personen zur Cultur ein, um gegen bestimmte jährliche Dienste und Abgaben die Ländereien zu cultiviren, und das volle Nutzungsrecht auszuüben.

Nun entstanden also im Bremischen sowohl, wie überhaupt in den mehrsten Provinzen Teutschlandes nach der Analogie des Lehnrechts als Lehnsherren, die Gutsherren, und als Vasallen gleichsam die Meier.

Die Landesherren sowohl wie die Kirchen fingen gleichfalls an, einen Theil ihrer Ländereien nach diesen Grundsätzen meyerrechtlich auszuthun, und es entstanden neben den Junckern-Meyern auch Herrschaftliche und Kirchen-Meyer.

(Der Schluß folgt.)

Beitrag

zur Naturgeschichte der Ameisen auf Barbadoes.

(Aus Ligon's History of Barbadoes).

Die Ameisen auf dieser Insel sind zwar nur klein, aber sehr ämsig, und das Mittel, wodurch sie ihre Absichten fast jedesmal erreichen, besteht darin, daß sie insgesammt mit vereinten Kräften arbeiten und gleichsam nur eine Seele zu haben scheinen. Ihrer ist eine solch ungeheure Menge, daß man den eigentlichen Ort ihres Aufenthalts unmöglich bestimmt angeben kann. Sie sind allenthalben, unter der Erde, wo nur eine kleine Höhlung oder etwas trockne Erde ist, zwischen den Würzeln der Bäume, an den Stämmen, auf den Zweigen, Blättern und Früchten aller Bäume, an allen Orten ausser- und innerhalb der Häuser, an den Seiten, Mauern, Fenstern und Dächern von aussen, und an den Wänden, dem Getäfel, dem Fußboden und den Fenstern

von

innen. Tische, Brodschränke, Betten und Stühle, alles ist von ihnen befleckt, alles wimmelt von ihnen. Gewisse, in Westindien sehr häufige Käfer *) sind ihre Todfeinde; und ob sie gleich nicht im Stande sind, denselben etwas anzuhaben, so lange sie leben (indem ein einziger dieser Käfer stärker und mächtiger ist, als hunderte von Ameisen, und jene auch, wenn ihnen von der Uebermacht sehr stark zugesetzt wird, die Freiheit behalten, vermittelst ihrer Flügel zu entfliehen) so werden sie doch, wenn sie dieselben todt antreffen, sogleich in unzählige Theilchen zernagt, und in die Nester der Ameisen getragen. Wenn man einen solchen Käfer tödtet, und ihn auf die Erde wirft, um zu sehen, was die Ameisen damit beginnen werden; so wissen sie, ob er gleich schwerer ist, als hunderte von ihnen, dennoch Mittel, ihn anzufassen, aufzuheben und wegzutragen. Haben sie ihn erst in die Höhe gehoben und auf ihrem Rücken liegen, so gehen einige mit als Beigehülfen, wenn die Träger etwa müde werden sollten, andre aber dienen als Anführer und weisen den Weg, den die Träger nach dem Loche nehmen sollen, wo sie ihn hinbringen wollen. Nehmen die Vorausgehenden wahr, daß der Leichnam des Käfers in die Quere liegt, und durch die Oeffnung nicht werde durchkommen können, so wird sogleich Befehl ertheilt, und etwa einen Fuß weit von der Oeffnung der Käfer nach der Länge gelegt, doch ohne den geringsten Aufenthalt und ohne still zu stehen, wobei es ebenfalls merkwürdig ist, daß sie einander nicht nach entgegengesetzten Richtungen zerren.

Wenn die Einwohner es verhindern wollen, daß diese Ameisen nicht auf Tische, Brodtschränke und Betten kommen, so setzen sie die Füße dieser Geräthe in hölzerne Gefäße mit Wasser, obgleich auch dies nur wenig hilft; denn viele von ihnen kriechen sodann an der Wand bis an die Decke des Zimmers, und fallen von da auf Betten, Schränke und Tische herunter.

Damit sie nicht so leicht auf die Bretter kommen, wo gemeiniglich die Speisen aufbewahrt werden, so hängt man

*) Im Original heißen sie Cok-roaches. Ich weiß keinen deutschen Namen für dies Insekt, erinnere mich aber, einen englischen Schriftsteller gelesen zu haben, der da sagte, daß diese Cok-roaches eine Gattung Käfer oder Scarabäen wären, daß sie einen Zoll lang seyen, und einen unangenehmen Geruch an sich haben, daß sie die Spitzen der Zehen gerne benagen und dadurch bisweilen arge Geschwüre erregen. Unterdessen setzt sie Forster nicht unter die Scarabäen, sondern nennt sie Blatta, und zählt vier Untergattungen davon in America, Americana, Orientalis, Germanica, livida. — S. Jak. Reinh. Forsters Catalogue of the Animals of North-America.

man diese mit Stricken an den Boden, und bestreicht diese, so wie auch den Boden darüber mit Pech und Theer, eben so macht man es auch mit den Stricken der Hängematten, auf welche Weise sie am besten davon entfernt gehalten werden.

Wenn die Einwohner bisweilen sich ein Vergnügen machen, und sehen wollen, wie diese Thiere sich werden zu helfen wissen, so nehmen sie die wachstuchenen Tapeten, womit dort die Tische bedeckt sind, davon herunter, schütteln sie aus, daß alle Ameisen herabfallen, fegen sie auch von den Füßen und Blättern der Tische, die nicht im Wasser stehen, herunter, legen dann die Tapete wieder auf den Tisch, und setzen einen Teller mit etwas Zucker darauf. Kaum wittert dies eine Ameise in der Nähe, so läuft sie, so schnell sie kann, auf diese Speise hinzu, hat aber eine lange Reise vor sich; denn bei dem Fuß des Tisches muß sie anfangen, und bis an das Blatt hinaufkriechen, wo sie aber die Tapete antrifft, an der sie nun längs bis unten herunter, und alsdann an der andern Seite wieder heraufkriechen muß, ehe sie auf den Tisch und zu dem Zucker kömmt, den sie riecht. Hat sie diesen gefunden, so kehrt sie sogleich den nemlichen Weg zurück, ohne für ihre Mühe das Geringste davon zu nehmen, und giebt allen ihren Freunden von ihrer Entdekkung Nachricht, die denn auch augenblicklich bei Tausenden herbeiströmen, auf demselben unbequemen Wege den Tisch erklettern, und in wenig Augenblicken alles aufzehren. Wenn sie am dicksten auf dem Tische sind, schlägt zuweilen ein dabei Sitzender ein Buch oder Brett auf die Räuber, so daß ihrer viel Tausende mit einemmal umkommen; diese aber werden, wenn man nur eine Viertelstunde ihnen Zeit läßt, unverzüglich von den noch lebenden aufgefaßt und weggeschafft.

Man macht auch noch andere Proben, um sie zu sinnreichen Unternehmungen zu reizen. Man nimmt einen zinnernen Teller, gießt ihn halb voll Wasser, und setzt mitten hinein ein Schälchen mit Zucker. Die Ameisen riechen dies gleich, und kommen haufenweis auf den Tisch; finden sie aber, daß rings um das Näpfchen her Wasser ist, so gehen sie am Rande des Tellers herum, um einen Ort zu entdecken, wo dasselbe dem Rande am nächsten steht. Haben sie diesen ihrer Meinung nach gefunden, so begiebt sich die kühnste der Ameisen ins Wasser, in welchem sie aber, da sie keine Schwimmerin ist, sogleich umkömmt. Die nächste, ohne sich an diesem Beispiele zu spiegeln, wagt dasselbe, und ertrinkt ebenfalls. Und so geht es mehrern Hunderten von nun an, bis ihre Leichname eine kleine Brücke bilden, worüber die andern gehen und sich der Beute bemächtigen können.

nen. Auf diese Weise opfern sie ihr Leben für das allgemeine Beste auf.

Es giebt hier auch noch eine andere Art Ameisen, die zwar nicht so zahlreich und unschädlich, aber viel größer als jene sind. Diese bauen gegen eine Mauer oder gegen einen Baum, bisweilen auch in den Häusern selbst, von Thon oder Leimen Nester, so groß wie Bienenstöcke, auch darin eben so viel kleine Zellen, wie die Bienen, obgleich nicht so künstlich. Damit sie nicht von Käfern und Eidexen, die ihre größten Feinde sind, aufgefunden und verzehrt werden, so machen sie von ihrer Wohnung an verschiedene und mannigfaltige Gallerien, von denen einige nach entgegengesetzten Richtungen sechs bis sieben Ellen weit reichen. Diese bedeckten Gänge werden von eben der Materie gemacht, wovon die Nester sind, und können in so weiter Entfernung von dem eigentlichen Wohnsitze von ihren Feinden nicht leicht wahrgenommen werden. Ihre Ausgänge haben sie gemeiniglich unter Blättern, Moos oder andern Bedeckungen, wodurch die Entdekkung derselben sehr erschwert wird. Die meisten dieser Ameisen (Termiten) halten sich jetzt in den Wäldern auf, denn innerhalb der Häuser sind ihre Nester und Gallerien, so oft sie zu bauen anfiengen, zerstöhrt, so daß sie endlich davon gewichen sind. Unter allen Geschöpfen der Art sind diese die geschwindesten und ämsigsten bei der Arbeit, die man sehen kann.

A. A—r.

Bereitung des Brombeerweins.

Man kocht fünf Kannen reife Brombeeren mit einer Kanne Honig und sechsmal so viel Wein unter einander, schäumt es ab, nimmt es dann vom Feuer, seihet es durch ein Tuch, und läßt es gähren, hierauf nochmals aufsieden, und in einem reinen Fäßchen wiederum vergähren, so ist der Brombeerwein fertig. In der Provence braucht man die Brombeeren zur Färbung der Weine.

Hannoverſches Magazin.

71tes Stück.

Montag, den 4ten September 1809.

Verſuch einer kurzen hiſtoriſchen Entwickelung der Meier-Verfaſſung im Herzogthum Bremen.

Vom Advokaten von Abſen.

(Schluß.)

So wenig Beſtimmtes und Zuverläſſiges uns überhaupt die Geſchichte über die eigentliche wahre und urſprüngliche Meier-Verfaſſung aufbehalten hat, ſo ſehr widerſprechen ſich die Schriftſteller, die über dieſe Materie commentirt haben.

Hauptſächlich entſpringt dieſer Widerſpruch aus dem Mangel teutſcher Geſchichte, und aus der falſchen Anwendung des römiſchen Rechts auf die teutſche Meier-Verfaſſung. a)

Je allgemeiner nemlich das Vorurtheil ward, daß die vierte Monarchie an die teutſche Nation übertragen worden, deſto mehr überzeugte man ſich von der Verbindlichkeit derjenigen Geſetze, die von den römiſchen Kaiſern gegeben waren.

Ganz unverdienter Weiſe erhielt daher das römiſche Recht ein Anſehen in Teutſchland, das faſt alle vaterländiſche einheimiſche Rechte zu verdrängen ſchien.

Kein Wunder alſo, daß die römiſchen Rechtslehrer teutſche Verfaſſungen nach römiſchen Rechtsprincipien beurtheilten, und dadurch zu Irrthümern und verkehrten Meinungen Anlaß gaben, die erſt in neueren Zeiten von großen Rechtslehrern aufgedeckt wurden.

So viel iſt indeſſen gewiß, daß im 15ten und 16ten Jahrhundert die wichtig-

a) Schon der große Rechtslehrer Mevius bemerkt dieſes ſehr richtig, gleich Anfangs in ſeinem: „Bedenken vom Zuſtand und Abforderung der Bauerleute“ und warnet vor dieſer übel zuſtimmenden Application des römiſchen Rechts.

tigsten Veränderungen mit der teutschen Meier-Verfassung vorgingen, und selbige in diesen Zeiten erst eine festere Bestimmung erhielt.

Dies veranlaßten die gewöhnlichen Schulden der Landesherren, und vorzüglich die Errichtung stehender Armeen. b) Wie nemlich die zur Unterhaltung des Hofstaats ausgesetzten Domainen der Landesherren den erhöheten Aufwand derselben nicht mehr bestritten, sondern diese oft ihre Unterthanen um Abtragung ihrer Schulden ansprechen mußten; so hatte dieser Umstand, eben so wie die Errichtung stehender Armeen, einen großen Einfluß auf die Verfassung der Meyer und Censiten.

Entstand vorher ein Krieg, so mußten die Lehns-Vasallen oder auch die Dienstmänner, ministeriales, durch Herbeschaffung der einem jeden obliegenden Mannschaft, und Stellung der Pferde die Beschützung des Landesherrn und des Landes auf eigene Kosten übernehmen; nachdem aber diese Art der Landes-Beschützung, woher sich das ritterschaftliche Roßdienstgeld im Herzogthum Bremen und dessen Anschlag nach Nageln c) herschreibt, aufhörte, so mußte ein Fond errichtet werden, aus welchem nicht nur die etwanigen Schulden der Landesfürsten abgetragen, sondern auch das Militair unterhalten werden konnte. d)

Hier wurde nun sowohl in Teutschland überhaupt als auch im Erzstifte Bremen der Schatz, die Steuer und die Contribution eingeführt, und ein ordentliches Collect-Wesen eingerichtet.

Das Bremische Dom-Capitel, die ehemaligen Prälaten, als Aebte und Pröbste, so wie die Ritterschaft und die Städte: Bremen, Stade und Buxtehude behaupteten nun freie Stände zu seyn, und wie zu den vorigen Landsteuern wegen ihrer freien Güter sowohl, als ihrer Personen halber, beigetragen zu haben.

Sie deducirten daher nicht nur ihre Immunität in Hinsicht der eingeführten Schätzung und Contribution e), son-

b) a Selchow elementa juris germanici L. I. Cap. VI. Sect. I. Tit. I. §. 341.

c) Eines Pferdes Stellung wird zu 958 ℛ jährlicher Einkünfte gerechnet. Ein Pferd wird zu 24 Nagel angeschlagen; wer also 39 ℛ 44 ßl. jährlicher Revenüen aus adelich freien Ländereien im Bremischen zieht, steuert für einen Nagel zur Bremischen Roßdienst-Casse.

d) S. die Abhandlung des verewigten Hrn. Amtmanns Scharf vom alten und neuen Brem- und Verdenschen Steuerfuß, in den Annalen der Braunschweig Lüneburgischen Churlande 5ten Jahrgangs 4tes Stück.

e) Pufendorf Tom. I. Obs. 34. §. IV. XII. XIII. XIV. XV.

ondern sie wußten sich auch im Besitze derselben zu erhalten, und die Aufbringung des Schatzes, welchen jedoch die Erzbischöfe nicht ohne Bewilligung der gemeldeten freien Stände beitreiben durften, nach dem Beispiele der mehrsten teutschen Landstände f) auf die schatzpflichtigen Unterthanen zu werfen. g)

Da nun die mehrsten schatzpflichtigen Unterthanen, welche auf der Geest wohnten, Meier und Censiten waren, so konnte es nicht fehlen, daß das Wohl dieser Landes-Unterthanen, die das wichtigste Landesbedürfniß, nemlich den öffentlichen Schatz, aufbringen mußten, von den Landesherren sehr in Rücksicht genommen wurde. h)

Unvermerkt wußten daher die Landesherren es einzuleiten, daß nach und nach gewisse wechselseitige Rechte und Pflichten zwischen den Gutsherren und den Meiern bestimmt und festgesetzt wurden.

Eine Folge hievon war unter andern, daß

1) die Erblichkeit der Meiergüter eingeführt, und den Kindern der Meier ein Erbrecht zur Nachfolge in den Meierhöfen vor Fremden zugestanden wurde, und

2) erhielten die gutsherrlichen Gefälle, oder die Meierzinse, entweder an Gelde, Diensten oder Naturalien eine feste Bestimmung.

Die Erhöhung dieses beständigen Canons vom ganzen Meiergute wurde den Gutsherren untersagt, und sie durften nicht willkührlich ihre Gefälle steigern. i)

Daß im Bremischen den Meierleuten diese wichtigen Rechte ungekränkt erhalten wurden, darauf nahm man von Seiten der Landesherrschaft schon zu Erzbischöflichen Zeiten die

f) Nil mirum **his ita** se habentibus, nobiles, quorum maxima erat autoritas in provinciis, sibi ipsis prospexisse, nec consensisse in collectas populo imponendas, nisi sub conditione, ut ipsi antiquam immnnitatem servarent. Struben de jure villic. Cap. VI. §. 4.

g) Pufendorf l. c.

h) Interest reipnblicae quoscnnque rusticos servari. Struben de jure villic. C. VIII. §. VI.

i) a Selchow Elementa jur. german. L. I. c. VI. S. I. Tit. I. §. 341. Struben l. c. cap. VI. §. 4.

größte Rücksicht, und so wie bei der Säcularisirung dieses Erzstifts nach dem Westphälischen Friedens-Instrumente alle Rechte der Stände und Unterthanen ausdrücklich bestätiget wurden i); so wußte auch die zur Abhelfung der Landes-Beschwerden angeordnete Königl. Schwedische Commission über die Rechte der Meyer so sorgfältig zu wachen, daß in dem unterm 20sten Julius 1692 zu Stade errichteten Commissions-Recesse ausdrücklich festgesetzt wurde:

„daß der Gutsherren-Meier „mit keines andern von Alters ihnen nicht incumbirenden noch gewöhnlichen „onere belegt werden sollten." k)

Eine gesetzliche Bestimmung, die im Bremischen, unerachtet der in den Jahren 1712 und 1715 eingetretenen bekannten Regierungs-Veränderungen, noch jetzt ihre Kraft hat.

Die specielle Erörterung aller aus dem Meier-Contract entspringenden Rechte und Verbindlichkeiten zwischen den Gutsherren und Meiern gehört nicht für diese Blätter, und muß also auch außer meinem Zwecke liegen, daher ich diesen kurzen Versuch nur noch mit der Bemerkung schließe, daß der ganzen teutschen Meier-Verfassung durch die jetzt in mehreren Ländern und Staaten vorgenommenen Organisationen wahrscheinlich große Veränderungen bevorstehen, die dem künftigen Schriftsteller hierüber Veranlassung geben können, seinem Werke die bekannte Ueberschrift vorzusetzen:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

i) Nach dem I. P. O. Art. X. §. de caetero etc. ist den Ständen und Unterthanen vorbehalten und bestätiget:

competens eorum libertas, jura et privilegia communia et particularia, legitime acquisita, vel longo usu obtenta.

k) S. den Commissions-Receß in Pufendorf Observat. Tom. IV. in app. p. 548.

Er-

Digitized by Google

Erfahrungsmäßige Schilderung des Ausbruchs und Verlaufs der Tollheit der Hunde,

von einem großen Beobachter dieser Thiere, Herrn **Menel.**

Aus dem Englischen übersetzt. *)

Das erste Zeichen der Tollheit der Hunde ist, wie es mir scheint, Mangel des Appetits in einem geringen Grade. Sein gewöhnliches Futter verzehrt der Hund nicht mit dem ihm sonst eignen Eifer, obgleich, wenn man ihm was Besseres reicht, er es wohl mit Vergnügen zu fressen scheint. Sehr frühe in diesem Erkranken zeigt sich die Neigung, mit andern Hunden Streit anzufangen. Ein gänzlicher Mangel der Eßlust folgt nun allgemein, obgleich ich Hunde essen und Wasser auflecken sahe noch einen Tag vor ihrem Sterben, das gewöhnlich zwischen dem 7ten und 10ten Tage nach dem ersten Beginnen der Krankheit erfolgt. Ein toller Hund wird nach meinen Beobachtungen nicht schreien, wenn man ihn schlägt, oder irgend ein Zeichen von Furcht ausdrücken, wenn man ihm droht. Aber noch in den sehr späten Zeiträumen der Krankheit scheint er empfänglich für freundliche Behandlung.

Nie kam mir ein toller Hund vor, bei dem sich früher Zeichen des Uebels wahrnehmen ließen, als zehn Tage nach dem Biß; aber es ereignete sich unter meinen eignen Augen mehrmals, daß Hunde erst acht Monate nach erhaltenem Bisse toll wurden und starben. Gewöhnlich erscheinen die Symptome der Krankheit zwischen drei und acht Wochen nach dem Bisse.

Ein toller Hund hat in der Höhe der Krankheit eine herrschende Neigung, Hunde, Thiere und Menschen zu beissen. Wenn man ihn nicht reizt, so fällt er nur die an, die ihn auf seinem Wege aufstoßen; aber da Furcht ihm nicht eingeflößt werden kann,

*) Mehrere englische medicinische Zeitschriften haben diese Beobachtungen aufgenommen, die so viele allgemein herrschende Vorurtheile widerlegen, und so treffende Züge zur richtigen, frühen, zuverlässigen Erkennung der Tollheit der Hunde enthalten. Ihr Verfasser gilt für classisch in allen Angelegenheiten des Hundestalls. Whose acquaintance with every thing relative tho the Kennel is universally admitted, lautet das Lob, das ihm zu Theil wird.

kann, so ist es ganz besonders gefährlich, ihn zu schlagen, oder auf irgend eine Weise herauszufordern.

Es scheint, daß tolle Hunde sehr frühe in ihrer Krankheit im Stande sind, diese auf andere überzutragen, und zwar sobald sie anfangen, mit andern Hunden zu streiten und sie zu beissen.

Die Augen toller Hunde sehen nicht roth oder wild aus, sondern träge, stumpf, und haben einen besondern Anblick, den der leicht erkennt, der ihn oft beobachtet hat. Aber er läßt keine Beschreibung zu.

Tolle Hunde bellen nie, sondern äußern gelegentlich ein höchst trauriges und klagendes Geheul, den Ausdruck des höchsten Trübsals. Wer dieses einmal gehört hat, wird diese Töne nie vergessen. Man kann daher das Urtheil fällen, daß Hunde toll werden, ohne sie zu sehen, wenn man nur dieses wehklagende Geschrei vernimmt.

Tolle Hunde haben keinen Schaum vor dem Munde, sondern ihre Lippen und Zunge sind trokken und beschmutzt oder schleimig.

Obgleich tolle Hunde im Allgemeinen sowohl Futter als Getränk in dem letzten Zeitraum der Krankheit verweigern, so zeigen sie doch niemals einen Abscheu oder eine Furcht vor Wasser; sie laufen durch dasselbe ohne Schwierigkeit, und lecken dasselbe zuletzt gierig auf. Aber es ist merkwürdig, daß obgleich sie Wasser lange Zeit durch auflecken, und zwar mit Eifer, ohne daß es scheint, daß sie irgend ein Unbehagen davon haben, sie doch keinen einzelnen Tropfen davon hinunter zu schlucken scheinen; denn so lange sie dieses Lecken auch immer fortsetzen mögen, so nimmt man doch nie eine Verminderung der Menge des Wassers wahr.

Ich bin überzeugt, daß dieses Uebel nie seinen Ursprung nimmt von heißer Witterung, von faulichter Nahrung oder von einer andern Ursache, als nur von einem erhaltenen Bisse. Wo das Uebel ausbrach, so vermochte ich doch immer einen erhaltenen Biß nachzuweisen, die Hunde mochten noch so sorgfältig eingesperrt gewesen seyn, dieses oder jenes zur Nahrung erhalten haben, oder die Jahrszeit noch so heiß gewesen seyn. Die Krankheit kam nie in einen Hundestall anders, als durch den Biß eines tollen Hundes.

Die Haare eines tollen Hundes stehen nicht aufgerichteter, als bei Hunden überhaupt. Ich konnte nie was besonders abweichendes in der Art finden, wie ein toller Hund seinen Kopf oder Schwanz trägt. Ich glaube nicht, daß Hunde mehr in Furcht sind vor einem tollen Hunde, als vor jedem andern Hunde, der sich anschickt, sie anzufallen.

Es

Es giebt zwei Arten von Wuth, die, wie ich aus Erfahrung weiß, beide von dem Beissen desselben Hundes entstehen können. Unter Kunstverständigen ist die eine unter dem Namen: Raserei, bekannt, die andere unter dem Namen: stumme Tollheit. In dieser stummen Tollheit hängt der untere Kinnbacken herunter, und bleibt stets in dieser Lage, die Zunge hängt aus dem Munde, und Geifer fließt aus demselben. In der rasenden Tollheit ist der Mund verschlossen, außer wenn der Hund nach etwas beißt oder heult, und eine Feuchtigkeit tröpfelt aus demselben.

Das Trocknen der Früchte.

Weit leichter lassen sich getrocknete Früchte erhalten, als andere, weil die flüssigen Theile, welche das Verderben veranlassen, durch das Trocknen aus denselben herausgetrieben sind. Jedoch verlieren sie nicht alle Feuchtigkeit dadurch, sondern nur das Wässrige; der zähe Schleim bleibt als Kleber in den festen Theilen zurück, und sie behalten also ihren eigenthümlichen Geschmack. Das Trocknen selbst geschieht entweder an der Luft und in der Sonne, oder auf einem Ofen. Letzteres heißt insbesondere Backen. Man kann aber nicht nur Baumfrüchte, sondern auch alle Arten von Feldfrüchten und Küchengewächsen, z. B. Kohl, Salat, Wurzeln u. s. w. trocknen, welches in kleinen und großen Wirthschaften von ausnehmendem Nutzen ist. Der Vortheil bestehet theils darin, daß man alle Speisen aus dem Gewächsreiche zu allen Jahrszeiten in Bereitschaft hat, theils auch, daß sich ein beträchtlicher Vorrath in einem engen Raume aufbewahren läßt, daß man sie auf Reisen zu Wasser und zu Lande bequem mit sich führen, und die meisten derselben in einer Viertelstunde gahr kochen kann. Die Methode, Gewächse so zu trocknen, daß sie Kräfte, Geschmack und Farbe beibehalten, und im Kochen vollkommen wieder aufquillen, ist erst in neuern Zeiten erfunden und bekannt gemacht worden. Man verfährt damit also: die Gewächse werden vorher gut gereinigt, gewaschen, und überhaupt so behandelt, als wenn man sie kochen wollte. Sodann läßt man das Wasser rein ablaufen, breitet sie auf einer ausgespannten reinen Leinwand, oder auf Brettern aus, und wendet sie fleißig um. Wenn sie nun abgetrocknet sind, so werden sie in einen mäßig warmen

Ofen

Ofen gebracht, wo die Wärme von unten kommt, sich aber über den Gewächsen nicht aufhalten kann. Am bequemsten ist ein mit Horizontalzügen versehener niedriger Ofen. Hier werden sie wieder öfters umgewendet, und bleiben so lange liegen, bis alles so trocken ist, daß sich die Stängel zerbrechen und die Blätter zu Pulver reiben lassen. Nun legt man sie in einen Keller, oder an einen andern nicht allzu feuchten Ort, und wenn sie etwas zäh geworden sind, daß sie sich zusammendrücken lassen, ohne zu zerbrechen: so stampft man sie in papierne Tuten von vier bis acht Loth ein, und verwahrt sie in einer feuchten Kammer. So halten sie sich über ein Jahr lang gut, und sind zum Theil noch besser, als in ihrem rohen Zustande. Bei dem Gebrauche nimmt man davon ungefähr ein Loth auf eine Person, brühet es mit kochendem Wasser ab, läßt es auch ein Paarmal damit aufkochen, gießt alsdann siedendes Wasser oder Fleischbrühe darauf, und verfährt damit übrigens, wie mit den frischen Gewächsen. Längstens in einer Viertelstunde pflegt es weich zu seyn. Wurzeln, Spargel, Erbsen und dergleichen kann man auch vor dem Kochen eine Stunde in kaltes Wasser legen; sie quillen desto besser auf. Bei Küchenkräutern kann man, wo man es nöthig findet, die erste Brühe weggießen. Zur Bequemlichkeit auf Reisen thut man alles Gewürz, was an ein Gericht gehört, mit in die Tute, z. B. getrocknete Zwiebeln, Petersilie, Kümmel u. s. w. Ein Mann braucht auf einen Monat für sich nicht mehr als ein Pfund getrocknetes Gemüse, welches er ohne Beschwerde in der Tasche bei sich trägt. Es wird versichert, daß einige Arten so zubereiteter Gewächse besser sind, als die frischen, andere nicht schlechter, keine Art aber viel schlechter, wenn man jene Anweisung genau befolgt.

H. F. K. D.

Verbesserung.

Durch ein Versehen ist in dem Aufsatz des Herrn Hofrath Meiners mehrere Mahle statt Mittwochs-Gesellschaft (société de Mercredi) Dienstags-Gesellschaft geschrieben und gesetzt worden.

Digitized by Google

Hannoversches Magazin.

72tes Stück.

Freitag, den 8ten September 1809.

Einige Nachrichten das Pestalozzische Erziehungs-Institut zu Burgdorf in der Schweiz betreffend.

Im 10ten Stück d. Mag v. J. 1803 ist eines braven Schweizers, des Pfarrers Steinmüller, Beurtheilung der neuen Reform der Erziehung und des Unterrichts, welche von dem bekannten Pestalozzi herrührt, mitgetheilt. Seitdem hat sich der Ruf dieser Unternehmung immer mehr verbreitet: und derselbe hat insbesondere in nordischen Ländern so zugenommen, daß mehrere Regierungen junge Erziehungskünstler ausdrücklich zu dem Zwecke hingesandt haben, daß sie sich mit der Pestalozzischen Methode näher bekannt machen sollten, um sie zu Hause ebenfalls einzuführen. Diese Reisen sind unstreitig in der besten Absicht angeordnet. Ob man aber die rechten Personen dazu ausgewählt hat, um die wohlgemeinte Absicht zu erreichen, muß wohl bezweifelt werden, wenn man aus den Berichten ersiehe, daß diejenigen, die man hinsandte, um zu prüfen, zum voraus schon so sehr von der Methode, die sie untersuchen sollten, eingenommen waren, daß sie nur bewunderten und lernten, anstatt daß sie untersuchen und beurtheilen sollten. Es gehe indessen mit diesen Reiseberichten so wie mit andern Lobreden. Wer so eingenommen und verblendet ist, daß ihm durchaus alles an einer Sache oder einem Manne vortrefflich scheint, erzählt oft Dinge, die er verschwiegen hätte, wenn er etwas weniger eingenommen gewesen wäre, und dabei aus Vorliebe die Sache im besten Lichte hätte darstellen wollen. In den naiven Schilderungen der vom Feuereifer der Reformatoren beseelten Freunde neuer Anstalten liegen oft Bekenntnisse, welche denjenigen, der in etwas kälterer Gemüthsstimmung lieset, als in welcher jene geschrieben haben, die beste Aufklärung geben.

Im Jahre 1803 wurden einige Pädagogen aus Dänemark nach Burgdorf in der Schweiz gesandt, um Pestalozzi's Lehrmethode zu erforschen. Einer von diesen, J. H. A. Törliz, hat unter dem Titel: Reise in der Schweiz und einem Theile Italiens im Jahre 1803, veranlaßt durch Pestalozzi und dessen Lehranstalt (Kopenhagen und Leipzig 1807 gedruckt,) Bericht erstattet, woraus wir hier das Wichtigste in einem kurzen Auszuge mittheilen wollen, der uns aus der Schweiz von einem bekannten großen Kenner dieser Gegenstände, und seines Vaterlandes, zugekommen ist.

Bei der Untersuchung einer für die Ausbildung des menschlichen Geschlechts so wichtigen Sache, kommt es auf die ganze Denkungsart dessen an, der sie anstellt, und die Grundsätze der Reformen des Erziehungswesens, welche seit vierzig oder funfzig Jahren von Zeit zu Zeit vorgebracht worden, sind an sich selbst so nahe mit den Gesinnungen über die bestehenden Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft verwandt, daß es zu richtiger Beurtheilung jener Entwürfe viel beiträgt, zu wissen, wie diejenigen, welche neue Erziehungs- und Unterrichts-Methoden empfehlen, denken. Aus dieser Ursache sind auch einige Bemerkungen, die nicht eben Pestalozzi betreffen, aus dem Buche des Hrn. Törliz mit ausgehoben.

Der Verfasser ist einer der wandernden Pädagogen, welche a. 1803 von Dänemark aus zu Pestalozzi nach Burgdorf geschickt wurden. Daß er voll seligen Enthusiasmus, aber jung und ohne Erfahrung gewesen, davon zeugt sein ganzes Buch. Nach sehnsuchtsvollem Harren reisete er am Neujahrstage 1803 von Kopenhagen, und schon in Eckersford wurde er glühend heiß bis in die Fingerspitzen beim ersten Anblick der Tochter des Gastwirths. S. 20. Sein ganzes Wesen war in sympathetische Wollust vertieft. ibid. In Hamburg gefiel ihm die Anhänglichkeit an die alten Sitten und Gebräuche gar nicht, denn in Staat und Kirche herrscht leider eine hartnäckige Vorliebe für das Alte. S. 28. Auf der ganzen Reise durch Deutschland über Göttingen, Cassel, Frankfurt, Stuttgard u. s. w. vernimmt man auch nicht die geringste interessante Beobachtung, sondern lauter Postillons-Geschichten, Wagen-Reparationen, Zänkereien mit den Wirthen und was dergleichen wichtige Dinge mehr sind. Beim Eintritt in die Schweiz nahm sich der Verfasser vor, bald den Katholiken und bald den Protestanten, bald den Aristokraten und bald den Patrioten zu spielen, so weit, sagt er, als solches sich mit dem Charakter eines ehrlichen Mannes vereinigen lasse. Der Verfolg seiner Reise zeugt zwar auch,

von

von dieser Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit, doch beweiset er, daß die Rolle der sogenannten Patrioten dem Verf. die natürlichere war. Am 16ten Februar langte er in der ehrwürdigen Burg des Pestalozzi an, für welchen Mann er die größte Ehrfurcht hegt. S. 80. Das Portrait, welches er von demselben macht, ist zwar nichts weniger als empfehlend. „Sieht man Pestalozzi, so hat man eine vollendete Häßlichkeit vor Augen. Sein Anzug ist äusserst schmutzig, seine Schuhe sind nie schwarz geworden, seitdem sie aus den Händen des Schusters gekommen. Sein ungekämmtes Haar ist gerne voll Federn und nur des Freitags läßt er den Barbier zu sich kommen. Die Strümpfe hängen ihm gewöhnlich an den Füßen herab und so weiter. S. 82-83. (Und ein solcher Mann will das Menschengeschlecht reformiren und zur Humanität erziehen.) Für Pestalozzi sollte der Ort Burgdorf ganz vortrefflich ausgewählt gewesen seyn. Denn hier lebte er fern von den Intriguen arglistiger Aristokraten (4 Stunden von Bern), und obgleich es in der Schweiz überhaupt noch sehr elend mit Erziehung und Aufklärung, religiöser und politischer Toleranz und Denkfreiheit aussieht (1803, nach fünfjähriger Revolution), so durfte er hier am wenigsten fürchten, daß ihm von Seiten des Staats und der Kirche (S. 87) unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Die beiden Pädagogen beschäftigten sich fleißig mit dem Unterricht und der Methode; im 17ten Briefe wird die Tagesordnung des Instituts beschrieben; übrigens aber machten sie doch lieber Ausflüge in die Nachbarschaft und Schweizerreisen, wo dann ihr Beobachtungsgeist ganz sonderbar ist. So z. B. gurgelt der deutsche Schweizer mit convulsivischen Zügen im Gesicht die meisten Worte aus dem Halse heraus, oder spricht aus der Nase. — Solothurn wird sehr übel behandelt. „Dort hat sich das Ungeheuer der Inquisition unter dem Namen eines Sitten-Tribunals (vermuthlich ein gewöhnliches Consistorium) auf den Thron gesetzt." Zwar hat man in der Schweiz von diesem famösen Tribunal nichts gehört, viel weniger vernommen, daß es irgend einem Menschen ein Haar gekrümmt hätte. Aber leider ward einer von des Verf. besten Freunden und ein würdiger Schüler des Pestalozzi, der eine pestalozzische Schule in Solothurn etablirt hatte, neulich mit seiner Methode der Stadt und des Landes verwiesen. S. 113. Hinc illa ira! Im 19ten Briefe kommt wieder eine Schilderung von Pestalozzi vor, die aber gar nicht zu seinem Vortheil spricht. So z. B. ist es sehr grob und inhuman, wie er das häufig zu thun pflege, aufs Wohlseyn des Ehestandes zu trinken, wenn er mit einem katholischen

Geistlichen zu Tische sitzt. Seite 116. Der Haß gegen alle höhern oder auch nur beglückteren Klassen, die Aufhetzung der Niedrigen gegen die Hohen, charakterisirt sich in seinen Reden, wie in seinen frühern Schriften und in seinem (wahrscheinlich eben deswegen) so sehr gepriesenen Unterricht. S. ibid. — Die neue Berner Regierung, welche dem Pestalozzi ein anderes Gebäude einräumte, das Schloß Burgdorf aber wieder dem Ober-Amtmann anwies, für den es von jeher, seit 400 Jahren, bestimmt war, und der sich inzwischen zum Aerger des ganzen Bezirks in ein Bürgerhaus hatte vermiethen müssen, vergleicht er mit Buben, die ihm sein Nest vom Baume herabwerfen. S. 117. Wenn's recht darauf los gehen soll (ans Arbeiten), so legt er sich, wie er steht und geht, ins Bett und dictirt. Da kommen die Gedanken eben so kraus auf das Papier, wie er sie im Kopf hatte. S. 118. Er liest nie, unterrichtet auch nicht, und versteht nicht einmal eine einzige Uebung seiner Methode mit den Kindern durchzugehen. S. 118. Das hindert aber nicht, daß unser Verf. ihn ewig segnet, daß er im Dienste der Menschheit alt und grau geworden, und daß man aus Dänemark Polen und Rußland zu ihm wallfahrtet. Im 20ten Briefe, dem einzigen, der sich mit der Methode beschäftiget, ist auf 8 Seiten zwar nicht eine Darstellung, aber eine deklamatorische Lobrede derselben enthalten, die indessen durch den stärker geschriebenen Anhang des Buchs sehr herabgestimmt wird. Sodann folgen wieder Excursionen und Lustreisen. Jene beginnen mit einem schalen Spott über das Osterfest in Solothurn. S. 132. Dafür entschädigten den Verf. die schönen Augen einer Andalousierin, der Frau des Hauptmanns Voitel, und eine Partie auf den Weißenstein (einer Spitze des Jura). Unterm Dänen ward angst und bang, wie er seine Augen zu dieser Höhe erhob. S. 138. Aber ein Gefühl von Religiosität wandelte ihn doch an, als ihm ein ehrlicher Hirt beim Anblick der großen und majestätischen Aussicht die Bemerkung machte: „Schauet! alles dieses dirigiret Gott der Herr." S. 142. Die fernere Fußreise gieng über Bern und Vevay nach Genf, von da durch das Chamouni Thal und Wallis bis auf den St. Bernhard-Berg, sodann wieder zurück über Lausanne nach Neufchatel, der St. Peters-Insel, Bern, ins liebe Burgdorf. Man muß nicht erwarten, daß hier das geringste Neue oder Merkwürdige zu sehen sey. Bern, wo der Verf. sich einen Tag aufhielt, kömmt noch passabel weg, doch ist der Ton steif und vornehm (sollte heißen ehrbar und eingezogen) in den meisten Häusern der Großen. Freyburg hingegen, wo eben die erste Tagsatzung seit der Mediations-Aera versammelt war, ist ein Mönchsneſt,

nest, das alle Symptome des ausschweifenden Fanatismus, der Intoleranz und der Priestergewalt an sich trägt!) S. 158. (Was man doch nicht alles lesen muß.) In Genf hatte unser Pädagoge einen großen Aerger, daß die liebe Jugend ihren Abscheu gegen einige am Halseisen stehende Die bebezeugte. Er hingegen warf den armen Dieben einige wenige Sols (denn mehr hatte er nicht in der Tasche) in den Hut, vermuthlich um sie noch mehr zu dem humanen Stehlen aufzumuntern. S. 170. „Nicht für Gerechte, nur für Diebe — lehrt man uns jetzt die Menschenliebe —". Weil auch dermalen alles centralisirt werden muß, so gieng es von Genf in die Central-Gebirge, nämlich in das Chamouni-Thal. Die Reliquien des J. J. Rousseau, dieses Heiligen der Revolution (auf der St. Peters-Insel), hatten auch für unsern Philosophen einen großen Reiz, alldieweil sie hingegen bei den Heiligen der christlichen Kirche Beweise des ausschweifendsten Fanatismus sind. Nach seiner Rückkunft hatte der Verf. Freude an den vielen herbeiströmenden Reisenden, aber auch einen großen Aerger. Denn die von Bern abgesandte zweite Regierungs-Commission fand kein sonderliches Vergnügen an der Methode. S. 201. Auch ist man überhaupt in Bern dem Pestalozzi und seiner Methode nicht günstig, daher auch von dort aus keine Kinder zu ihm geschickt werden. Daß solches etwa von näherer Sach- und Personal-Kenntniß herrühren, auf Erfahrung gegründet seyn möchte, das kömmt unseren sanguinischen Pädagogen nicht in Sinn. Aber die Regierung war nur entflammt von Eifer für die heiligen Rechte der Religion und Aristokratie. S. 301. Von Aristokratie in einem Lande zu reden, wo selbst nach der Mediations-Acte fast jeder Einwohner Bürger ist und mehr als 60 Bauern in dem großen Rath sitzen, — wie soll man diese Albernheit heißen? Aber hinter allem diesem Spott liegt doch ein geheimes Bekenntniß, daß die Lehre und Methode des Pestalozzi gegen Staat und Kirche gerichtet sey, wie sie denn auch die Bildung des Herzens gänzlich vernachlässiget und darauf berechnet ist, die Kinder mit ihrem Zustande und mit allen Verhältnissen der Welt unzufrieden zu machen. Am 10ten August fieng eine neue Reise an über Thun, die Grimsel und den Gotthard nach Mailand, von da durch Graubünden und Sargans ꝛc. wieder zurück nach Zürich und Burgdorf. Auch hier würde man vergebens irgend eine naturhistorische oder politische Bemerkung suchen, wozu doch die Gegenden und die Zeitumstände so vielen Stoff gegeben hätten. Dafür vernehmen wir, daß in der Zauberstadt Mailand blendende Busen wie himmlische Erscheinungen im Halbdunkel der Dämmerung schweben,

ren,

ren, und blinzende Augen erschienen wie Geister der Nacht. S. 260. Wie groß seine statistischen Kenntnisse seyn, sieht man auch daraus, daß er den Abt von St. Gallen, welcher seit der Revolution von 1798 ohne Land noch Leute in der Welt herumirret, noch immer einen Durchlauchtigen Priester nennt, der über einen beträchtlichen Theil des neuen Cantons St. Gallen herrsche und in der Hauptstadt St. Gallen residire. S. 280. Endlich erfolgte am 22ten Sept. unter stiller Wehmuth und heißen Thränen die Trennung von Burgdorf. Die Rückreise gieng über Strasburg, Frankfurt, Mainz, Göttingen und Hamburg, wieder nach Kopenhagen. Sie ist eben so leer an Inhalt als die Herreise. Dem Rhein wird zwar mehrmalen eine Lobrede gehalten, aber vaterländisch deutsches Gefühl muß man dabei nicht suchen. Lehrreicher ist der Anhang der Schrift über den Erfolg der von dem Verf. und seinem Collegen Ström besorgten Pestalozzischen Probeschule in Kopenhagen. S. 355 bis 374. Dieser Erfolg war eben nicht sehr erfreulich, und in dem Styl des V. findet sich hier eine merkliche Abkühlung. Obgleich die beiden Lehrer nach der Forderung ihres Meisters keine Hand breit von der vorgeschriebenen Bahn abwichen, um ja recht mechanisch in Pestalozzi's Geist zu arbeiten: so entsprachen dennoch die Prüfungen den geschöpften Erwartungen nicht. S. 362. Die Kinder blieben unbehülflich in allem, was nicht in Pestalozzi's Formen paßte. Von der geringern Volksklasse, für welche doch das ganze Wesen vorzüglich bestimmt war, wurde die Methode wenig geschätzt. Die Eltern nahmen ihre Kinder aus der Probeschule weg, weil sie sahen, daß dieselben nichts von allem dem wußten, was sie wissen sollten. (S. 366. (Dies hatten freilich gelehrte und ungelehrte Männer in und ausser der Schweiz längst gesagt, dafür aber hießen sie nur arglistige Aristokraten oder Feinde der Menschheit.) Kurz, bekennt endlich der Vrf. „Man will selbst in Kopenhagen von der Methode nichts mehr hören, sie ist im Sinken, ja ich möchte sagen, sie liegt schon im Grabe." Seite 367. Den Lehrern ist das ewige Geist und Herz tödtende Einerlei unerträglich und dem Verf. selbst, dessen süßeste Erinnerungen sich doch an die Methode anschließen, hat wenigstens ein oft wiederkehrender Anfall des Ueberdrusses nicht immer gestatten wollen, als Lehrer der Methode seine Pflicht zu thun. S. 374.

Ver-

Hannoverſches Magazin.

73tes Stück.

Montag, den 11ten September 1809.

Preisſchrift,

worin die von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen aufgeſtellte Frage:

> Wie kann dasjenige, was die dienſtpflichtigen Bauern für die ihnen erlaſſenen Frohnen ihren Gutsherren erſetzen müſſen, am richtigſten und billigſten beſtimmt und vertheilt werden?

beantwortet iſt.

Von Juſtus Cöleſtin Juſt,

Königl. Sächſ. Kreisamtmann zu Tennſtedt in Thüringen. *)

Suum cuique.

§. 1. Die Aufgabe zerfällt in 2 Hauptfragen, deren die eine die Beſtimmung, die andere die Vertheilung des Frohnſurrogats betrifft.

§. 2. Ich ſetze voraus, daß hier von keiner Gattung der Leibeigenſchaft, ſondern nur von eigentlichen Frohndienſten die Rede iſt; und ich bemerke nur beiläufig, daß da, wo noch Leibeigenſchaft herrſcht, deren Aufhebung, nach der Natur und Analogie, am beſten und ſicherſten alſo geſchieht, daß die Leibeigenen erſt zu Frohnbauern umgeſchaffen werden, ehe ſie, nach einem Zwiſchenraum mehrerer Jahrzehnden, freie Bauern werden können.

§. 3.

*) Siehe Göttingiſche gelehrte Anzeigen St. 136. von dieſem Jahre.

§. 3. Alle Frohnen, die hier in Frage kommen können, theilen sich in zwei Classen; diejenigen, welche der dienende Bauer mit seinem Zugviehe, und diejenigen, die er selbst mit seinem Körper verrichtet. Bei Bestimmung des Frohnsurrogats kommt es aber nicht darauf an, ob diese Dienste zeither eine dingliche oder persönliche Last waren, wiewohl bei der Vertheilung des Aequivalents diese Verschiedenheit allerdings in Betracht kommt.

§. 4. Ich glaube ferner mit Grund annehmen zu können, daß man bei jener Aufgabe von dem Grundsatz ausgegangen ist:

> daß der Gutsherr für die ihm durch die aufzuhebenden Frohndienste entgehenden wesentlichen Vortheile völlig entschädigt werden muß, daß ihm aber auch weiter Nichts, als volle Entschädigung, gebührt.

Wollte man den Gutsherrn gar nicht, oder nicht völlig entschädigen: so wäre es ein Eingriff in sein Eigenthum, welches um eben so viel verringert würde, als er an Frohndiensten einbüßen müßte, ohne dafür Vergütung zu bekommen. Sollte er aber mehr erhalten, als zu seiner vollen Entschädigung nöthig ist: so würde er sich dabei durch einen Gewinnst bereichern, der ihm nicht gebührt, weil er blos auf Entschädigung Anspruch machen kann. Denn so gewiß die Aufhebung der Frohndienste, wenn man nicht fremdes Recht und Eigenthum schmälern will, nicht durch Zwang geboten, sondern nur durch Uebereinkunft beider Theile, allenfalls unter Vermittelung der Staatsbehörde, und gegen hinlängliche Entschädigung des Gutsbesitzers, bewirkt werden mag: so gewiß verdient sie doch, wegen der dabei mit in Betracht kommenden Vermehrung der Production, Vervollkommnung der Landwirthschaft, und Veredlung des Bauernstandes vorzügliche Empfehlung und Unterstützung, so daß folglich der Gutsherr weiter nichts als Entschädigung, keinen Gewinnst, zu fordern berechtiget ist.

§. 5. Dieses ist aber auch das Princip, nach welchem die richtigste und billigste Bestimmung des Frohnsurrogats auszumitteln ist. Denn da diese Ausmittelung auf doppelte Art geschehen kann: entweder, wenn aller Aufwand, den bisher die Frohne dem Bauer verursachte, und alle Einbuße, welche er durch die Frohne erleiden mußte, berechnet; oder, wenn der Nutzen, den die Frohne dem Gutsherrn bisher wirklich verschaffte, nach dem Maaßstabe des mehrern Aufwandes, den er nun, bei wegfallenden Naturaldiensten, nothwendig machen muß, in Anschlag gebracht wird; und da jene Berechnung weit höher, als diese ausfallen muß: so folgt aus dem angenommenen Princip, daß nicht

jene,

Digitized by Google

jene, sondern diese Berechnung zum Grunde gelegt werden müsse.

§. 6. Ich glaube gewiß, daß ein Jeder, der solche Frohnverwandlungsgeschäfte unter den Händen gehabt, und die dazu erforderlichen Berechnungen gemacht hat, mir ohne Weiteres beistimmen wird. Denn schon im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß die Feldarbeiten, wozu bisher im ökonomischen Jahre 16 Frohnpferde continuirlich erfordert wurden, höchstens mit 12 Gutspferden, und die Handarbeiten, wozu man 4 Fröhner brauchte, höchstens mit 3 Lohnarbeitern gemacht werden können. Es läßt sich aber auch leicht der Grund dazu finden. Wenn z. B. die Fröhner auf entfernten Dörfern wohnen: — wären sie auch nur eine halbe Stunde vom Gute entfernt — so geht schon die Zeit für das Hin- und Herziehen und Gehen verlohren. Eben so verliehrt sich auch ein Theil des Tages, da gemeiniglich zum Anfange und Schluß der Dienste eine gewisse Stunde, ferner zum Frühstück, Mittags- und Halbabendbrod eine Pause, zu Gunsten der Frohner bestimmt ist. Oft stellen die Handfröhner Greise und Kinder; von ihnen wird der Frohntag für voll gerechnet, vom Gutsherrn aber kann er nur zur Hälfte gerechnet werden. So verursacht auch, und dieses ist ein Hauptpunkt, die Trägheit des zur Frohne arbeitenden Bauers im Allgemeinen, und die Trägheit und Widerspenstigkeit einiger Mitfröhner, mit denen die Uebrigen ein gemeinschaftliches Geschäft zu bearbeiten haben, insbesondere, daß in demselben Zeitraume durch Fröhner nicht so viel geschieht, als mit eignem Geschirr und gedungenen Lohnarbeitern. Ferner man nehme an, daß 20 Bauern, jeder 2 Pferde, zur Frohne halten müssen; die Frohne aber nur die halbe Zeit erfordert. Hat nun der Bauer nicht eignes Feld genug, um den übrigen Theil der Zeit seine Pferde beschäftigen zu können: so geht ihm das überflüssige Quantum der Zeit verlohren, und er muß wohl gar ein Pferd, bloß um der zweispännigen Frohne willen, umsonst erhalten. Hat er mehr Feld, als er mit seinen Dienstpferden bestreiten kann: so muß er noch obendrein Pferde und Knechte halten, auch größere Ställe u. s. w. haben, als sein eigner Haushalt erforderte. Daß er aber gerade eben so viel Feld haben sollte, als er, neben dem Rittergutslande, mit seinen Dienstpferden bearbeiten kann, ist in der Regel nicht zu vermuthen. Und selbst in dem seltnen Falle kann er sein Feld nicht in der günstigsten Periode begatten, bestellen, beerndten, weil er eben diese der Frohne widmen mußte; und darum muß er, wenigstens in manchen Jahren, blos um der Frohne willen, an der Erndte seiner eignen Grundstücke Abbruch leiden.

Alle diese und andre bei der Localuntersuchung sich näher ergebende Umstände machen es klar, daß die Berechnung des dem Gutsherrn durch den Wegfall der Frohnen erwachsenden mehrern Aufwandes die niedrigste ist, und daß also hiernach die Entschädigung des Gutsherrn, worauf es hier lediglich ankommt, auszumitteln ist.

§. 7. Dabei muß nun aber vor allen Dingen aus Recessen, Frohnregistern, Gerichtsacten, Wirthmanualien, so wie nach den Aussagen beider Theile oder unverwerflicher Zeugen

ein genaues, richtiges und detaillirtes Verzeichniß aller bisher wirklich aus Schuldigkeit — wenn auch nur nach der Observanz — gethanen Frohndienste

entworfen werden. Wo zeither lauter unbestrittene und gemessene Dienste waren, da ist dieses mindern Schwierigkeiten unterworfen. Sind aber im Ganzen oder wenigstens in manchen Gattungen ungemessene Dienste geleistet worden: so muß man aus den Oekonomiemanualien, oder sonst glaubwürdig erörtern, wieviel solcher Dienste nach dem Durchschnitt von 6 — 9 — 12 Jahren in einem gemeinen Jahre geleistet wurden. Bei streitigen Diensten muß das Befugniß dazu von einem Schiedsmann summarisch untersucht, und nach Gründen des Rechts und der Billigkeit — doch nur zum Behuf des auszumittelnden Surrogats — dem Gutsherrn entweder zuerkannt oder abgesprochen, oder wenn auf beiden Seiten gleich starke Gründe vorwalten, zur Hälfte gerechnet werden. Und auf solche Weise ist vor Allem das Object der Dienste selbst zu bestimmen: z. B.

100 Aecker, den Acker zu 160 sechszehnschuhigten Quadratruthen gerechnet, werden jährlich dreimal, einmal in der Braache, einmal in der Wendeart, einmal zur Wintersaat, zweispännig zur Frohne gepflügt.

Die auf diesen 100 Aeckern erbaute Winterfrucht wird zur Frohne eingefahren; im Mittelsjahre baut man auf den Acker 3 Schock, welche auf zwei 2spännigen Wagen eingefahren werden.

Auf 100 Aecker wird der nöthige Dünger hinausgeführt, und auf den Acker rechnet man fünf 2spännige Fuder u. s. w.

Alles Kraut, alle Rüben und Möhren werden zur Frohne gehackt und gejätet; zeither sind im Durchschnitt 5 Aecker mit Kraut, 10 Aecker mit Rüben, 4 Aecker mit Möhren bestellt gewesen u. s. w.

Die Hausgenossen müssen, so oft sie verlangt werden, Botschaft laufen, zeither sind gemeinjährig 20 Boten, zusammen auf 60 Meilen verschickt worden u. s. w.

§. 8. Ist nun in dieser Maaße bei allen Arten von Diensten das

Ob-

Objects ganz genau bestimmt worden: so muß auch eben so genau dasjenige verzeichnet werden, was die Frohnbauern bisher für jede Gattung von Diensten an Kost, Futter, Geld und dergleichen bekommen haben.

§. 9. Dieses ist der erste Satz, wodurch der Nutzen, den der Gutsherr bisher von den Frohnen, nach Abzug der Frohngebühr, gehabt hat, vollständig, genau, detaillirt, und nach den verschiedenen Gattungen der Dienste, bestimmt, aber nicht auf Geld berechnet wird.

§. 10. Nun erst tritt die Frage ein:

Wenn künftig diese Frohndienste wegfallen sollen: Welchen mehrern Aufwand muß der Gutsherr machen?

Die Lösung dieser Aufgabe beruht auf der Beantwortung folgender Fragen:

1) Wieviel Pferde oder Ochsen muß der Gutsherr künftig, statt der wegfallenden Spanndienste unumgänglich haben? Wieviel braucht er dazu Knechte, Wagen, Pflüge, Geschirr, Eggen u. s. w.? Und was kostet die Anschaffung dieses Zugviehes und dieser Geräthschaften nach jetzigem Werth?

2) Welche neue Gebäude oder welche Erweiterungen der alten schon vorhandenen Gebäude müssen zu dem Behuf nothwendig vorgerichtet werden, und was kostet ihr Anbau, oder ihre Erweiterung?

3) Was kostet der jährliche Aufwand an Futter, Hufschlag und dergl. für das Zugvieh, an Kost und Lohn für die Knechte, zur Unterhaltung und Recrutirung für Vieh, Schiff und Geschirr, zur Reparatur der neuen Gebäude oder Erweiterungen?

4) Wieviel beständige Lehnarbeiter, oder wieviel abwechselnde Tagelöhner muß der Gutsherr künftig, statt der wegfallenden Handfrohnen halten? Und wieviel muß er darauf an Jahreslohn oder an Tagelohn und Kost verwenden?

Wenn nun das Alles nach richtigen ökonomischen Grundsätzen und nach den anjetzo üblichen Mittelpreisen berechnet ist: so werden die vollen Sätze von Nr. 3. und 4. nebst den landüblichen Zinsen von den auf Nr. 1. und 2. aufzuwendenden Capitalien zusammengezogen, davon aber die Summe der den Frohnern bisher verabreichten Frohnekost und Frohngebühren abgerechnet, und die übrig bleibende Summe ist

die dem Gutsherrn gebührende wahre und volle Entschädigung.

Man

Man darf jedoch dabei nicht allemal alle und jede Frohnen in eine Masse werfen; sondern, wo es verschiedene Corporationen von Frohnbauern giebt, z. B. Anspänner, Häusler, Hausgenossen u. s. w., da muß für jede Corporation eine absonderliche Rechnung gemacht werden.

Anmerkung. Die Beantwortung dieser 4 Fragen ist mit wenig Schwierigkeiten verbunden. Die 2te und 3te muß jeder Oekonom, der nur einigermaßen einen Nutzungs- und Bauanschlag zu machen versteht, leicht beantworten können; bei der ersten bemerke ich, daß man auf doppelte Art zu Werke gehen kann. Entweder, daß man die Oekonomie, nach dem Flächeninhalt oder der Aussaat, ferner nach der Lage, der Güte, dem Ertrage der Felder und Wiesen, auch nach Befinden die Summe der zum Verkauf zu verführenden Naturprodukte, oder der zum Betrieb der Wirthschaft herbeizuführenden Bedürfnisse (als Holz) überschaut, und nun erwägt, wieviel Pferde oder Zugochsen — denn das Uebrige giebt sich dann von selbst — zu diesem ganzen Haushalt, wenn er mit eignem Geschirr ordentlich betrieben werden soll, nothwendig gehalten werden müssen; dann aber von der Totalsumme dasjenige eigne Zugvieh, welches bisher, außer den Spannfrohnen, bereits zu diesem Behuf gehalten worden ist, in Abzug bringt. Die übrig bleibende Summe ist diejenige, welche bei der zu berechnenden Vergütung in Ansatz kommt. — Oder man berechnet vorerst die Zahl der von den Fröhnern bisher im gemeinen Jahre geleisteten Frohntage; dann berechnet man weiter, nach dem Maaßstab der darin von den Fröhnern gethanen Arbeit, in wie viel Tagen dieselbe Arbeit mit eignem Geschirr hätte bestritten werden können. Und wenn man nun von der herauskommenden Summe die Sonn- und Festtage nebst den gewöhnlichen Ruhewochen des Winters abzieht: so läßt sich durch die Division die Zahl des, statt der Spanndienste, zu haltenden eignen Zugviehes bald herausbringen.

Und auf gleiche Weise, mit gehörigen Abänderungen, wird zur 4ten Frage die Summe der beständigen Lohnarbeiter, oder der Arbeitstage berechnet, welche die Stelle der bisherigen Handfrohnen vertreten sollen.

§. 11. Gegen dieses §. 10. angegebene Verfahren läßt sich ein dreifacher Einwand machen:

Der eine, daß es für den Gutsherrn beschwerlich, wohl gar drückend ist,

ist, wenn er im Anfange ein beträchtliches Capital entweder borgen, oder aus seinem eignen Vermögen entnehmen muß, das er vielleicht indeß besser benutzen könnte. Allein da die Interessen dieses nicht zu karg anzuschlagenden Capitals mit zur Entschädigungssumme geschlagen werden: so wäre es höchstens nur ein lucrum cessans, auf welches hier um so weniger Rücksicht zu nehmen ist, da das vor diesem Capital angekaufte Vieh, Geschirr u. s. w. nebst den davon erbaueten Ställen u. s. w. des Gutsherrn Eigenthum bleibt, die Sache nur an die Stelle des Geldes tritt, mithin auch der Gutsherr das Capital selbst weder ganz noch zum Theil von den Frohnbauern begehren kann.

Der zweite, daß der sämmtliche unter Nr. 3 und 4. begriffene Aufwand nur nach den jetzigen Preisen berechnet werden soll; da sie doch in einem Zeitraum von 20 und mehr Jahren ums alterum tantum hinaufsteigen können, so daß alsdann der Frohnherr nur zur Hälfte entschädigt wird. Hierauf antworte ich: Erstlich, die Preise können auch in dem angenommenen Zeitraume beträchtlich fallen. Zweitens, die Aufhebung der Frohnen gegen ein Entschädigungsquantum ist wie ein Kaufcontrakt anzusehn, bei dem man nicht auf den künftigen möglichen, sondern auf den jetzigen wirklichen Preis Rücksicht nimmt. Endlich läßt sich auch diesem Besorgniß durch die Qualität des Frohnsurrogats vorbeugen, wenn solches wenigstens zum Theil nicht in Gelde, sondern in Naturalien bestimmt wird.

Der dritte, daß der Gutsherr noch ausser dem manchen wesentlichen Vortheil bei Abschaffung der Frohnen einbüßet, der hier nicht mit veranschlagt ist; z. B. daß er sein sämmtliches Feld mit einer großen Anzahl Frohngeschirre in wenig Tagen, wenn eben dazu die Witterung am günstigsten ist, bestellen, Früchte und Heu in dem kürzesten günstigen Zeitraum durch eine große Menge Frohnbauern zusammenbringen, zu gute machen, einführen kann u. s. w. Diese ökonomischen Vortheile sind unverkennbar und von großem Werth; ja ich glaube sogar, daß in großen Wirthschaften, und in Gegenden, wo es an Tagelöhnern und Handarbeitern mangelt, in der Grummet-, Gersten- und Hafererndte die Oekonomie, bei Abschaffung der Dienste, mitunter allerdings leidet. Allein theils können diese Vortheile, die so sehr auf dem Zufall, oder auf dem Einfluß der Witterung beruhn, nicht in einen Anschlag gebracht werden; theils werden sie auch gewiß von dem Nachtheil überwogen, den die Gutsökonomie durch die nachlässigen und schlechten Arbeiten der Frohner zeither erlitt; theils ist es ein unleugbar großer

Vor-

Vortheil für den Gutsherrn, wenn er nun, vom guten Willen einer großen Menge Fröhner unabhängig, sein Gut zu der Zeit und auf die Weise benutzen kann, wann und wie er will. Endlich kann man sich auch auf den Fall des Mangels an Geschirren oder Handarbeitern zu gewissen der Oekonomie höchstwichtigen Geschäften dadurch vorsehn, daß man sich auf 1, 2, oder 3 Tage im Jahre eine bestimmte Anzahl vorbehält, welche entweder umsonst, oder um den jedesmaligen üblichen Lohn arbeiten müssen.

Dieses sind meine Gründe, warum ich glaube, daß, ohne auf jene Einwendungen Rücksicht zu nehmen, nach den oben angegebenen Sätzen das Frohnsurrogat oder Entschädigungs-Quantum zu bestimmen, und vorerst auf eine Geldsumme, nach den jetzigen Preisen, zu fixiren sey. Denn da das Geld der einzige allgemeine Maaßstab ist: so muß auch hier das Entschädigungs-Quantum erst in Gelde aufgerechnet werden, ehe man zu einem Vergleiche zwischen beiden Theilen verschreiten kann.

§. 12. Hat man aber die dem Gutsherrn gebührende wahre und volle Entschädigung ausgemittelt, und tritt nun die Frage ein:

Wie diese zu leisten und zu vertheilen sey?

So muß ich im voraus bemerken, daß ich eine jährlich zu bezahlende Geldsumme für die letzte und am wenigsten annehmliche Gattung eines Frohnsurrogats halte.

Das Gehässige, was zeither der Name und Begriff der Frohne selbst mit sich führte, wird auf dem Namen und Begriff eines Frohngeldes immerfort haften, und es ist überdem nicht zu leugnen, daß, wenn der Werth des Geldes allzusehr herabsinkt, der Gutsherr allerdings in der Zukunft durch eine jetzt auf immer bestimmte jährliche Geldsumme nur eine partielle, keine volle, Entschädigung erhalten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hannoverſches Magazin.

74tes Stück.

Freitag, den 15ten September 1809.

Preisſchrift,

worin die von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen aufgeſtellte Frage:

Wie kann dasjenige, was die dienſtpflichtigen Bauern für die ihnen erlaſſenen Frohnen ihren Gutsherren erſetzen müſſen, am richtigſten und billigſten beſtimmt und vertheilt werden?

beantwortet iſt.

Von Juſtus Cöleſtin Juſt,

Königl. Sächſ. Kreisamtmann zu Tennſtedt in Thüringen.

(Fortſetzung.)

§. 13. Am beſten, glaube ich, iſt beiden Theilen gerathen, wenn ſie das geſammte Frohnweſen durch einen Tauſch- oder Kaufcontrakt ganz und für immer vernichten. Hier muß nun die Eintheilung der Frohnen in dingliche und perſönliche Beſchwerden in Betracht gezogen werden. Da nemlich, wo die Frohne auf beſtimmten Höfen, Gütern, Aeckern, Häuſern ꝛc. haftet, und eine dingliche Beſchwerde iſt: da bilden zwar ſämmtliche Hüfner, Anſpänner, Häusler u. ſ. w. gewiſſe Corporationen; doch jedes Mitglied derſelben hat ſeine eignen, ihm als Beſitzer des frohnpflichtigen Grundſtücks obliegenden Laſten; und da kann man nicht ſagen, daß die Spann- und Handfrohne eine Obliegenheit der ganzen Gemeinde ſey. Da aber, wo die Frohne keine dingliche Laſt iſt, ſondern wo jeder Bauer, wie er beſpannt

spannt ist, gewisse Spanndienste, jeder, der ein Haus besitzt, in so fern er kein Zugvieh hat, oder auch jeder Hausgenosse gewisse Handdienste verrichten muß, da kann man die Spann- und Handfrohne als eine Sache betrachten, bei der die ganze Gemeinde als solche interessirt ist. Und hier ist es gleichviel: ob z. B.

> jedes Pferd gewisse Tage im Jahre ackern, jeder Hausbesitzer, der kein Pferd hält, gewisse Tage mit der Hand frohnen,

oder ob

> eine gewisse Anzahl Aecker in der und jener Art begattet, oder eine gewisse Feldarbeit mit der Hand verrichtet werden muß.

In allen diesen Fällen ist es keine auf dem und jenem Bauerhofe oder Hause haftende Servitut, sondern eine der Gemeine des Orts obliegende Frohne. Denn der reichste Bauer, der gestern 6 Pferde hielt, wenn er heute sein Feld verpachtet, oder es von andern ums Lohn begatten läßt, und seine Pferde abschafft, hört auf mit Zugvieh zu frohnen, und frohnet nun mit der Hand. Und umgekehrt.

§. 14. Wo nun die Frohne nicht auf bestimmten Gütern, Häusern ꝛc. haftet, sondern als eine Last der ganzen Gemeinde anzusehn ist, und da, wo eben diese Gemeinde gewisse ihr minder nutzbare und nothwendige Besitzungen, als Riether, Leben oder Renthen, als Schenkenpacht, oder Gerechtsame, als Jagd, Mast und dergleichen hat, da ist es unstreitig am vortheilhaftesten, wenn die Gemeinde von solchen entbehrlichen Besitzungen, Renthen, Gerechtsamen dem Gutsherrn eben so viel eigenthümlich abtritt, als er an Entschädigung für die Frohnen fordern kann, so daß entweder beides, jene Besitzungen, Renthen, Gerechtsame auf der einen, und die jährliche Entschädigungssumme auf der andern Seite zu Capital gerechnet, oder daß die landüblich zu bestimmenden Nutzungen jener Gerechtsame, Renthen und Besitzungen mit dem jährlichen Entschädigungsquanto zusammen gehalten werden. Es versteht sich doch dabei von selbst, daß hier nicht bloß der jetzige Nutzungsbetrag, sondern der bei einer guten Bewirthschaftung in Mitteljahren und nachhaltig zu erwartende Ertrag, z. B. von umgerissenen Lehden, angepflanzten Triften u. s. w. nach Abzug der Zinsen von den im Anfange aufzuwendenden Kosten anzuschlagen ist. Hat die Gemeinde baares Geld genug, um die ganze als Gemeindelast zu betrachtende Frohne mit der Capitalsumme abzukaufen; so ist unstreitig diese Gattung der Frohnaufhebung gleich empfehlungswerth, da durch Kauf so gut als durch Tausch die Frohne bis auf den Namen vernichtet wird.

§. 15.

§. 15. Haftet aber die Frohne auf bestimmten Gütern, Aeckern, Häusern ꝛc., und ist sie nicht als eine Sache, bei der die ganze Gemeinde interessirt ist, zu betrachten: so kann jene durch einen Tauschvertrag zu bewirkende Vernichtung der Frohnen nur dann möglich werden, wenn die eine oder andere Corporation, z. B. die der Anspannguts-besitzer, gewisse ihr eigenthümlich und ausschließlich zustehende Grundstücke, Renthen Gerechtsame besitzt, durch deren Abtretung sie die Gutsherrschaft wegen der hinwegfallenden Frohnen entschädigt. Sonst halte ich für das rathsamste, wenn die Frohne durch einen Kaufcontrakt vernichtet, nemlich wenn das für die Spann- und Handfrohnen besonders auszuwerfende Entschädigungs-Quantum nach landüblichem Zinsfuß zu Capital gerechnet, ersteres auf die Spanngüter, Ackerhöfe, und wie sie sonst heißen, letzteres auf die dienstpflichtigen Häuser u. s. w. verhältnißmäßig vertheilt, und das einem Jedem angeschriebene Capital von Jedem, individualiter, dem Gutsherrn baar bezahlt wird. Der gute Wirth wird das im Anfange vielleicht auf sein Gut zu borgende Capital durch seinen Fleiß in wenig Jahren wieder bezahlen können; und dann ist sein Gut nicht nur um so viel mehr werth, als er Anfangs zu dem Behuf borgen mußte; sondern es bekommt auch durch die gänzliche Freiheit von Frohnen und Frohnsurrogaten einen theils reellen, theils ideellen höhern Werth. Der träge und schlechte Wirth, oder der, den unverschuldete Unglücksfälle treffen, kann zwar an jenen Vortheilen in dem Maaße keinen Antheil nehmen. Da aber das Capital, das er zur Abkaufung der Frohnen aufwenden mußte, lange noch nicht an die Summe hinanreicht, die man ehedem für die Naturaldienste vom Kaufwerth seines Anspann-Gutes, Diensthauses ꝛc. abrechnen mußte, und abzurechnen gewohnt war: so hat er immer auch noch einigen Geldvortheil dabei, ohne den ihnen allen zuwachsenden Vortheil in Anschlag zu bringen, daß ein Jeder nun sein eigner Herr ist, und seine Zeit zu seiner eignen Wirthschaft nach Belieben anwenden kann.

§. 16. Ich habe gesagt, daß das Entschädigungscapital nicht nur für die Spann- und Handfrohnen besonders ausgeworfen, sondern auch verhältnißmäßig vertheilt werden müsse. Jenes, die Absonderung, wird keine Schwierigkeit machen, da, nach §. 10., in Hinsicht jeder Corporation eine absonderliche Rechnung des durch die wegfallenden Frohnen erwachsenden mehrern Aufwandes gemacht werden muß. So hat auch diese, die Vertheilung des Capitals, da keine Schwierigkeiten, wo jeder Anspänner und jeder Häusler ꝛc. bisher gleiche Naturaldienste zu leisten verbunden war. Denn wenn es auch

halbe, Viertelgüter und dergleichen giebt: so tritt doch immer noch bloß die arithmetische Proportion ein. Wo aber keine gleichen Dienste geleistet wurden, da bedarf es andrer Sätze. Bei den Handfrohnern wird es wiederum keine Schwierigkeit machen. Denn da man bei Ausmittelung des Objects und des Surrogats die von ihnen bisher geleisteten Naturalfrohnen tageweise ausrechnen mußte, und dann statt einer bestimmten Anzahl Tage Frohnarbeit eine mindere bestimmte Anzahl Tagelohnarbeit (z. B. statt 4, 3.) annahm: so läßt sich nun auch mit leichter Mühe jedem Handfröhner sein Surrogat und dessen Capital zutheilen. Bei den Spanndiensten aber, welche auf eine ganz andere Art — §. 10. Nr. 1, 2, 3. — zu vergüten sind, kommt es oft vor, daß die Anspanngüter mehrerer Dörfer zu einem Rittergute frohnen müssen, da denn die Anspänner des einen Dorfs diese, die des andern jene Frohnen thun, die Einen mehr, die Andern weniger. In solchen Fällen muß die Quote, welche die Anspänner des einen und die des andern Dorfs zum ganzen Spannfrohnobject in natura bisher leisteten, zuerst durch Sachverständige ausgemittelt, und darnach die Quote des Spannfrohnsurrogats und dessen Capitals berechnet, und unter die einzelnen Anspänner dieses und jenes Dorfs vertheilet werden. Sollte endlich, wie doch nicht so leicht vorkommen möchte, in demselben Orte eben eine solche Ungleichheit eintreten, daß etliche Anspänner diese, etliche jene, etliche mehr, etliche weniger Frohnarbeit zu verrichten hätten: so würde ebenfalls die Quote der einen und der andern Vorspänner-Classe erst auszumitteln, und dann zu vertheilen seyn.

§. 17. Wenn weder durch Tausch noch durch Kauf die Frohnen bis auf den Namen und das Andenken zu vertilgen möglich ist; sondern ein jährliches Surrogat zur Entschädigung geleistet werden muß; so halte ich dafür, daß es sowohl den Fröhnern, weil diese doch der Mehrzahl nach Producenten sind, welche eher Früchte, als baares Geld, geben können, als hauptsächlich dem Gutsherrn, wegen des schwankenden Werthes des Geldes, vortheilhaft ist, wenn ein beträchtlicher Theil des Surrogats, etwa zwei Drittheile, in Früchten, welche nach dem jetzigen Mittelpreise anzuschlagen sind, bestimmet wird.

§. 18. Die Vertheilung des jährlichen Frohnsurrogats in Früchten oder baarem Gelde muß nach der Verschiedenheit, ob die Frohne eine dingliche Last ist, oder nicht, modificirt werden. Sind bestimmte Anspanngüter und Diensthäuser vorhanden: so wird unter jene das Spannfrohnsurrogat, unter diese das Handdienst-Aequivalent verhältnißmäßig,

sig, nach der §. 16. angegebenen Modalität, vertheilt, und das jährliche Dienstsurrogat, es bestehe nun in Früchten oder in baarem Gelde, bleibt eine Last, die gleich den ehemaligen Naturaldiensten auf immer auf dem Grundstück dinglich haftet.

Im andern Falle kann das Frohnsurrogat entweder als eine Gemeindelast von den Gemeindeeinkünften, im Fall sie dazu hinreichen, bestritten, oder es muß alljährlich unter die heurigen Anspänner nach der Stückzahl des Zugviehes, und unter die heurigen bloßen Hausbesitzer, auch resp. Hausgenossen vertheilt werden.

§. 19. In jedem Falle ist es aber zur Sicherstellung des Gutsherrn nöthig, daß das jährliche Aequivalent entweder, wo Spanngüter und Diensthäuser existiren, von den verschiedenen Corporationen der erstern und letztern als eine solidarische Schuld anerkannt und zu liefern versprochen, oder von der ganzen Commune auf gesetzmäßige Art als eine Communschuld übernommen wird, damit ein Anspänner den andern, ein Häusler den andern, ein Nachbar den andern antreibe, und in Obacht halte, daß das Aequivalent dem Gutsherrn zu rechter Zeit und unverkürzt geliefert werde. Denn bei einem solchen, hauptsächlich zum bessern Betrieb der Landwirthschaft, und zum wahren Besten der Frohnbauern eingeleiteten Vergleich, wobei der Gutsherr nichts gewinnen, nur streng entschädigt werden soll, würde es ungerecht seyn, wenn er dieser Entschädigung halber nicht volle Sicherheit erhielte.

§. 20. Ist hingegen dem Gutsherrn sein Entschädigungs-Quantum richtig ausgemittelt, und wird ihm hinlängliche Sicherheit verschafft; so ist es auch billig, daß er hinwiederum von dem Aequivalent Etwas nachlasse; indem er die ihm durch die wegfallenden Frohnen, bei eigener Bewirthschaftung seines Gutes, der Regel nach erwachsenden Vortheile mit in Anschlag zu bringen wenigstens moralisch verpflichtet ist. Diesen Nachlaß halte ich aber auch eben darum nur für billig, nicht für rechtlich nothwendig; wie er denn auch in eine förmliche Berechnung nicht gebracht werden mag, sondern nur im Ganzen auf ein mäßiges Quantum oder Quote anzugeben ist.

§. 21. Wenn man eine solche Aufgabe, als die vorgelegte ist, im Allgemeinen beantworten soll, kann man sich auf weiter nichts, als auf allgemeine Grundsätze einlassen, welche bei der gerade hier so mannigfachen Verschiedenheit des Objects, an jedem Orte und in jedem Falle anders modificirt werden müssen. Indeß kann und muß man doch von jenen allgemeinen Grundsätzen verlangen, daß sie auf jeden Fall an-

Digitized by Google

angewendet werden können, und daß sie, nach den Umständen modificirt, überall ausreichen, und sich in der Anwendung überall als richtig und vollständig erproben. Ich schmeichle mir dieses von den meinigen; überlasse es aber dem Urtheil bewährter Männer, die mit der Theorie besonders praktische Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fach besitzen, ob sie den von mir aufgestellten Sätzen das Zeugniß ertheilen werden.

(Der Schluß folgt.)

Die sieben Schläfer. *)

Keine Legende der Heiligen hat sich so weit umher verbreitet, als die Fabel von den sieben Schläfern. Sie scheint nicht die Frucht eines frommen Betrugs, und der Leichtgläubigkeit der Neugierigen zu seyn; denn man kann ihr bis in eine entferntere Zeit nachspüren. Noch am Schlusse des 6ten Jahrhunderts trug sie der Bischof Gregorius von Tours aus der syrischen in die lateinische Sprache über; und allen christlichen Gemeinden des Orients ist noch jetzt, bei aller Verschiedenheit ihrer Religionsmeinungen, das Andenken der sieben Schläfer heilig. Ihre Namen finden sich in den römischen, abyssinischen und russischen Kalendern. Mahomed nahm diese Fabel in seinen Alkoran auf, und keiner seiner Bekenner in Asien, Afrika und Indien zweifelt an der Wahrheit derselben. Selbst in dem entferntesten Norden hat man eine ähnliche Sage.

Bei uns ist der Name der sieben Schläfer zwar auch so allgemein bekannt, daß sogar das Kind von ihnen spricht, aber ihrer wird nicht sehr ehrenvoll gedacht. Ihr Fest, das auf den 27sten Junius fällt, ist in unsern Kalendern erloschen, und ihr Andenken so sehr herabgewürdigt, daß man von einem trägen schläfrigen Menschen zu sagen pflegt: „er gehöre zu den sieben Schläfern oder sieben Faulen," ohne daß man sich

*) Aus den hinterlassenen Papieren der in Göttingen verstorbenen Professorin Spangenberg.

Digitized by Google

sich um den Ursprung dieser Benennung weiter bekümmert.

Die sieben Schläfer waren keineswegs verächtliche Menschen. Eine kurze Erzählung ihrer Legende, die sich in dem Passional von alle de Hylligen befindet, das im Jahr 1494 in Lübeck heraus kam, mag dazu dienen, den Ursprung der Benennung: sieben Schläfer, bekannter zu machen, und die Ehre dieser armen Märtyrer auch bei uns einigermaßen wieder herzustellen.

Unter der Regierung des Kaisers Decius, der im Jahr 252. die Christen verfolgte, entflohen sieben Jünglinge aus edlen Geschlechtern, nachdem sie ihre kostbarsten Sachen zu Gelde gemacht hatten, aus Ephesus. Ihre Namen waren: Malchus, Marcideus, Serapion, Maximinianus, Constantinus, Dyonisius und Johannes. Aus Furcht, daß man sie aufsuchen möchte, verbargen sie sich in einer geräumigen Höhle in dem Berge Celidon, um ihre Flucht mit mehrerer Sicherheit weiter fortsetzen zu können. Der Tyrann, dem ihr Aufenthalt verrathen wurde, befahl, daß man sie in der Höhle Hungers sterben lassen sollte, und ließ den Eingang mit großen Steinen versperren. Die Jünglinge, die zwar Geld, aber keine Lebensmittel bei sich hatten, ahndeten ihr Unglück nicht, denn sie waren in einen tiefen Schlaf gefallen, der durch ein Wunder, ohne die mindeste Abnahme ihrer Lebenskräfte, über 200 Jahre dauerte. Nach Verlauf dieser Zeit kaufte ein vornehmer Mann aus Ephesus, mit Namen Chalius, den Berg und die umliegenden Ländereien. Er ließ die Steine hinwegräumen, die ihm zu dem Bau eines Landhauses tauglich schienen. Das Sonnenlicht weckte die sieben Jünglinge, die nur wenige Stunden geschlummert zu haben glaubten. Sie fühlten sich hungrig und durstig, und beschlossen, daß Malchus noch einmal heimlich in die Stadt gehen, und Speisen für sie einkaufen sollte. Er steckte einige Münzen zu sich, und gieng aus der Höhle; aber wie erstaunte er, da er die Gegend umher so ganz verändert fand! Nur mit grosser Mühe konnte er den ihm ehemals so bekannten Weg wieder finden, den er noch am Tage zuvor gegangen zu seyn sich erinnerte. Noch höher stieg seine Verwunderung, als er auf dem Stadtthor von Ephesus ein großes Crucifix, das Emblem des Christenthums, erblickte. Er gieng in den ersten Bäckerladen, um Brode einzukaufen. Die fremde Kleidung und Sprache machte den Bäcker stutzig. Er betrachtete ihn mit stillem Erstaunen. Noch bestürzter wurde der Bäcker, da ihm Malches zur Bezahlung eine Münze aus den Zeiten des Kaisers Decius anbot. „Du willst mit einer seltsamen Münze bezahlen, die niemand kennt,

kennt, sagte der Bäcker.“ Malchus erwiederte: „Noch gestern war ich in der Stadt, da nahm man das Geld gerne, und du willst es heute nicht?“ — Das laute Reden des Bäckers, der ihn beschuldigte, er sey ein Betrüger, der entweder einen Schatz gefunden, den er verheimlichte, oder einen Diebstahl begangen habe, zog eine Menge Menschen herbei, und Malchus, voll Furcht, man möchte ihn gefangen nehmen und dem Kaiser Decius ausliefern, ergriff die Flucht. Sein schnelles Entfliehen brachte ihn nun wirklich in den Verdacht, er habe ein Verbrechen begangen. Man hohlte ihn ein, und führte ihn zu dem Richter Antipater und dem Bischof Martinus, die ihn um seine Herkunft und die Münzen befragten, und da ergab sich denn: daß Malchus und seine Freunde über 200 Jahre geschlafen hatten. Man schlug die Jahrbücher der Geschichte nach, und fand Namen, Geschlechter und die Zeit, da die Jünglinge ihren heidnischen Verfolgern entflohen waren, genau mit der Aussage des Malchus übereinstimmend. Der Rath von Ephesus, der Bischof Martinus, die Klerisey, ja selbst der Kaiser Theodosius, besuchten die Höhle, wo sie die übrigen 6 Schläfer eben so jugendlich schön als Malchus antrafen; auch fand man in der äussern Mauer der Höhle eine bleierne Tafel eingemauert, worin einer der christlichen Nachfolger des Kaisers Decius die Namen der sieben Jünglinge und das Jahr ihres Verschwindens hatte eingraben lassen. Die sieben Schläfer ertheilten dem Kaiser, seinen Begleitern und dem herbeiströmenden Volke hierauf ihren Seegen, und starben wenige Stunden nachher, alle zugleich, zu grosser Betrübniß des Kaisers, der ihnen ein prächtiges Leichenbegängniß halten ließ. Diese Geschichte fällt in das 38ste Jahr der Regierung des Kaisers Theodosius des Jüngern, und in das 439ste unsrer Zeitrechnung.

Anfrage.

Welches sichere Mittel giebt es, die Motten aus Bergeren, worin sie die Pferdehaare verderben, so wie auch aus Stühlen und andern Mobilien zu entfernen?

Hannoverſches Magazin.

75tes Stück.

Montag, den 18ten September 1809.

Preisſchrift,

worin die von der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen aufgeſtellte Frage:

> Wie kann dasjenige, was die dienſtpflichtigen Bauern für die ihnen erlaſſenen Frohnen ihren Gutsherren erſetzen müſſen, am richtigſten und billigſten beſtimmt und vertheilt werden?

beantwortet iſt.

Von Juſtus Cöleſtin Juſt,

Königl. Sächſ. Kreisamtmann zu Tennſtedt in Thüringen.

(Schluß.)

§. 22. Man erlaube mir noch zum Schluß eine Hauptregel aufzuſtellen, durch deren Verabſäumung großer Nachtheil entſtehen, großes Unrecht begangen werden kann. Ehe man zu einer Frohnverwandlung ſchreitet, erwäge man vorher genau, oder laſſe es durch Sachverſtändige erwägen:

> Iſt es in dem vorliegenden Falle, und nach allen obwaltenden Localumſtänden, möglich und thunlich, daß, ohne die ganze Gutsökonomie zu zerrütten, oder auch ohne ihr einen allzuempfindlichen Stoß zu geben, die Frohnen eben jetzt abgeſchafft werden?

Und wenn dieſes jetzt nicht möglich und thunlich iſt:

> Welche Vorbereitungen und Einleitungen müſſen von beiden Theilen jetzt gemacht werden, da-

Digitized by Google

damit in Zukunft die Abschaffung der Frohnen ökonomisch möglich und thunlich werde?

Ferner:

Werden die Unterthanen ganz, oder wenigstens einige Classen derselben, wenn die Frohnen mit einemmal abgeschafft werden, außer Arbeit und Brodt gesetzt?

Und wenn dies der Fall ist:

Welche Vorbereitungen und Einleitungen müssen von beiden Theilen jetzt gemacht werden, damit in Zukunft, bei Abschaffung der Frohnen, die Bauern Arbeit und Brodt nicht verliehren?

Weiter:

Wenn auch die gänzliche Abschaffung aller Frohnen jetzo nicht thunlich ist: welche Gattungen derselben können schon jetzt aufgehoben werden? Und was kann man thun, um die Aufhebung der übrigen vorzubereiten oder annehmlich zu machen?

Mit diesen Präliminarfragen muß man vor allen Dingen aufs Reine seyn, ehe man zum eigentlichen Geschäft der Frohnverwandlung verschreitet. Allein sie sind im Grunde fast noch wichtiger und interessanter, als die Frohnverwandlung selbst. Denn wenn man auch ja, was doch nicht seyn sollte, bei dieser dem einen oder andern Theile zum Schaden gerechnet haben sollte: so ist das doch in keinen Vergleich mit dem Nachtheile zu setzen, wenn durch unzeitige Abschaffung der Frohnen eine große Gutsökonomie ins Stocken gerathen, oder eine Menge Bauern ohne Arbeit und Brodt, sey es auch nur auf etliche Jahre, herumirren sollte.

§. 23. Zum Beschluß will ich noch Beispielsweise die Berechnung beifügen, nach welcher auf einem Cammergute die Spanndienste in ein jährliches Surrogat verwandelt worden sind. Die starke Oekonomie dieses Gutes wurde fast ganz durch Frohner bestritten. 57 Anspänner aus verschiedenen Dörfern mußten, jeder mit 2 Pferden, und die übrigen Bauern aus diesen Orten mußten mit der Hand fast alle Arbeit verrichten; und aus einem entlegenen Orte wurden auch einige bestimmte Handdienste geleistet. Sämmtliche Frohnen mit einem mahl abzuschaffen, war noch zur Zeit nicht thunlich. Theils würde es in der Nähe des isolirt liegenden Guts an Handarbeitern ums Tagelohn gemangelt haben, theils wünschten auch die nahegelegenen Dorfschaften nicht, daß die Handfrohne bei ihnen aufgehoben würde. Es wurden daher in Ansehung der Handdienste Versuche und Vorbereitungen vergleichsweise gemacht.

macht. Die Einwohner des auf drei Stunden entfernten Dorfs hatten ihre dreitägigen Handdienste bisher zum Theil an die der nähern Orte verdungen; dieses ward zum Grunde gelegt, und ein dreijähriger Versuch gemacht, ob man für dasselbe Geldäquivalent Handarbeiter aus den nahen Orten bekommen könnte. In drei zwar etwas nähern aber doch immer noch ziemlich entfernten Orten wurden diejenigen Handdienste beibehalten, deren das Gut nicht füglich entbehren konnte, welche aber auch von den Fröhnern am füglichsten geleistet werden mochten; die übrigen Handdienste wurden, gegen Wegfall der damit verbundenen Emolumente, unentgeldlich erlassen. Nur in den nahgelegenen 2 Dörfern wurden die Handdienste beibehalten, und in einigen beschwerlichen oder streitigen Punkten näher bestimmt oder gemildert. Aber die sämmtlichen Spanndienste aus 5 Orten wurden, da man sie noch zur Zeit weder durch Kauf noch durch Tausch ganz vertilgen konnte, in ein jährliches Aequivalent verwandelt. Nachdem man vorher alles genau erwogen, und dabei befunden hatte, daß, mit Beibehaltung 2 bis 3tägiger Naturaldienste die Spannfrohnen allerdings aufgehoben werden könnten: so berechnete man aus sechsjährigen Extracten, daß die Fröhner mit 2spännigem Geschirr jährlich

1188 Tage Mist gefahren,
1370 — gepflügt,
279 — Getreide eingefahren,
168 — Heu und Grummt beigeführt, und
4585 Nordhäuser Scheffel Getreide auf 6 Meilen zum Verkauf verführet hatten.

Man bewies ferner, daß mit eignem 2spännigem Geschirr zum Mistfahren, zum Pflügen, zu den Heu- und Grummtfuhren nur die Hälfte, mithin 594, 685 und 84 Tage, zum Getreide-Einfahren nur der dritte Theil, mithin 93 Tage, endlich zur Verführung der angegebenen Scheffelzahl nur 306 Tage erforderlich wären. Diese 1762 Tage, wöchentlich 6 Arbeitstage gerechnet, geben 294 Wochen; und wenn man jedem zweispännigen Geschirr 42 Wochen zutheilt: so werden

7 Guts-Gespanne zu 2 Pferden

erfordert, womit die zeither von 57 Anspännern verrichtete ökonomische Frohnarbeit bestritten werden konnte und sollte. Da auch die Baufrohnen, welche sich auf 244 Tage zeither gemeinjährig belaufen hatten, abgeschafft werden sollten; so rechnete man hierauf ein Gespann von 2 Pferden; mithin in allem

16 Pferde mit 8 Wagen.

Der zur neuern Einrichtung erforderliche Aufwand an Capital ward daher zu

2240 Thlr. — — als:

1280 Thlr.	—	für 16 Pferde zu 80 Thlr.
480 "	—	" 8 Wagen zu 60 Thlr.
130 "	—	" 16 Geschirre zu 8 Thlr. 3 gr.
50 "	—	" 12 Pflüge zu 4 Thlr. 4 gr.
200 "	—	zur Einrichtung des Stallgebäudes,
100 "	—	zu 4 Betten für 8 Knechte

ut s.

angeschlagen, und davon

89 Thlr. 14 gr. 5 pf. Interessen à 4 Procent gerechnet; denn an Reparaturkosten der Gebäude brauchte nichts gerechnet zu werden. Hierzu

1296 " — " — " zur Unterhaltung 16 Pferde, à Stück 81 Thlr. als

52 Thlr.	—	für 52 Dresdner Schfl. Haser à 1 Thlr.
12 "	—	für 24 Centner Heu à 12 gr.
12 "	—	für 3 S. Stroh à 4 Thlr.
5 "	—	für Hufschlag.

ut s.

48 " — " — " zur Unterhaltung 16 Geschirre à 3 Thlr.

75 " — " — " jährlicher Zuschuß auf die Wagen. (Neun Wagen wurden angenommen, und deren Dauer auf 6 Jahre gerechnet; aber vom Werth der Wagen 15 Thlr. für die Ketten abgezogen.)

1508 Thlr. 14 gr. 5 pf. Latus.

1508 Thlr. 14 gr. 5 pf. Transport.

48 " — " — " zur Unterhaltung von 8 Wagen à 6 Thlr.

8 " 8 " — " zu Anschaffung neuer Pflüge, jeden Pflug 6 Jahre Dauer gerechnet.

24 " — " — " zu Unterhaltung 12 Pflüge, à 2 Thlr. jährlich.

160 " — " — " Dienstlohn für 8 Knechte, à 20 Thlr.

304 " 4 " — " Kost für 8 Knechte, jeden 38 Thlr. jährlich, 2 gr. 6 pf. täglich gerechnet.

2053 Thlr. 2 gr. 5 pf. Summa.

Von diesem nothwendigen mehrern Aufwande, bei Wegfall der Spanndienste, wurde

456 Thlr. 13 gr. 8 pf. als der Betrag derjenigen Gebühren und Emolumente abgezogen, welche die Anspänner bisher, nach dem Durchschnitt von 6 Jahren, gemeinährig bekommen hatten; bleiben daher

---

1596 Thlr. 12 gr. 9 pf. übrig, welches, als wahres Surrogat der aufgehobenen Spanndienste, das Gut alljährlich zu fordern berechtigt war.

Das Aequivalent ward nun von den 57 Anspännern, nach dem Verhältniß des Locals und der bisher geleisteten Dienste also übernommen, daß

von 45 Anspännern der beiden nächsten Orte, welche bisher die meisten Frohnen geleistet hatten, jeder 30 Thlr., und

von 12 Anspännern der 3 entfernten Orte jeder 18 Thlr.

jährlich zu bezahlen versprach; wobei die Summe von 1350 Thlr. und 216 Thlr. mithin im Ganzen 1566 Thlr. herauskam, und wobei überdem noch alljährlich 2 Tage Naturaldienste von jedem Anspänner zur nöthigen Unterstützung des Gutes bei der Bestellung des Sommerrübsaamens und der Winterfrüchte übernommen wurden.

Je-

Jenes Aequivalent an 1566 Thaler ward theils in Rocken, nemlich in 465 Dresdner Scheffel Rocken, à 1 Thlr. 18 gr. — thut 813 Thaler 18 gr., — theils in baarem Gelde mit 757 Thlr. 6 gr. übernommen, und die Anspänner jeden Dorfs machten sich in solidum, Einer für Alle und Alle für Einen, zur Erfüllung dieses Versprechens anheischig. Hätte man das Surrogat, nach demjenigen, was den Unterthanen die Frohne gekostet haben möchte, berechnen wollen: so wäre eine weit höhere Summe, ungefähr 3250 Thlr. herausgekommen.

Denn

1188	Tage	Mistführen,
1370	"	zu pflügen,
279	"	Getreide
168	"	Heu und Grummt } einzufahren,
458	"	Früchte zu verführen,
244	"	Baudienste, machen zusammen
3707	Tage.	Wenn man nun den Tag für 2 Pferde und 1 Mann, Wagen, Geschirr, Pflug ꝛc. mit eingerechnet, nur zu 1 Thlr. anschlägt; so kommen schon
3707	Thlr.	heraus; wovon nach Abzug
457	"	Frohnemolument
3250	Thlr.	übrig bleiben.

Hannoversches Magazin.

76tes Stück.

Freitag, den 22ten September 1809.

Beitrag zur Geschichte der Abschaffung des Sklavenhandels.

Die Abschaffung des Sklavenhandels hat viele Jahre hindurch einen der vornehmsten Gegenstände ausgemacht, mit denen sich das englische Parlament beschäftigte, und ist endlich im J. 1806 durch den Einfluß des damaligen Ministers Fox durchgesetzt, welcher sich dadurch einen ewigen Ruhm in der Geschichte erworben hat, und bald nach dieser letzten Bemühung für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschen, noch ehe die Königliche Genehmigung ertheilt war, aus der Welt abgerufen ist.

Unter einer weniger eingeschränkten monarchischen Verfassung wird eine Maaßregel wie diese, so groß auch immer ihre Folgen für den Zustand des Volks seyn mögen, leicht ausgeführt, sobald diejenigen, die das Ruder der Regierung in Händen haben, von ihrem Nutzen überzeugt sind: und es hat viel weniger Schwierigkeiten, die richtige Ansicht der Sache denen beizubringen, die vollkommen hinreichende Gewalt besitzen, sich alle Nachrichten zu verschaffen, und wenigstens nicht durch persönliches Interesse verblendet werden. In Staaten, darin die Nation einen großen Antheil an der Gesetzgebung und Einfluß auf die Staatsverwaltung hat, wird zwar alles was vor den Augen des Publici vorgeht, leicht zur Sprache gebracht, und kann nicht so unterdrückt werden, als in rein monarchischen. Aber entferntere Gegenstände, solche, bei denen eine große und ansehnliche Parthei im Lande interessirt ist, und welche daher einen Kampf unter denen veranlassen, die Einfluß auf die Gesetzgebung haben, werden mit der größten Gefliſſenheit und mehrentheils lange mit Erfolge falsch vorgestellt und verfochten, bis sie endlich durch die ebenfalls gereizte Anstrengung derer, die sich die Sache aus Liebe zu ihr oder auch aus Parthei-Interesse, angelegen

seyn lassen, zur Entscheidung gebracht werden.

Dies ist ganz vorzüglich der Fall mit dem Sklavenhandel gewesen. Die Kaufleute von Bristol und Liverpool, die ihre Capitalien in diesem Gewerbe stecken hatten, und davon großen Gewinn erwarteten; die Schiffer, die sich mit dem Handel und Transporte abgaben; die Besitzer der Pflanzungen in Westindien, welche glaubten, ihr Interesse sey gefährdet, und die wirkliche große Gefahr für die Zukunft, die aus der unsinnigen und unmenschlichen Anhäufung von Sklaven entstehen mußte, über der Besorgniß eines augenblicklichen geringen Verlustes, übersahen: alle diese vereinigten sich, die Fortdauer des Sklavenhandels mit Gründen aller Art zu verfechten, und ließen die wahre Beschaffenheit der Sache nicht kund werden. Sie wäre niemals an den Tag gekommen, ohne die rastlosen Bemühungen, womit viele vorzügliche Männer sich ein ordentliches Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machten, die Untersuchung zu befördern, und dem Parlamente Beweise der entscheidenden Gründe vorzulegen. Unter diesen wird vor allen andern ein Mitglied des Unterhauses, Wilberforce, mit Recht immer genannt. Er ist aber doch nicht allein nicht der Erste gewesen, der sich so lebhaft der Sache annahm, sondern er hat auch fortdaurend der Mitwirkung mehrerer andern bedurft, die mit einer Uneigennützigkeit, einer Aufopferung ihres Vermögens, ihrer Zeit, ihrer Kräfte, unablässig gearbeitet haben, bis sie den großen Zweck erreichten. Zu diesen gehört vorzüglich T. Clarkson, der die Geschichte seiner eigenen und seiner Freunde Bemühungen bekannt gemacht hat *). Da dieses Werk sehr weitläuftig ist, und schwerlich in Deutschland Leser finden wird, so theilen wir hier einen Auszug daraus mit, der aus einem vorzüglichen englischen Journale genommen ist.

Der Sklavenhandel scheint etwa im Jahre 1503 angefangen zu haben, da einige wenige Negersklaven aus den damaligen Portugiesischen Besitzungen in Afrika nach den spanischen Colonien in Amerika gesandt wurden. 1511 ward dieser Handel vom Könige Ferdinand V. (Catholicus) sehr erweitert, und der Bischof de las Casas, der die Unterdrückung der armen Amerikaner zu erleichtern wünschte, und deshalb vorschlug, statt dieser, die für die Bergbau-Arbeit viel zu schwach waren, die weit stärkere Race der Afrikanischen Negern dazu anzustellen, trug bei dem Cardinal Ximenes, damaligen Regenten von Spanien während der Minorennität Carls des Fünften, darauf an, einen regelmäßigen Handel mit Afrikanern zu errichten. Dieser große Staatsmann aber hatte ein zu lebhaftes Gefühl von Ge-

*) The History of the Abolition of the Slave Trade. By T. Clarkson. 2 Vol. 8. London 1808.

Gerechtigkeit, zu viel menschenfreundliches Wohlwollen, und eine zu gute Beurtheilung der Folgen des Antrages, um ihn zu genehmigen. Er hielt es für unrecht, unschuldige Menschen zur Sklaverei zu verdammen, und die Einwohner eines Welttheils unglücklich zu machen, um die Einwohner eines andern zu erlösen.

Der König Ludwig der Dreizehnte von Frankreich ward durch die Vorspiegelung, es sey eigentlich auf die Bekehrung der Negern zur christlichen Religion abgesehen, hintergangen: und die Königin von England, Elisabeth, welcher die schönen Erzählungen, die man ihr vorbrachte, als ob es nur darauf angelegt sey, arme Schlachtopfer vom Tode zu errretten, und sie ihren Wünschen gemäß in andere Länder zu führen, verdächtig waren, äusserte die Besorgniß, daß ja kein Afrikaner gegen seinen eignen freien Willen weggeschleppt werden möchte: sie erklärte, ein solches verabscheuungswürdiges Verfahren würde die Rache des Himmels gegen die reizen, die sich so etwas unterfingen. Seitdem hat es immer Männer gegeben, die ihre Stimme gegen das schändliche Gewerbe des Sklavenhandels, welches immer weiter um sich griff, erhoben haben: aber es ist ihnen nicht möglich gewesen durchzudringen, bis auf unsere Zeiten.

Unter diesen ehrwürdigen Vertheidigern der Sache der Menschheit müssen vorzüglich genannt werden, Georg Fox (der bekannte Stifter der sogenannten Brüderschaft der Freunde, einer unter dem Namen der Quäker bekannten religiösen Gesellschaft in England), und J. Woolmann, ebenfalls ein Quäker von wahrhaft frommer Menschenliebe. Diese Secte ist überhaupt vorzüglich thätig gewesen, um die gute Sache zu befördern. Schon 1727, noch mehr aber seit 1758, hat sie in ihren jährlichen großen Zusammenkünften alle Mitglieder der Gemeinde nachdrücklichst gewarnt, keinen Antheil an dem Sklavenhandel zu nehmen. 1761 fing sie an, diejenigen, die dessen überwiesen wurden, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen. 1763 erklärte sie den Sklavenhandel für sündlich. 1783 übergab sie dem Unterhause des Parlaments eine Bittschrift um Abschaffung desselben. Auch haben die häufigen Communicationen zwischen den Quäkern in Amerika und denen in England das meiste dazu beigetragen, daß die wahre Beschaffenheit der Sache bekannt geworden ist.

Drei oder vier Jahre vor der Errichtung der Committee, deren fortgesetzten Bemühungen die glückliche Beendigung verdankt wird, hatten schon Sechs Quäker angefangen, zusammen zu kommen, um sich über die wirksamsten Mittel zu besprechen, die die Abschaffung auf rechtmäßigem Wege bewirkt werden könne. Sie ließen zu diesem Ende in mehrere öffentliche Blätter mannigfaltige Aufsätze einrücken, um das Publikum

aufmerksam zu machen. 1787 gab eine von der Universität zu Cambridge für die Studenten aufgeworfene Preisfrage, ob es erlaubt sey, jemand wider seinen Willen zum Sklaven zu machen, die Veranlassung, daß Hr. Clarkson sich mit der ebengedachten kleinen Gesellschaft verband. Er erzählt selbst, wie er dazu gekommen. Er wollte sich um einen Preis bewerben, und fieng an, die aufgeworfene Frage als eine literarische Materie zu bearbeiten. Als ihn aber dies veranlaßte, einige Bücher zu lesen, worin von dem Zustande der Negern Nachricht gegeben wird, so ward ihm ganz anders zu Sinne. „Ich hatte, sagt er, von der Ausarbeitung meines Aufsatzes das Vergnügen erwartet, das man von einer Bemühung hoffen kann, die literarischen Ruhm verspricht. Kaum aber hatte ich mich mit den Thatsachen bekannt gemacht, so konnte ich den Gedanken daran nicht mehr los werden. Den ganzen Tag über war ich unruhig. Des Nachts hatte ich wenig Schlaf. Oft that ich ganze Nächte kein Auge zu. Ich dachte nicht mehr an akademische Reputation, sondern an die Befreiung der armen Afrikaner. Insbesondere seit ich Benezets historische Nachrichten von Guinea gelesen hatte, unterhielt ich immer ein brennendes Licht in meiner Schlafkammer, um alles aufzuzeichnen, was mir taugliches einfallen könnte, damit ja kein nützlicher Gedanke in einer so großen Angelegenheit verlohren gehen möchte. Endlich kam mein Werk zu Stande, und ich erhielt den Preis. Ich mußte nach Cambridge reisen, um meine Abhandlung öffentlich vorzulesen. Auf der Rückreise nach London stieg ich öfters vom Pferde und führte es. Ich bemühete mich, es mir selbst auszureden, daß die Sache so beschaffen sey, als ich sie geschrieben hatte. Je mehr ich aber nachdachte, desto mehr ward ich überzeugt, daß die Beweise keinen Zweifel zuließen. Bei Wadesmill in Hertfordshire stieg ich ab, und warf mich ganz trostlos auf den Rasen bei meinem Pferde nieder. Der Gedanke ergriff mich, daß wenn es denn alles wahr wäre, jemand aufstehen müsse, dem Greuel ein Ende zu machen."

„Es war im Sommer 1785. Im Herbste des nämlichen Jahrs gieng ich öfters in den Gehölzen spazieren, um in der Einsamkeit nachzudenken. Ist das alles wahr? fragte ich mich. Unstreitig. So muß auch jemand sich der Sache annehmen. Ich beneidete diejenigen, die im Parlament saßen, reich waren, oder ausgedehnte Verbindungen hatten, wodurch sie in den Stand gesetzt würden, diese Sache aufzunehmen. Es war fast niemand zu finden, der daran dachte. Dies verursachte nicht geringe Schwierigkeiten. Es war klar; ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren konnte nicht so viel Beurtheilung, so viel Kenntniß der Men-

Digitized by Google

Menschen, der Sitten, der Zeiten haben, als erforderlich ist, um eine solche Unternehmung zu wagen. Es sahe aus, als eine der fabelhaften Arbeiten des Herkules, und man würde mich für unsinnig gehalten haben, wenn ich so etwas in Antrag gebracht hätte. Endlich fand ich es doch thunlich, einen Versuch zu wagen. Ich übersetzte eine lateinische Abhandlung ins Englische, und ließ sie drucken."

Dies führte ihn zu der Bekanntschaft der oben erwähnten sechs Quäker, die ihn wieder mit Hn. Granville Sharp in Verbindung brachten, der sich sehr verdient um die Sache gemacht hat. Nachdem er erklärt hatte, es sey die große Angelegenheit seines ganzen Lebens, der er alle seine Kräfte widmen wolle, ward er nach und nach mit denen Herren Wilberforce, Pitt, Fox, und vielen andern angesehenen Männern, die sich dafür interessirten, bekannt.

Herr Pitt hat großen Antheil an dem glücklichen Ausgange aller dieser Bemühungen. Er hatte sich für seine Person immer gegen den Sklavenhandel erklärt, aber niemals das ganze Gewicht seiner Ministerial-Autorität angewandt, um die Abschaffung durchzusetzen: und darüber waren auch alle Anträge dazu verworfen. Er wollte es nicht wagen, das vermeinte Handelsinteresse zu beleidigen. Dies zeigte sich vorzüglich bei folgender Gelegenheit. 1797 eroberten die brittischen Waffen die holländischen Colonien Demerary, Guiana, Berbice. Während des ganzen Kriegs hatten sie keine Negern erhalten, weil der Seekrieg die Communicationen sperrte. Nun versorgten sie sich mit einem Mahle, und zwar so sehr, daß die jährliche Einfuhr von 25000 Sklaven auf 57000 stieg. Dies währte Acht Jahre lang. Da aber durch diese vermehrte Cultivation der holländischen Colonien, der Markt mit Colonialwaaren überführt ward, und die Eigenthümer der alten brittischen Pflanzungen anfiengen zu fürchten, die Preise möchten sinken, so bewog der Eigennutz zu dem Schritte, den die Menschlichkeit vergeblich gefordert hatte. Im August 1805 verbot der Minister Pitt durch einen Geheimen Raths-Befehl den ganzen Handel mit Sklaven nach holländischen Colonien.

Bei der Verhandlung im Parlamente kam es vor allen Dingen auf die Zeugen an, womit die vorgebrachten Thatsachen bewiesen werden mußten. Diese herbeizuschaffen kostete ganz unglaubliche Bemühung und Anstrengung: und hier war insbesondere Hr. Clarkson ganz vorzüglich thätig.

Ein Hauptpunkt der Untersuchung betraf die Art und Weise, wie die Sklaven an der afrikanischen Küste und weiter hinauf an den Flüssen Calabar und Bonny erhandelt würden. Man vermuthete, daß sie größtentheils daselbst gestohlen würden.

Zugleich aber ward behauptet, daß nie einem Weißen verstattet worden sey, diese Flüsse hinauf zu seegeln. Hr. Clarkson erwähnte einst diesen Umstand gegen einen Freund, der ihm erwiederte, er selbst sey etwa ein Jahr vorher mit einem Seemanne von sehr rechtlichem Ansehen in Gesellschaft gewesen, der diese Flüsse hinaufgefahren. Er hatte mit demselben eine halbe Stunde in einem Wirthshause zugebracht, und beschrieb das Aeussere des Mannes. Aber sein Name und Aufenthalt war ihm völlig unbekannt. Alles was er weiter von ihm wußte, war dieses, daß er zu einem Schiffe gehörte, das in einem der englischen Häfen ausgerüstet läge. Hr. Clarkson, den es sehr wichtig schien, daß dieser Seemann vernommen werde, verschaffte sich von den Aufsehern über die gesammten Königl. Schiffe einen Erlaubnißschein, dieselben zu besteigen, und begab sich damit auf die Wanderschaft. Er wußte nur so viel, daß der Mann, den er suchte, auf einem der Schiffe seyn müsse, welche in der Nähe der Schiffswerfte in Bereitschaft zu wirklichen Diensten gehalten werden. „Ich bestieg, sagt er, alle Schiffe, die zu Deptford lagen. Von da gieng ich nach Woolwich, und machte es daselbst eben so. Darauf nach Chatham und nach Sheerneß. Auf Einhundert und Sechszig Kriegsschiffen war ich nunmehr gewesen. Ich hatte zwei Personen gefunden, die erhebliche Dinge aussagen konnten, und bereit waren, es zu thun. Aber von dem, den ich eigentlich suchte, keine Nachricht.

Von Chatham gieng ich nach Portsmouth. Hier war eine schreckliche Arbeit zu bestehen. Aber ein Boot war bereit, und ich fieng an, die Schiffe einzeln zu besuchen. Den zweiten Tag fand ich auf einem Linienschiffe, den Pegasus, einen sehr respectabeln Mann in dem Ober-Canonier. Er hies Georg Miller. Er war auf dem Canterbury, einem Sklavenschiffe, zu der Zeit des schrecklichen Mordes zu Calabar gewesen. Er war der einzige ganz unpartheiische Zeuge, von dem ich noch gehört hatte, und versprach, in London zu erscheinen, wenn es verlangt würde. Ich fuhr diesen Tag und noch einen fort, und hatte am Abend hundert Schiffe untersucht, ohne den zu entdecken, den ich suchte. Beinahe hätte ich den Muth verlohren. Es war nur noch ein einziger Hafen übrig, und der war 2 zwei 300 (englische) Meilen entfernt. Doch entschloß ich mich, auch dahin, nach Plymouth, zu gehen. Ich hatte auf meiner Reise schon manche Nachrichten eingesammelt, die dienlich seyn konnten; und es war wahrscheinlich, daß ich immer mehr erhalten würde, je mehr ich mich in dieser Classe von Menschen umhertriebe. Dies munterte mich auf. Endlich kam ich an dem Orte an, wo meine letzte Hoffnung lag. Am ersten Tage besuchte ich vierzig Schiffe, ohne jemand zu finden, der an der afrikanischen Küste in Angelegenheiten des Sklavenhandels gewesen wäre."

Ein

„Ein oder zwei waren auf Königl. Schiffen da gewesen, aber nicht ans Land gestiegen. Die Sache nahete sich ihrem Ende, und obgleich ich auch auf dieser Reise viel allgemeine Kenntniß eingesammelt hatte, so war ich doch sehr mißmüthig. Das Herz fieng an, mir zu schlagen. Ich war die ganze Nacht hindurch sehr unruhig. Am folgenden Morgen bestieg ich mein Boot in großer Bewegung von Furcht und Hoffnung. Das sieben und funfzigste Schiff, das ich besuchte, war die Fregatte Melampus. Ich fand einen Mann darauf, der zwei Reisen nach Afrika gemacht hatte. Ich unterredete mich mit ihm in der Cajüte des Capitains, und fand bald zu meiner unbeschreiblichen Freude, daß es der Mann war, den ich suchte. Zugleich bemerkte ich, daß er die streitige Frage gerade so auflöseta, als mit unsern Vermuthungen übereinstimmte. Er war zweimal in Canots der Eingebohrnen den Fluß Calabar hinaufgefahren. Das erstemal kamen sie bis auf eine gewisse Entfernung von einem Dorfe. Sie versteckten sich in Büschen, welche am Ufer über das Wasser hiengen. Da blieben sie so lange es Tag war. In der Nacht giengen sie bewaffnet in das Dorf, und ergriffen alle Einwohner, die nicht glücklich genug waren, zu entfliehen. Sie bemächtigten sich auf diese Art von fünf und vierzig Personen. Auf der zweiten Reise waren sie acht oder neun Tage aus, und machten einen ähnlichen Versuch mit ungefähr gleichem Erfolge. Sie ergriffen Männer, Weiber und Kinder, so wie sie sie in den Hütten fanden, banden sie, und trieben sie vor sich her nach den Canots. Der Name des Mannes, der mir dies erzählte, war Isaac Parker. Ich erkundigte mich nach ihm bei den Officieren und erhielt die vortheilhaftesten Zeugnisse. Nachmals erfuhr ich, daß er ebenfalls mit dem Capitain Cook um die Welt geseegelt war, und den besten Ruf hatte. Mein Bruder, der ihn spaterhin in London sahe, erkannte ihn, weil er auf dem Monarchen, einem Linienschiffe, gedient hatte, und auch daselbst war er einer der vorzüglichsten Männer gewesen. Ich kam im Triumphe zurück. Drei Wochen hatte ich auf meiner Reise zugebracht, und einen seltenen Fund gethan. Ausserdem hatte ich noch fünf achtbare Personen aufgefunden, die Zeugniß ablegen konnten. Diese, benebst dreien, die auf der vorigen Reise entdeckt waren, und andere, die wir vorher schon hatten, machten unsere Sache sehr stark. Die Verzögerung, die unsere Gegner verursacht hatten, und welche uns so empfindlich gewesen war, hatte also im Grunde eine sehr vortheilhafte Wirkung gethan."

Der Schluß folgt.

Noch etwas über die Cultur des Garten-Mohns.

Deutschland hat vor nicht gar langer Zeit die Anpflanzung des Mohns im Großen versucht, und es ist zu verwundern, daß die Vortheile, welche Baden und Pfalz von dieser Cultur genießt, nicht noch mehrere zur Nachahmung reizen. Der Mohn verlangt nur ein mittelmäßiges Land, doch kann es auch im Herbste etwas gedüngt seyn. Nachdem dasselbe gut bearbeitet worden, säet man den Samen im April ganz dünn und gleichmäßig aus, und egget ihn unter. Die Pflanzen werden sodann mit einer Hacke vom Unkraute gereinigt, und wo sie zu dick stehen, ausgezogen, so, daß eine jede acht bis zehn Zoll Raum um sich habe. Nach vier Wochen muß das Behacken noch einmal geschehen, und wenn die Blumen zu treiben anfangen, behäufelt man die Stöcke. Dieses alles wird bei trocknem Wetter vorgenommen. Ein reicher Ertrag belohnt diese mühsame Arbeit hinlänglich, denn anstatt daß eine Mohnpflanze, welche unter Unkraut und ohne Wartung aufwächst, nur einen Samenkopf trägt, so bringen diese 5 bis 6, zuweilen auch 8 Köpfe.

Im August und September, wenn der Samen in den geschütteten Köpfen rasselt, schneidet man sie (ebenfalls bei trocknem Wetter) ab, breitet sie noch einige Zeit auf einem luftigen Boden hin, und klopft dann den Samen aus. Dieser wird nun hauptsächlich zu Oel benutzt. Ein Pfund giebt durchs Auspressen 4 Unzen Oel, ja öfters noch weit mehr. Es kommt in der Güte dem Baumöl sehr nahe und wird in Frankreich vielfältig mit demselben vermischt; auch kann man es für sich schon an Speisen verbrauchen. In der Pfalz verbessert man es noch dadurch, daß man zerschnittene Borstorfer Apfel bei dem Auspressen darunter wirft. An verschiedenen Orten in Polen, Schlesien, Böhmen u. s. w. ißt man den Samen ganz in oder auf Kuchen oder an einigen Kochspeisen. Die trocknen Stengel geben eine gute Feurung.

Im Orient ist der Mohnbau schon von alten Zeiten her mit großem Eifer betrieben worden; doch nicht sowohl zur Gewinnung des Samens, als desjenigen Saftes, welcher unter dem Namen Opium im Handel bekannt ist. Der Saft des europäischen Mohns ist etwas schwächer, als des morgenländischen, auch bekommt man von jenem so wenig, daß man es nicht der Mühe werth achtet, ihn zu sammeln. Neuern Nachrichten zufolge kann man jedoch auch von unserm einheimischen Mohn mit Vortheil gutes Opium gewinnen.

h. L. D.

Hannoverſches Magazin.

77tes Stück.

Montag, den 25ten September 1809.

Beitrag zur Geſchichte der Abſchaffung des Sklavenhandels.

(Schluß.)

Die Sache ward nunmehr vor das Parlament gebracht: aber ſie nahm eine nachtheilige Wendung. Die Miniſter waren getheilt. Pitt für die Abſchaffung. Dundas und die andern dagegen. Der Canzler widerſetzte ſich jeder Motion. Die Committee mußte daher entweder fortfahren, jedoch ohne Hoffnung, daß es ihr gelingen werde: oder einen günſtigeren Zeitpunkt abwarten. Ich ſelbſt, ſagt Hr. Clarkſon, war ganz erſchöpft. Mein Nervenſyſtem hatte erſtaunlich gelitten. Mein Gedächtniß und Gehör nahmen ab. Ich war häufigen Schwindeln unterworfen. Ein beſtändiges Klingen in den Ohren verfolgte mich. Alles um mich her ſchien ſich zu bewegen, und ich fiel mehrere Mahle auf der Treppe. Wenn ich eine halbe Stunde geſprochen hatte, ſo war ich ganz erſchöpft, und ſchrecklicher Schweiß erfolgte. Die übertriebene Arbeit, der ich mich unterzogen hatte, brachte dieſe Wirkung zuletzt hervor. Sieben Jahre lang hatte ich mit vierhundert Perſonen eigenhändigen Briefwechſel gepflogen. Jährlich ſchrieb ich ein oder mehrere Bücher über den Gegenſtand. Während dieſer Zeit hatte ich mehr als fünf und dreißig tauſend (engliſche) Meilen gemacht, um Zeugen aufzuſuchen. Oft war ich Tag und Nacht unterweges. Dabei war mein Geiſt unaufhörlich in der größten Spannung. Immer auf dieſen einzigen Gegenſtand gerichtet. Meine eigenen Angelegenheiten hatte ich darüber verſäumt. Die mannigfaltigen Beiſpiele von Grauſamkeit, mit denen ich nach und nach bekannt geworden war, hatten mich betrübt und gequält. Die Wunden, welches dies alles meinem Gemüthe geſchlagen

hatte, wurden um so viel tiefer, da ich oft auf das schrecklichste getäuscht ward. Manche Personen verweigerten sich aus Furcht vor denen, die den Sklavenhandel begünstigten, Zeugniß abzulegen, nachdem ich hundert Meilen gereiset war, um sie aufzusuchen. Aber der empfindlichste Schlag rührte daher, daß die Gönner des Sklavenhandels anfiengen, diejenigen zu verfolgen, die Zeugniß abgelegt hatten. Diese unglücklichen Menschen, die ich dazu bewogen hatte, kamen zu mir, und klagten mir ihre Leiden. Hr. Whitbread, der bekannte Parlamentsredner, und ein sehr reicher Mann, war so großmüthig, das Geld herzugeben, um diese Leute schadlos zu halten. So wenden die Großen und Reichen in England ihre Schätze an! Dies machte wieder Muth. Indessen erforderten die Umstände, sich einige Jahre ruhig zu halten. Endlich wurden Fox und Grenville wieder Minister, und wandten alles Gewicht ihrer Stellen dazu an, die Sache durchzusetzen. Und da in Amerika und in Dänemark ebenfalls Maaßregeln getroffen sind, die damit überein kommen, so wird nunmehr wirklich auf der ganzen Erde dieser scheusliche Schandfleck der Europäer, ihr Negersklavenhandel, ganz aufhören. Fox beendigte die große Angelegenheit am letzten Tage seiner Ministerialwürde, vierzehn Tage nachdem ihm schon bekannt gemacht war, daß eine Veränderung vor sey, und er austreten sollte, und starb bald darauf.

Pitt hatte den Plan entworfen, das Uebel, das England den Afrikanern so lange zugefügt hat, dadurch wieder gut zu machen, daß ein regulärer Handel angelegt würde, der die Afrikaner mit den europäischen Waaren versorgte, die sie einmal kennen gelernt haben, die sie nun nicht entbehren können, und deren Bedürfniß sie zu einer nützlichen Industrie bringen muß. Der gegenseitige Vortheil der Engländer und der Afrikaner würde diese Verbindung zu gemeinschaftlichem Gewinnste allmählig bis in das innere Afrika verbreiten: und da das englische Parlament bereits das weise Gesetz gegeben hat, daß durchaus keine Acquisitionen von Lande in Afrika gemacht werden sollen, so würde diese Handelsverbindung keine Besorgniß erregen können, daß ähnliche nachtheilige Folgen daraus entständen, als in andern Welttheilen.

Ueber

Ueber den Vortheil und Nachtheil des Mergels.

In einigen Gegenden unsers Landes, hauptsächlich im Lüneburgischen, bedient man sich des Mergels, theils zur Erwärmung des kalkgründigen Lehm- und Kleibodens, theils um den unfruchtbaren Sandboden in mehrere Thätigkeit zu sezzen. Aber oft gebraucht ihn auch der Landmann mit so weniger Vorsicht, daß er in der Folge gänzlich dadurch zu Grunde gerichtet wird; er kennt zwar das Sprichwort: der Mergel macht reiche Väter und arme Kinder; er kehrt sich aber nicht daran, weil sein Nachbar es auch nicht thut. Obwohl nun jenes Sprichwort bei richtiger Anwendung des Mergels nicht bewährt ist, so ist es mehr als zu bewährt bei dem Mißbrauch desselben, denn der Mergel ist eine Materie, der, mit der größten Vorsicht angewandt, nur den Nutzen schafft, den man davon erwartet.

Man hält allgemein den gelben lehmartigen Mergel für den besten, und verwirft den bläulichen oder weißlichen; indeß ist es wohl möglich, daß jeder auf den ihm angemessenen Boden die beste Wirkung thut. Man erkennt den ächten Mergel unfehlbar durch Scheidewasser; brauset er, indem man davon etwas darauf tröpfelt, so ist er gewiß ächt; andere Versuche, z. B. mit Essig, sind trügerisch.

Ferner ist es schon erwiesen, daß er nur dann gehörige Wirkung thut, wenn er trocken auf dem Lande umhergestreuet wird, und nicht in Kluten unter die Erde kömmt. Auch muß das gemergelte Land mehr wie jedes andere geackert oder gerührt werden, weil seine Wirkung dadurch mannigfaltiger wird.

Der Sandboden trägt oft nur kurzes Stroh, und manche Jahre hindurch bekömmt der Landmann lange nicht so viel wieder, als er zum Einstreuen nöthig hat. Natürlich entsteht daraus der Mangel an Dünger für das nächste Jahr. Hier finden wir oft die erste Ursache zum Mißbrauch des Mergels. Der Landmann hat den Dünger durchaus nöthig; er hat seine Einsaat bereit liegen, er hat auch das Gespann, sein Land zu ackern, aber es fehlt ihm an Dünger. Nun sieht er vielleicht bei seinem Nachbar oder in einem andern Dorfe den Mergel liegen, er erkundigt sich darnach und erfährt, daß derselbe unvergleichliche Dienste thue. Er holt sich auch Mergel, düngt damit dasjenige Land, was er nicht mehr bedüngen konnte, und erhält das erste Jahr gute Früchte. Das reizt ihn, damit fortzufahren, er befährt nach und nach alle seine Ländereien damit und bekommt immer noch gute Früchte. Endlich aber muß er gewahr werden, daß sein

Bo-

den in eine gänzliche Kraftlosigkeit verfallen ist, weil er nach und nach immer schlechtere Früchte bekömmt. Er bedenkt nicht, daß er sein Land ausgemergelt hat, daß es nicht mehr tragen kann, weil durch den Mergel die Kraft schon herausgetrieben ist. Wer daher mit Vortheil mergeln will, der schone dabei den Dünger nicht, denn der Mergel soll eigentlich nicht düngen, sondern treiben, wo aber keine Kraft ist, da kann er nicht treiben. Der Landmann muß wenigstens eben so seine Ländereien düngen, wenn er dabei mergelt, als er sie ungemergelt gedüngt haben würde, sonst entsteht eine gänzliche Kraftlosigkeit in den Ländereien, und seine Kinder und Kindeskinder werden kaum vermögend seyn, diesen Fehler durch die größten Anstrengungen wieder zu verbessern. Der Dünger bringt eigentlich nur Kraft in das Land, der Mergel treibt dieselbe in die Furche, so lange er davon noch etwas darin findet; ist also keine Kraft mehr im Lande, so wird es öde und unfruchtbar, und zuletzt wird es kaum einen Grashalm hervorbringen. Befährt man nun auch ein solches ganz ausgemergeltes Land mit vielem Dünger, so gehört doch lange Zeit dazu, ehe diejenige Kraft wieder hineinkommt, die herausgetrieben ist und die vorher darin war. Selten hat aber der Landmann so viel Dünger über, um dies nebenbei zu bewirken; wäre dies jedoch auch der Fall, so ist der Schaden um so einleuchtender, denn wie viel könnte man mit diesem Dünger, der nun zur Erholung angewandt, und wovon man nach Maaßgabe lange nicht genug erhalten wird, nicht bewirken, wenn er auf keinen ausgemergelten Boden gebracht würde? wie viel Zeit, Mühe, Arbeit, Dünger, Kosten und Ertrag gehen dabei nicht verlohren? Ja, ein Landmann kann dadurch ganz zurückgesetzt werden, und vielleicht erkennt er nicht einmal die Ursache seines Ruins, es fällt ihm wohl nicht einmal ein, daß der Mergel diese üble Wirkung hervorgebracht hat. Denn selten wird es einen Landmann geben, der die Natur des Mergels kennt; er ist daher eher geneigt, mit mergeln fortzufahren, ihn theuer aufzukaufen und vielleicht weit herzuholen, als damit einzuhalten, und er beschleunigt also unwissend seinen Ruin.

Dahingegen wird derjenige Landmann, der die Wirkung des Mergels besser kennt, und ihn so benutzt, wie er benutzt werden muß, den wahren Vortheil bald einsehen. Wer den Dünger bei dem Mergeln nicht spart, seinen Acker fleißiger umrührt, — denn der Mergel will in Bewegung erhalten seyn, — der wird es gar bald weit bringen können. Freilich muß er, nach Maaßgabe seines Ackers, ein kleines Capital anlegen, denn die Entfernung der Ländereien von dem Orte des Mergels ist oft

so

so groß, daß er sicher ein Fuder mit allen Unkosten auf 2 Thl. rechnen darf, aber der gut gedüngte und gemergelte Boden ist ein treuer Schuldner, der zu seiner Zeit mit großen Interessen alles wieder zahlt.

Erwägen wir aber den Nachtheil in jenem und den Vortheil in diesem Falle, so ist der Nachtheil bei weitem grösser. Zwar kann ein fleissiger Ackermann in einigen Jahren es sehr weit bringen, wenn er den Mergel gut benutzt, aber im Gegentheil verursacht derselbe auch mehr Schaden, wenn er schlecht benutzt wird.

Nach meinen Erfahrungen ist der Mergel auf dem Sandboden, mit der gehörigen Verfahrungsart besser angebracht, wie auf dem Lehmboden. Ich bescheide mich aber gern eines andern, sobald man nachfolgende Gründe gründlich widerlegt haben wird.

Der Lehm- und Kleiboden enthält mehr fruchtbare Erde, wie der Sandboden, es ist also mehr Kraft darin, und folglich findet der Mergel mehr Stoff zur Arbeit; aber er treibt sammt dem Korn auch alles mögliche Unkraut eben so kräftig hervor. Der reine Sandboden enthält nicht so viel Unkrautsamen, also kann der Mergel dort besser auf das Korn wirken, und die Kraft des Bodens kommt dem Landmann mehr zu Nutze. Der Lehmboden hingegen trägt mancherlei gefährliches Unkraut, das durch den Mergel nur noch mehr herausgetrieben wird; es nimmt also auch Kraft mit hinweg und entzieht solche dem Korn.

Sommerfrüchte, vorzüglich Erbsen, Hafer und Flachs, gedeihen vortrefflich nach dem Mergel. Mancher Landmann hat sich dadurch empor geholfen, und der Flachsbau ist vorzüglich an einigen Orten sehr weit getrieben. Der Hafer behält nach dem Mergel seine weiße Farbe, und wenn man Stalldünger auf einen gemergelten Haferkamp bringt, so wird der bunte ausgesäete Hafer sogar weißer werden. Dahingegen ist der Mergel auf diesem Boden den Winterfrüchten nicht so zuträglich. Anfangs wächst zwar der Rokken kräftig und schön hervor, doch bald zeigen sich die blauen Kornblumen, und ist es so weit, daß der Rocken seine Aehren hängen läßt, so überzieht der sogenannte Fuchsschwanz — ein Unkraut, das dem Mergel folgt — das ganze Feld; man sieht den Rocken kaum, man sieht nur die rauhen Blüthen dieses schädlichen Unkrauts, das über dem Rocken empor wächst. Auf solche Art wird dem Lande die Kraft genommen; allerlei Unkräuter vermehren zwar die Stiegezahl, verderben aber das Land und täuschen den Besitzer. Wird das Korn ausgedroschen, so hat man ganze Haufen seiner Sämereien abzusondern; diese lassen sich aber nicht im-

wer völlig trennen, und mit der neuen Saat streuet man denn zugleich den Unkrautsamen mit aufs Land, der denn in grösserer Menge auf dem gemergelten Lande wieder kommt.

Beobachtet man bei dem Mergeln den gehörigen Fruchtwechsel nicht, so wird wenigstens die Rockenernte nie ergiebig ausfallen und mit der Zeit immer schlechter werden.

Gefährlich für den Landmann ist es daher, wenn er den Mergel auf dem Lehmboden ohne Dünger gebraucht; denn ist die Kraft einmal aus diesem schweren Boden heraus, so hält es viel schwerer, wie auf dem Sandboden, solche wieder hineinzubringen. Doch kann er sich helfen, ja er kann es in einem Jahrzehend weit bringen, wenn er auf seinem fetten Boden neben dem Mergel den Dünger nicht schont, seine Hauptaussaat auf Sommerfrüchte beschränkt, den gehörigen Fruchtwechsel beobachtet und den Acker fleißig rührt.

Ich möchte aber bei alle dem doch wohl behaupten, daß derjenige Landmann, der auf seinem Lehm- oder Kleiboden ohne Mergel seine gute Ackerwirthschaft treibt, für jetzt und für die Folge weiter kommt, als derjenige, der den Mergel mit zu Hülfe nimmt. Er wird wenigstens bessere Winterfrüchte erndten, und warum sollten ihm nicht auch die Sommerfrüchte bei seiner guten Bestellung gut gerathen? Der Bauer entgeht dabei der Gefahr, den Mergel zum Verderben der Ländereien anzuwenden, da er mit großer Vorsicht angewandt werden muß, wenn er Nuzzen schaffen soll. —

Will man aus der Heide oder sonst wo Land aufbrechen, so ist der Mergel äusserst wohlthätig, ja fast unentbehrlich. Das aufgebrochene Land ist fast immer kalkgründig, es wird also durch den Mergel in Wärme gebracht. Man darf dabei aber das öftere Umackern nicht ausser Acht lassen, auch, sobald der neue Aufbruch gahrig ist, den Dünger nicht schonen.

Der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes ist hauptsächlich nur, zu beweisen, daß ein gemergeltes und nicht gedüngtes Land seine Kraft binnen wenig Jahren verliert, daß aber ein gut gedüngtes und gemergeltes Land selten die Arbeit und Unkosten unbelohnt und unerstattet läßt. Ich habe im Allgemeinen und im Einzelnen meine Beobachtungen hierüber angestellt, und Obiges aus einer mehrjährigen Erfahrung gesammelt. Ich trete aber mit meinem Urtheile gern zurück, sobald jemand durch genauere Beobachtungen und Erfahrungen das widerlegen kann, was ich gesagt habe. Mit Voreiligkeit und Vorwitz wollte ich nicht gerne über einen Gegenstand gesprochen haben, der zu wichtig ist, und wohl verdient, in nähere

Be-

Betrachtung gezogen zu werden. Es wird mir daher lieb seyn, wenn ein Landwirth von Erfahrung und Einsicht diesen Aufsatz da, wo er es nöthig hätte, verbessern wollte. Gern nehme ich hierüber Belehrungen an, und ein jeder Landwirth, der hieran Antheil nimmt, wird ebenfalls gern die Lücken ausgefüllt sehen, die sich vielleicht darin befinden.

S. F. K. M.

Neues Zitronensaft-Surrogat.

Da frische Zitronen oft sehr theuer, ja zuweilen gar nicht zu haben sind, deren Saft aber bei mehreren Speisen und Getränken, vorzüglich beim Punsch, Limonaden u. s. w., unentbehrlich ist, so dürfte es unsern Hausfrauen und Canditorn vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn man sie in diesen Blättern mit einem neuen, meines Wissens noch völlig unbekannten, wohlfeilen, äusserst leicht zu verfertigenden Surrogat bekannt macht, welches dem Zitronensafte vielleicht von manchen wegen seines angenehmen Geschmacks, noch vorgezogen werden dürfte, dessen Stelle aber völlig ersetzt.

Man thue die Blätter von der Verbena triphylla in eine gläserne Flasche oder Bouteille, und schütte so viel guten Weinessig darauf, daß solcher etwa drei bis vier Finger hoch über den Blättern steht, pfropfe die Bouteille zu und stelle sie sechs bis acht Tage lang auf den warmen Ofen, oder in die Sonne. Täglich wird die Flasche einige Mal tüchtig umgeschüttelt und nach jedesmaligem Umschütteln der Pfropf etwas gelüftet. Nach Verlauf der sechs oder acht Tage giesst man den Essig sanft von den Blättern in eine andere Bouteille, und gebraucht ihn nun statt des frischen Zitronensaftes. Die frischen noch grünen Blätter der Verbena triphylla sind kräftiger wie die trocknen, doch können letztere, wenn man keine frische Blätter hat, auch zur Verfertigung dieses Essigs gebraucht werden.

Die Verbena triphylla detrandra, floribus paniculatis, foliis ternis caule fruticoso l'Herit strip. 1. tab. 11. ist zuerst aus Chili zu uns gekommen. Da diese Species sich von den übrigen verbenis durch einen viertheiligen Kelch auszeichnet, den die Verbenae fünfzähnig haben, so

so hat zuerst Ortega sie von der Gattung der Verbena getrennt, und selbige Aloysia citriodora genannt, welchem Beispiele mehrere neuere Botaniker, wie Pallas u. a. m. gefolgt sind.

Diese Pflanze ist ein perennirendes Topfgewächs, und trägt im Junius kleine weiße Blumen. Gegen den Herbst fallen gewöhnlich ihre Blätter ab, und sprossen im Frühling aus ihrem holzigen Stamme und Zweigen wiederum aufs neue hervor.

Die Verbena triphylla ist gar nicht zärtlich, und braucht im Winter nur gegen das Erfrieren geschützt zu werden. Sobald keine starke Nachtfröste mehr zu befürchten sind, stellt man den ganzen Sommer über den Topf im Garten ins Freie. In guter Gartenerde wächst sie sehr schnell und üppig fort, und wird in wenig Jahren ein ziemlich großer Baum. Sollte sie auch im Winter bis auf die Wurzel erfrieren, so schneide oder säge man alles Holz über der Wurzel ab, und sie treibt alsdann aus selbiger wieder neue Sprößlinge hervor. Da sich ihre holzige faserige Wurzel stark im Topfe ausbreitet, so muß man ihr etwa alle drei Jahre einen grössern Topf geben, in welchem man sie aus dem kleinen Topfe sammt dem ganzen an der Wurzel bleibenden Erdballen in gute fette Gartenerde setzt, sie stark angießt, und so lange frische Erde um sie herumschüttet, bis der Topf ganz damit angefüllt ist.

Es läßt sich diese Pflanze sehr leicht durch Stecklinge, und auch aus Samen vermehren, der Same liegt jedoch ein Jahr lang in der Erde, ehe er keimt.

Liebhaber, die sich solche aus Samen zu erziehen wünschen, können das Packet dieses Samens im Intelligenz-Comtoir zu Hannover für 8 ggr. erhalten.

Hannoverſches Magazin.

78tes Stück.

Freitag, den 29ten September 1809.

Beantwortung

der im 62ſten Stücke des Hannoverſchen Magazins v. d. J. befindlichen Anfragen:

den Bau der Lucerne und der Eſparcette betreffend.

Vom Paſtor Weinlig zu Fallingboſtel.

Die vielen, und in mancher Rückſicht gerechten Lobſprüche, welche angeſehene ökonomiſche Schriftſteller der Lucerne und der Eſparcette ertheilt haben, ſcheinen in dem Manne, der jene, in der Aufſchrift bemerkte, Fragen aufgeworfen hat, den Entſchluß erzeugt zu haben, die genannten Futterkräuter zu bauen, und es iſt nicht zu läugnen, daß bei einem Boden, der ihnen angemeſſen iſt, bei gehöriger Cultur, beſonders gilt dies von der Lucerne, bei nicht geſpartem Aufwande, und bei einer großen Portion Geduld, ſie den Hoffnungen entſprechen werden, zu welchen das viele Lob, mit dem man ſie erhoben hat, berechtiget. Allein ſchon aus dem eben Geſagten wird man vermuthen, daß mancherlei zu berückſichtigen ſeyn dürfte, wenn man mit Sicherheit einen glücklichen Erfolg erwarten will. Und ſo iſt es in der That, wie man bald ſehen wird. Da aber jede Art der genannten Kräuter ihre eigene Behandlung erfordert; ſo muß, um ausführlich und deutlich zu ſeyn, von jedem insbeſondere geredet werden.

Ueber den Anbau der Lucerne.

So einträglich in den einzelnen Ernten und ſo lange Zeit dauernd die Lucerne iſt, ſo kömmt doch bei keinem Futterkraute ſo viel auf die Beſchaffenheit des Bodens und ſo manche Nebenumſtände an, als gerade bei dieſem. Der Anbau iſt daher mißlich, und nur unter vielen Vorausſetzungen mit beſonderer Vorſicht zu unternehmen. Ein Boden, der von Natur mager oder

sehr ausgemergelt, der ganz trocken oder sehr naß, der fast lauter Thonerde und daher sehr fest ist, ein Boden, dessen Oberfläche zwar aus einer guten Dammerde besteht, der aber auf einer Schicht von sogenanntem Ortsteine in einer Tiefe von zwei bis drei Fuß steht, ist zum Anbau der Lucerne schlechterdings untauglich. Sie wird zwar im Anfange in demselben aufkeimen, in die Höhe gehen, und ein Paar mäßige Ernten liefern, bald aber absterben, und die verwandte Mühe nicht belohnen. So wenig mithin ein größtentheils aus Thon bestehender Kleiboden hinreicht, eben so wenig schickt sich gewöhnlicher Sand- oder Heidboden dazu. Denn wenn der Sand prädominirt, so fehlt die Feuchtigkeit, welche die Wurzeln dieses Krauts gar nicht entbehren können; ist derselbe grobkörnig, so werden die Queeken zu sehr begünstigt, welche die gefährlichsten Feinde desselben sind; ist der Boden zu naß, so verfaulen die Wurzeln, die nur eine mäßige Feuchtigkeit erfordern, und ist endlich zu viel Thon da; so ist es nicht möglich, das Erdreich so locker zu erhalten, wie die Lucerne, wenn sie gedeihen soll, verlangt. Nur ein Boden, der aus Lehm, mit feinem Sande vermischt, besteht, der zwar nicht trocken liegt, aber dennoch kein Wasser stehen läßt, der also nicht eigentlicher Sand, sondern eine tiefe Schicht Dammerde ist, und der entweder selbst viele Kalkerde in sich faßt, oder doch unter dem bearbeiteten Cubus der Oberfläche Kalkerde hat, paßt allein für dieses Futterkraut. — Findet man nun einen Boden wie der ist, welchen ich eben hinreichend beschrieben habe, und ich läugne gar nicht, daß es nicht auch in den sandigen Gegenden kleine Strecken giebt, welche sich dazu passen, obgleich sie ziemlich selten seyn dürften; so lasse man es sein vorzüglichstes Bemühen seyn, denselben gehörig zu lockern, und brache denselben entweder ordentlich einen ganzen Sommer hindurch, oder bestelle ihn ein Paar Jahre hintereinander mit behackten Früchten, um alles Unkraut, das Wurzeln zu schlagen pflegt, so viel nur immer möglich ist, zu vertilgen. Es giebt keinen größern Feind der Lucerne, als das Unkraut, besonders in den ersten drei Jahren. Hieraus ergiebt sich nun das Resultat, daß frisch aufgebrochenes Dreischland gar nicht dazu sich schickt.

Ohne eine sehr starke Düngung ist es ferner hin nicht möglich, daß die Lucerne fortkommen könne. Ja, sie will nicht nur eine sehr geile Krume haben, sondern sie verlangt noch dazu alljährlich eine Nachdüngung auf der Oberfläche. Da aber jede Art von Unkraut sorgfältig von den Aeckern, welche Lucerne tragen, entfernt werden muß; so ist es rathsam, den Dünger wenigstens ein Jahr früher, als man Lucerne säet, in sehr reicher Menge auf das Land zu fahren, und zu den behackten Früchten unterzupflügen. Braucht man aber das Land, so muß er im Junius untergepflügt, und in diesem Jahre noch zweimahl mit dem-

sel-

selben verarbeitet, der Acker selbst aber im künftigen Jahre erst besäet werden.

In Ansehung des Pflügens ist zu beobachten, daß man so tief wie nur immer möglich ist, den Pflug gehen lasse, damit eine recht tief bearbeitete Krume vorhanden sey. Wenn das Land behackte Früchte getragen hat; so pflüge man dasselbe vor dem Winter noch einmahl, im künftigen Frühjahre, also vor der Saat noch dreimahl, und wisse, daß man nicht zu oft zu diesem Futterkraute pflügen könne, da dasselbe einen ungemein lockern Boden erfordert. Daß man vor jeder Pflugart scharf egge, versteht sich von selbst. Die Besaamung muß ja nicht im Herbste, sondern im Frühjahre, von der Mitte des Mai's an, bis zum Anfange des Junius, vorgenommen werden. Früher leidet es die Bearbeitung der Aecker, so wie auch das dann reichlicher wachsende Unkraut nicht, und später würden die jungen Pflanzen der rauhen Winter-Witterung nicht trotzen können, sondern erfrieren.

Es fragt sich nun noch, ob es besser sey, die Lucerne allein oder unter Korn zu säen. Man muß gestehen, daß beides seine Schwierigkeiten hat. Im ersten Falle läuft man Gefahr, daß das Unkraut, der gefährlichste Feind der Luzerne, hie und da einwuchert, und am Ende das ganze Feld überzieht; im andern aber, daß das Korn, welches darüber aufwächst, dieselbe unterdrückt, und die gehörige Bestaudung der jungen Pflanzen verhindert. Zwar vertheidigen einige Oekonomen die vermischte Aussaat, und empfehlen Früchte, welche schnell aufwachsen, den Boden beschatten, und grün abgemäht werden können, wie Erbsen, Wicken oder Spörgel; allein so gewiß durch den Schatten, welchen sie den jungen Pflanzen mittheilen, das Emporwachsen derselben befördert, durch das Abfallen der Blätter der beiden ersten ein heilsamer vegetabilischer Dünger ertheilt wird; so gewiß wird durch dieselben das freudige Emporwachsen des eigentlichen Futterkrautes gehindert, die demselben so ersprießliche Wärme abgehalten, und ein beträchtlicher Theil des Düngers, der ihm so nöthig ist, entzogen.

Endlich muß noch bemerkt werden, daß die Aussaat in Reihen der breitwürfigen sehr vorzuziehen ist. Freilich scheint diese dem, der keine Drillmaschine besitzt — wer sie hat, drille ja seine Lucerne — sehr mühsam zu werden, aber der Erfolg belohnt den größern Aufwand an Zeit und Mühe reichlich. Das Vertilgen des Unkrauts, wodurch allein ein solches Feld gedeihet, und das Auflockern der Erde, wodurch der schnellere Wachsthum so sehr befördert wird, empfiehlt diese Methode vorzüglich. Säet man breitwürfig, so ist die Furcht nicht zu verbannen, daß man gar bald, vielleicht am Ende des zweiten Jahres schon, statt der Lucerne, einen Acker voll des üppigsten Unkrauts habe.

Die Bestellungsart, zu welcher ich allein rathen könnte, möchte nun folgende seyn. Doch bemerke ich vorher noch, daß hier nicht die bloße Theorie, sondern eine Erfahrung spricht, die zu machen ich zweimal Gelegenheit hatte.

Wenn man nach der unten anzugebenden Prüfung ein Stück Land gefunden, welches die oben angezeigten Eigenschaften besitzt, mithin einen wenigstens zwei Fuß tiefen guten Boden hat, der auf einer Schicht Erde stehet, welche nicht arm an Kalke ist; so dünge man dasselbe sehr stark zu Kartoffeln, lasse diese mit der Land- oder Pferdehacke fleißig bearbeiten, damit kein Unkraut aufkomme, und bepflanze es, nachdem man dasselbe von neuem recht stark gedüngt hat, mit Kohl oder Steckrüben. Sobald dieß abgeerntet ist, so pflüge man das Land in demselben Herbste noch zweimahl, wenn es seyn kann; wo nicht, doch wenigstens einmahl. Nachdem man im Frühjahre diese Arbeit, sobald man in die Erde kommen kann, wiederum vorgenommen hat, so wiederhole man sie noch zweimahl, und versäume nicht, vor jeder Pflugart scharf zu eggen, damit das Land recht mürbe und fein werde. Hierauf säe man seine Lucerne von der Mitte des Mai's an bis zu Anfang des Junins in Reihen, die zehn bis zwölf Zoll von einander entfernt sind, und rage das Land, wenn der Saame mit einer leichten hölzernen Egge untergeegget oder mit einer Harke untergeharkt worden ist, zu. Man warte nun, bis er aufgegangen und so weit herangewachsen ist, daß man die Reihen deutlich sehen kann. Hierauf bearbeite man sie mit einer Hand- oder Pferdehacke, und sehe dahin, daß auch nicht das mindeste Unkraut, welches man nicht sorgfältig genug vertilgen kann, stehen bleibe; findet man Disteln, so lasse man sie mit der Wurzel ausrotten. Dieses Behacken wiederhole man in diesem Sommer noch einmahl, und lasse sie dann freudig aufwachsen, und sehe nur dann und wann nach, daß kein Unkraut aufkomme, eile vielmehr, sobald man etwas davon gewahr wird, es zu vertilgen. Im ersten und zweiten Winter bedünge man das Feld nicht etwa mit Miste, da man mit demselben dem Laude nur Unkraut zuführen würde, sondern bestreue es mit Gips, Kalk, Asche oder Seifensiederasche zwei Frühjahre hintereinander, und behacke die Lucerne-Reihen in jedem Sommer ein Paarmahl, egge sie auch nach jedem Behacken einmahl scharf in der Queere, damit die Erde nicht zu sehr an den nur kurzen Stauden liege. Will man sie, wie wohl meistentheils geschehen dürfte, und wie es auch am vortheilhaftesten ist, grün verfüttern; so schneide man sie, sobald die Blüthenknospen sich zeigen, da späterhin die Stängel zu holzigt, also zu hart für das Vieh werden. Hat sie nun ein Paar Jahre gestanden; so bedünge man sie im Winter mit kurzem Dünger, und streue im Frühjahre, wenn

man

man etwa hie und da einen leeren Platz findet, etwas neuen Saamen darauf. Hat man sein Feld in recht gutem Stande; so kann man dasselbe jährlich drei- bis viermahl abmähen, und kann auf eine Dauer von zehn, zwölf, auch funfzehn Jahren rechnen.

Gerade dieser schnelle Wuchs ist es, welcher nebst dem angenehmen Geschmacke, den dieses Kraut dem Viehe gewährt, dasselbe so sehr empfiehlt.

Berechnet man aber alles, was solch ein Feld kostet, bedenkt man dabei, daß die Lucerne, unerachtet aller Arbeit und Kosten, die man darauf verwendet, in Jahren, in welchen nicht warme Sommer und milde Winter eintreten, beim Mißrathen in unsern Gegenden — sie verlangt ein sehr warmes Klima — vorzüglich ausgesetzt ist; und endlich, daß ein Feld, welches damit bestellt gewesen, nur sehr schwer wieder zu reinigen ist, da die Pfahlwurzeln 4 bis 6 Fuß tief in die Erde gehen; so möchte zum Anbaue derselben in unserer Gegend schwerlich, zum Anbaue in der Haide aber gar nicht zu rathen seyn. Die Kosten werden gewiß nie wieder herauskommen.

Der Schluß folgt.

Von dem Goldwaschen am Gambia in Afrika.

Wie in andern Welttheilen giebt es auch in Afrika viele Berge, die an Gold sehr ergiebig seyn würden, wenn die Einwohner nicht zu unwissend und träge wären, danach zu graben. Man begnügt sich großentheils damit, es auf der Oberfläche der Erde, in dem Sande der Flüsse aufzusuchen, und auch diese Bemühung wird gut belohnt, da hier viele Ströhme sehr reich an Goldkörnern sind. So wird, wie Mungo Park in seiner afrikanischen Reise erzählt, das mandingische Gold, so viel er erfahren hat, nie in einer Gangart oder Ader gefunden, sondern immer in fast ganz reinem Zustande in kleinen Körnern von der Größe eines Nadelknopfs bis zu der einer Erbse, in großen Massen von Sand oder Lehm einzeln zerstreut. Die Mandingo's nennen es in diesem Zustande Samminmko, d. i. Goldpulver, und sammeln es auf folgende Art. Im Anfange des Decembers, wenn die Ernte vorbei, und das Wasser in den Strömen gefallen ist, setzt der Mansa des Orts einen Tag fest, an welchem das Goldwaschen seinen Anfang nehmen soll, so daß die Frauen sich gegen diese Zeit fertig halten können. Ein Grabscheid, um den Sand aufzugraben, zwei bis drei Kalabaschen,

um

um ihn darin zu waschen, und einige Federkiele, um den Goldstaub darin aufzunehmen, sind alle Geräthschaften, welche dazu erfordert werden. Am Morgen, wenn sie ausziehen, wird zur Feier des ersten Tages ein Ochse geschlachtet, und viele Gebete und Zaubersprüche werden hergesagt, um sich Glück zu verschaffen. Wenn der erste Tag unglücklich ist, d. i. wenn sie wenig oder gar kein Gold finden, so halten sie das für ein böses Zeichen, und verlieren leicht den Muth, die Arbeit fortzusetzen, ungeachtet sie an dem schlechten Erfolge des ersten Tages selbst oft schuld sind, weil sie auf denselben Stellen zu graben, zu suchen und zu waschen pflegen, wo sie die Jahre zuvor solches gethan haben, und wo nicht viele Körner mehr seyn können, statt frische Stellen aufzugraben.

Um auf eine leichte Art den Goldstaub zu erlangen, wird der Sand in den Strömen ausgewaschen. Mühsamer ist das Aufsuchen der Goldkörner, wo die reissende Strömung allen Lehm und Sand hinweggeführt, und nur kleine Kiesel übrig gelassen hat. Mungo Park sah Frauen, welche sich dabei die Haut von den Fingerspitzen ganz weggearbeitet hatten. Bisweilen werden sie aber für ihre Mühe auch gut belohnt, indem sie Goldmassen finden, die sie Sanu birro, d. i. Goldsteine nennen, und die mehrere Drachmen wiegen. Die sicherste und ergiebigste Art des Goldwaschens ist aber die, daß man mitten in der trocknen Jahrszeit in der Nähe eines Hügels, dessen Goldgehalt erst vor kurzem entdeckt ist, mit kleinen Spaten oder Kornschaufeln ein tiefes Loch gräbt, wie zu einem Ziehbrunnen, und die Erde daraus mit großen Kalabaschen heraufzieht. So wie man in eine neue Lage von Lehm und Sand kommt, werden gleich ein oder zwei Kalabaschen zur Probe ausgewaschen, und die Arbeiter fahren so lange fort, bis sie an eine Lage kommen, die goldhaltig ist, oder bis sie auf Felsen stoßen oder Wasser eindringt. Gewöhnlich finden sie das Gold in einem feinen röthlichen Sande mit schwarzen Flecken. Wenn sie eine solche Lage antreffen, schicken sie den Frauen gleich große Kalabaschen voll von diesem Sande zum Auswaschen. Denn wenn gleich die Männer graben, so bleibt das Waschen doch immer für die Frauen.

Die Art, wie das Gold von dem Sande geschieden wird, ist sehr einfach, und die Frauen verrichten dies Geschäft oft mitten in der Stadt. Sie verfahren dabei so: Eine Portion Sand oder Lehm — denn auch in braunem Lehm findet sich es oft — wird in einen großen Kalabasch. gethan, und mit einer hinreichenden Menge Wasser übergossen. Der Kalabasch wird dann so geschüttelt, daß Sand und Wasser sich mit einander vermischen, und die ganze Masse in eine kreisförmige Bewegung geräth, erst langsam und dann immer schneller,

ler, bis bei jeder Umdrehung ein klein wenig Sand und Wasser über den Rand des Kalabaſches abfließt. Nur die gröbſten Theile des Sandes, mit ein wenig ſchlammigen Waſſer vermiſcht, ſondern ſich auf dieſe Art ab. Hat man damit eine Zeitlang fortgefahren, ſo läßt man den Sand ſich ſetzen, und gießt das Waſſer ab; etwas grober Sand, der ſich nun oben auf im Kalabaſch findet, wird mit der Hand abgenommen, friſches Waſſer hinzugethan, und das Verfahren ſo lange fortgeſetzt, bis dieſes ganz klar abläuft. Nun nimmt die Frau einen andern Kalabaſch, ſchüttet die Maſſe langſam aus einen in den andern, und behält den Sand, der ganz unten liegt, zurück. Dieſe kleine Quantität, in der es am wahrſcheinlichſten iſt, Gold zu finden, wird mit etwas reinem Waſſer vermiſcht, im Kalabaſch herumbewegt und ſorgfältig unterſucht. Werden einige Goldtheilchen herausgeleſen; ſo unterſucht man den Inhalt des andern Kalabaſch auf dieſelbe Art; im Ganzen aber iſt man wohl zufrieden, wenn aus beiden zuſammen nur drei oder vier Körner gewonnen werden. Einige Frauen haben durch lange Uebung die Beſchaffenheit des Sandes und die Art, wie man damit umgehen muß, ſo vollkommen kennen gelernt, daß ſie noch Gold finden, wo Andre nicht das kleinſte Stäubchen ausſpüren konnten. Der Goldſtaub wird in Federkielen, die mit Baumwolle verſtopft werden, aufbewahrt, und die Wäſcher ſtecken gern einige ſolcher Kiele in ihr Haar. Man nimmt an, daß ein Menſch bei gewöhnlichem Fleiß in einem guten Boden während der trocknen Jahrszeit, für zwei Sklaven werth Gold gewinnen kann. *)

Aus der einfachen Art, wie die Mandingo-Neger beim Goldſuchen verfahren, kann man ſchließen, daß dies Land eine anſehnliche Menge dieſes Metalls enthalten muß. Die Ausbeute würde für dieſe Neger weit gröſſer ſeyn, wenn ſie die goldhaltigen Ströme bis zu ihrer Quelle verfolgten, und die Hügel, aus denen ſie entſpringen, gehörig unterſuchten. Aber ſie ſtellen ihre Nachſuchungen in weiter Entfernung von dem Urſprunge der Flüſſe und der eigentlichen Goldminen an. Da der Strom nur kleine Theile dieſes ſchweren Metalls weit hinunterführen kann, die größern hingegen an dem Orte, wo das Waſſer ſie zuerſt aufnahm, wieder niederfallen, ſo kann es nicht fehlen, daß viele kleine Körnchen dem Auge der Sucher unentdeckt, und die größten Goldkörner, die vermuthlich beim Urſprunge der Flüſſe

*) Als Mungo Park in Kamalia war, galt ein Sklave von der erſten Güte 9 bis 12 Minkallis. Ein Minkall hat ungefähr den Werth eines Dukaten.

Flüsse befindlich sind, ungefunden bleiben. Ueberdem würden sie mit größerm Vortheil arbeiten, wenn sie sich dabei des Queckſilbers und anderer Hülfsmittel, die den Afrikanern aber unbekannt sind, bedienten.

Die Neger wiegen das Gold auf kleinen Wagen, die sie immer bei sich führen. Zwischen Goldkörnern und gearbeitetem Golde machen sie im Preise keinen Unterschied. Zum Theil wird das Gold zum Schmuck für die Frauen verbraucht. Die Ohrringe und Halsketten, die davon gemacht werden, zeichnen sich mehr durch ein übermäßiges Gewicht, als durch Zierlichkeit der Arbeit aus. Das meiste Gold bekommen von ihnen die Mauern für Salz und andere Waaren.

Die verschiedenen Meinungen.

König Heinrich IV. von Frankreich wollte einmal einen auswärtigen Gesandten in Einem Augenblick mit der verschiedenen Sinnesart seiner Minister bekannt machen. Er ließ sie, einen nach dem andern, rufen, und sagte zu ihnen: „Der Balken dort will einstürzen.“ Villeroi sah nicht einmal nach dem Balken hinauf, sondern rieth dem Könige, ihn sogleich wegnehmen, und einen neuen in die Stelle legen zu lassen. Jenin betrachtete ihn aufmerksam, und gestand, er fände ihn gar nicht schadhaft; indessen würde es, um allem Unheile vorzubeugen, doch wohl rathsam seyn, den Balken durch werkverständige Leute besichtigen zu lassen. Sully antwortete ganz kurz: „Ach Sire! wer hat Ihnen die Grille in den Kopf gesetzt? Der Balken hält länger aus, als Sie und ich.

Anfrage.

Unter dem gemeinen Röthel, dessen man sich, etwas zu bezeichnen, bedient, finden sich häufig Stücke, welche zu hart, und daher unbrauchbar sind. Durch welches Mittel kann man solche Stücke weicher, und zum Zeichnen oder Schreiben brauchbar machen?

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

79tes Stück.

Montag, den 2ten October 1809.

Beantwortung

der im 62ſten Stücke des Hannoverſchen Magazins v. d. J. befindlichen Anfragen:

den Bau der Lucerne und der Eſparcette betreffend.

Vom Paſtor Weinlig zu Fallingboſtel.

(Schluß.)

Eſparcette.

Dieſe iſt zwar unſerm Klima angemeſſener, und nicht ſo koſtbar zu bauen, da ſie bei weitem die Wartung und Pflege nicht bedarf, welche die Lucerne erfordert, und auf dem rauheſten Boden, der ſonſt kein Futterkraut und keine Kornfrüchte mit Vortheil zu tragen verſpricht, geräth. Allein es iſt doch ebenfalls dabei auf mancherlei Umſtände Rückſicht zu nehmen. Vor allen Dingen muß man den Boden, auf dem ſie gebauet werden ſoll, ſehr genau, und zwar nicht blos auf der Oberfläche, ſondern hauptſächlich in der Tiefe prüfen. Dieſe muß viel Kalktheile enthalten. Fehlen ſie, ſo iſt jede Mühe, die man auf den Anbau derſelben wendet, vergebens. Iſt die Krume noch ſo reich, ſie ſteht aber nicht auf Kalke, ſo hilft weder vieler Dünger noch gutes Pflügen, weder ſcharfes Eggen noch fleiſſiges Jäten des Ackers etwas. Es iſt alles verlohren. Aber ein ſteinigter, felſigter Boden, ein Bergrücken, auf dem nichts gedeihen würde, ſagt, wenn er nur viele Kalktheile enthält, der Eſparcette ſehr zu. Sie nimmt aber auch gern eine freie, dem Zutritt der Luft und der Sonne von allen Seiten ausgeſetzte Lage. Dahero ſind Berge, die weder von Wäldern noch Büſchen oder Geſträuchen beſchattet

werden, ihr am allergünstigsten. Findet man in der Heide solche Gegenden; so baue man sie da dreist, sie geräth ganz gewiß. Aber häufig trifft man solche Plätze da gewiß nicht, denn, wie gesagt, in einer Tiefe von drei bis vier Fuß muß sich Kalk, und zwar wenigstens eine Quantität von $\frac{1}{12}$ des Ganzen *), finden.

Bei dem Anbaue selbst verfahre man nun folgendergestalt: Hat man Land, wie ich es beschrieben habe, und dieses hat schon getragen; so dünge man es stark, und bestelle es mit Früchten, die behackt werden müssen. Thorheit ist es, zu behaupten, daß Esparcette ohne Dünger gerathe. Dieses Behacken nehme man mit vielem Fleiße und vieler Genauigkeit vor. Das Unkraut schadet auch hier sehr viel. Neuer Dünger würde dasselbe aber begünstigen, und Unkraut dem Lande zuführen. Hat aber das Land nicht getragen, so pflüge man es im Junius einmahl, und im Herbste noch einmahl um, zerstöhre alles Unkraut durch eine schwere Egge, die man immer vor dem Pflügen über das Land zieht, und pflüge den Dünger wie in der Braache, zu gehöriger Zeit in diesem Jahre noch, unter. Sobald man im folgenden Frühjahre wieder in die Erde mit dem Pfluge kommen kann, so pflüge man von neuem, nachdem man abermals scharf geegget hat. Im Mai wiederhole man Eggen und Pflügen, da nicht blos die Vertilgung des Unkrauts, sondern auch das Mürbewerden des Bodens, welchen dieses Kraut erheischt, dazu auffordern. Endlich pflüge man in der letzten Hälfte des Junius zur Saat, streue den Samen in die frische Furche, egge ihn scharf ein, walze aber das Land nicht, damit das Unkraut und die Quecken sich nicht fest auf dasselbe legen. Man richtet sich mit der Quantität des Samens nach dem Rocken, und nimmt, dem Maaße nach, gerade noch einmahl so viel, als Rocken auf das Stück nöthig war. Uebrigens säe man kein anderes Korn, welcher Art es auch sey möge, unter dieselbe, da es nur den Boden verunreiniget, und die Mäuse herbeilockt.

Im ersten Jahre giebt nun die Esparcette keine Ernte, die jungen Pflanzen erreichen da nur die Länge eines Fingers, legen sich platt auf die Erde hin, und verhindern dadurch schon das Aufkommen des Unkrauts, das sich etwa noch im Acker befinden möchte. Aber im Junius des folgenden Jahrs ist das ganze Feld mit drei Fuß hohem Kraute überzogen, und giebt eine sehr reiche Ernte. Nur muß man nicht versäumen, das Feld alle

*) d. h. Es müssen 16 Procent Kalk im Boden, oder unter 100 Theilen Erde 16 Theile Kalk seyn.

alle Frühjahre und alle Herbste mit einer schweren eisernen Egge scharf zu zerkratzen, so daß es wie ein Braachfeld aussehe; dann lasse man sich die Kosten nicht abhalten, dasselbe mit Asche, Gips, Kalk oder kurzem Miste, der aber ganz verweset seyn muß, zu bestreuen, und thue dieß im Frühjahre, und wiederum nachdem man einen Schnitt geerntet hat. Bei dem Mähen muß man die Zeit in Acht nehmen, da die ausbrechenden Blüthen nicht mehr wachsen. Beim Heumachen behandle man sie wie Gras, mache immer kleine Hocken, und setze diese täglich ein Paarmal um. Hat man einen recht freien, luftigen Platz gewählt; so kann man sein Heu in vier bis fünf Tagen nach dem Abmähen einfahren. Kann man nun die Stoppeln wieder, nach dem ersten Schnitte, düngen; so bekommt man in demselben Jahre noch eine ziemlich gute Ernte, auf die man aber doch nicht mit Sicherheit rechnen kann, obgleich bei günstiger Witterung um Michaelis aus noch eine kärgliche Ernte Statt finden dürfte. Sorgfältig vermeide man das Abhüten, besonders mit Pferden und Schafen.

Der Werth dieses Futterkrautes ist darum so groß, weil ein Feld, das sonst zu nichts taugt, das nichts trägt, eine reiche Menge eines sehr angenehmen Futters hervorbringt, welches sehr vortheilhaft auf den Milchertrag wirkt; und weil dasselbe, bei gehöriger Wartung und Pflege in den beiden ersten Jahren, sehr lange — einige behaupten, dreißig Jahre lang — ich habe nicht Gelegenheit gehabt, diese Erfahrung selbst zu machen — auf demselben Platze ausdauern kann. Diese Dauer hängt allein von der untern Erdschicht ab. Trifft die Wurzel frühe auf Sand, Lehm, oder eine Erde, die wenig oder gar keine Kalktheile hat; so stirbt die Pflanze ab, das Gras findet auf dem Acker sich ein, und nimmt von Tage zu Tage zu. Findet sie aber jene ihr so vorzüglich günstige Erdart, so kann sie über dreißig Jahre dauern, und dann liefert sie am Ende eine Oberfläche, die mit der besten Pflanzenerde bedeckt ist. Oft ist diese Pflanzenerde, welche durch die abgefallenen Blätter und die oftmalige Ueberdüngung erzeugt worden ist, einen viertel, ja einen halben Zoll hoch vorhanden. Auch die untere Schicht wird durch die abgestorbenen und zum Theil noch grünen Wurzeln sehr verbessert.

Will man ein solches Feld nun, nachdem es ausgetragen hat, umbrechen; so lasse man es erst durch das größere Vieh, hernach durch die Schafe abhüten, breche es mit einem starken, recht sehr tief gehenden Pfluge, nach einem starken Regen um, und braache es das folgende Jahr, alsdann behandle man es wie ein gewöhnliches Braachfeld.

In den Jahren 1780 und 1781. habe ich mich im Hessischen, in der Gegend von Eschwege aufgehalten.

Da liegt, besonders bei Wanfried am Eichsfelde hin, ein nicht unbeträchtlicher Strich von eben nicht sehr hohen Bergen, die einen steinigten, felsigten Boden haben. In den genannten Jahren ward diese ganze Gegend, die sonst nichts als kahle Felsen, welche das Auge ermüdeten, und schlechterdings nichts erzeugten, darstellte, mit Espareette besäet. Ein Greis, damals schon fünf und siebenzig Jahre alt, der dortige Bürgermeister, gab den Ton an; er, ein denkender Kopf, ein Feind des Vorurtheils, ein eifriger Patriot, im guten Sinne des Worts, brachte das Städtchen Wanfried, dem ein großer Theil dieser Berge gehörte, dahin, seinem Beispiele zu folgen, und dieses Kraut zu erbauen. Als ich im Jahre 1785 abermals dahin kam, sah ich diese Berge wieder, und diese ehedem nackende, unfruchtbare Felsen waren mit dem üppigsten Futtergewächs überzogen, das gewiß in spätern Zeiten den Ackerbau selbst, durch die Vermehrung des Viehstapels, welche dadurch möglich ward, noch mehr gehoben hat. — Aber freilich gehört zu einem solchen Unternehmen die Entfernung vom Vorurtheile, die Thätigkeit, und der lebendige Eifer für Verbesserungen, der bei den guten, braven Hessen so häufig angetroffen wird, und in so vielen Distrikten Deutschlands so ganz fehlt.

In der Lüneburger Heide möchten sich aber wenig Gegenden oder nur Plätze finden, welche dieser Espareette gewidmet werden könnten, da wohl selten Kalk in der Unterlage der Dammerde angetroffen wird. Um sich nun zu überzeugen, ob man werde hoffen dürfen, seine Mühe und Kosten ersetzt zu bekommen, will ich hier noch eine kurze Anweisung geben, seinen Boden in dieser Hinsicht kennen zu lernen, wobei ich denn offenherzig sage, daß sie aus Cirwan's Buche von Lentin übersetzt genommen ist.

Man grabe drei Fuß tief einen viereckigten Platz in die Erde hinein, und nehme, so oft man einen Fuß tief gekommen ist, einen Cubikfuß = 12 Zoll □ und 12 Zoll Tiefe von jeder Schicht Erde heraus, so daß man drei Würfel, jeden von einem Cubikfuß, bekomme. Man zerreibe nun jeden derselben für sich, wiege sie von vier und zwanzig Loth ab, nehme ein Seihetuch, und lege es, nachdem es gewogen worden ist, in einen Durchschlag, gieße nach und nach Wasser darauf, und knete dasselbe mit der Erde so lange tüchtig zusammen, bis alles zu einem weichen Breie wird. Dann lasse man es so lange stehen, bis das Wasser abzutröpfeln aufhört. Hierauf wiege man die feuchte Erde mit dem Tuche, und ziehe das Gewicht des Seihetuches ab, so erfährt man, wieviel Wasser die Erde in jeder Schicht halten könne, ohne es tropfenweise fallen zu lassen. Befinden sich in dem Boden Steine von der Größe

einer

einer Haselnuß und darüber; so suche man sie aus einem Pfunde Erde heraus, und wiege sie. Nun nehme man ein Pfund dieser von Steinen gereinigten Erde, koche sie eine halbe Stunde lang mit sechs Pfund destillirtem Wasser, und giesse sie durch ein Sieb, damit in demselben die Fasern zurückbleiben. Diese ausgekochte Erde thue man nachher in eine Eierkuchenpfanne, und erhitze sie eine halbe Stunde lang unter beständigem Umrühren sehr stark. Von dieser ausgetrockneten Erde wiegt man $\frac{1}{10}$ Pfund ab, schüttet es in ein Zuckerglas, und giesst zwei Unzen Salpetersäure, die mit eben so viel destillirtem Wasser verdünnt worden ist, allmählich darauf. Da diese Säure den Kalk auflöset, so erhält man hierdurch den Gehalt desselben in der Erde. Man lasse daher die letztgenannte Auflösung vier und zwanzig Stunden, giesse sie alsdann durch ein vorher gewogenes Filtrum von Löschpapier, und spüle alles, was in dem Filtro bleibt, so lange mit destillirtem Wasser nach, bis dieses Wasser ohne allen Geschmack durchtröpfelt. Hat man endlich das Zurückgebliebene wieder getrocknet, und wiegt es, so bekömmt man, nach Abzug des Papiers, den Gehalt der Kalktheile. Enthält der zehnte Theil eines Pfundes, mit welchem man den Proceß vornahm, achtzig Gran Kalk, so befinden sich im ganzen Apotheker-Pfunde 960 Gran oder 4 Loth, mithin ist $\frac{1}{12}$ Kalk vorhanden.

Da die Esparcette vorzüglich in der untern Schicht Kalktheile verlangt, so müssen, wenn man kann, allenfalls noch tiefer als 3 Fuß, Schichten des Bodens auf die angezeigte Weise untersucht werden.

Es liegt nun klar am Tage, daß wohl schwerlich zum Anbaue eines der beiden Futterkräuter in unserer Haide zu rathen seyn dürfte. Will man ausser dem Klee, dessen Anbau ebenfalls in manchen Distrikten sehr mißlich ist, ein Futterkraut bauen, das leicht zu erzielen, einträglich, dauerhaft und wohlthätig wirksam auf die Milch ist, so rathe ich zur Pimpinelle, deren Anbau in größerer Menge ich selbst vornehmen werde. Unbegreiflich ist es mir, wie man dieses Kraut so hintansetzen kann, da es, meiner Erfahrung nach, alles leistet, was man von einem Futterkraute im Sandboden erwarten kann.

Klee-

Kleebau in Rouſſillon.

Der Klee (Trifolium rubens L.) iſt in Rouſſillon unter dem gemeinen Namen Farratge, Alfé oder Fé bekannt. Man ſäet gemeiniglich den Samen davon auf Boden, welcher bewäſſert werden kann, oder auf ſolchen, der in dem nehmlichen Jahre Getreide getragen hat. Will man den Klee auf Aecker von der letztern Art ſäen, ſo verfährt man auf folgende Weiſe: Gegen das Ende des Auguſts, wenn das Vieh auf den Feldern nichts mehr zu weiden findet, dann verbrennt man die Stoppeln, und ſäet unmittelbar darauf den Kleeſamen, ohne erſt vorher ackern zu laſſen. Die Samen werden mit den Kelchen und dicht ausgeſäet, ſo daß insgemein 4 Centner Samen auf einen Arpent Landes zu 360 rheinl. Quadratruthen ausgeſtreuet werden. Man pflegt zum Kleeſäen regnigtes Wetter zu wählen. Damit das Feld verhältnißmäßig gleich beſäet werde, fährt man leicht mit der gezähnten Hacke darüber hin, zertheilt den Samen wohl, und verbindet ihn mit dem Erdreich; oder man läßt auch mit der Egge darüber fahren. Hernach werden viele kleine einen oder zwei Zoll tiefe Furchen, einen Fuß von einander gezogen, und man theilt das Erdreich in Beete ab, deren jedes eine Breite von zwei Klaftern hat.

Fällt während der Zeit, daß geſäet wird, kein Regen, und man kann vorher ſehen, daß er noch nicht kommen werde, ſo läßt man das Feld recht gut benetzen. Durch dieſes Mittel hängt ſich der Same dicht an die Erde an, kann nicht mehr vom Winde verweht werden, und keimt nun viel früher. Die ſo beſäeten Felder ſind ſchon zu Anfange des Octobers grün; ſie behalten ihr Grünes ſogar den ganzen Winter über, wenn in dieſem nur keine ſtrengen Fröſte einfallen, oder trockne und ungeſtüme Winde herrſchen.

In dieſer Jahreszeit iſt in Rouſſillon der Klee ein herrliches Hülfsmittel zur Fütterung der Schafe, die Junge abgelegt haben, ſo wie auch für die Lämmer, die man ſogleich darauf treiben läßt, wenn ſie Kraft genug haben, den Müttern folgen zu können, und des Froſtes halber nichts zu befürchten iſt. Der Klee giebt alsdann ſowohl dem alten als auch dem jungen Viehe ein ſehr geſundes und ſaftreiches Futter, und man ſorge dafür, daß wirthſchaftlich damit verfahren werde. Ließe man

in

Digitized by Google

in dieser Jahrszeit den Klee vom Vieh nicht aufzehren, so würde Gefahr da seyn, daß er bei anhaltendem Regenwetter verfaulte, oder auch, daß er nur wenig Fütterung geben, sehr wenig Blumen im Frühlinge, und mithin auch wenig Samen tragen würde.

Nachdem das kleine Vieh den Klee abgefressen hat, benetzt man das Erdreich. Dies geschieht gewöhnlich ums Ende des Märzmonats; dann fängt er an, stark zu wachsen, und eben dieser zweite Austrieb ist es, welcher in den letzten Tagen des Aprils die schönen rothen Blumen darstellt, womit die Felder da zu Lande wie mit einem prächtigen carmoisinenen Teppich überzogen zu seyn pflegen. Man befördert diesen neuen Wuchs durch öfteres Benetzen, und richtet sich nach dem mehr oder weniger trocknem Wetter, das dann herrscht.

Wenn nun die Blumen wohl aufgeblühet sind, dann läßt man einen Theil vom Klee schneiden, und verfüttert diesen grün den Pferden. Den größten Theil von dem, was übrig bleibt, läßt man mit der Sense abhauen, hernach trocknen, und wie das gewöhnliche Heu verwahren, damit man damit das Vieh im Winter füttern könne; einen andern Theil läßt man nur dann abmähen, wenn schon der Same den letzten Grad der Reife erreicht hat. Dann ist die Aehre dürr, der Klee hat völlig die rothe Farbe verlohren, das Samenkorn ist gelb, fast so dick als Hirsekörner, und tritt aus dem mit kleinen Borsten besetzten Kelche nicht eher heraus, als bis man diesen zwischen den Fingern zerreibt oder zerknickt. Man läßt diesen Theil trocknen, hernach mit dem Flegel ausdreschen, oder mit Prügeln ausklopfen, damit der Same aus den Hülsen und Aehren gehe. Dieses Heu bringt man auf den Boden, und läßt es an allerlei Vieh den Winter über verfüttern.

Man pflegt in Roussillon Feigbohnen oder Lupinen mit unter den Klee auszusäen. Diese Mischung hat keine schlechte Folge, wenn nur dafür gesorgt wird, daß die Lupinen dünne gesäet werden. Bis auf diesen einzigen Punkt bleibt die übrige Cultur dieselbe. Die Lupinen gedeihen in allerlei Boden, und kommen so gut im schlechten und magern, als im fruchtbaren Erdreich fort; doch freilich am vorzüglichsten im feuchten, thonigten Lande, oder in solchen, das bewässert werden kann. Ob nun gleich das kleinere Vieh die Lupinen auch frißt, so lange diese noch zarte Blätter haben, so rührt es solche doch gemeiniglich nicht an, wenn es zu derselben Zeit nahe dabei Klee findet, den es lieber frißt. Also scheint der mit Lupi-

pinen vermiſchte Klee bloß für das größere Hornvieh vorbehalten zu werden; allein man wartet, bis die Schafe und Lämmer ihr Theil davon grün bekommen haben. Die Rinder, und vornehmlich die Zugochſen, welche täglich zu den Feldarbeiten gebraucht werden, finden hiebei ein ſehr ſubſtanziöſes Futter, welches ſie feiſt macht, und ihnen mehr Kraft giebt, als irgend eine andere Gewächsart.

Mittel,

die Pferde vor Fliegen zu ſchützen.

Es errege Mitleid, wenn man ſieht, wie die Pferde in den heiſſen Sommermonaten von Fliegen und andern Inſekten gequält werden, und man ſollte daher billig mit mehr Sorgfalt auf Mittel bedacht ſeyn, dies peinigende Geſchmeiß von ihnen zu entfernen. Die Lauge von Wallnußblättern, womit man die Pferde, ehe ſie den Stall verlaſſen, an ſolchen Stellen, wo ihnen die Fliegen am empfindlichſten werden, beſpritzt oder wäſcht, thut ſehr gute Dienſte; auch ein ſtarkes Dekokt von Wermuth und andern bittern Pflanzen kann mit Nutzen auf gleiche Art gebraucht werden. Auſſer dieſen ſoll auch der Saft, den man aus zarten Hollunderzweigen preßt, wenn ſolcher mit Schweinefett vermiſcht, und beides alſo zu einer Salbe zubereitet wird, ſehr dienlich ſeyn, wenn die Pferde damit beſtrichen werden.

Anfrage.

Wie werden die Aepfel in den Herbſt- und Wintermonaten am ſicherſten vor Fäulniß verwahrt, und lange wohlſchmeckend erhalten?

Hannoverſches Magazin.

80tes Stück.

Freitag, den 6ten October 1809.

Ueber die Natur, Eigenſchaften und den Gebrauch der Thonarten zur Ziegelbrennerei,

von Al. Brongniart,
Profeſſor ꝛc. zu Paris.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt vom Dr. Aug. Du Mesnil.

Man darf ſagen, daß die neueren Chemiker zur Erweiterung der Chemie eben ſo viel durch ihre Entdeckungen beigetragen haben, als durch die Sorgfalt, wirkliche Erfahrung vom Hypotheſiſchen zu unterſcheiden. Den Grundſätzen dieſer klugen Behutſamkeit zufolge haben ſie auch keine Hypotheſen über die Natur und die Erzeugung des Thons aufgeführt; ſie haben bewieſen, daß die natürlichen Thonarten nie rein ſind, daß ſie aus mehreren nicht zerſetzten Erden beſtehen, und daß eine derſelben, die Alaunerde, ihnen die entſcheidendſten Kennzeichen giebt. Die Hypotheſen über die Natur der Thonarten haben daher auch kein Intereſſe für uns, vorzüglich wenn ſie auf ſichtbar falſcher Erfahrung fußen, und ohne die Lockſpeiſe des Styls und des Genies vorgetragen ſind.

Wir wollen hier weder die Meinung Buffons, welcher den Thon als das Urglas oder als eine verglasbare äuſſerſt fein zertheilte Erde anſah, noch die einiger Chemiſten anführen, welche dieſe Erde als weſentlich aus Schwefelſäure beſtehend betrachteten, wie auch nicht die Meinung einiger Geologen, welche ſie von Vegetabilien erzeugt glaubten. Wenn man übrigens letztere Hypotheſe nicht auf die ganze Thonbildung des Erdballs anwendet, ſo wird ſie weniger ſchwankend als erſtere; ſie kann ſelbſt in gewiſſen Fällen durch einige Erfahrungen beſtätigt werden, welchen man jedoch den Vorwurf einer zu geringen Beſtimmtheit machen kann; aber es iſt

wichtiger, die Eigenschaften der Thonarten, den Einfluß der Luft, der Erden und anderer Einwirkungen auf sie zu studiren, und diese Kenntnisse auf Künste, welche sich mit diesen Erden beschäftigen, anzuwenden, als sich lange über die wahrscheinlichste Hypothese ihrer Erzeugung herumzustreiten.

Humbold hat bemerkt, daß die Thonarten, wenn sie von den ihnen zum öftern beigemengten thierischen Theilen befreiet sind, die Eigenschaft haben, den Sauerstoff der atmosphärischen Luft einzuschlucken, und den Stickstoff derselben abzuscheiden. Diese besondere Eigenschaft rechnet er vorzüglich der reinen Thonerde zu. Er hat beobachtet, daß die Luft über den Gallerien der Steinsalzminen, worin Thonstein frei liegt, in kurzer Zeit an ihrer Güte verlohren hatte, ohne daß er diese Verschlimmerung dem Holzwerke zuschreiben könnte, weil letzteres fehlte. Bestätigt sich Humbolds Beobachtung durch andere Erfahrungen, denn man hat auf die Genauigkeit ersterer einigen Zweifel geworfen, so wird diese Eigenschaft der Alaunerde neues Licht über den Nutzen des Umpflügens der Erde geben; man wird einsehen, wie nothwendig es in dieser ersten Pflege sey, die Oberfläche der Aecker zu erneuern, und mehr Sauerstoff damit zu verbinden, ein Fluidum, welches dem Keimungsvermögen und dem Wachsthum so nützlich zu seyn scheint.

Der Thon nützt in den Künsten in zweierlei Hinsicht, theils durch die Alaunerde, welche er enthält, theils als Thon, das heißt, als erdigtes Mengsel.

Bei Bereitung des Alauns nützt der Thon nur allein durch seine Alaunerde. Dies ist vielleicht der einzige Fall, wo die Wirkung der übrigen Erden, welche der Alaunerde beigemischt sind, beinahe null ist.

Da die Alaunerde sich nicht rein in der Natur findet, so gehören ihre Kennzeichen und ihre Eigenschaften, in das Gebiet der Chemie, und nur so viel wollen wir deshalb davon reden, als zur genaueren Kenntniß der Eigenschaften aller verschiedenen Thonarten nothwendig ist.

Die reine Alaunerde oder Thonerde ist ganz unschmelzbar; aber dem Porzellainfeuer ausgesetzt erleidet sie eine beträchtliche Zusammenziehung, welche zum wenigsten die Hälfte ihres Umfangs beträgt. Man muß sie, wie Macquer es auch sagt, mit vieler Behutsamkeit erhitzen, weil sie ausserordentlich leicht von einander springt. Dieses Zerspringen rührt von dem Wasser her, welches sie einschließt, und mit Nachdruck an sich hält. Sie hat beinahe keine Bindung, und giebt daher einen sehr kurzen Teig, d. h., der, ohne zu bersten, nicht ausgedehnt werden kann.

Sie ist nicht nur für sich unschmelzbar, sondern sie löset sich auch in den schmelzbaren Gläsern nicht auf, und theilt ihnen ihre Undurchsichtigkeit mit. Mischt man ihr Kalk- oder Kieselerde, jedes

jedes besonders, zu, so wird sie, wie das Verhältniß der einen oder andern auch seyn mag, selbst beim heftigsten Feuer, nie die Fähigkeit zu schmelzen erlangen; aber macht man ein Gemisch von Alaunerde, Kalkerde und Kieselerde, so schmelzt das Ganze um so leichter, je mehr es sich den folgenden Verhältnissen nähert; als eines Theils Alaunerde, eines Theils Kalkerde und dreier Theile Sandes.

Mischt man den Sand im Verhältniß von fünf zu einen hinzu, so verliert das Gemisch seine Schmelzbarkeit.

Diese so merkwürdige als wahre Thatsache zeigt uns die gegenseitige Wirkungsart der mit der Alaunerde gewöhnlich vermengten Erdarten. Sie ist von Macquer beobachtet, und hat die Natur- und Oekonomiegeschichte mehr befördert, als alle Hypothesen, die man über ihr Wesen verbreitet hat. Diese und folgende Wahrheiten sind die Basis der Kunst, alle Arbeiten aus gebranntem Thon und alle Töpferwaaren zu verfertigen.

Das Eisen färbt in sehr kleiner Menge, und durch einen noch nicht hinreichend bestimmten Zustand die Thonarten nicht, sie möchten denn der Wirkung eines heftigen Feuers ausgesetzt werden. Es giebt sehr weißen Thon, der dennoch im Porzellainfeuer röthlich wird; das Eisenoxid, welches darin enthalten ist, und welches ihn färbt, war also, bevor es dieser hohen Temperatur ausgesetzt wurde, nicht bemerkbar. (Aus dieser Eigenschaft folgt, daß der zur Fabrikation einer guten Fayance taugliche Thon, wie auch der zur Bearbeitung des Porzellains brauchbare Kaolin sehr selten ist.)

In grösserer Menge färbt das Eisen den Thon, so lange er noch nicht im Feuer gewesen ist, grün oder schieferblau. Dem Feuer ausgesetzt aber wird derselbe Thon, im Verhältniß seiner ihm beigemengten Eisenmenge, gelb oder roth. Ist viel Eisen darin, so macht es ihn schmelzbar; jedoch muß er noch etwas Kalk- und Kieselerde enthalten. (Die Töpferwaaren, welche man aus diesem eisenhaltigen Thon verfertigt, dürfen nur wenig gebrannt werden; sie sind dick und löcherig und haben oft keine andere Eigenschaft als die, wohlfeil zu seyn, und den Uebergang der Hitze zur Kälte ziemlich gut zu widerstehen.) Die Alaunerde, oder der viel Alaunerde enthaltende Thon, das heißt, derjenige, welcher die mehrste Zähigkeit hat, berstet und verändert im Trocknen seine Gestalt sehr leicht. Man vermeidet diese in der Töpferei sehr große Unannehmlichkeit, indem man dieser Erde eine große Menge Kieselerde oder Sand beimengt. Die Arbeiter nennen diese Operation den Thon entfetten; in der That benimmt man ihn hiedurch seinen Ueberschuß an Zähigkeit und vermindert wahrscheinlicher Weise die Tendenz dieser Erde zum Wasser, indem man seine Theilchen entfernt und ein gleichmäßigeres Abtrocknen bewirkt.

Obgleich Thonarten mit vielen andern Erden vermengt sind, so bersten sie demohngeachtet leicht, wenn sie in großen Massen trocknen. Im Bersten nehmen sie oft regelmäßige und merkwürdige Formen an; eine Erscheinung, die wohl schwer zu erklären seyn möchte.

Die Alaunerde ist eine der vorzüglichsten Ursachen, warum sich der Thon im Trocknen, und besonders beim Brennen, zusammenzieht. Dieses Zusammenziehen trägt nothwendig zu seiner Verunstaltung bei, indem es den Stücken, die aus diesen Erden verfertigt werden, eine ungleiche Bewegung giebt. Diese Bewegung ist durch so verschiedene und so wenig fühlbare Ursachen hervorgebracht, daß es unmöglich ist, sie alle zu bestimmen. Die vorzüglichsten sind, die Ungleichheit der Dicke und das schnellere Abtrocknen auf einer Seite. Wenn die Thonstücke ihre ganze Zusammenziehung erlitten haben, so kann man sie dem Feuer von neuem aussetzen, ohne eine merkliche Entstellung zu befürchten. Dieses beweiset, daß man diese Verunstaltung besonders der Bewegung des Zusammenziehens zurechnen muß.

Dem Zusammenziehen der Thonarbeiten, folglich auch dem größten Theil der Unannehmlichkeiten, die daraus folgen, wird dadurch abgeholfen, daß man dem Thone Erden hinzumengt, welche dieser Umfangs-Verminderung nicht unterworfen sind. Hiezu bedient man sich des Sandes und, noch besser, eines stark gebrannten und gröblich zerstoßenen Thons.

Diese letzte Substanz wird Zieme nt genannt; dem Thonteige in gehöriger Menge einverleibt, giebt sie den daraus verfertigten Gefäßen eine grössre Festigkeit; sie widerstehen dem Einflusse und der häufigen Veränderung der Temperatur länger. Die dem Teige beigemengten Zimentkörner können als eben so viel Continua angesehen werden, die den kleinen Spaltungen Einhalt thun.

Von den Ziegelsteinen.

Es giebt wenige Länder, die nicht zur Ziegel-Bearbeitung tauglichen Thon hervorbringen sollten. Die Küstenländer, wo wenig Steine sind, geben diesen Thon bestimmt am häufigsten. In Holland sammelt man den Schlamm, welcher sich an den Seiten und an den Grund der Yssel absetzt, mit beutelförmigen Netzen, und läßt ihn einen Bestandtheil der zu Gouda verfertigten Ziegel ausmachen.

Der fette Thon kann nicht für sich zur Ziegel-Verfertigung gebraucht werden, er würde sich beim Brennen und Trocknen entformen. Es ist nicht immer nöthig, einen so unschmelzbaren Thon zu dieser Operation auszusuchen.

Ist der Thon zu zähe, so muß er durch einen hinreichenden Zusatz von Sand entfettet werden. Wenn der angewandte Thon nicht zu kalk- oder eisen-

eisenhaltig ist, so können die Ziegel einer hohen Temperatur ausgesetzt werden, ohne zu schmelzen. Sie erlangen eine solche Härte, daß sie am Stahl Feuer geben; sie sind von grosser Dauerhaftigkeit, und die einzigen, welche man zur Erbauung derjenigen Oefen gebrauchen kann, die ein heftiges Feuer ausstehen müssen.

Die gemeine gelbe vegetabilische Erde, welche aus Sand, Kreide und Thon besteht, kann an vielen Orten zur Ziegel-Verfertigung dienen; aber diese Ziegel sind zerreiblich, löcherig und von geringer Dauerhaftigkeit, und würden keine hohe Temperatur, ohne zu schmelzen, ertragen können.

Die Ziegel, welche man zur Erbauung beinahe aller Häuser Londons anwendet, sind aus der Erde des Orts, wo sie aufgerichtet werden, gebrannt. Man gewinnt diese Erde schon bei Gründung des Hauses. Diese wenig thonhaltige Erde muß dennoch das Gegentheil zu seyn scheinen, weil man ihr durchgesiebte Steinkohlenasche zusetzt.

Die Kunst, Ziegel zu machen und zu brennen, ist sehr einfach. Wir wollen die allgemeinsten Verfahrungsarten anzeigen, ehe wir von denen reden, die nur gewissen Ländern eigen sind.

Wir haben gesagt, daß alle Thonerden zur Bearbeitung der Ziegel tauglich wären, wenn man sie gerade nicht von der ersten Güte verfertigen will, und man ihnen den gehörigen Zusatz von Sand giebt. Kreide muß sorgfältig davon abgesondert werden, wie auch die oft darin befindlichen Schwefelkiesstücke.

Nachdem man die Erde solchergestalt gereinigt hat, läßt man sie gemeiniglich 4 Monate an der Luft liegen, um sie dadurch dem Einflusse der Meteore, als dem Froste und der Sonne auszusetzen. Soll sie gebraucht werden, so benetzt man sie wenig, und nach und nach. Man bringt sie dann auf flache Erde, und ein Tagelöhner knetet sie mit bloßen Füßen. Diese Operation, welche 2 bis 3 Mal wiederholt wird, heißt die Erde treten; sie geschieht in allen Künsten, wo Thon angewendet wird.

Der Ziegelthon kann jetzt geformt werden.

Die Formen sind von Holz gemachte Rechtwinkel, die nur aus 4 lothrechten Seiten zusammengesetzt und oft lang genug sind, um 2 Steine auf einmal bilden zu können, weil sie ein hölzernes Querstück trennt. Der Former bestreuet die Formen mit Sand, und setzt sie auf einen Tisch, dessen Oberfläche ebenfalls mit Sand bedeckt ist, damit der Thon sich nicht anhänge. Er füllt die Form mit der Thonmasse, drückt sie darin fest, das übrige streicht er mit der Hand ab, glättet die Oberfläche mit einer Art hölzernen Messers, die man Flanholz nennt. Wenn die beiden Ziegel fertig sind, so bringt sie ein Lehrling, der Träger genannt, mit der Form auf den sehr ebenen Boden der

Zie-

Ziegelei; er muß die Formen aber quer tragen, weil die Ziegel sonst herausfallen würden; darauf läßt er sie (durch eine gewisse Bewegung, die mit einiger Geschicklichkeit, um die Ziegel nicht zu verunstalten, geschehen muß,) aus der Form herausgleiten, ordnet sie auf eine mit Sand bestreuete Fläche, um sie trocknen zu lassen.

Das Formen geht sehr schnell. Ein guter Former kann 9 bis 10000 Ziegel in einem Tage verfertigen; er darf aber nicht, um schneller fortkommen zu wollen, eine zu weiche Erde bearbeiten. Der Ziegel würde minder gut werden. Um seine vollkommene Güte zu erhalten, muß die Thonmasse so hart als möglich geformt werden.

Sind die Ziegel hart genug, um ohne Schaden herausgenommen werden zu können, so ziehet man sie, das heißt, man nimmt das Anhängsel mit einem Messer ab. Hiernach werden sie ein übers andere gestellt, und damit sie gut austrocknen, wird eine durchsichtige Mauer daraus gebildet. Diese Operation heißt die Ziegel in Hecken bringen.

Hiedurch vermindert man die ansehnliche Ausgabe für den beträchtlichen Flächenraum, den sie einnehmen würden, wenn sie auf platter Erde getrocknet werden sollten, ein Raum, der unermeßlich seyn würde.

Zu schnelles Austrocknen schadet dem Ziegel. Regenwasser ist ihm noch nachtheiliger. Vor diesen beiden Uebeln müssen sie Schutz haben. Dem zweiten entgegnet man durch Strohdecken.

Die Ziegel werden von Arbeitsleuten gebrannt, die von den Formern ganz unabhängig sind.

Es giebt zwei Arten den Ziegel zu brennen, mit Steinkohlen nämlich und mit Holz. Die Grundsätze, nach welchen die Oefen erbauet werden, sind sehr verschieden, und hängen davon ab, diese beiden Substanzen mit Vortheil zu verbrennen.

Die Steinkohle kann nur vermittelst eines starken Luftzugs brennen. Um diese Bedingung zu erfüllen, muß man ihn von unten durch eine Art Roste streichen lassen. Da die Erbauung eines solchen Rostofens seines Umfangs wegen sehr kostspielig und mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn würde, so stellt man die Ziegel solchergestalt, daß sie selbst als Roste dienen, man bedeckt sie dann mit Steinkohlen und so abwechselnd fort mit Ziegel, daß einige Lücken dazwischen bleiben; solche unter der Steinmasse vertheilte Löcher sind also als eben so viel Heerde anzusehen. Durch Hülfe dieser sinnreichen Vertheilung brennt man sie ziemlich gleich und mit Vortheil.

Der Brennofen wird also durch die zu brennenden Ziegel selbst gebildet. Der Fuß oder der Grund des Ofens ist nur allein von gebrannten Ziegeln verfertigt und von 6 Lagen gebildet.

In

Digitized by Google

In diesen Grund bauet man gewölbte Kanäle in die Länge und Breite, wo das Holz zum Anzünden der Steinkohlen hineingebracht wird. Alle Ziegel sind über Quer und jede obere Lage ist, im rechten Winkel, auf die andere gelegt. Dies geht so vom gebrannten Ziegelgrunde an bis in die Höhe. Zwischen dem 6ten und 7ten Schicht kommt immer eine Steinkohlen-Lage. — Von dem Augenblick an, da das Holz angezündet wird, geräth der ganze Ofen in Brand.

Der Oefner fährt nun mit Erbauung seines Ofens fort, indem er neue Kohlen und Ziegelschichten, in je drei Lagen auf einander legt.

Er trägt Sorge, den Seitenwänden eine gewisse Regelmäßigkeit zu geben, damit sie nicht während dem Erbauen wieder umfallen, er bekleidet sie von aussen mit einem von Sand und Thon gemachten Ansatze, damit sie nicht zu häufige Risse bekommen.

Die Ziegel der unteren Lagen brennen sodann, während der Oefener noch bei Erbauung der obern Schichten beschäftigt ist. Dies Geschäft ist ihm und seinen Gehülfen so mühsam, daß sie sich oft ausruhen müssen. Man sieht leicht ein, daß es unmöglich ist, auf eine andere Weise mehr an dem Verbrennlichen zu ersparen, weil die Hitze sich unter der zu brennenden Masse selbst entbindet.

Da dieser Ofen in freier Luft stehen muß, so ist er schwer zu regieren. Windstöße schaden ihm. Man schützt ihn so viel als möglich durch Stroh-Pallisaden, die man an Stöcke befestigt, und dadurch, daß man nach Umständen die Kanäle, worin das Holz zum Anzünden der Steinkohlen befindlich ist, öffnet oder verschließt.

Weil die innern Ziegel immer stärker gebrannt sind als die äussern, und sie dadurch mehr zusammen gehen, so sinkt der Ofen in der Mitte etwas mehr als am Rande; um das Gleichgewicht wieder herzustellen, macht der Oefner die Seitenwände etwas niedriger. Dies geschieht, indem er die Seitenziegel schräg oder platt, die mittlern aber über quer auflegt. Ein gefüllter Ofen besteht ungefähr aus 400,000 Ziegeln. Es gehören 25 Tage dazu, um ihn vollkommen auszubrennen.

Das Brennen der Ziegel vermittelst des Holzes geschieht auf eine ganz andere Weise. Das Holz brennt durch Hülfe eines Seitenluftzuges sehr gut, es giebt wenig Asche, bedarf aber, um die Hitze der Steinkohlen hervorzubringen, einer öftern Erneuerung; es muß deshalb in enge Heerde und unter der zu brennenden Masse angebracht werden.

Dieser Ofen kann, wie die meisten übrigen, in 2 Theile getheilt werden, in den nämlich, worin die verbrennliche Substanz ihren Platz bekommt, und in den, welcher die ihrer Wirkung auszusetzende Masse enthält.

Die

Die Heerde sind vom Grunde aus erbauet, und gehen selbst in die Erde hinein. Sie bestehen, im Verhältniß der Grösse des Ofens, aus 2 bis 3 gewölbten gleichlaufenden Kanälen. Das Gewölbe dieser Kanäle ist, statt ganz ausgefüllt zu seyn, aus 9 bis 12 quer überlaufenden Bogen zusammengesetzt, welche eine ziemlich starke Spalte zwischen sich lassen. Durch diese Spalten muß die Flamme des Holzes in das Innere des Ofens eindringen.

Die gerade über dem Heerde gestützte Ziegelmasse bildet nun ein vierseitiges Prisma. Diese Seiten oder Mauern sind von gebrannten Ziegeln standhaft aufgebauet. Manchmal hat dieser Ofen eine doppelte äussere Mauer und der Raum zwischen beiden Mauern dient zu Aufbewahrung verschiedener Materialien.

Diese Bauart concentrirt die Hitze. Das Innere dieses Ofens ist mit den zu brennenden Ziegeln angefüllt; sie sind über quer darin aufgestellt, und haben kleine Zwischenräume. Die Ziegel einer jeden Lage überkreuzen die andern. Gemeiniglich erhebt man die zu brennenden Ziegel 3 Fuß über die Mauern, oder über die Seitenwände des Ofens.

Man fängt mit kleinem Feuer an und läßt es bis zum Weißwerden der Heeröffnungen wachsen. Das Feuer dauert ungefähr 3 bis 4 Tage.

Der Redakteur der Encyclopedie methodique will von Schreber, einem gelehrten Schweden, den beschriebenen ähnliche Oefen aus mit Stroh vermengten und aus großen Massen so fest als möglich zusammen gestampften Thon zu erbauen gelernt haben.

Man bauet sie nach Art der Häuser in Pisearbeit. Die nach dieser Methode erbaueten Oefen kosten weniger und sind dauerhafter als die aus Ziegelsteinen errichteten, weil letztere häufige Reparation erfordern.

Der Schluß folgt.

Anfrage.

Aus welchen Vorzeichen und welcher Beschaffenheit der Witterung kann man ein baldiges, hohes und gefährliches Anschwellen der Leine vermuthen?

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

81tes Stück.

Montag, den 9ten October 1809.

Ueber die Natur, Eigenſchaften und den Gebrauch der Thonarten zur Ziegelbrennerei,

von Al. Brongniart,

Profeſſer ꝛc. zu Paris.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt vom Dr. Aug. Du Mesnil.

(Schluß.)

In Holland wird der Ziegel auch mit Torf gebrannt. Der Ofen, in welchem man ihn hineinbringt, hat weder Heerd, noch Dach, noch Schornſtein; es iſt ein beinahe viereckiges Gebäude von 15 Fuß, welches aus 4 lothrechten 6 Fuß dicken, und aus gebrannten Ziegeln verfertigten Mauern beſteht. In einer dieſer Mauern iſt eine offene Thür, und die beiden der Thür rechts und links befindlichen Mauern ſind unten mit 6 bis 8 länglichen genau gegen einander ſtehenden Oeffnungen durchlöchert.

Auf den Boden des Ofens legt man einige Lagen von gebrannten Ziegeln, die über quer geſtellt werden. Den Oeffnungen gegenüber iſt ein Kanal befindlich, der von der einen Oeffnung zur andern fortläuft, ſich nach oben zu verengt und in der letzten Lage als eine ſehr enge ogivenförmige Wölbung ausgeht. Dieſe Wölbungen ſind zur Aufnahme des Torfs beſtimmte Heerde. Wenn der Ofen vollkommen angefüllt iſt, ſo vermauert man die Thür und verſchließt alle Oeffnungen an dieſer Seite. Man bringt ſodann den Torf hinein, welches frieſiſcher iſt, und in beträchtlichen Stücken erhalten wird; er giebt eine hellere und mehr anhaltende Flamme, und hat weniger Aſche, als die übrigen Torfarten.

Iſt die Seite des Ofens, in welcher der Torf hineingeworfen wird, hinreichend geheizt, ſo verſchließt man die Oeffnungen derſelben, öffnet die entgegengeſetzten und bringt hier den Torf

hinein. Der Ofen ist 4 Wochen lang in stetem Feuer. Man läßt ihn während 3 bis 4 Wochen kalt werden, und nimmt dann die Steine heraus.

Die Ziegel verliehren durchs Trocknen und Brennen an ihrem Gewicht. Dieser Verlust muß nach Maaßgabe ihrer Güte sehr verschieden seyn. Man kann den Verlust gewisser Ziegel von ihrem feuchten Zustande an bis zum Austrocknen zu 0,23 und von da an bis zum gänzlichen Ausbrennen zu 0,05 anschlagen.

Gute Ziegel klingen und haben weder Blasen noch leere Räume. Sie müssen hart genug seyn, um am Stahl Feuer zu geben.

Der Gebrauch der Ziegel ist äusserst mannigfaltig. Sie vertreten die Stelle der Steine, wo diese fehlen. In London und einem großen Theile Englands wie auch in Holland, verbraucht man eine ungeheure Menge davon. In letzterm Lande gebraucht man sie zu allem, selbst die Wege damit zu pflastern. Dieser Pflaster-Ziegel heißt Klücker. Sie sind kleiner, gelber und härter als die andern. Man legt sie über quer. Es ist berechnet, daß in der Gegend von Gouda jährlich zum wenigsten 88 Millionen Ziegel verfertigt werden. Das holländische Gouvernement hat in Betreff der Ziegel Befehle ertheilt, um die stete Güte derselben zu erhalten. Länger als 20 Wochen darf man nicht formen, und die Arbeit ist, weil man bemerkt hat, daß die Fröste ihrer Güte nachtheilig seyn können, den 11ten September beendigt.

Bei dem frühesten von Menschen vollführten Baue scheinen die Ziegel die ersten Materialien gewesen zu seyn. Sie sind Bestandtheile der meisten ältesten Gebäude, vorzüglich derer, die man in dem flachen Lande Asiens, in der Gegend des Tigris, des Euphrats und da, wo man die ersten menschlichen Gesellschaften entstanden glaubt, antrifft.

Die mehrsten dieser alten Ziegel sind in Vergleich der unsrigen sehr dick, und scheinen ihre Härte nicht im Feuer erhalten zu haben. Sie sind nur bloß an der Sonne getrocknet; um ihnen mehr Festigkeit zu geben, mengte man dem sandigten Thon, aus welchem sie bereitet sind, gehacktes Stroh, selbst Rohrstücke und andere Sumpfpflanzen bei.

So sind die Ziegel Aegyptens und des alten Babylons. Bei Erbauung der Stadt Babylon brauchte man auch gebrannte, gefirnißte und selbst mit ziemlich lebhaften Farben überglasete Ziegel. Sie waren von der Erde aus den Stadtgräben verfertigt; es scheint, als wären sie zum Auspflastern der Straßen und zur Bekleidung der innern Wände angewandt.

Die Ziegel alter römischer Gebäude, welche uns noch übrig geblieben sind, haben eine große Festigkeit. Oft trugen sie das Zeichen des Fabrikanten an sich, und waren sie von den Legionen ver-

Digitized by Google

verfertigt, so erhielten sie die Nummer derselben. Diese Ziegel bildeten ein Dreieck. Auch rohe Ziegel gebrauchten die Römer, aber man sieht in den Gebäuden, die von ihnen noch da sind, keine Spur davon.

Plinius, Vitruvius und andere Schriftsteller des Alterthums reden von Ziegeln, die ihrer Leichtigkeit wegen auf dem Wasser schwimmen. Man verfertigte sie in Spanien und auf einer Insel des toskanischen Meers. Fabroni hat aus einer Erde des Territoriums Sienne ähnliche zu verfertigen gesucht. Faujas fand in dem Departement de l'Arduhe einen diesem gleich kommenden Thon. Die Ziegel, welche man aus diesem schwer bindenden Thon verfertigt, sind nicht gut zu formen. Sie haben in der That eine große Leichtigkeit. Ihre Schwere ist im Vergleich der gewöhnlichen Ziegel wie 57:359 oder wie zu 6 ohngefähr. Die Faujasschen sind am Feuer unschmelzbar, erleiden aber doch eine Zusammenziehung, die beinahe 0,23 ihres Volums gleich kommt, sie werden dann compact, schwer und sehr hart.

So lange die Ziegel nur wenig gebrannt werden, behalten sie eine gewisse Leichtigkeit. Diese Eigenschaft macht sie zur Erbauung sehr flacher Wölbungen ganz brauchbar. Sie sind nur schlechte Wärmeleiter, und können daher zum Einschließen derjenigen Körper, die man vor der Wirkung des Feuers beschützen will, sehr mit Nutzen angewandt werden; als z. B. der Archive, und vorzüglich zu Ringmauern der Pulvervorräthe in den Schiffen. Die Erfahrung zeigte, daß ein Schiff brennen und selbst untersinken konnte, ehe die Hitze sie durchdrang und das Pulver zum Brennen brachte.

Von den Dachziegeln, Fliesen und andern verarbeiteten Erden.

Das Verfertigen und Brennen des Dachziegels hat große Aehnlichkeit mit dem des gewöhnlichen Ziegels. Die Hauptbedingungen sind sich gleich.

Die für die Ziegel zubereitete Erde kann gleichfalls zu Dachziegeln angewandt werden, nur muß sie feiner, doch nicht ganz unschmelzbar seyn.

In einigen Gegenden Hollands nimmt man die Wiesenerde dazu. Man zerreibt sie in einer Mühle, die derjenigen ähnlich steht, worin man den Fayance-Teig bereitet, und welche ich unten beschreiben werde.

Diese Vorbereitung ist aber nicht immer hinreichend. Eversmann erzählt uns, daß man gewöhnlich diesen Teig in eine von Holz verfertigte viereckige Kapsel einsetze. Sieben horizontale Messer, 3 Fuß hoch, wären an einer Perpendikularaxe in der Mitte der Kapsel angebracht, würden durch ein Pferd bewegt und zerschnitten den Thon in Stücken. Man brächte dann die Stücke durch eine Seitenthür des Kastens heraus, sie würden dann gestampft und in

Platten verwandelt, die dem Former hingereicht werden.

Wenn der Former eine Platte zu rechtwinklichem Dachziegel formen will, so bringt er die vorbereitete Erde in eine hölzerne Form, welche aus 4 schmalen Seitenbrettern besteht, wovon das eine einen viereckigen Einschnitt hat. Den, wie es bei dem gewöhnlichen Ziegel bemerkt ist, geformten Dachziegel läßt man auf ein hölzernes Brett gleiten, das ein Arbeiter vorhält. Der durch den Einschnitt des Bretts entstandene Abfall wird mit dem Finger vom Lehrlinge aufgenommen, und zum Haken, der sich an jedem Dachziegel zur Befestigung an den Latten findet, angewandt.

Man bringt die Dachziegel auf den Vorplatz der Werkstätte, um sie einen schwachen Austrocknungsgrad erleiden zu lassen; haben sie dann ihre gehörige Consistenz erlangt, so klopft sie ein auf einer Bank reitender Arbeitsmann abwechselnd auf die hohe und platte Kante, und ordnet sie heckenartig, wie die Ziegel.

Die Fliesen werden eben so behandelt; aber um ihnen gleiche Seiten und scharfe Kanten zu geben, schiebt man sie, nachdem sie geformt und beinahe trocken sind, gegen ein Modell oder hölzerne Form, deren Seite mit einer eisernen Platte bekleidet ist. Mit einem Schneide-Instrument nimmt man dann alles weg, was über den Rand hinausgeht.

Die Dachziegel, wie auch die Fliesen, werden im Holzfeuer gebrannt, und, wie beim Ziegel geschieht, im Ofen geordnet, aber immer über quer gelegt. Die dem Heerd am nächsten liegende Schichten bestehen aus rohen Ziegeln, die mit den Dachziegeln zugleich durchbrannt werden.

Der Ofen, dessen man sich in Holland zum Brennen mit Torf bedient, sieht dem Torfofen ganz ähnlich, und unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß er von einer mit viereckigen Löchern versehenen Wölbung, die mit den Oeffnungen der Querbogen des Heerds correspondiren, verschlossen ist. Diese Oefen hatten nach Jars 15 bis 16000 Dachziegel. Es sind 40 Stunden zum Brennen und 3 Tage zum Kaltwerden des Ofens erforderlich.

Will man den Ziegeln oder Fliesen die in Holland gewohnte eisengraue Farbe geben, so räuchert man sie. Wenn sie nämlich hinreichend gebrannt sind, wirft man, so lange sie noch glühen, kleine Stücke grünen Erlenholzes mit den Blättern auf den Heerd, gleich darauf vermauert man alle Löcher desselben und verschließt alle oberen Oeffnungen mit Fliesen, dann überdeckt man das Ganze mit einer dicken nassen Sandlage; erst nach 10 Tagen entledigt man den Ofen, die Dachziegel haben dann die gewünschte eisengraue Farbe angenommen.

Die

Die gewöhnliche Form der Dachziegel ist beinahe viereckig, jedoch ist sie nach Umständen verschieden. Man verfertigt trapezoidenförmige, um runde Dächer der Thürme oder der Taubenhäuser zu decken. Man nennt sie dann Kreis-Dachziegel. Andere sind tief rinnenförmig, und werden auf den Rücken oder die Spitze der Dächer gelegt. Endlich formt man sie sförmig; diese decken sich, und bilden Gegenseit-Rinnen. Hat man sie als flache geformt, so giebt man ihnen nachmals eine beliebige Form.

Die Lockerheit der Dachziegel hat einen doppelten Nachtheil; der Einfluß der Atmosphäre zerrüttet sie leichter, auch sind sie mehr der Erzeugung des Mooses ausgesetzt. Um diese doppelte Zernichtungsursache zu entfernen, glasirt man sie.

Diesen Ueberzug giebt man ihnen vorzüglich in Holland. Es werden dazu 20 Theile geriebene Silberglätte und 3 Theile Braunsteinoxyd genommen; man setzt auch noch wohl etwas im Wasser zergangenen Thon hinzu, und macht von dem Ganzen einen Brei, jedoch von der Consistenz, daß eine Thonkugel nicht hineinsinke. Von dieser Zusammensezzung bringt man etwas auf die Fläche des rohen, aber recht trocknen, Dachziegels. Man muß sich hier in Acht nehmen, die Masse nicht an die Stellen kommen zu lassen, die den Ofen berühren. Sie werden dann dahin gelegt, wo die Hitze am stärksten ist.

Die Lage der Dachziegel ist gemeiniglich so, daß ihr Rand wagrecht und lothrecht ist; und bei dem Decken darf nur immer ein Drittel desselben sichtbar seyn. Ein Bauverständiger, Herr Cathala, ließ sie viereckig verfertigen, und in der Diagonale anlegen. Der Haken ist dann an dem obern Winkel befestigt. Hiedurch erspart man beinahe die Hälfte der Dachziegel. Weil das Dach hier leichter ist, so kann dann auch der ganze Bau leichter seyn.

Die Römer verfertigten mehrere andere Baumaterialien aus gebranntem Thon, wie z. B. die Corniches und halb erhabenen Arbeiten. Sie bedienten sich dieser Substanz noch, um feuchten Grund, auf welchen sie bauen wollten, auszutrocknen. Sie formten mit ihren Händen Thonstücke aller Gestalten, brannten sie und häuften sie durch einander auf den Fleck, den sie bebauen wollten. Dieser massive Fuß heißt Ziegelgrund. Auf einer ähnlichen Masse steht die Stadt Marsal.

Oefen.

Wesentliche Eigenschaft irdener Oefen, die man in Apotheken, in chemischen Laboratorien und in einigen Künsten gebraucht, ist, dem Feuer zu widerstehen, ohne zu bersten. Der Teig muß hiezu porös und grob seyn. Man nimmt zu ihrer

rer Bereitung den gröbsten Lehm. Es kommt nicht darauf an, von welcher Farbe er sey, nur muß er weder Kalk noch Schwefeleisen enthalten. Man mengt ihn mit zerstoßenem Steingut, auch wohl mit Glasschlacken und Scherben. Oefen werden aus der Hand geformt. Das Drehwerkzeug ist hiezu überflüssig.

Da die Oefen innerhalb gebrannt werden müssen, so hat man einen eigenen Brennofen hiezu. Er besteht aus einem gewölbten und oben offenen Rechteck. Es ist eine starke Röste in einiger Entfernung von der Erde darin angebracht, worauf die Oefen hingestellt werden. Ist der Brennofen angefüllt, so verschließt man ihn, indem man eine Wand von Mauersteinen aufrichtet, die von der vordern Stange der Röste ausgeht und nicht ganz bis zur Wölbung anreicht. Man legt nun Holz unter die Röste; die Flamme zirkulirt dann zwischen den Ofen und dringt aus der vordern Oeffnung hervor, die man am obern Rande der Schließung und der Wölbung gelassen hat.

Der medicinische Blutigel

Hirudo medicinalis.

Der Nutzen dieses Thiers ist allgemein bekannt, die Naturgeschichte desselben aber wohl nicht so sehr, und so hofft Einsender, daß manchem Leser dieser beliebten Blätter sie hier zu finden nicht unangenehm seyn wird.

Diese Blutigel haben auf dem schwarzbraunen Rücken sechs gelbliche Linien; der Bauch ist blaß und mit einigen gelben Flecken besprengt. In den Flüssen begeben sie sich gern an solche Stellen hin, wo Wäsche gespült wird. Sonst findet man sie auch in Graben und Teichen. Ihre Länge ist nach dem Alter verschieden. Ausser dem Wasser ziehen sie sich zusammen; im Wasser sind sie wohl drei- bis viermal so lang. Im Junius und Julius kann man sie an warmen Tagen leicht fangen, weil sie sich an einen vorgehaltenen Körper bald anhängen. Man setzt sie sodann in ein Glas mit frischem Wasser, und füttert sie mit Blut, um sie zu jeder Zeit, auch im Winter brauchen zu können. Im Sommer bekommen sie alle acht, im Winter alle vierzehn Tage frisches Wasser. Sie dienen zugleich als Wetterpropheten. Bei schönem Wetter lie-

liegen sie zusammengerollt und ganz still auf dem Boden, bei bevorstehendem Regen und stürmischer Witterung werden sie unruhig. Wenn man einen zum Saugen ansetzen will, so darf er gar kein Blut im Leibe haben; man muß ihn also lange vorher fasten lassen, sonst saugt er nicht. Zuweilen will er dessen ungeachtet nicht ansaugen, besonders wenn das Blut des Menschen scharf oder scorbutisch ist. In diesem Falle reibt man die Stelle etwas stark mit einem Lappen und bestreicht sie mit Blut oder Milch. Hat er aber einmal angesogen, so läßt er freiwillig nicht eher ab, als bis er satt ist. Man kann ihm die Schwanzspitze während der Zeit abschneiden, er fährt doch fort zu saugen, und das Blut fließt hinten an dem abgeschnittenen Schwanz wieder aus. Auf einem vier bis fünf Zoll langen Blutigel rechnet man ungefähr zwei Loth Blut, wenn er bis zur Sättigung saugt. Alsdann hat er aber auch auf ein halbes Jahr genug und ist in der Zeit nicht wieder zu gebrauchen. Daß er so lange Zeit nicht wieder Nahrung gebraucht, kommt daher, weil er keinen After hat, und also nur durch die Ausdünstung von dem eingenommenen Nahrungsmittel etwas verliert.

In Siam und China werden die Blutigel gegessen, und im letzten Lande sogar theuer bezahlt. Man trocknet sie erst und kocht sie dann.

Von der Fortpflanzung dieser Thiere weiß man nicht viel Gewisses. Einige Gattungen sollen lebendige Junge gebähren. Von unserm medicinischen Blutigel hat ein Beobachter vor einiger Zeit eine Bemerkung bekannt gemacht, die mitgetheilt wird. Ein Weibchen in einem Glase aufbewahrt, gab im Mai eine grüne Materie von sich, welche unter dem Vergrösserungsglase wie Körnchen von Majorans-Samen erschienen. Nach drei Wochen sahen die Körner wie Kohl-Samen aus, wurden oval und an den Seiten spitzig, worauf an jedem Ei ein Junges, zusammen hundert und funfzig, auskamen. Diese waren ganz blaß, und hielten sich 2 Monate lang unter dem Bauche der Mutter auf.

L. F. D.

Maulbeerbaum-Flachs.

Da der vornehmste Zweck der weissen Maulbeerbäume ist, die Seidenwürmer, der Seide halber, zu ernähren, und deswegen ohnedem nothwendig ist, die Bäume abzuschneiden, manchmal zu stümmeln, und die höchsten Aeste abzunehmen, so werden zur Bereitung des Flachses die jungen Triebe und Schößlinge, die nach solcher Stümmelung häufig aus dem harten Holze zu erwachsen pflegen, vornehmlich erwählt, und im Schneiden drei Sorten gemacht, so, daß die kleinen Zweige besonders und die mittelmäßigen und starken auch besonders in Bündel gebunden werden. Sobald man mit Ausputzung der Bäume fertig ist, ehe noch der Saft in den abgeschnittenen Zweigen vertrocknet, werden die Schalen davon abgestreift, die Sorten wieder zusammen gebunden, die Bunde in ein Wasser, es sey trübe oder klar, wie man es haben kann, drei oder vier Tage (mehr oder weniger, nachdem die Rinden grob oder fein sind,) eingeröstet und mit Steinen beschwert. Wenn sie genug geröstet worden, wovon man die Probe wie an dem Flachse und Hanfe nehmen kann, werden sie Abends nach Sonnen Untergang aus dem Wasser genommen und auf einem grünen Rasen ausgebreitet, wo man sie die Nacht hindurch liegen läßt, damit sie den Abend- und Morgenthau einziehen mögen. Früh Morgens, ehe noch die Sonne darauf scheinen kann, bindet man sie wieder zusammen, und bringt sie erst nach Sonnen Untergang wieder auf den Rasen, breitet sie aus, wie zuvor, und fährt auf diese Weise zehn bis zwölf Tage fort, bis man findet, daß sie zur Flachsbearbeitung tauglich sind, welches man erfahren kann, wenn man eine Hand voll dörret und brakt. Das, was zeitig ist, nimmt man weg, das noch unreife aber läßt man bis zur rechten Zeitigung über Nacht an der Luft. Endlich dörret man die Rinde und klopft sie, und wenn dadurch die holzige Materie davon weggefallen und der weiche Flachs übrig geblieben ist, so läßt man ihn, wie den ordentlichen Flachs und Hanf, zur rechten Zeit brechen, hecheln und zum Spinnen und Weben bequem machen.

L. F. D.

Hannoverſches Magazin.

82tes Stück.

Freitag, den 13ten October 1809.

Milord Marſchall.

Eine biographiſche Skizze.

Dieſer Freund Friedrichs des Großen war einer der praktiſchſten Philoſophen ſeiner Zeit, und als einen ſolchen bringe ich ihn den Leſern dieſer Blätter in Erinnerung.

Das wenige, was ich über ihn ſagen werde, iſt vorzüglich aus d'Alemberts Lobrede auf ihn genommen. Sie iſt vielleicht wenig bekannt oder vergeſſen worden.

Georg Keith, Erbmarſchall von Schottland, bekannter unter dem Namen von Milord Marſchall, lebte ſchon zu den Zeiten der Königin Anna, die ihn zum Hauptmann ihrer Garde ernannte.

Nie war er ſtolz auf ſeine Abkunft.

Ueber dieſe Wohlthat des Ohngefährs äuſſerte er ſich oft ſo:

„Man fühlt nicht, ſagte er, welch ein läſtiges und unnützes Geſchenk man bekommen, wenn man es nicht zu gebrauchen weiß.“

Unter ſeine launigten Erzählungen über dieſen Gegenſtand gehört auch die, daß ein Landjunker unter ſeinen Bekannten einen Edelmann für das ſchönſte Werk der Gottheit, und die Peſt nur aus der Urſache für eine ſchreckliche Landplage hielt, weil alsdann ſelbſt ein Adelich gebohrner ſeines Lebens nicht ſicher ſey.

Ich übergehe mehrere Vorfälle aus ſeiner erſten Jugend, ſeine Feldzüge unter Marlborough, und komme zu dem Zeitpunkte, wo er in Schottland im Jahre 1715 die Waffen für den damaligen Prätendenten ergreifen ließ.

Milord Marſchall tadelte allerdings das ſträfliche Benehmen des intoleranten Jeſuitiſchen Königs Jacob des Zweiten, das ihn vom Throne ſtürzte, aber dem unglücklichen Stuartſchen Hauſe blieb er ergeben.

Die Schickſale des nachmaligen Prätendenten ſind bekannt. Er mußte

sich bald wieder einschiffen, aber Milord Marschall weigerte sich, ihm zu folgen.

„Ew. Majestät, sagte er ihm, müssen sich für Ihre Freunde erhalten, ich will das Unglück derer theilen, die Ihr in Schottland bleiben, ich werde sie sammeln und mit ihnen abreisen."

Das Englische Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und er verlohr wenigstens alle seine Würden und sein Vermögen.

Nun konnte er die Sache seines Königs und seiner Freunde nicht länger vertheidigen, und nur deswegen beklagte er diesen Verlust.

Von allen seinen Titeln behielt er nur den eines Marschalls von Schottland. So unterschrieb er sich seit der Zeit immer.

Fünf bis sechs Monate irrte er verfolgt, aber stets ruhig, in Schottlands Gebirgen und auf den kleinen nordischen Inseln dieses Reichs.

Auf seinen Kopf war ein hoher Preis gesetzt, aber unter seinen Mitbürgern glaubte er sich nicht einen Augenblick in Gefahr.

Häufige Beweise von der Anhänglichkeit und Treue seiner Nation flößten ihm eine Liebe für seine braven Schotten ein, die ihn in seine Gruft begleiteten.

Nur als alle seine Versuche, seinem Könige Hülfe und Anhang zu verschaffen, fruchtlos waren, entschloß er sich, fremde Dienste zu nehmen.

Er gieng mit seinen Unglücksgefährten nach Spanien, wo man ihn zum General-Lieutenant machen wollte. Er nahm nur den Grad vom Marechal de camp an, und zog die allgemeine Achtung auf sich.

Spaniens schönes Klima gefiel ihm über alles. In dem harten Kriege vom Jahre 1733 diente er gegen den Kaiser, und kehrte dann nach dem Königreiche Valencia zurück, „wo er, wie er sich ausdrückte, nur gute Freunde hätte, an deren Spitze er die Sonne setzte.

Er verließ es nur um seinen Bruder, den nachmaligen Feldmarschall Keith, der in russische Dienste getreten war, beizustehen, als er erfuhr, daß er in der Belagerung von Dezacow verwundet worden. Er legte über tausend französische Meilen zurück, um ihn zu holen, stand ihn unter den Händen des Wundarztes, der ihm eine Hüfte abnehmen wollte, wogegen er sich sträubte, bei, rettete ihn von der Operation, brachte ihn nach Paris und nach Bulege, und kehrte dann nach seinem lieben Spanien zurück.

Im Jahre 1744 mißglückte ein neuer Versuch, den Prätendenten wiederum nach England zu bringen. Mil. Marschall versuchte alles, um den Prinzen Eduard, der die Expedition befehligte, davon abzubringen, aber vergebens. Der Ausgang bewies, wie recht er prophezihet hatte.

Der

Der junge Eduard war indessen mißtrauisch gegen einen Mann geworden, den er billig hätte folgen sollen. Dies brachte ihn zu dem Entschluß, dem Prätendenten zu schreiben, daß er in seinem Alter zum Kriege sich unbrauchbar fühlte. Er verließ zugleich den spanischen Dienst und begab sich nach Venedig.

Hier lebte er mit einer Einschränkung, die dem Mangel gleich kam, aber die weisen Republikaner erwiesen ihm demohngeachtet die Achtung, welche seine Tugend verdiente.

Nichts unterbrach die Ruhe und Heiterkeit seiner Seele; das beweisen eine Menge launigter Briefe, die er seinen Freunden aus Venedig schrieb.

Lange hatte sein Bruder, der General Keith, der endlich den russischen Dienst gegen den preussischen vertauschte, gewünscht, mit ihm an einem Orte zu leben. Er gab seinen Bitten Gehör und kam nach Berlin.

Friedrich, der Menschenkenner, sah, schätzte und liebte ihn.

Ungern entbehrte er eine Zeitlang seinen Umgang, um ihn als Gesandten nach Frankreich zu senden, wo er einige Jahre blieb, mehr seinen Aufenthalt als sein neues Handwerk liebend. „Man muß, wie er sich ausdrückte, dazu eine Feinheit haben, die ich nicht besitze und mir nicht wünsche."

Preussens König kannte indessen Milord Marschalls Talente, und er sandte ihn im siebenjährigen Kriege nach Spanien zu einer wichtigen Negociation, um Europa einen Frieden zu verschaffen, den es von sich stieß.

Sie gelang nicht. Der Haß einer Frau war mächtiger, als Vernunft und Billigkeit. Nun entsagte er allen diplomatischen Geschäften, so wie einst Catinat, (bemerkt d'Alembert,) dem Handwerke eines Advokaten, weil er einen Prozeß verlohren hatte, den er gewinnen mußte.

In dem Zwischenraume der beiden Gesandschaften war Mil. Marschall zum Gouverneur von Neufchatel ernannt worden.

Theologische Händel machten, daß er diese Stelle wieder resignirte.

Der König gab seinen Wünschen nach, und beschloß, sich nimmer wieder von einem Mann zu trennen, den er so ungern entfernt hatte.

Vorher aber, als Englands damaliger Alliirter, suchte er um seines Freundes Begnadigung, ohne sein Vorwissen, nach. Sie ward ihm zugestanden. Milord Marschall gieng nach London, wo er von Georg dem Zweiten auf das huldreichste aufgenommen wurde; eine natürliche Folge seines Muthes und seiner Tugenden.

Von seinem Vermögen erhielt er indessen nur einen geringen Theil zurück, und auch dieser blieb beinahe in den Händen des Fiscus, so daß er alle seine Ansprüche für eine mäßige Leibrente aufgab, die er, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, nur selten erhielt.

Wesentlicher war indessen der Nachlaß eines Schottischen Pairs, der ihm ein jährliches Einkommen von 30000 französischen Livres gab, die ihn in den Stand setzten, seine wohlthätigen Neigungen wieder zu erfüllen, denen er bei zerrütteten Vermögens-Umständen hatte entsagen müssen.

Ohngeachtet er über 70 Jahr alt war, entschloß er sich nun zu einer abermaligen Reise nach Schottland; so sehr liebte er seine Landsleute, die ihm zärtlich anhiengen. Er begehrte seine Entlassung vom Könige, um seine Tage unter ihnen zu beschließen.

d'Alembert war damals in Berlin ein Zeuge der zärtlichen Umarmungen, wie der große König und der tugendhafte Milord sich trennten.

Bald aber sah er ein, daß Schottlands Klima nicht mehr für seine Jahre paßte, und er entschloß sich, nach Berlin zurückzukehren, zu einem Monarchen, der ihn so sehnlichst wieder zu sehen wünschte.

In dem Vorstädtchen von Potsdam ließ Friedrich ihm ein gemächliches und angenehmes Haus bauen, aus welchem er durch den Garten nach Sans-Souci gehen konnte.

Ihm stand frei, täglich bei dem Könige zum essen, oder nach Gefallen zu Hause zu bleiben.

Dem Verfasser dieser Skizze bleibt es unvergeßlich, daß er in dieser ächt philosophischen Wohnung als junger Mann diesem Greise 5 Jahre vor seinem Tode (er starb 1778) oft unangemeldet sich nähern durfte, und er kann nicht umhin, darüber etwas und über Milord Marschalls Lebensart zu sagen.

So bescheiden er auch war, hatte er doch eine Würde, die beides, Größe seiner Seele und seine einfachen Sitten anzeigte. Er sprach langsam und französisch mit Mühe, aber auf die originellste Art von der Welt, und in ungewöhnlichen Ausdrücken, die aber seine Unterhaltung äusserst angenehm machten.

Seine Zimmer waren ohne alle Auszierungen, und an den weißen Wänden hiengen eine Menge Sentenzen von seiner Hand geschrieben, besonders aus spanischen und englischen Autoren. Man sah ihn immer sehr einfach gekleidet, gewöhnlich in einem braunen Rocke mit Knöpfen aus Kokus-Nüssen gedrehet. Hölzerne Stühle umgaben seine Tafel, die, ausser was der König ihm gewöhnlich sandte, wie z. B. bombe à la Sardanapale, Aal-Pastete, mit Speisen aus der englischen und spanischen Küche besetzt war. Man trank nur spanische Weine und Porter-Bier bei ihm.

Er liebte, Personen aus verschiedenen Nationen bei sich zu versammeln, und so fand ich zu Zeiten der Herbst-Manevres mehrere male eine liebenswürdige Gräfin, dänischer Abkunft, einen Engländer, der mein Reisegefährte war, einen irländischen Major, einen Hessen, ein Mitglied des

Reichs-

Reichs-Ritterschaft, und mehrere Fremde, (nie zwei aus einem Lande) bei ihm an seinem Tische. Eine gebohrne Türkin, die seinem Hauswesen vorstand, machte dabei die Honneurs, und dieses Gemische erheiterte den liebenswürdigen Milord ungemein.

Und wenn er von seinem verflossenen Leben, von seinen Schicksalen sprach, so bedauerte ich nur, von meiner Schreibtafel nicht Gebrauch machen zu dürfen.

Kein Wort war ohne Interesse, und noch da ich dieses schreibe, wünsche ich mir und meinen Mitbrüdern eine Ergebung, wie die seinige war.

Beantwortung

der Anfrage im 74ten St. des neuen Hannoverschen Magazins von diesem Jahre,

die Abhaltung und Vertreibung der Motten aus Matratzen, Bergeren rc. betreffend.

Ein sehr sicheres Mittel gegen alles Ungeziefer der Art sind Gerüche, die mäßig stark, und der Art, die man vertreiben will, besonders unangenehm oder widrig sind. Es kömmt nur darauf an, diese so zu wählen, daß sie nicht so stark und unangenehm sind, daß sie für den, der das Ungeziefer zu vertreiben wünscht, eine grössere Plage oder Beschwerde werden, als das Ungeziefer selbst; wie z. B. das Aniseöl zu Vertreibung der Flöhe.

Gegen Motten dient Taback vortrefflich, und zwar je schlechter und übelriechender, je besser. Wer einige Tabacksblätter von gewöhnlichem Landtaback zwischen Betten, Matratzen rc. legt, und diese etwa jährlich, vielleicht in längern Zwischenräumen erneuert, wird sie nie von Motten angegriffen finden. So wird einiger Landtaback, am besten in ganzen Blättern, auf die untere Seite des Ueberzugs einer Bergeren-Matratze gelegt, in dem Zeitraume, bis die Matratze umgemacht und neu gestopft werden muß, sicher nichts von Motten befürchten lassen. Es wird allemal am besten seyn, ihn in ganzen Blättern einzulegen, weil er auf diese Weise leichter von der übrigen Füllung der Matratze demnächst wieder zu trennen ist.

Bei

Bei schon gestopften, insbesondere Bergeren-Matratzen, werden einige Blätter oder Bündel Taback zwischen die Gurten und das Untertheil des Ueberzuges eingesteckt, die man von Zeit zu Zeit erneuert, gute Hülfe leisten.

Daß dieses leichte Mittel auf gleiche Weise in Stuhlpolstern, in Kleiderschränken, auch in Tuchladen gebraucht, gleiche Dienste leistet, wird keiner Erwähnung bedürfen.

Der Geruch des Tabacks ist übrigens nicht so stark, daß er auf die Weise gebraucht, auch den Empfindlichsten schaden könnte; nur sehr wenige werden, ausser etwa wenn sie auf dergleichen Matratzen liegen, den Geruch davon nur empfinden, und wer so feine Geruchsnerven hätte, daß er ihn empfände, wird sich sicher sehr viel leichter daran gewöhnen, als man sich an den Geruch des Tabackrauchs gewöhnt, — der doch zu Anfange wohl jedem zuwider, und heutiges Tages, wo guter Taback zu den Seltenheiten gehört, doppelt widrig ist, bis ihn die Alles mildernde Gewohnheit erträglich macht.

Bei von Motten stark angegriffenen, mit Wolle ꝛc., Pferdehaaren, oder andern ausgestopften Hausgeräthen, wird es der jungen etwa zurückbleibenden Brut noch nachtheiliger seyn, wenn man ihr Inneres vor ihrer Umstopfung erst stark mit Tabacksrauch durchräuchert, und wegen derer, denen dieser Geruch unausstehlich widrig ist, sie demnächst bis zur Erträglichkeit des Geruchs wiederum auslüftet.

Es ist dies durchaus nichts Neues, sondern ein sehr bekanntes, erprobtes und bewährtes Mittel, dessen man sich, insbesondere bei Ausstopfung von Vögeln und Thieren für Kabinette und Sammlungen, mit dem besten Erfolge bedient, indem bekanntlich, auch in den bestverwahrten Schränken, nichts so leicht von Motten ꝛc. pflegt angegriffen zu werden, als dergleichen ausgestopfte Thierhäute.

Sollte Jemand der Tabacksgeruch durchaus zuwider seyn, so leisten andere stark riechende Kräuter, z. B. Wermuth, ja selbst Wallnußblätter, ähnliche Dienste, nur nicht auf so beträchtliche Zeit, weil sie an der Stärke des Geruchs früher verliehren, als der Taback.

S. . . . r.

Die Muräne oder Waſſerſchlange.

In den Gewäſſern des griechiſchen Archipels findet ſich eine Art von Muränen, die den Namen Waſſerſchlange führt, weil ſie nicht nur die Geſtalt und die wellenförmigen Bewegungen der Schlange, ſondern auch ihre ſchönen und glänzenden Farben hat. Dieſer Name iſt aber auch noch andern Fiſchen beigelegt worden, und man hat die beſonderen Kennzeichen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, ſo ſehr mit einander untermiſcht, und andern Arten zugeſchrieben, denen ſie nicht zukommen, daß daraus eine große Verwirrung in der Eintheilung dieſer Arten entſtanden iſt. Es wird daher dem Freunde der Naturgeſchichte nicht unangenehm ſeyn, in dieſen Blättern eine genaue Beſchreibung der wahren Muräne oder Waſſerſchlange zu leſen.

Sie hat einen länglichten, plattgedrückten, im Vergleich mit der Länge des Körpers nicht ſehr großen und ſpitz zu laufenden Kopf. Ihr Rachen iſt weit geöffnet; die Kinnladen ſind der Länge nach platt gedrückt, und haben Aehnlichkeit mit dem Schnabel einer Gans. Das Innere dieſer Kinnladen iſt mit einer furchtbaren Menge von Zähnen beſetzt, die äuſſerſt ſpitz und von verſchiedener Größe und Geſtalt ſind; die einen ſind klein und ſtehen gerade, die andern ſind lang, beweglich und einwärts gebogen. Die ganze obere Kinnlade iſt voll von dieſen Zähnen, die am Rande kleiner als in der Mitte ſind; die untere hingegen hat nur allein Zähne am Rande. Man hat behauptet, der Biß dieſer Muräne ſey giftig, und ihr Fleiſch folglich ungeſund; allein, wenn auch dieſes falſch iſt, ſo muß doch die Wunde, die durch eine ſolche Menge Zähne von verſchiedener Größe beigebracht wird, die fürchterlichſten Schmerzen verurſachen. Der Menſch, der häufig darauf ſinnt, ſeine Nebenmenſchen zu quälen, gebrauchte ehemals dieſes zermalmende Gebiß der Muräne, das durch die Gefräſſigkeit des Thiers noch furchtbarer wird, zu einer glücklicher weiſe jetzt vergeſſenen Todesſtrafe. Zur Zeit der römiſchen Kaiſer, beſonders des Caligula und Claudius, wurden die zum Tode verurtheilten Sklaven in Teiche geworfen, die mit Muränen angefüllt waren; dieſe ſetzten ſich ſogleich in Menge an alle Theile ihres Körpers an, und zerfraßen die Unglücklichen lebendig.

An dem äuſſerſten Ende der obern Kinnlade ſind zwei kurze Knochenerhöhungen, die Willughby in ſeiner Hiſtoria piſcium für Organe des Gehörs hält. Die Augen ſind klein und ſtehen in der obern Kinnlade näher an ihrem Ende, als an den Ecken des Rachens; ſie ſind mit einem bläulichen und durchſichtigen Häutchen bedeckt, und um den Stern läuft ein orangenförmiger Kreis.

Nahe

Nahe bei den Augen sind die Nasenlöcher; eine andere kleine und runde Oeffnung in der Gegend der Kiemen dient dem Fische zum Auswerfen des Wassers.

Ihr Körper hat viel Aehnliches mit dem Aal, nur daß er kürzer, dicker und an den Seiten eingedrückter ist. Sie hat keine Flossen an den Kiemen, noch auch am Bauch; auf dem Rükken, in einiger Entfernung vom Kopfe, fängt eine schmale Flosse an, läuft über den ganzen Rücken hinunter, umringt der Länge nach den Schwanz, und endigt sich unten an dem Anus; sie ist der ganzen Länge nach mit der Haut des Körpers umgeben.

Die Farben der glatten und schleimigten Haut sind äusserst mannichfaltig; an der Spitze der Kinnladen ist sie schwarz und oben auf dem Kopfe rothbraun mit gelben Flecken. Der Körper ist ebenfalls rothbraun, und wird gegen den Schwanz zu immer dunkler; der obere Theil ist mit schwarzen Punkten und großen gelben Flecken bedeckt; die Seiten aber und der untere Theil bis an die Kiemen sind flachgelb mit braunen Streifen und Flecken. Was aber diese großen gelben Flecken betrifft, so erhellet aus der genauen Untersuchung mehrerer im Kanal von Rhodus eingefangener Individuen dieser Thiergattung, daß sie nur ein Eigenthum des Weibchens sind. Dieses ist fast ganz damit überdeckt, dahingegen das Männchen nur wenige, und zwar kleinere Flecken hat.

Hannover.

Die Griechen auf den Inseln des Archipels nennen diese Art von Muränen Sminaria, und behaupten, daß sie sich mit den Landschlangen begatte. Bei uns hat man ehemals das nämliche vom Aal gesagt; allein da es unter den verschiedenen Arten von Muränen, so wie unter den Aalen, Männchen und Weibchen giebt, so haben sie nicht nöthig, in einem fremden Elemente eine Aushülfe dieser Art zu suchen, und man weiß auch, daß sich die Individuen von beiden Geschlechtern auf die Art wie die Nattern begatten.

Das Fleisch dieser Sminaria, wie die heutigen Griechen sie nennen, ist sehr weiß und zart; allein wegen der vielen darin befindlichen Gräten ist es unangenehm zu essen. Die Fischer sollen die Kunst besitzen, wenn sie den Körper des Fisches zwischen zwei Hölzern drücken, alle diese Gräten bis in den Schwanz hinabzustreifen, und dann sämtlich mit der Haut wegzunehmen. Uebrigens sind diese Fische an den Küsten von Natolien und im ganzen Archipel sehr häufig. Sie stecken gewöhnlich in den Ritzen und Löchern der Felsen, und um sie herauszulocken, nehmen die Levantischen Fischer eine Art kleiner Fische zu Hülfe, die Atherinos heißen, welches in ihrer Sprache so viel als Lockfisch bedeutet. Diese kauen sie roh, machen eine Art Teich davon und werfen sie dann an den Orten, wo die Felsen Muränenlöcher zu enthalten scheinen, ins Meer; der Geruch hievon lockt diese Fische sehr bald herbei, und dann werden sie mit der Angel gefangen.

G. B.

Hannoverſches Magazin.

83tes Stück.

Montag, den 16ten October 1809.

Einige Bemerkungen,

die Nothwendigkeit einer geſetzlich einzuführenden Schutzblattern-Impfung betreffend.

Vom Dr. Roſe in Hameln.

Es war ſchon ſeit einiger Zeit mein Vorſatz, in dieſen ſo viel geleſenen Blättern, um den Schutzblattern ihren guten Ruf zu erhalten, ihn ſo viel es möglich zu vermehren und zu befeſtigen, die höheren Gerichtsbarkeiten, aber auch die Eltern und Pflegeeltern, beſonders auf dem Lande, darauf aufmerkſam zu machen, daß, ſo wie bisher die Impfung geſchahe, — und wenn auch der Arzt von ihrer Unzulänglichkeit vollkommen überzeugt war, weil es ihm an Unterſtützung der Geſetze fehlte, nur geſchehen konnte, — wir würden recht vielen Nachrichten, ſelbſt Klagen entgegenſehn müſſen, daß der Schutzblattern-Impfung, welche freilich dann immer unvollkommen ausgefallen war, wieder Menſchenblattern gefolgt wären, und dadurch dieſer wohlthätigen Entdeckung ein ſehr großer Nachtheil erwachſen könne; als mir im 97ſten bis 99ſten Stücke dieſes Magazins vom vorigen Jahre die ſo lehrreichen Bemerkungen des Hrn. Leibmedikus Stieglitz in Hannover über dieſen Gegenſtand in die Hände kamen, wodurch meine Vermuthung ſchon zum Theil beſtätigt wird.

Schon damals, als die eben erwähnten Bemerkungen vom Herrn Leibmedicus Stieglitz erſchienen, im December des vorigen Jahrs, graſſirten in 2 ungefähr eine Meile von Hameln entfernten Dörfern Menſchenblattern. Man konnte es vermuthen, daß ſie ſich weiter verbreiten würden, und jetzt haben ſie ſich auch auf den meiſten in unſerer Nachbarſchaft befindlichen Dörfern —

in welchen durchgängig sehr viele Kinder vaccinirt sind — ausgebreitet, mehrere Kinder getödtet oder doch dem Grabe nahe gebracht, einige auf ihre ganze Lebensfolge ungesund gemacht, und — kaum mag ich es öffentlich sagen, und doch verhält es sich so — selbst hier in Hameln, und zwar noch im letzt verflossenen Monate, ein gesundes Kind, als Opfer der vernachlässigten Impfung, weggerafft.

Ich bezweifelte es kaum, daß sich nicht gleich, da, wie schon bemerkt, in diesen Dörfern viele geimpfte Kinder waren, mehrere Fälle ereignen könnten, wo bei den geimpften Kindern Menschenblattern folgen würden, ich erwartete es selbst von einigen durch mich geimpften, und verschob deshalb die Bekanntmachung dieses Aufsatzes, um zugleich diese Fälle und ihre Entstehungsweise mit zur öffentlichen Kunde bringen zu können. Sonderbar und wirklich auffallend ist es mir aber, daß bis jetzt aus den inficirten Dörfern noch nicht ein einziger Fall bekannt geworden ist, wo nach der bisherigen unvollkommenen Impfungs-Methode Menschenblattern gefolgt sind. Es ist dies wohl nur einem günstigen Zufalle zuzuschreiben.

Um es indessen anschaulich zu machen, wie unvollkommen das Impfgeschäft — mit besserm Wissen und dem besten Willen von Seiten des Arztes — in seinen Folgen ausfallen konnte, und vielleicht auch nach ausfallen wird; wie sehr es zu befürchten, und wie leicht es möglich ist, daß dieser Impfungsweise die Menschenblattern folgen, halte ich eine genaue Schilderung des gewöhnlichen Verfahrens für nöthig und nützlich. Es ging dabei gewöhnlich so zu: Fanden sich einige Landleute, die mir den Wunsch, ihren Kindern die Schutzblattern impfen zu lassen, anzeigten, und war dieser Entschluß, wie dies doch nur selten der Fall war, nicht auf Veranlassung des Pfarrers oder Schullehrers entstanden, so trug ich es den Landleuten auf, ihren Pastor und Schullehrer damit bekannt zu machen, und diese zugleich zu ersuchen, in ihrem Wohnorte es so viel als möglich zur allgemeinen Kunde zu bringen, daß an dem dazu bestimmten Tage die Impfung geschehen werde, und sie doch mit dafür sorgen möchten, daß sämmtliche Kinder, wobei nemlich die Impfung nöthig, um die gleichfalls bestimmte Stunde angesammelt würden. Oder ich wendete mich deshalb unmittelbar an die Pfarrer und Schullehrer selbst, und ersuchte sie um diese Bekanntmachung. Es wurde dabei jedesmal, sowohl von der Geistlichkeit als auch von mir, bekannt gemacht: daß nur von den wohlhabenden Eltern eine Kleinigkeit als Bezahlung erwartet werde; von allen übrigen Eltern aber, die sich durch Bezahlung dieser Kleinigkeit nur etwas zu entziehn glauben möchten, — nicht blos von wirklich Armen,

men, — durchaus keine Bezahlung oder etwas Aehnliches angenommen werde, und daß dieserhalb ja Niemand zurückbleiben möge. Schwerlich konnte dabei uneigennütziger gehandelt werden; und beiläufig sey es nur erwähnt, es war nicht selten der Fall, daß keiner, von der oft nicht ganz kleinen Gesellschaft, sich als wohlhabend meldete. Wäre indessen von gar keiner Bezahlung die Rede gewesen, so würde dieß der bezweckten Sache gewiß mehr zum Nachtheil als Nutzen gereicht haben; es würde die Impfung mehr als eine unbedeutende Sache, als ein Spiel betrachtet worden seyn.

Auf diese Weise gelang es nun oft, daß mehr als die Hälfte der Kinder des Orts oder der Gemeinde sich ansammelten und geimpft wurden. Von den Zurückgebliebenen wurden, wenn ich nun am 8ten Tage zur Besichtigung der Blattern mich wieder dahin begab, gewöhnlich noch einige, und so auch, wenn ich hierauf wieder am 8ten Tage, um die zuletzt Geimpften in Augenschein zu nehmen, an denselben Ort kam, noch wohl einige zur Impfung gebracht. Immer blieben aber, nach der Größe des Orts, viele oder wenigst ganz zurück, und bei diesen halfen denn keine Vorstellungen mehr.

Nach geschehener Impfung wurde es den versammelten Eltern der Kinder immer so deutlich und begreiflich als möglich gemacht; daß es nun hiermit noch nicht geendet, sondern daß nur der bezweckte Erfolg der gemachten Stiche oder Schnitte, die regelmäßige Entstehung und Ausbildung wirklicher ächter Kuh- oder Schutzblattern vor den Menschenblattern schütze, daß besonders die Schutzblattern-Impfung nicht immer hafte, und in diesem Falle die Wiederholung der Impfung nöthig sey; daß es auch falsche Schutzblattern gäbe, die die Empfänglichkeit für Menschenblattern nicht aufhöben; daß deshalb eine Besichtigung und Beurtheilung der Schutzblattern unumgänglich erforderlich sey; daß nur nach dieser Besichtigung ihnen Sicherheit, aber dann auch völlige Sicherheit gegeben werden könne; daß ohne dieselbe die Impfung, sie möge gehaftet haben oder nicht, gar keinen Werth habe; von ihnen als nicht geschehn angesehn werden müsse; und daß sie sich an demselben Orte um die gleichfalls bestimmte Stunde mit ihren Kindern wieder einstellen, und ihre noch übrig gebliebenen nicht geimpften Kinder mitbringen möchten.

Hier war es aber, wo sich, trotz aller Vorstellung und Ueberzeugung, die Indolenz eines großen Theils des Landbewohner wohl im höchsten Grade und gewiß zum größten Nachtheil des guten Rufs der Schutzblattern zeigte.

Recht oft, wenn ich am 8ten Tage auf die bestimmte Stunde wieder auf dem Sammelplatze ankam, fand ich auch nicht einen einzigen Impfling gegenwärtig, allnachgerade

fanden sich wohl einige ein, bei weitem die mehrsten blieben aber zurück. Machte nun die Entfernung es möglich, und war ein Bote zu haben, so wurden gewöhnlich sämmtliche Zurückgebliebene zur Herbeikunft eingeladen; aber auch diese Einladung half in den meisten Fällen nur wenig. An Entschuldigungen und Ausflüchten, die aber bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, und da sie es schon 8 Tage zuvor gewußt, unbedeutend waren, nur den hohen Grad der Gleichgültigkeit bewiesen, fehlte es indessen den Eltern nie. Entweder konnten die Eltern nicht abkommen, oder es war nur ein altes Mütterchen zu Hause geblieben, die den Transport der Kinder nicht besorgen konnte; oder die Kinder fürchteten sich, waren weggelaufen und nicht wieder zu finden; oder sie hatten es versprochen, gleich zu kommen, und blieben doch zurück; oder die Impfung hatte gar nicht gehaftet, und die Wiederholung derselben wurde als überflüssig angesehn; oder sie liessen mir die Versicherung geben, es wären alle Blattern gut aufgegangen, ständen gut, und es sey deshalb wohl keine Besichtigung nöthig; oder die Kinder befänden sich nicht wohl u. dgl. m. Auch waren nicht selten die Häuser ganz verschlossen gefunden, und die Kinder mit nach dem Felde, Garten oder Heu genommen.

Die Furcht, daß die Blattern geöffnet, und zum Weiter- oder Nachimpfen gebraucht werden möchten, hielt sie, besonders in den letzten Zeiten, nicht mehr oder doch nur selten zurück, weil sie der Meinung waren, daß das Oeffnen der Blattern zur Minderung der Armgeschwulst und Erleichterung der Kinder beitrage.

Kam nun der Bote nicht zu spät zurück, und ließ die oft weite Entfernung der Wohnungen es zu, so besuchte ich, da mir die Gewißheit des Erfolgs der Impfung so sehr am Herzen lag, gewöhnlich alle als krank angegebenen, so wie auch die, von welchen man mir gesagt, es sey die Impfung vollkommen gelungen, die Ansicht überflüssig, und nahm, so viele, als möglich war, von den übrigen Zurückgebliebenen in Augenschein. Doch wurde ich auch manchmal, weil, durch das wiederholte Hinschicken und Erwarten derer, die zu kommen versprochen hatten, mehrere Stunden verlohren gingen, die Nacht herbeigeführt wurde, mit dem besten Willen von allen Besuchen abgehalten.

Wie nöthig aber die Ansicht und Beurtheilung des Erfolgs der Impfung ist, bewahrheitete sich mir besonders bei diesen Besuchen. Da, wo die Impfung mir als vollkommen gelungen angezeigt war, fand ich ein Paarmal statt ächter Schutzblattern nur Grinde oder sogenannte falsche Schutzblattern, welche auch durchaus nichts ähnliches mit ächten Schutzblattern hatten, und, wie man

Digitized by Google

man dies zuweilen bei Neigung zu Hautkrankheiten findet, nur Folge der Impfstiche waren, mithin nicht schützen konnten. Eben so fand ich ein Paarmal bei denen, die als krank angegeben waren, eine andere Krankheit und keine Spur von Schutzblattern.

Und da das Impfen von der Platte oder mit zuvor aufgenommener Lymphe — wie jedem, der das Impfgeschäft kennt, noch mehr aber dem, der sich selbst damit befaßt hat, die Erfahrung sagen wird, — oft ganz oder doch zum Theil fehlschlägt, wenn auch die Lymphe in dem bekannten besten Zeitraume, mit aller nur möglichen Vorsicht aus recht guten ächten Pusteln aufgenommen, aufbewahrt und ganz frisch eingewandt wird; oder, wie schon bemerkt, nur als Folge der Schnitte und vielleicht des nachherigen Kratzens und Scheurens der Kinder, kleine Geschwüre und Hautkrusten in ihrem Gefolge hat; der Landmann aber, nicht blos zu Anfange der Einführung dieses ihm unbegreiflichen und unerklärlichen Phänomens sich damit beruhigt, wenn nur die Impfschnitte gemacht worden, und dann behauptet, seinem Kinde wären die Blattern geimpft, oder, was ihm einerlei ist, sein Kind habe die Blattern gehabt; es mag nun der Impfung Ausschlag oder Blattern oder gar nichts gefolgt seyn; so ergiebt es sich wohl von selbst, wie nöthig die nachherige Untersuchung des Erfolgs der Impfung sey, und wie sehr die Unterlassung derselben — wozu freilich der Landmann fast immer und allein die Veranlassung giebt — dem guten Rufe der Schutzblattern schaden könne, und gewiß schaden werde. Und daß auf diesem Wege, so wie nemlich bis jetzt die Impfung geschahe und nur geschehen konnte, der große Zweck derselben, die gänzliche Austilgung der abscheulichen mördertschen Seuche, der Menschenblattern, schwerlich oder doch nur in einer unvollkommen erreicht werden kann: wir vielleicht in der Folge nur weiter davon entfernt werden; mithin diese Art und Weise, die Schutzblattern-Impfung einzuführen und zu verbreiten, mit allem Rechte als unzureichend angesehn und unvollkommen genannt zu werden verdiene.

Demungeachtet hoffe ich nicht, daß es jemanden — dem es um das Wohl unserer Succession wirklich Ernst ist — einfallen werde, es zu tadeln oder unrecht zu nennen, daß wir, da wir es wußten, wenn die Impfung auf diese Art unternommen werde, dieselbe in ihren Folgen unvollkommen ausfallen, ihrem ferneren Gedeihen ein beträchtlicher Nachtheil erwachsen könne, doch diese unvollkommene Methode beibehielten, ferner anwendeten, und eifrig zu verbreiten suchten.

Wollten wir diese große Entdekkung nicht für den Landmann ganz unbenutzt lassen; so war und ist

uns

uns meines Wissens auch noch bis jetzt kein anderer Weg übrig; da es uns noch immer an positiven Landesgesetzen fehlt, die es einem jeden, der die Menschenblattern noch nicht gehabt hat, zur unerlaßlichen Pflicht machen, sie sich oder denen seiner Fürsorge Anvertraueten impfen zu lassen, und sich den dabei nöthigen Regeln und Vorschriften zu unterwerfen, sich nicht gleichgültig oder absichtlich zu entziehen.

Es hing ja bis jetzt allein von der Willkühr eines jeden ab, was er in dieser wichtigen Sache thun und lassen wollte. Höchstens konnten Vorstellungen und Ueberredungen als Beförderungsmittel noch angewandt werden; damit war alles geschehen.

Daß es aber besser war, in dieser wichtigen Angelegenheit etwas, wenn dies Etwas auch nicht in der größten Vollkommenheit geschehn konnte, als gar nichts zu thun, hat sich gewiß zur Gnüge in jedem großen und kleinen Orte der hiesigen Lande, wo nachher Menschenblattern-Epidemien beobachtet wurden, bestätigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Berechnung der Menschenzahl auf der ganzen Erde.

(Aus Volney, Traité du Climat et du Sol des Etats unies de l'Amérique, Tome II. p. 474. f.)

Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben bekanntlich eine Volksmenge von — —	5,215,000	Köpfen.
Die Spanier geben an die Menschenzahl von Mexiko	3,000,000	—
Kanada hatte 1798. 197000 Menschen, dafür —	200,000	—
Im obern und untern Louisiana sind höchstens —	40,000	—
In beiden Florida's ungefähr eben so viel — —	40,000	—
Die Kreecks, Chacta's und Chicassa's haben zusammengenommen ungefähr 8000 Krieger, daher ihre ganze Volkszahl — — —	24,000	—
Alle Wilde des Wabache und Michigan höchstens —	15,000	—
Die ganze Masse aller übrigen Wilden des festen Landes bis zum Eismeere und zum Nootka Sunde	600,000	—
Ueberhaupt —	9,134,000	Köpfe.

Ganz Nordamerika hat also nur wenig mehr als 9,000,000 Menschen, und dabei ist der letzte Posten der Wilden vielleicht um seine volle Hälfte zu hoch angesetzt.

Süd-

Digitized by Google

Südamerika scheint eine nicht völlig so beträchtliche Anzahl zu enthalten. Unterrichtete Spanier schätzen die Menschenzahl in allen spanischen Besitzungen, Peru, Chili, Paraguai, Plata, und auch Caracas nicht höher als — — — —	4,000,000 Köpfe.
Die nicht unterjochten natürlichen Einwohner des Landes sind nicht mit in dieser Zahl begriffen.	
Brasilien zählt 500,000 Portugiesen und 600,0000 Neger — — — —	1,100,000 —
Ueberhaupt auf dem festen Lande	5,100,000 Köpfe.
Die Anzahl der nicht bezwungenen Indier läßt sich mit gar keiner Zuverlässigkeit schätzen; aber nach Verhältniß des Landes, welches sie bewohnen, wird man ihre Menge kaum auf die Hälfte der Anzahl der Weissen schätzen können; ich rechne nur —	100,000 —
Die Anzahl der Bewohner in den Kolonien auf den Antillen, und der Landenge von Panama übersteigt nicht — — — —	1,800,000 —
Das Holländische und Französische Guiana haben nicht mehr als — — —	75,000 —
Ueberhaupt —	7,975,000 Köpfe.

Das sind beinahe 8,000,000. Wenn wir aber auch 10,000,000 annehmen; so bleibt es doch eben so wahr, daß beide Amerika's zusammen nicht über 20 Mill. Einwohner enthalten.

Diese Berechnung weicht sehr von derjenigen ab, welche mein verehrter College vom National-Institut, der Astronom Hr. Lalande, aufgestellt hat. Er gab in seinem Annuaire VIII und IX die Zahl der Bewohner der neuen Welt zu 180,000,000 an. Es ist wahr, er kam in den Jahren X und XI plötzlich auf 60,000,000 herab; das ist auf weniger als die Hälfte seiner ersten Angabe. Zuletzt im laufenden Jahr XII finde ich die von ihm angegebene Anzahl auf die von mir herausgebrachte heruntergesetzt, die ihm einige unserer gemeinschaftlichen Freunde am Bureau des longitudes (der Länge zur See) mitgetheilt haben.

Ein ähnliches Verfahren wird für die von ihm angegebene Menschenzahl von 580,000,000 für ganz Asien einzuschlagen seyn. Ohne Zweifel rechnet er die Bevölkerung von China auf zwei bis 300 Millionen, wie man uns das vor Jahren erzählt hat. Aber die Zahl dieser Bevölkerung, die uns durch die Engländer in den letzten

Jahr-

Jahren genauer bekannt geworden ist, beträgt für die Bevölkerung des Landes, die Städte ungerechnet, nur etwa 55,000,000. Rechnet man nun die Bevölkerung der Städte der Volksmenge auf dem Lande gleich, so würde das Ganze 110,000,000 betragen, und die Bevölkerung desselben auf höchstens 12,000,000 Köpfe angeschlagen werden können.

Persien hat nach Olivier nur — — — 3,000,000 Köpfe.
Für die ganze asiatische Türkei kann ich nach Aufzählung der Bevölkerung der einzelnen Länder nicht mehr herausbringen, als — — 11,000,000 —

So daß ich glaube, ganz Asien könne nicht mehr enthalten als — — — 240,000,000 Köpfe.*)
Europens Bevölkerung beträgt bekanntlich 140 bis 142,000,000 Köpfe.
Afrika, Egypten mitgerechnet, kann kaum mehr haben als Amerika, wir wollen aber annehmen 30,000,000 —
Endlich wollen wir noch für die Inseln des Südmeers, Neu-Guinea ꝛc. annehmen — 5,000,000 —

So wird die Bevölkerung der ganzen Erde 437,000,000 Köpfe, und man wird, Amerika mitgerechnet, nicht 500 Millionen annehmen können.

S.

Es ist durchaus kein Wunder, wenn man sich bei Schätzungen der Bevölkerung von Ländern, denen noch unsere bürgerlichen Einrichtungen mangeln, sehr irrt. Unter uns selbst haben wir Beispiele unbegreiflicher ähnlicher Irrungen. Zum Beispiel: bis zum Jahre 1792 zählte Korsika nicht mehr als 138,000 Einwohner, wie ich es in den Listen des Direktoriums zu Corte eingetragen gesehen habe. Jetzt figurirt Korsika in allen unsern officiellen Darstellungen der Bevölkerung mit 230,000 Einwohnern. Man wird nach der Möglichkeit davon fragen; hier ist die Erklärung: Im Jahr 1793 hielten die patriotischen Korsen es für zuträglicher, zwei Departements anstatt Eines zu haben, um die Besoldungen jeder Art von Departements-Angestellten doppelt zu beziehen, die Frankreich bezahlte. Man gab dem Departement Golo die alte bekannte Anzahl der Bevölkerung der ganzen Insel, oder 158,000; für das Departement Liamone wurden 72,000 angesetzt, die es enthalten konnte, obgleich diese Anzahl schon in der zuerst für das Departement Golo angegebenen Volkszahl mit enthalten war. Korsika erhielt nun dadurch ein ganzes Drittel Einwohner mehr, ob sich gleich seine Bevölkerung seit 1790. schon vermindert hatte. Das ist eine officielle Berechnung ohne Widerspruch.

* * r.

*) Besteht denn Asien allein aus den genannten Ländern? und wenn man auch den nördlichen Theil ganz weglassen wollte, so wird doch der südliche gewiß nicht auszulassen seyn. Indessen wird diese Lücke in der Rechnung durch die bei der herausgebrachten Hauptsumme von 437 Millionen, Amerika mitgerechnet, und den dafür angenommenen runden 500 Millionen so ziemlich wieder gut gemacht. A. d. U.

Hannoverſches Magazin.

84tes Stück.

Freitag, den 20ten October 1809.

Einige Bemerkungen,

die Nothwendigkeit einer geſetzlich einzuführenden Schutzblattern-Impfung betreffend.

Vom Dr. Roſe in Hameln.

(Fortſetzung.)

In der hieſigen Gegend ſind, ſeitdem wir die Schutzblattern-Impfung angewendet haben, jetzt die Menſchenblattern zum drittenmal. Es iſt wahr, ſie haben noch immer Unglück genug angerichtet; wie groß würden aber ihre Verheerungen, wie weit zahlreicher die Opfer geweſen ſeyn, wenn gar keine Schutzblattern geimpft worden? Doch es bedarf ja wohl keiner Entſchuldigung! wir thaten das, was wir konnten, ſo gut es uns möglich war; der Erfolg iſt zu augenfällig; Tauſende ſind dadurch geſund und am Leben erhalten worden. So wie aber hierzu, um den guten Ruf der Schutzblattern zu erhalten, andere ſtrengere Verfügungen durchaus erforderlich ſind, ſo ſind ſie es eben ſo ſehr, ja noch mehr, um die bis jetzt von der Impfung, aus Gleichgültigkeit, Eigenſinn, Aberglauben, oder wie die Ausflüchte heißen mögen, ganz Zurückgebliebenen zur Annahme derſelben zu überreden, oder vielmehr zu zwingen. Denn wir haben, wie ſchon bemerkt, in dem hieſigen Orte und ſeinen nahen Umgebungen noch keinen einzigen Fall, wo der gelungenen Impfung wieder Menſchenblattern gefolgt wären. Es würde daher, wenn ſich alle nur zur Impfung entſchloſſen hätten, nicht ſchon zum drittenmale eine Menſchenblattern-Epidemie entſtehn, den Tod ſelbſt, und — was bei der untern Volksklaſſe oft noch faſt ſchlimmer iſt, — ſich oft auf die ganze Lebensfolge ausdehnende Schwächlichkeit, Ungeſun-

digkeit, Lähmung und Zerstöhrung der Sinneswerkzeuge herbeiführen können.

Es ist nicht bloß unangenehm, sondern es empört wirklich das Gemüth, wenn einem noch jetzt die Menschenblattern in ihrem höchsten Grade vor Augen kommen, wenn man die scheusliche Leiche, wenn man die allein dadurch bewirkte Entstellung, Zerrüttung und Zerstöhrung der Gesundheit, völlige Verkrüppelung vorher ganz gesunder hoffnungsvoller Menschen sieht, und sich dabei das Bewußtseyn der Ueberzeugung nicht erwehren kann, sich selbst sagen muß: dieser schrecklichen Krankheit, diesem nun auf immer völlig zerstörten Gesundheitszustand, diesem Tode hätte so leicht, so gewiß vorgebauet, es hätten diese Krankheit und alle während derselben erlittenen, oft bis zur Verzweiflung führenden Schmerzen und Beängstigungen ganz verhütet werden können, und es geschah nicht! Man ließ diese mörderische Pest, fast ungestöhrt, Tod und Verderben verbreiten, konnte ihr wehren und that es nicht.

Es sind wahrlich eben keine zarte oder verfeinerte Gefühle dazu nöthig, um vor dieser Krankheit, wenn sie einen hohen Grad erreicht hat, Abscheu zu erregen. Man führe den rohesten gefühllosesten Menschen an das Bette eines an dieser Krankheit in der Abtrocknungs-Periode schwer darnieder liegenden Kranken; wenn dieser ganz hülflos, ohne alle Möglichkeit, sich zu bewegen, da liegt; gleich einem verbrannten, unförmlichen, in Fäulniß übergegangenen Fleischklumpen, oder vielmehr gleich einem halb vermoderten Aase, das Krankenzimmer mit faulen Dünsten, die selbst dem Aufenthalte der Pfleger unerträglich und gefährlich werden, überfüllt, so überfüllt, daß alles Räuchern dagegen nur wenig oder doch nur auf kurze Zeit hilft. Wenn der Kranke, — doch gewiß nur zur Erhöhung seiner schweren Leiden — noch Besinnung und Verstand hat, und, wie dieß gewöhnlich geschiehet, die Veränderung seiner Lage so sehnlich wünscht, es aber dem Pfleger fast unmöglich wird, auch diesen Wunsch zu befriedigen, weil die ganze eiternde Oberfläche am Bettuche klebt, bei der vorsichtigsten Bewegung daran kleben bleibt, und so oft der größte Theil des Körpers auf einmal abgeschält wird. Wenn er vom peinlichsten Durste geplagt wird, und doch keine, selbst die blandesten Flüssigkeiten nicht herunterbringen kann. Wenn das Vermögen zu sprechen aufgehört hat, und sein Wimmern und Aechzen schreckliche Schmerzen und Beängstigungen deutlich verrathen. Wenn dann endlich, und im Kindesalter gewöhnlich, allgemeine Zuckungen dem Leben dieses schon halb verweseten Menschen ein Ende machen. Ein solcher Anblick, der sich wohl nicht fürchterlich genug schildern läßt, erreicht gewiß den hartherzigsten Menschen; es empört gewiß auch ihn, wenn man

ihm

ihm sagt: alle Leiden, die wir hier sehen, hätten können so leicht verhütet werden, und man that es nicht, und, was sich oft eben so gut beweisen läßt, man wollte es nicht thun. Wer den höchsten schlimmsten Grad dieser gewöhnlich letzten Krankheits-Periode nie selbst gesehn, dem mag die Schilderung desselben übertrieben scheinen; wer ihn aber selbst und mit Theilnahme beobachtet hat, der wird jede Beschreibung desselben, so wie auch die Schilderung der Gefühle, welche bei dem Anblicke dieses schrecklichen hoffnungslosen Zustandes geweckt werden, unzulänglich, zu gelinde bezeichnet finden. Mein Wunsch ist erreicht, wenn auch nur Einzelne dadurch bewogen werden sollten, die ganze martervolle Krankheit, und somit auch den Tod Vieler zu verhüten.

Wenn es nun, was doch wohl sehr wahrscheinlich und glaubhaft ist, in andern Theilen und Gegenden des hiesigen Landes, und vermuthlich auch im Auslande, wie hier geht, wenn die Beispiele und Belehrungen der Aerzte und Wundärzte, Güterbesitzer und Beamten, überhaupt aller, die den Werth der Impfung kennen, besonders aber der Prediger und Schullehrer auf dem Lande, welche in der hiesigen Nähe sich der Schutzblattern-Impfung mit so vieler Wärme angenommen, in Kirchen und Schulen bei jeder schicklichen Gelegenheit die Vortheile und den Zweck dieser wichtigen Entdeckung ins Licht zu stellen suchten, und da, wo ihre Familie es möglich machte, mit der Impfung ihrer eignen Kinder ein Beispiel gaben; ihre Wohnungen und Schulstuben gerne und willig zum Versammlungsorte der Impflinge einräumten; sich selbst in die Wohnungen der Ortseinwohner oder der Einwohner der Filiale begaben, um den Eltern oder Pflegeeltern wiederholt die Impfung durch Gründe und Thatsachen zu empfehlen; oder wo, wie dieß oft der Fall war, auch dieß nicht half, durch ihr Ansehn und Ueberredung sie möglich zu machen suchten. Wenn mithin die genaueste Bekanntschaft mit der Impfung und ihren wohlthätigen Folgen, so wie auch Ueberredung zur Anwendung derselben nicht zureicht; wenn — wodurch doch sonst alle Zweifel auf einmal gehoben zu werden pflegen — die sichtliche, sinnliche Anschauung der vorherigen und auch jetzigen Epidemie der Menschenblattern, wodurch noch immer viele Kinder getödtet und ungesund geworden sind, nicht zureicht, diese, theils rohen, gegen sich und der übrigen Menschen Wohl gleichgültigen, theils vorurtheilsvollen, abergläubischen Menschen, zur Anwendung der Impfung und Befolgung der dabei erforderlichen Maaßregeln zu bringen. Und wenn endlich diese Entdeckung das ist, wofür wir sie halten, und so oft nach unserer Meinung mit Fug und Recht angepriesen haben; wenn durch ihre allgemeine Anwendung, doch nur

durch ihre allgemeine Anwendung, der Menschheit eine so große Wohlthat erwächst und erwachsen wird: wenn durch den entgegengesetzten Fall so vieles unwiderbringlich verlohren geht, und in der Zukunft verlohren gehn muß; so leuchtet es einem jeden, dem es um das Wohl der Menschheit wirklich ernsthaft zu thun ist, gewiß von selbst ein, daß andere Mittel und Wege höchst nöthig sind, die allgemeine Anwendung der Schutzblattern-Impfung möglich zu machen, und daß diese Mittel bald und kräftiger wie bisher angewendet werden müssen. Nur solche Verfügungen, durch welche die von der Impfung Zurückgebliebenen, wenn sie nicht durch Krankheit oder Mangel an Gelegenheit daran verhindert werden, theils bestraft, noch mehr aber beschämt werden; und durch welche ihnen die Impfung der Schutzblattern, nach einer kurzen genau bestimmten Frist, zur unerläßlichen Pflicht gemacht wird, können und werden diesem großen Unglücke Einhalt thun, ihm gewiß und völlig abhelfen.

Die schon mehrmals geschehene Frage, ob den höhern und höchsten Lande obrigkeiten es auch zustehe, die Impfung der Schutzblattern durch kräftige Landesgesetze zu verordnen, und, im Nichtbefolgungsfalle, die Säumigen, Nachlässigen und Widerspenstigen durch strenge und selbst durch die strengsten körperlichen Züchtigungen zu bestrafen? kann jetzt, nachdem so viele tausend Beispiele allein zum Vortheil der Schutzblattern-Impfung entschieden haben, nicht mehr Statt finden. Haben die höhern Landesbehörden das Recht, oder vielmehr gebietet es ihnen Pflicht, die türkische und amerikanische Pest durch Maaßregeln und strenge Verfügungen von ihren Landesgrenzen abzuhalten, selbst der Hornvieh-Pest durch zweckmäßige Vorkehrungen und Verordnungen Einhalt zu thun; die, welche den deshalb emachten Verfügungen sich nicht unterwerfen wollen, strenge, selbst mit dem Tode zu bestrafen; so kann man ja wohl nicht mehr fragen, ob ihnen auch das Recht und die Befugniß zustehe, die Menschenblattern-Pest, durch welche gewiß weit mehrere Menschen als durch die türkische Pest weggerafft und ungesund geworden sind, die sich jetzt so leicht abhalten, und wenn sich mehrere Länder und Staaten deshalb vereinigen, ganz von dem Erdboden vertilgen läßt, durch kräftige Landesgesetze in ihrem Gebietsbezirk zu verhüten.

Ich schätze und ehre die Freiheit des einzelnen Menschen, so wie eines ganzen Staats, im Denken und Handeln, als eine der größten Lebens-Wohlthaten; doch darf durch diese Freiheit so wenig mehreren, als auch nur einem einzigen Menschen ein bedeutender Nachtheil erwachsen. Geschieht dieß, und können oder wollen wir uns nicht aus der Gesellschaft, der wir schaden können, ent-

Digitized by Google

entfernen; so müssen wir es uns gefallen lassen, daß unsere Freiheit begrenzt wird, oder nach Befinden der Umstände ganz aufhöre; und die Verfügungen darüber kommen, nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, den höheren oder höchsten Landes-Obrigkeiten zu.

Bis jetzt war es freilich noch in mehreren Staaten erlaubt, in Hinsicht der Schutzblattern-Impfung ganz seiner Meinung und seinem Willen zu folgen, er mochte nun dadurch für oder wider die Schutzblattern-Impfung gestimmt werden. Aber es ist und wird in allen diesen Staaten gewiß auch noch jetzt diese Freiheit von einzelnen, zum größten Schaden mehrerer der übrigen Landeseinwohner gemißbraucht werden; mithin sind solche Verfügungen nöthig, wodurch diesem Misbrauch der Freiheit abgeholfen wird; und da durch diese Verfügungen das wichtigste, was der Mensch besitzt, Gesundheit und Leben, beschützt werden soll, sind die strengsten Maaßregeln höchst erforderlich.

Hat ein erwachsener, den Landesgesetzen zufolge mündiger Mensch, die Menschenblattern noch nicht überstanden, und will er sich der Schutzblattern-Impfung nicht unterwerfen, lieber den Staat, welchem er durch seinen längern Aufenthalt gefährlich werden kann, verlassen; so liesse sich hiergegen nicht sehr viel Erhebliches einwenden, man könnte ihm seine Freiheit lassen, nur müßte er bald abreisen. Anders verhält es sich aber mit den Minderjährigen und Unmündigen; diese können sich nicht selbst rathen, nicht für sich sorgen, nicht über sich bestimmen. Diese muß, wenn der Schutz der Eltern ganz aufhört, oder nicht zureicht, oder gar zum Verderben der Pflegbefohlnen führt, und wenn — wie dieß bei Vernachläßigung der Schutzblattern-Impfung so ganz der Fall ist — diese Unmündigen nicht bloß ihrem eignen Leben, sondern auch dem Leben und der Gesundheit der übrigen Menschen so sehr nachtheilig werden können, die Orts- und endlich die Landesobrigkeit schützen, für sie sorgen und über sie bestimmen.

Dieß geschiehet ja auch bei andern Fällen in allen gut organisirten europäischen Staaten. Stirbt z. B. der Vater, so werden den Kindern Vormünder gesetzt; verschwendet der Vater sein Vermögen muthwillig, ein Curator; kommen die Kinder nicht in die Schule, so wird der Vater deshalb zur Rede gestellt; mißhandeln Eltern ihre Kinder, so werden sie deshalb zur Verantwortung gezogen, und bestraft; morden Eltern ihre Kinder, so wird ihnen das Leben wieder genommen. Beweise genug, daß es von jeher Gebrauch gewesen ist, da, wo der Schutz der Eltern nicht zureichte, die Obrigkeit ihre Stelle vertrat.

Nur in Hinsicht der Menschenblattern fehlte es in vielen Staaten noch an ähnlichen, gewiß jedem

Staate

Staate nöthigen und wohlthätigen Gesetzen. Es konnte bis jetzt jeder Erwachsene sich, jeder Vater seine eigenen Kinder, und selbst die seiner Nachbaren durch diese Krankheit morden, ohne daß er deshalb zur Rechenschaft gezogen wurde.

Es ist dieß doch wirklich auffallend, und kann wohl als ein Beweis dienen, wie auch eine wichtige Angelegenheit eine Zeitlang übersehn werden kann; da man ausserdem alles aufbietet, weder Kosten noch Mühe scheuet, das Leben des Einzelnen zu erhalten; dem, der jemanden aus einer großen Gefahr rettet, Belohnungen verspricht und giebt, und dieß zur ferneren Aufmunterung öffentlich bekannt macht; und doch die Gefahr, die alle andern an Allgemeinheit weit übertrifft, nicht wegnimmt. Es war freilich die Beobachtung von einiger Zeit, von einigen Jahren erforderlich, bevor wir uns berechtigt halten konnten, wie jetzt, mit der größten Gewißheit über den Erfolg der Impfung zu entscheiden. Nachdem aber zuvor in mehreren Ländern und Gegenden schon mehrere Blattern-Epidemien beobachtet waren; so ist seit ungefähr 3 bis 4 Jahren der Sieg der Schutzblattern so vollkommen gewesen, daß er wohl keinen Zuwachs mehr erhalten konnte.

(Der Schluß folgt.)

Empfehlung der Gemüse- oder Bitter-Kresse.

Die Gemüse- oder Bitterkresse ist in mehrern Gegenden noch sehr unbekannt, obgleich dieses, der Gesundheit des Menschen so wohlthätige Gewächs, schon seit mehr denn 20 Jahren in der Nähe von Hannover in dem Garten des Hrn. Staats- und Cabinets-Ministers von L. zu L. angebauet, und als ein delikates Abendgemüse gespeiset wurde.

Diese Gemüsekresse verdient völlig dem Spinat an die Seite gesetzt zu werden, und dürfte vielleicht bei Manchen diesen sogar verdrängen, indem selbige so viel Reizbares und Wohlthätiges mehr für den Magen und die Eingeweide hat. So viel ist gewiß, durch ihren Anbau im Allgemeinen wird für den Herbst, den Winter, Frühling und Sommer ein wohlthätiges Gemüse, vorzüglich für Patienten, mehr hervorgebracht, und durch die Abwechselung auch mehr Reiz für die übrigen bewirkt.

Ohne

Ohne mich nun um die chemische Untersuchung der Bestandtheile dieser Staude, oder ihre Abstammung und lateinische Benennung vor der Hand zu bekümmern, welches ich auch gern andern überlasse, bemerke ich folgendes über den Anbau und die Benutzung der Bitterkresse.

Der braune ganz feine länglicht runde Samen wird zu Ende Julius reif; man säet ihn sodann, wie Senf, auf fruchtbaren, vorzüglich mit Kuh- und Pferdemist gut gedüngtem Boden, auf einen geringen Raum, je nachdem das Verhältniß der Verspeisung groß oder klein ist. Ein Raum von einer Ruthe lang und 4 Fuß breit ist für 4 bis 6 Personen zureichend groß genug, und ½ Loth guter Samen hierauf hinlänglich. *) Der Same braucht bei fruchtbarem Wetter kaum eingeharkt zu werden, da ich bemerkt habe, daß ihn die Vögel nicht fressen. Bei trockener Witterung ist es rathsam, den Boden vor dem Säen erst etwas fest zu treten, und nach dem Säen fein einzuharken. Nach dem Auslaufen zeigen sich erst zwei kleine runde Blättchen, und so vegetirt diese Staude fort bis nach dem Winter, widersteht diesem, wenn er auch noch so strenge ist, und wächst vorzüglich unterm Schnee. Allein im ersten Jahre ist die Bestaudung nicht so stark, wie in dem nächsten und folgenden, wo sich denn sehr breite Hörste oder Büsche, etwa eine Hand hoch, daraus bilden, die beim Gebrauch bis auf den Herzpoll abgeschnitten werden, welches auch alsdann im April oder Anfangs Mai geschehen muß, wenn dieß Gewächs nicht in Samen schiessen soll, zu welchem Behuf man zu eignem Gebrauch ein Paar Hörste aufschießen läßt. Das Reinigen von Unkraut versteht sich ohnehin. Wird die Staude, welche aus ein wenig länglichten, doch mehr runden schlichten krausen Blättern besteht, da, wo sie unter dem Hauptblatte am Stiele noch ein Paar Blätterchen hat, durch den Schnitt herunter gehalten, so kann man 3 und mehrere Jahre auf einem Platze fortternten, ohne sich jährlich um den neuen Anbau zu bekümmern.

Im Herbst, ehe Frostwetter eintritt, ist der Geschmack der Bitterkresse etwas stärker, wie nach dem Froste, wie dieses bei den braunen Kohlarten auch der Fall ist. Doch kann man, wenn man will, diesem durch Abkochen leicht abhelfen.

Uebrigens sättigt die Biterkresse außerordentlich, und hat man zu diesem Behuf nur ein geringes Quantum nöthig, welches, nachdem es gereinigt, in kochendes Wasser ge-

*) Auf diesem Raume können für diese Personen 12 bis 16 Mahlzeiten geschnitten werden, und bei guter Vegetation ist in wenig Wochen ein neuer Schnitt zu gewärtigen. d. V.

gethan, wie Spinat gahr gekocht, und so weiter mit Butter, Bouillon von frischem Fleisch, vorzüglich Kalbfleisch, jungen Hünern und Tauben zubereitet, und diesem hinzugefügt, eine wahre Delikatesse ist. Die Köche bedürfen zwar diese Anweisung nicht, doch giebt es ausser diesen gewiß viele, denen sie willkommen seyn wird.

Eine besondere Bemerkung muß ich hier hinzufügen: daß ich bei meinem ziemlich starken Tischpersonale in diesem Jahre, von 11 Personen nur an dreien Fieberanfälle, die aber auch sofort (ausser einem Brechmittel) wieder gehoben, bemerkt habe, welches ich unter andern auch vorzüglich der wöchentlich einigemal mitunter genossenen bittern Gemüsekresse, welche, wie gesagt, dem Magen so wohlthätig bekommt, mit verdanke. Um diese wohlthätige Pflanze weiter zu verbreiten, habe ich ein Paar Pfund Samen davon in diesem Jahre gezogen. Hoffentlich wird der Gärtner Fehrenkampf zu Lenthe unter andern auch mit etwas dienen, und so den Anbau dieser vortrefflichen Staude vor der Hand mit erweitern helfen.

Barrigsen. J. C. Rundspaden.

Noch ein Mittel gegen die Fliegen.

Man nehme die grünen Blätter vom Kürbis, trockne sie, reibe sie zu Pulver, streue dieses Pulver auf Kohlen, und lasse es in dem Zimmer, das man von Fliegen befreien will, verdampfen. Man wird finden, daß sie davon sterben. Wenn man Vögel in dem Zimmer hat, so muß man solche erst daraus entfernen, weil ihnen dieser Dampf nachtheilig ist; auch kein Mensch muß im Zimmer sich aufhalten, bis der Dunst sich wieder verzogen hat, weil er Kopfschmerzen veranlaßt.

Die frischen Kürbisblätter sind auch dazu dienlich, die Bremsen, Fliegen und Mücken von den Pferden abzuhalten, wenn man letztere damit reibt, oder mit dem ausgedrückten Safte davon bestreicht.

Hannoverſches Magazin.

85tes Stück.

Montag, den 23ten October 1809.

Einige Bemerkungen,

die Nothwendigkeit einer geſetzlich einzuführenden Schutzblattern-Impfung betreffend.

Vom Dr. Roſe in Hameln.

(Schluß.)

Die in England gemachten Bemerkungen, daß einige Kinder, wovon es unzubezweifelnde Wahrheit zu ſeyn ſcheint, daß ſie zuvor die Schutzblattern gehabt haben, von einer den natürlichen Blattern ſehr ähnlichen, doch viel leichtern Krankheit wieder befallen ſind; und der einzige im November v. J. in Hannover ſelbſt bemerkte ähnliche Fall, verdienten allerdings alle nur mögliche Aufmerkſamkeit, können aber doch unmöglich der ferneren allgemeinen Verbreitung der Schutzblattern Einhalt thun. Sie ſind nur als Ausnahmen von der übrigens unerſchütterlich feſtſtehenden Regel anzuſehen. Man hat keinen bösartigen Charakter an dieſen Blattern bemerkt, die Stadien ſind beträchtlich abgekürzt, das Erkranken iſt überhaupt viel geringer und ohne alle Lebensgefahr geweſen.

Es ſcheint dieſe Krankheit zwiſchen Wind- oder falſchen und den wahren Blattern in der Mitte zu ſtehen; man könnte ſie modificirte Blattern nennen.

Auſſer den einzelnen beſonderen in und um London bemerkten Fällen — die ſich ungefähr wie Eins gegen einige Tauſend verhalten können — und den einzigen in Hannover, iſt bis jetzt in ganz Europa nichts ähnliches zur öffentlichen Kunde gekommen; wollte man ſie deshalb auf das Ganze vertheilen, ſo würde vielleicht auf Funfzig bis Hundert Tauſend kaum einer zu rechnen ſeyn. Wenn indeſſen auch mehrere ähnliche Fälle ſich noch ereignen ſollten, ſo werden ſie doch immer nur ſelten ſeyn und bleiben; und da

die nachherigen Menschenblattern durch die — wenn auch Jahre lang vorhergegangenen — Schutzblattern immer in eine leichte gefahrlose Krankheit umgewandelt werden, werden und können die Schutzblattern an ihrem großen Werth dadurch nicht verlieren. Es kann deshalb dies Ereigniß, in Rücksicht des ferneren Impfens, fast als gleichgültig angesehn werden, wenigstens fürs erste auf die weiteren Verfügungen keinen verzögernden Einfluß haben. Es existiren ja auch schon in mehreren Ländern Gesetze, welche die Impfung der Schutzblattern jedem und ohne alle Ausnahme gebieten; ich führe hier nur zwei als Beispiel an.

Nach einer im Jahre 1805 in den Bayerschen Staaten erschienenen Verordnung soll jeder Hausvater, in dessen Familie jemand die Blattern bekommt, jeder Pfarrer, in dessen Gemeinde jemand an den Blattern stirbt, unverzüglich, und im Versäumungsfall bei Strafe, sogleich der nächsten Gerichtsbehörde davon Nachricht geben. Und wenn hinführo ein Kind an den Blattern stirbt, und es sich beweisen läßt, daß die Eltern die Schutzblattern-Impfung versäumt oder gar nicht zulassen wollen, so soll, zugleich mit dem Sterbefall, in den Kirchenbüchern bemerkt werden, daß die Eltern durch Lieblosigkeit oder Eigensinn den Tod dieses Kindes selbst befördert, auch soll dasselbe, zur Warnung für andere, öffentlich bekannt gemacht werden. Der an den Blattern Gestorbene soll schon am andern Tage begraben werden, und der Leiche keiner folgen, der nicht die Menschen- oder Schutzblattern bereits überstanden hat.

1806 erfolgte im Fürstenthum Piombino eine die Schutzblattern-Impfung betreffende Verordnung, in welcher es bei 100 Francs Strafe jedem Hausvater befohlen wird, es jedesmal gleich der Obrigkeit anzuzeigen, wenn ein Kind von den Menschenblattern befallen worden; und dem, der von einem verheimlichten Blatternkranken die erste Anzeige macht, 50 Francs Belohnung versprochen werden. Jedes Haus, in welchem sich ein oder mehrere Blatternkranke befinden, soll gänzlich gesperrt, mit Wache umgeben, und wer daraus zu entweichen sucht, in ein Gefängniß eingesperrt werden. Sobald es möglich, sollen alle Kinder und Erwachsene, die es noch bedürfen, in Zukunft aber alle neugebohrnen Kinder, schon in den zwei ersten Lebensmonaten geimpft werden. Die Impfung soll unentgeldlich nur durch besonders dazu bestellte Aerzte geschehen u. s. w.

Wahrscheinlich überzeugte man sich aber bald in den Bayerschen Staaten, daß die vorhin angeführte Verordnung zur Erreichung des grossen Zwecks unzulänglich sey; denn es erschien schon unterm 26ten August

eine andere genauer bestimmte, beträchtlich erweiterte und in 10 Paragraphen abgefaßte, die allgemein einzuführende Schutzblattern-Impfung betreffende Verordnung. Sie ist wohl als das wichtigste und vollkommenste bis jetzt über diesen Gegenstand erschienene Landesgesetz anzusehen. Man erlaube mir deshalb, den wesentlichen Inhalt derselben, mit einigen Anmerkungen begleitet, hier mitzutheilen.

Der erste Paragraph bestimmt, daß alle Landesbewohner, die das 3te Jahr zurückgelegt, und weder Kinder- noch Schutzblattern überstanden haben, in Jahrsfrist geimpft seyn sollen.

Nach dem 2ten Paragraph müssen alle Kinder, welche am 1ten Julius eines jeden folgenden Jahres 3 volle Jahre erreicht haben, mit Schutzblattern-Lymphe geimpft seyn.

Anmerkung. So wie in der piombinischen Verordnung der Termin von 2 Monaten im Allgemeinen gewiß zu früh bestimmt ist, so scheint er hier wieder zu weit hinaus gesetzt zu seyn. Sollen alle Neugebohrnen in den ersten zwei Monaten geimpft seyn, so müßte wenigstens alle Monat eine allgemeine Impfung, und zwar am Geburtsorte selbst, unternommen werden, weil die oft schwachen Geschöpfe noch keinen, auch nur etwas weiten, Transport ertragen können; auch die Mütter, die sie doch wohl selbst zur Impfung bringen müßten, in den ersten 4 bis 6 Wochen sich nicht immer stark genug dazu fühlen. Sind überdies die Kinder schwächlich gebohren, so könnte doch diese ausserdem freilich nur sehr leichte Krankheit auf ihren zarten Organismus eine zu starke Einwirkung machen. Ein anders ist es, wenn im Geburtshause, oder in der Nähe desselben, Menschenblattern-Kranke seyn sollten, dann ist allerdings die größte Eile erforderlich. Ich selbst habe schon in diesem Falle Kinder von 10 bis 14 Tagen mit dem besten Erfolge geimpft.

Wollte man aber alle Kinder erst ungefähr 3 Jahr alt werden lassen, so würde man, bei allen übrigen Vorsichtsmaaßregeln, die Menschenblattern doch schwerlich in kurzem vertilgen können, weil die Zahl der Ungeimpften noch immer sehr groß seyn, folglich der Krankheitsstoff noch zu viele Berührungs-Punkte haben würde.

Eben so wichtig möchte auch der Umstand seyn, daß die Impfung im 2ten und 3ten Jahre mit weit mehreren Schwierigkeiten, als im ersten Jahre begleitet ist. Die Kinder fürchten sich schon vor dem Messer und der fremden Hand; die Ausbildung der Blattern selbst wird recht oft durch Scheuern und Kratzen gestört; und es ist nur selten möglich, in diesem Alter wieder Impfstoff aus

den

Digitized by Google

den Blattern zu erhalten; weil, besonders auf dem Lande, wenn die Kinder den ihnen fremden Mann zum zweiten Mal sehn, die Furcht viel grösser als das erste Mal ist, wenn auch die Impfung mit der größten Behutsamkeit und ohne alles wirkliche Schmerzgefühl geschehen ist. Nach meinen Beobachtungen paßt der 3te, 4te und 5te Monat auch deshalb am besten, weil dann mr selten der Durchbruch der Zahne dazwischen kommt.

Nach dem 3ten Parapraph sollen aus den Kirchenbüchern von den Impfungsfähigen Listen verfertigt und dem Impfarzt übergeben werden.

Anm. Sollten Kinder, die mit keinem Impfschein versehen sind, aus andern Orten oder Ländern an den Ort gebracht seyn, so würden diese gleichfalls in der Liste mit aufgenommen werden müssen.

Nach dem 4ten Paragraph soll von den Eltern oder Vormündern von jedem Kinde, welches über drei Jahr alt geworden, ohne die Schutzblattern gehabt zu haben, eine Geldstrafe von 1 bis 8 Florent, nach dem Vermögenszustande, erlegt, und diese Strafe bis zum 6ten Jahre jährlich, vom 6ten bis zum 12ten Jahre aber alle 2 Jahr um die Hälfte erhöhet werden; vom 12ten bis zum 18ten Jahre ohne Erhöhung fortdauern, und dann vom 18ten Jahre an, nachdem dem Nichtgeimpften die Impfung zuvor noch einmal angetragen worden, von ihm selbst bezahlt werden.

Von dieser Bezahlung sollen die, welche dreimal ohne Erfolg geimpft sind, und die, bei welchen die Impfung besonderer Hindernisse wegen nicht hat vorgenommen werden können, ausgenommen seyn.

Anm. Widerspenstige und eigensinnige Menschen befinden sich, in Hinsicht der Schutzblattern-Impfung, besonders unter der niedern Volksklasse; diese Menschen leiden oft lieber einen kleinen Schaden, als sie, wenn es auch zu ihrem Wohl gereichen würde, nachgeben. Es müßte deshalb diese Strafe für diese Klasse von Menschen noch erhöhet werden; aber auch spätestens mit dem 2ten Jahre ihren Anfang nehmen. Ueberhaupt kann aber wohl nicht gut jemanden, er sey, wer er wolle, das Recht, sich und andern zu schaden, gegen Bezahlung eines kleinen Geldbetrages zugestanden werden. Man erinnert sich hiebei an die Tetzelschen Zeiten!

Im 5ten Paragraph wird jedem nicht graduirten, und von einem Sanitäts-Collegio nicht approbirten Arzte, ohne alle Ausnahme und bei Strafe, das fernere Impfen der Schutzblattern gänzlich verboten; es werden selbst diejenigen, welche für ihren Eifer öffentlich belobt worden sind, nicht ausgenommen. In den Hauptstädten soll ein eigener

Impf-

Impfarzt angestellt, übrigens aber es den Stadt- und Landphysikern übertragen werden, zu gewissen Zeiten die Impfung zu verrichten; doch bleibt es jedem approbirten Arzte unbenommen, in einzelnen Fällen zu impfen, nur muß er sich nach der vorgeschriebenen Norm richten, und ist für alles verantwortlich. Es dürfen zwar die Stadt- und Landphysiker im nöthigen Falle einen geschickten Chirurgus zu Hülfe nehmen, doch soll dieser Chirurgus nie für sich allein impfen, sondern immer nur unter den Augen des Arztes bei der zweimal im Jahre vorzunehmenden Impfung helfen, und der Arzt ist für alles, was durch den Chirurgus geschieht, verantwortlich.

Anm. Noch besser möchte es seyn, wenn auch den Stadt- und Landphysikern es nur erlaubt bliebe, wie die übrigen approbirten Aerzte, in einzelnen Fällen zu impfen, und, wie in den Hauptstädten so auch in dem übrigen Lande, in Bezirken von mehrern tausend Familien, ein eigener Arzt angestellt würde, der bereits mit dem Impfgeschäft bekannt ist, und dazu Lust und Willen hat, dessen Hauptgeschäft es hinführo seyn müßte. Denn, wenn auch zum Impfgeschäft selbst keine besondere Geistesanlagen und Geschicklichkeit erforderlich sind; so sind doch genaue Kenntniß des Verlaufs der Schutzblattern, wenn es möglich, die wiederholte Ansicht des Verlaufs, mithin ein beträchtlicher Zeitaufwand, eine sichere Hand, viele Geduld und deshalb Lust und Neigung dazu, unerläßliche Requisite; und schwerlich würde man diese Erfordernisse alle, und von allen Stadt- und Landphysikern erwarten können. Es würde auch die Sache selbst, besonders bei dem gemeinen Manne, ein wichtigeres Ansehn und mehr Zutrauen gewinnen.

Der 6te Paragraph bestimmt, daß die Impfung durch das ganze Land zweimal vorgenommen werden soll, nachdem sich zuvor der Impfarzt mit den Distrikts-Obrigkeiten und Pfarrern, der schicklichsten Zeit wegen, verabredet habe.

Den Landbezirks-Obrigkeiten wird die specielle Pflicht aufgelegt, jede öffentliche Impfung, so viel es nur möglich, zu unterstützen, ihr selbst beizuwohnen, für die genaue Führung der Tabellen zu sorgen, dieselben zu unterschreiben, eine Abschrift davon zu nehmen, und in dem laufenden Quartale an die Landesdirection einzusenden.

Die Pfarrer sollen gehalten seyn, dem Impfarzte jedesmal eine Liste von den Impfungsfähigen zu übergeben, den zur Impfung bestimmten Tag und Ort zu wiederholten Malen von den Kirchenkanzeln und sonst auf die gewöhnliche Art zu verkünden, der Impfung selbst beizuwohnen,

Digitized by Google

nen, durch angemessene Reden und Vorträge ihr Feierlichkeit zu geben, den wahren Zweck nochmals bekannt zu machen, auch die Tabellen mit ihren Namen zu unterschreiben.

Anm. Fürs erste, oder so lange es noch Ungeimpfte giebt, welche schon die Schule besuchen, möchte es auch seinen Nutzen haben, wenn auch den Schullehrern der Auftrag gegeben würde, die Kinder mit der Impfung und ihren Folgen bekannt zu machen.

Im 7ten Paragraph wird es sämmtlichen Aerzten bekannt gemacht, daß sie sich, wegen des erforderlichen Impfstoffes, an die in den Hauptstädten angestellten Impfärzte zu wenden haben.

Anm. Wenn, wie bei Par. 5. bemerkt worden, durch das ganze Land Aerzte angestellt würden, deren Hauptgeschäft in Schutzblatternimpfen bestände, so könnte man es auch von ihnen verlangen, daß sie beständig mit gutem Impfstoff versehen wären. Es würde durch diese Einrichtung auch der einmal wohl zu befürchtende gänzliche Verlust des Impfstoffs mehr verhütet werden.

Nach dem 8ten Par. soll Niemand für die jährlich 2mal vorzunehmende Impfung zu bezahlen schuldig seyn, sondern dieselbe durchaus unentgeltlich geschehn. Dem Arzte wird an Diäten täglich 5 Florent, und wo chirurgische Hülfe nöthig, dem Chirurgus täglich 3 Florent in Rechnung zu bringen erlaubt, wovon die eine Hälfte aus der Gemeinde-Casse bezahlt werden soll. Den zur Fortsetzung der Impfung von einem Ort zum andern transportirten Kindern soll ein kleines Geschenk von der Obrigkeit gegeben werden.

Anm. Wenn die Impfung in einem großen Distrikte nur von einem dazu angestellten Arzte geschiehet, so wird dadurch der Kostenaufwand sowohl für die Landes- als auch für die Gemeindecasse nicht erhöht, sondern im Gegentheil vermindert werden, weil dieser seine ganze Zeit darauf verwenden kann.

Im 9ten Par. heißt es wörtlich, wie folgt: Wir gewärtigen zwar, daß Unsre Unterthanen von Unsern väterlichen Gesinnungen für ihr Wohl sich überzeugt halten, den nur aus dieser Ursache hiermit erlassenen Verordnungen genaueste Folge leisten, und dadurch die im Gegentheil festgesetzten Strafen vermeiden werden; doch erachten Wir noch für nöthig, die letztern dahin zu schärfen, daß der Vater, Pflegevater oder Vormünder eines Kindes, welches von den Kindsblattern nach Verlaufe des zur Schutzpocken-Impfung festgesetzten Termins befallen wird, sogleich nach geschehener Anzeige, welche jedem davon Kenntniß habenden ärztlichen oder wundärztlichen Individuum hiermit zur besondern Pflicht gemacht wird,

wird, und nach der von dem Landphysikus erhobenen Thatsache von seiner Gerichtsbehörde auf eigene Kosten auf 3 bis 4 Tage ins Gefängniß gesetzt, und zur Warnung öffentlich bekannt gemacht werde.

Das Haus, worin ein Blatternkranker liegt, soll, wenn derselbe nicht gleich im Anfange der Krankheit in eine dazu geeignete Anstalt gebracht, und daselbst gehörig isolirt werden kann, jedes Mal ohne Ausnahme, selbst wenn es Fremde, durch unsere Staaten Reisende betrifft, von der Ortspolizei als das Haus eines an der Pest Erkrankten behandelt, alle Gemeinschaft mit demselben möglichst aufgehoben, auch nach dem Verlaufe der Krankheit noch einer vier Wochen langen Quarantaine unterworfen, und überhaupt alle jene Maaßregeln getroffen werden, welche gegen die Verbreitung einer pestartigen Krankheit erforderlich sind.

Uebrigens erinnern Wir noch, daß es in Unsern Staaten ohne alle Ausnahme, und bei einer den Umständen angemessenen unvermeidlichen Criminalstrafe (vide Cod. juris Bav. crim. Part. I. Cap. IX. §. 7.) verboten bleibt, die Kinderblattern zu impfen, oder zu ihrer Einführung und Verbreitung, auf welche Art es sey, thätig zu seyn.

Anm. Ob auch die, welche die Geldstrafe erlegt, die Gefängnißstrafe erleiden sollen, wird nicht bestimmt angegeben. Zeigen sich an einem Orte, wo die gesetzliche Impfung bereits eingeführt ist, Menschenblattern, so ist die Sperrung und Bewachung des inficirten Hauses, selbst die noch wochenlang fortgesetzte Quarantaine, durchaus nöthig, weil dadurch der fernern Verbreitung am sichersten Einhalt geschieht; weil, indem dadurch sehr wahrscheinlich der Erwerbszweig der ganzen Familie gestört oder ganz aufgehoben wird, diese Strafe auch zu einer exemplarischen wirklich sehr harten Strafe wird, weil es hierdurch jedem anschaulich und begreiflich werden muß, wie ernsthaft es mit der Sache gemeint ist. Könnte man deshalb es übrigens, ohne weitere Nachtheile befürchten zu müssen, abwarten, bis ein solcher Fall einträte, so würde durch die Anwendung dieser Verfügung, und ihrer nachherigen allgemeinen Bekanntmachung, gewiß mehr als durch alle andern Belehrungen, Ermahnungen und Strafen geschehn, vermuthlich alle übrigen Bestrafungen überflüssig werden. Wäre aber dem Bewohner des inficirten Hauses nichts zur Last zu legen, hatte der Blatternkranke das bestimmte Alter noch nicht erreicht, oder war, andrer Umstände wegen, die Impfung unzulässlich gemacht worden, so würde sie auch viel zu hart seyn.

Da die Impfung der Menschenblattern auch dann, wenn die der Schutzblattern einige Mal ohne Erfolg geschehen ist, mithin als Probe-

mit-

mittel, doch noch unabsehbare Nachtheile in ihrem Gefolge haben kann, so muß allerdings ihre Anwendung sehr beschränkt werden. Zulässig würde sie vielleicht dann seyn, wenn ein Erwachsener, bei welchen die Schutzblattern-Impfung öfterer fehlgeschlagen, es selbst verlangte, und sich der nöthigen Quarantaine freiwillig unterwerfen wollte.

Im 10ten Paragr. wird es den zur Impfung nur allein berechtigten Aerzten, bei unausbleiblicher nachdrücklicher Strafe, zur Pflicht gemacht, den Erfolg der Impfung am 8ten und 10ten Tage genau zu untersuchen, bei Verfertigung der Impftabellen und Ausstellung der Impfscheine, so wie auch bei den zur Ausnahme von der Impfung auszustellenden Attestaten, mit der möglichsten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit zu verfahren, um auf den Fall, wenn ein bereits geimpftes, oder von der Impfung dispensirtes Kind von den Kinderblattern befallen werden sollte, darüber eine genaue Auskunft geben zu können.

Anm. So wie es hier dem Arzte zur Pflicht gemacht wird, den Erfolg der Impfung am 8ten und 10ten Tage, mithin zweimal zu untersuchen; so muß es auch dem Publikum, und zwar bei nachdrücklicher scharfer Ahndung, zur unerläßlichen Pflicht gemacht werden, die Impflinge, unter welchem Vorwande es auch geschehn sollte, der so nothwendigen Besichtigung und Beurtheilung nicht zu entziehn, und dem Arzte es ganz überlassen bleiben, ob und von welchem Subjekte er weiter impfen, oder Impfstoff zum anderweitigen Behufe nehmen wolle.

Anfrage.

Ist es möglich, daß Haufen von Heide, Heide-Plaggen und Heide-Schütten, auch Heide-Miethen, welche auf freiem Felde, oder an Gebäuden angelehnt, aufgerichtet sind, sich selbst entzünden und in Brand gerathen? und wenn solche Selbstentzündung möglich seyn sollte, welche Vorsichtsmaßregeln sind zu nehmen, solche zu verhüten?

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

86tes Stück.

Freitag, den 27ten October 1809.

Fruchtwein,
aus Johannisbeerenſaft und Honig bereitet,
nach Maaßgabe eines vorhin mit Zucker verfertigten gleichen Getränks,
nebſt einigen Bemerkungen über die unrichtige Anwendung geiſtiger Getränke in den jetzigen Zeiten.

Die Johannisbeeren werden an einem heitern Tage, ſo daß ſie trocken ſind, gepflückt, und von ihren Stielen gereinigt; alsdann läßt man ſie ein Paar Tage in einem hölzernen oder zinnernen Gefäß ruhig ſtehen. Darauf zerquetſcht man ſie mit einer hölzernen Keule recht gut, ſchüttet ſie in einen leinenen Beutel oder auf ein ausgeſpanntes Tuch, und überläßt ſie ſo der freiwilligen Abſonderung ihres Saftes. Den Tag darauf legt man ſie mit demſelben Beutel oder Tuche unter die Preſſe und preßt anfangs nur ganz loſe, bis zum möglichſt feſten Grade, ſie völlig aus. Die Träber werden alsdann mit einer dem Saft gleich kommenden Quantität Waſſer überſchüttet, fleißig umgerührt, damit die noch anklebende Säure ſich dem Waſſer mittheile, und die Hülſen von dieſer, wie auch von den ſchleimigen Theilen, gänzlich befreiet werden. Nach einem 12ſtündigen Einweichen preßt man dieſe Träber, ohne die vorhin erwähnte Vorſicht, gleich ſtark aus; und löſet in dieſem gefärbten ſäuerlichen Waſſer über dem Feuer in einem zinnernen oder recht gut verzinnten Keſſel ſo viele Pfunde rohen Honigs auf, als Quartiere des Waſſers und des Saftes genommen ſind, läßt dies Gemiſch ſodann ein Paarmal aufkochen, ſchäumt es gut ab und läßt es durch ein reines Tuch klar durchlaufen.

Nachdem dieſe klare Auflöſung erkaltet iſt, vermiſcht man ſie mit dem

Johannisbeersaft, und giebt sie auf ein dem Umfange dieser Flüssigkeit angemessenes, wohl gereinigtes und nicht ausgeschwefeltes Weinfaß. Ein Paar Quartier behält man jedoch hievon zum nachherigen Nachfüllen zurück. Das Faß wird zu Anfang über der Erde einige Tage aufbewahrt, damit die Gährung erst ihren Anfang nehme. Diese erste Gährung erfolgt gewöhnlich schon binnen 24 Stunden, und zwar mit einer sehr bemerklichen Bewegung der Flüssigkeit. Die sich in Menge entwickelnden Luftblasen, welche einen Geruch, wie bei der Biergährung, veranlassen, erzeugen einen beträchtlichen Schaumausguß, der sich in dem darunter befindlichen Gefäße oft in einem Tage bis zu 1 auch 1½ Quartier trüber Flüssigkeit ansammeln kann. Man ist daher genöthigt, täglich mehrere Male das Faß wiederum anzufüllen, damit die Luft nicht zu viel Raum in dem Fasse einnehme und die Gährung noch vermehre. Die sich in der darunter befindlichen Wanne gesammelte dicke Flüssigkeit kann in ein mit Papier bedecktes Gefäß vors erste aufbewahrt, oder auch gleich wiederum zum Nachfüllen angewandt werden. Es ist nöthig, daß der Gest immer die Höhe des Spundlochs erreiche und der äussern Luft nicht eine grössere Oberfläche verstatte, als die Oeffnung des Spunds mit sich bringt. Vier bis acht Tage, nachdem die Witterung der Gährung mehr oder weniger günstig ist, pflegt diese heftige Bewegung anzuhalten; alsdann tritt eine ruhigere Gährung, die nur durch ein feines Zischen bei loser Bedekkung des Spunds sich als die anfangende eigentliche Weingährung zu erkennen giebt, ein. Jetzt wird das Faß in den Keller gebracht, lose zugespundet und alle 8 Tage einmal bis nahe zum Ueberfließen mit dem zurückbehaltenen Safte nachgefüllt.

Diese dem Ohre nur bemerkliche feine Gährung kann wohl 4 bis 6 Wochen anhalten, während dem mit dem Nachfüllen immer fortgefahren wird. Sollte es an Saft zum Nachfüllen mangeln, so kann man sich eines in gleichen Theilen Wassers aufgelöseten und geklärten Honigs statt desselben bedienen; und ist der Saft mit Zucker angesetzt, so bedient man sich in Ermangelung des versüßten Johannisbeerensafts eines durch Eiweiß geklärten, in halb so schwerem Wasser aufgelöseten Zuckers, oder einer andern vereinigten Flüssigkeit.

Wenn man bei der möglichsten Näherung durchaus keinen Geruch mehr oben an der Oeffnung wahrnimmt, so muß das Spundloch fest zugeschlagen und anfangs alle vierzehn Tage, hernach aber nur alle vier Wochen zum nöthigen Anfüllen wiederum geöffnet werden. Im folgenden Januar oder Februar wird der nunmehrige Johannisbeerenwein auf ein anderes Faß klar aufgezogen, oder, wenn man ihn bald genießen will,

Digitized by Google

will, auf Flaschen, die man anfangs lose, nach 8 bis 14 Tagen aber fest zukorkt, und wie andere Weine zum Gebrauch aufbewahrt.

Zu einem Anker bedarf man Saft 20 Quartier und eben so viel Wasser, worin 40 Pfund Honig oder 20 Pfund Zucker aufgelöset sind. Hievon bleiben alsdann noch 6 bis 8 Flaschen zum Nachfüllen übrig.

Das Wasser, dessen man sich hiezu bedient, muß, so viel wie möglich, von erdigen Theilen befreiet seyn; am besten ist daher das Regenwasser hiezu anwendbar.

Da sich in dem Wein, vorzüglich wenn man ihn mit Honig angesetzt hat, eine Menge schleimiger Theile absetzen, so muß das Zapfloch höher gebohrt werden, als wie solches gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Die weißen Johannisbeeren hält man für die besten hiezu, die fleischfarbigen weniger und die rothen am wenigsten gut. Jedoch giebt ein Gemisch von weißen und rothen Beeren ein ganz angenehmes geistiges Getränk, das auch den Gaumen des besten Weinkenners täuschen und ihm einen angenehmen Reitz gewähren kann. Indeß wird bei dem jezzigen hohen Preise des Franzweins und dem mannichfaltigen Versetzen desselben dieser Wein als ein eigenthümliches ungekünsteltes Getränk, was ganz aus den Produkten unsers Vaterlandes gezogen werden kann, — auch in Hinsicht der Gesundheit — sehr empfehlungswürdig seyn. Man weiß, woraus er besteht, und braucht die Wirkung desselben nicht zu scheuen, wenn man ihn nur als Aufmunterungs- und Verdauungsmittel nicht im Uebermaaß anwendet. Die geistige Wirkung ist nicht betäubend oder abstumpfend, wie die des Branntweins, sondern der eines guten unverfälschten guten Franzweins gleich. Der Honiggeschmack ist das einzige, wogegen sich etwas sagen läßt, indem der nicht von jedermann beim Getränk gut geheißen wird; allein bei den jetzigen geldlosen oder auch geldfesten Zeiten, wie man's nehmen will, wenn man da für 4 mgr. einer Flasche eines gesunden reinen geistigen vaterländischen Getränks zur Stärkung und Erheiterung des Gemüths sich erfreuen kann, so verliert für die andern 6 mgr. der unbedeutende Honiggeschmack sich schon fast gänzlich auf der Zunge. — Es ist doch ein reines gutes Glas Wein, und man kann dabei recht heiter und froh seyn.

Da der Honiggeschmack manchem dies Getränk widerlich machen möchte, so will ich hier zugleich die schon bekannte Methode, den Honig zu reinigen und ihn dem Zuckersafte nahe zu bringen, mit angeben, und in der Kürze sagen, wie ich ihn darnach gereiniget und einen sehr verbesserten Honig erhalten habe. Man lasse sodann zu einem Anker 40 Pfund Honig in 20 Quart Wasser kochen

und schütte während dem Kochen, nachdem der Honig schon etwas abgeschäumt ist, eine beliebige Menge wohl ausgeglüheter und klein gestoßener Kohlen hinein, lasse ihn damit eine Zeitlang kochen, und gebe ihn dann in einen Spitzbeutel oder auch ein wollenes Tuch zum Durchlaufen. Nach dem Durchlaufen vermische man ihn mit dem zu Schaum geschlagenen Weißen von einigen 10 bis 12 Eiern, und lasse ihn abermals damit aufkochen und wiederum durch ein Tuch laufen, so wird demnächst der Wein durch diesen so gereinigten Honig gewiß auch einen ganz reinen guten Geschmack erhalten. Das verkochte Wasser muß, wenn diese Honigauflösung zum Wein angewandt werden soll, wieder bis zu 20 Qrt. ersetzt werden. Auch ist es mir sehr wahrscheinlich, daß man sich mit noch besserm Erfolge des Runkelrübensaftes statt des Honigs dazu bedienen könne, um den Johannisbeerwein von allem Beigeschmack gänzlich zu befreien. Die Kosten würden sich auf eins hinaus belaufen; denn demjenigen, der die Runkelrüben selbst bauet, muß das Pfund eingedickten Safts nicht über 3 mgr. zu stehen kommen, und ein anderer würde es folglich für 3 ggr. bis 5 mgr. kaufen können, wenn sie mehr gebauet würden, als bereits geschehen ist. — Auch müßte sich auf diese Weise aus dem Safte dieser Rüben und dem Auszuge eines andern schleimigen Pflanzentheils, z. E. aus den Wurzeln der Althee oder der Lindenblüthe, mit einem geringen Zusatz von Weinstein, bei gleicher Behandlungsweise, in Ermangelung der Johannisbeeren, ein recht gutes weinartiges Getränk bereiten lassen, denn die Bestandtheile des Restes sind diesen gleich. Zucker, Pflanzenschleim und Pflanzensäure (Sauerklee oder Weinsteinsäure) sind die Grundstoffe zu jeder geistigen Gährung *), und durch ein nach erprobten Verhältnissen richtig beendzwecktes Einwirken dieser Grundbestandtheile war es nach einer vorherigen chemischen Prüfung dem Hrn. Fabroni geglückt, ein dem Franzwein ähnliches Getränk, ohne Trauben oder irgend einem andern Fruchtsaft, zu erhalten. Sollte ein Weinhändler einige chemische Kenntnisse besitzen, dann würde ihm diese hier angezeigte Schrift von sehr wesentlichem Nutzen seyn können.

Wenn man den mit Honig verfertigten Johannisbeerwein mit einer beliebigen Quantität ausgegläheterem Kohlenpulver vermischt und 24 Stunden

*) Adam Fabroni Kunst nach vernünftigen Grundsätzen Wein zu verfertigen ohne Traubensaft; eine gekrönte Preisschrift, aus dem Italienischen übersetzt von D. J. Hahnemann. 1790.

den in gewöhnlicher Stubenwärme stehen läßt, so ist er nach dem Durchseihen durch Makulatur im Geschmack und Ansehen wie Franzwein, und noch wohl im Allgemeinen angenehmer. Jedoch scheint er durch diese Behandlung etwas von seinem ihm eigenthümlichen Feuer eingebüßt zu haben, denn er ist nicht mehr so stechend im Geschmack. Der Honiggeschmack geht aber bei diesem Digeriren mit Kohlenpulver nebst der rothen Farbe gänzlich verlohren. Sollte hievon auch im Großen eine Anwendung zu machen stehn, dann würde gewiß recht viel dadurch für die delikaten Zungen der Weinliebhaber gewonnen seyn. Die einzige Schwierigkeit, die hiebei obwaltet, ist, daß das Kohlenpulver sich nicht völlig wiederum mit den trüben Theilen des Weins lagert, und daher eine nöthige Klärung nur durch das Durchseihen zu erhalten steht, welches doch in großen Quantitäten nicht gut anzuwenden wäre. Sollten Zeit und Umstände mir abermals die Gelegenheit der Bearbeitung dieses Weins darbieten, und der Wein wäre durch die vorherige Reinigung des Honigs noch nicht zu der erwünschten Güte in Hinsicht des Geschmacks gediehen, dann würde ich denselben statt des Kohlenpulvers mit ganzen Kohlen digeriren, um, wie ich hoffe, meinen Endzweck ebenfalls damit zu erlangen; und ist dies der Fall, so ist wegen der leichten Absonderung der Kohlen, diese Methode auch im Großen sehr wohl anwendbar, und der andern daher vorzuziehen.

Nach dem klaren Abzug des Weins im Monat Februar bleibt ein beträchtlicher Bodensatz auf dem Fasse zurück, vorzüglich wenn der Wein mit ungereinigtem Honig angesetzt ist. Zwei Quartier dieses Rückstandes gaben mir bei der Destillation gerade ein halbes Quartier einer hellen geistigen Flüssigkeit, die in Hinsicht der Probe dem ordinairen Franzbranntwein glich, und nach dem Wein- und Weingeistgütemesser des Herrn Ciauci einige funfzig Grad zeigte. Hieraus wird man sehen, daß der Wein also auch viel Geist hat, und daher als ein Lebensthätigkeit wirkendes Getränk, dem guten, aber bei weitem theureren Franzwein nichts nachgebe. Dieser Spiritus besitzt nach der erstmaligen einfachen Destillation noch einen widerlichen Honiggeruch und Geschmack, von dem er erst bei einer zweiten Destillation über Kohlenpulver gänzlich befreiet wird. Dann ist er aber völlig einem guten Spiritus von Franzbranntwein an die Seite zu setzen, und wenn der Wein statt des Honigs nur Zucker in seiner Mischung enthält, so muß dieser aus dem Rückstande gezogene Geist dem Arack beinahe gleich kommen. Bei dem ehemaligen Zuckerpreise, da das Pfund Zucker für 6 bis 8 mgr. zu erstehen war, konnte gewiß kein angenehmeres Getränk zu gleichem Preise erzeugt werden; allein bei dem jetzigen

Zucker-

Zuckerpreiſe würde die Flaſche nicht unter 18 mgr. zu erhalten ſeyn. Es iſt daher nothwendig, daß wir jetzt bei Verfertigung dieſes Weins unſere Zuflucht zum Honig nehmen, wenn wir die Weinflaſche mit Fruchtwein gefüllt unter dem Preiſe des Franzweins erzielen wollen. Bei dem jetzigen Preiſe des Honigs kann man die Flaſche, den Werth der Johannisbeeren nicht mitgerechnet, für 4 mgr. haben, und mit dem geringen Preiſe der Beeren würde die Flaſche doch für höchſtens 5 mgr. zu erhalten ſeyn. Bei vielen Pfunden koſtet der Honig im Einkauf das Pfund 3 ggr.. Zu einem Anker bedarf man 40 Pf. für 3 Thl. Der Johannisbeeren würde man ungefähr 5 bis 6 Metzen abgepflückt bedürfen, um 20 Quartier Saft zu erhalten; die will ich 1 Thl. rechnen: ſo käme der Anker Wein 4 Thl. ohne Mühe und Arbeit. Nun will ich auch noch für die Mühe und die Zeit, für das Linnen zum Preßbeutel, insgeſammt 1 Thl. und für den Verluſt bei der Reinigung des Honigs noch 18 ggr. rechnen, ſo käme einem doch die Flaſche noch nicht höher als 5 gr. Es würde daher einer, der die Verfertigung dieſes Weins ins Große triebe, ſehr gut die Flaſche für 6 mgr. verkaufen können; und er hätte alsdann noch den aus dem Rückſtande zu erhaltenden Weingeiſt obendrein für die Deſtillationskoſten gewonnen, welcher ihm doch auch einigen Vortheil gewähren würde. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer geiſtige Fruchtwein, wenn er in großen Quantitäten verfertigt, und im Februar klar abgezogen, auf ein anderes Faß zum Aufbewahren hingelegt, und dann ein Paar Jahre mit Sorgfalt nachgefüllt und bearbeitet würde, alsdann auch dem delikateſten Gaum einen angenehmen Reitz verurſachen, und kein viermal älterer Franzwein dem Fruchtwein gleich kommen müſſe.

(Der Schluß folgt.)

Beantwortung
der im 79ten Stück des Hannoverſchen Magazins v. d. J. enthaltenen Anfrage.

Jedem Liebhaber der Aepfel, dieſer eben ſo geſunden als wohlſchmekkenden Speiſe, wird es gewiß angenehm ſeyn, in dieſen Blättern, die zur Mittheilung gegenſeitiger Erfahrungen ſo ſehr geeignet ſind, einige

An-

Anweisung zu finden, jene auf eine lange Zeit, ja bis wieder neue Aepfel da sind, zu conserviren.

Will man seiner Sache ganz gewiß seyn, so muß man die Aufmerksamkeit schon bis auf den Tag erstrecken, wo die Aepfel von den Bäumen abgenommen werden. Man wähle hiezu einen heitern Tag und fange erst dann damit an, wenn die Bäume, welche von dem nächtlichen Thau und Nebel feucht geworden, völlig wieder getrocknet sind. Dann breche man mit der Hand oder einem guten Apfelbrecher so viele Stücke ab, als man erreichen kann, lege diese sorgfältig allein, damit sie nicht mit dem nachher abgeschüttelten sogenannten Fallobste, welches wegen der Contusionen, die es häufig beim Fallen erhält, leichter der Fäulniß unterworfen ist, vermenget wird. Jene sorgfältig abgebrochenen Stücke breitet man nun auf dem Boden einer trocknen luftigen Kammer aus, läßt sie 14 Tage bis 3 Wochen liegen, während welcher Zeit man öfters nachsehen muß, um diejenigen, welche eine Spur von Fäulniß zeigen, sammt deren nächsten Nachbaren sogleich von den übrigen zu trennen, wählt die besten aus, wickelt diese in trocknes, am besten weißes Makulatur, und packt sie dann in große Fässer. Wenn man nun diese Fässer in einen trocknen Keller, oder überhaupt an einen Ort bringt, wo sie vor Frost gesichert sind, so kann man auf diese Art die Aepfel immer vor Fäulniß bewahren und so lange wohlschmeckend erhalten, als es die verschiedene Natur der Aepfel zuläßt.

Wer übrigens nicht selbst Obst erndtet, sondern seinen Bedarf einkaufen muß, muß ihn nicht wissen kann, ob bei dem Abnehmen desselben die gehörige Vorsicht beobachtet ist, hat nur das Obst etwas länger auf einer trocknen luftigen Kammer, deren Fenster man des Nachts aber immer schließen muß, weil es sonst leicht wieder von Thau und Nebel angefeuchtet wird, liegen zu lassen, und öfterer das etwa anfaulende davon zu trennen, hernach aber auf die oben angegebene Art damit zu verfahren.

Uebrigens hat unsere Gegend, die in Hinsicht der Menge und Güte des Obstes mit jedem Distrikte des nördlichen Deutschlands wetteifern kann, diesen Vorzug allein der ehemaligen sehr weisen Einrichtung der herrschaftlichen Plantage zu Herrenhausen zu verdanken, wo jeder Landmann umsonst, oder doch gegen Erlegung einer nur geringen Kleinigkeit, junge Stämme, welche durch die trefflichsten Sorten veredelt waren, erhalten konnte. Gern wird also ein jeder, bei dem Genusse der Baumfrüchte, dem, der ihm diesen Genuß verschaffte, den gebührenden Dank zollen.

Hannover. W. M. A.

Russische Sprichwörter.

Ungeheuchelte Liebe erweckt festgegründetes Vertrauen.

Den Pfau schmücken Federn, den Menschen Wissenschaften.

Wer gestern log, dem glaubt man morgen nicht.

Wer alles redet, was er will, wird oft hören, was er nicht will.

Bruderliebe ist besser als steinerne Mauern.

Wer den Gerechten beschuldigt, der verwundet sich selbst.

Wer sich selbst nicht kann regieren, wird Andre nicht zur Weisheit führen.

Kennst du eine Sache nicht, so urtheile nicht darüber.

Wahrheit braucht wenig Worte.

Wenn kein Pflüger wäre, wäre auch kein Sammetmacher.

Liebe den Freund nicht, der dir nach dem Munde spricht, sondern den, der dir auch widerspricht.

Einigkeit im Ehestande ist der beste Schatzkasten.

Frage nicht den Alten, frage den Erfahrnen.

Gerades Gericht bessert krumme Sachen nicht.

Mit den Menschen Friede, Zank mit ihren Lastern.

Höre auf zu scherzen, wenn die Röthe ins Gesicht steigt.

Wissenschaft ist eine Zierde im Glück, und eine Zuflucht im Unglück.

Was nicht recht zusammengenäht ist, läßt sich nicht gut falten.

Mit Stillstehen erobert man kein Schloß.

Eigenliebe ist Niemand lieb.

Der Hund ist rauh, drum friert ihn nicht; der Bauer ist reich, drum klagt er nicht.

Ein vernünftiger Mann sieht, wie eins aus dem andern folgen kann.

Müssiggang ist selbst dem Alter schädlich, und der Jugend nicht wenig gefährlich.

Er zielte nach einem Kranich und traf einen Sperling.

Lobe Niemand ins Gesicht, hinterm Rücken schmähe nicht.

Wer das Recht bewahrt, dem lohnt es Gott.

Wer stets bemüht ist Gutes zu thun, der hat Anspruch auf wahren Ruhm.

Wer neidisch ist, der schadet auch gern.

Astrachan ist reich an Stören, Sibirien an Zobeln.

Guter Empfang ist selbst dem Kätzchen angenehm.

Ein guter Mann lehrt Gutes.

Gewöhne dich nicht, ohne Ursache zu zürnen, schäme dich, arme Leute zu verachten.

Wer seinen Zorn überwindet, ist ein starker Mann.

Umsonst sind Gesetze, wenn sie nicht befolgt werden.

Wo sich gute Richter aufhalten, da verlieren sich die Proceßmacher.

Ein muthiger Krieger wird bald zum Sieger.

Einen guten Freund suche, den gefundenen bewahre.

Hannoverſches Magazin.

87tes Stück.

Montag, den 30ten October 1809.

Fruchtwein,

aus Johannisbeerenſaft und Honig bereitet,

nach Maaßgabe eines vorhin mit Zucker verfertigten gleichen Getränks,

nebſt einigen Bemerkungen über die unrichtige Anwendung geiſtiger Getränke in den jetzigen Zeiten.

(Schluß.)

Da einmal die geiſtigen Getränke als unumgänglich nothwendige Dinge zum menſchlichen Wohlleben anerkannt werden, und auch die Natur ſelbſt ſchon im erſten Werden den Produkten größtentheils in allen Welttheilen die erſten Grundſtoffe dazu ertheilt, und ſo gleichermaaßen unſer Anerkennen billigt, ſo iſt es mit eine Sorge der Obern, dem Volke ein geſundes geiſtiges Getränk in die Hände zu liefern. Der Wein iſt jetzt zu theuer, und der Branntwein muß daher oft in Geſellſchaften die Stelle des Weins vertreten. — Ob nun freilich der Branntwein für den im Freien Arbeitenden nicht die betäubende einſchläfernde Wirkung haben, und für manchen andern als ein ſtarkes magenreizendes Mittel, in gehöriger Doſis angewandt, recht gut ſeyn mag, ſo iſt er hingegen doch für viele andern, vorzüglich für diejenigen, die einen ſitzenden Lebenswandel größtentheils bei ihren Geſchäften führen, wegen ſeines geiſtreichen Gehalts und der ihm mangelnden Weinſäure, ein zu ſtarkes Reitzmittel, das ſtatt Munterkeit eine unangenehme Schlafrigkeit erzeugt. Es iſt gewiß ſchwer, die von Natur mauzelnde Lebensträgheit durch ein ſolches Getränk richtig zu reſetzen; und dies iſt auch die Urſache, weshalb die meiſten Menſchen ſich überreißen, ſich betäuben,

einschläfern und die Verdauung mehr dadurch herabstimmen, als befördern. Hingegen ist dies beim Weine nicht in dem Maaße zu befürchten, indem hier das Geistige mehr verdünnt und durch die Weinsteinsäure sich gewissermaaßen in einem halb gesäuerten Zustande befindet. Der Wein wirkt auch daher weniger flüchtig reitzend und mehr nährend und stärkend, als der Branntwein. — Ferner ist seine Wirkung bis zu einem gewissen Grade nicht betäubend, nicht einschläfernd, sondern sehr ermunternd. Der Wein giebt dem Geiste eine Aufgeweckheit, den Gliedern eine besondere Munterkeit und verscheucht den Gram. Daher findet man bei allen Völkern der Erde ein Etwas, was, auf eine gewisse Art zubereitet, ihnen eine ähnliche Wirkung, wie die des Weins, darbieten. Die auf dem kalten Theile der Erde wohnenden Menschen bereiten sich dergleichen geistige branntweinartige Getränke aus Pferdemilch, Rennthier- oder Kuhmilch; und die in den heißesten Gegenden, wo vermöge religiöser Gesetze kein Wein getrunken werden darf, gebrauchen den Mohnsaft, oder käuen auch wohl andere Blätter betäubender Pflanzen, um sich Heiterkeit oder Schlaf zu erzeugen. So hatten unsere ältesten Vorfahren ein berauschendes Getränk statt des Weins, welches man auch noch in den Heidgegenden haben kann, an dem aus Honig mit Wasser vermischten und einem säuerlichen Gährungsmittel verfertigten, das nach einigen Jahren sehr wohlschmeckend war.

Durch die jetzigen allgemein drükkenden Zeitumstände ist der Mensch mehr wie je geneigt, die ihm hiedurch entzogene natürliche Lebensthätigkeit durch geistige Getränke zu ersetzen, und die nächsten Ursachen derselben durch erkünstelten Frohsinn, oder gar durch Betäubung zu schwächen und weniger fühlbar zu machen.

Gram und Sorgen über das verlohrne Eigenthum und über die allgemein betrübten Aussichten in die Zukunft entkeimen in dem Innern des Menschen und entziehen ihm einen Theil seiner nöthigen Spannkraft. Die Umgebung, von gleich traurigen Empfindungen niedergedrückt, auch die vermag keine erheiternde Eindrücke auf ihm zurück zu lassen, und er fühlt sich im ehemaligen frohen Zirkel seiner Freunde und Bekannte mehr herabgestimmt als aufgeheitert, wenn nicht ein Glas Wein die Grillen auf eine Zeit vertreibt, eine vermehrte Traulichkeit aus dem Innern hervorruft und eine allgemein fröhliche Stimmung herbeilockt. Es ist daher traurig, daß gerade jetzt die Weine in so hohem Preise stehen, und daher nur wenige noch sich dieses theuren Getränks in Gesellschaften bedienen können, sondern, um doch ein belebendes Mittel darzureichen, sich der Kornweine vorjetzt statt des Weins zu trinken erlauben. Die Kornweine sind wohl in einigen bes-

sondern Fällen; z. E bei einer stockenden, aber nicht anhaltend geschwächten Verdauung, bei Erkältung, auf Reisen in freier Luft, bei starker körperlicher Bewegung, stockenden Blähungen, nach dem Genuß fetter Speisen u. drgl. m., recht gut anwendbar, allein als erheiternde Getränke in Gesellschaften passen sie durchaus nicht, und sind daher keinesweges als solche zu empfehlen. Die meisten Menschen trinken dergleichen Kornweine alle Morgen aus bloßer Gewohnheit, um nur etwas zu trinken; einen eigentlichen Grund wissen sie oft selber nicht davon anzugeben, und gewöhnen sich dann unvermerkt so daran, daß bei ihnen ein und dieselbe Portion gar keine veränderte Wirkung mehr hervorbringt; so daß sie, um mal wieder eine der ersten gleiche Wirkung empfinden zu wollen, die Quantität merklich vermehren müssen. Auf diese Weise gehen sie der heilsamen Wirkung in den wirklich benöthigten Fällen gänzlich verlohren, und erzeugen sich mit der Zeit noch obendrein eine Schwäche in der Verdauung und in den Nerven, daß sie nun, die zitternde Bewegung der Glieder zu hemmen, zum fortschreitenden Gebrauch dieses Getränks gewissermaaßen gezwungen sind.

Unter Kornwein begreife ich nicht allein die verschiedenen Sorten abgezogener Kornbranntweine, sondern auch den Arack und Rum; obgleich letzterer aus den kristallisirbaren Zuckersäften verfertigt wird. In Verbindung mit einer Pflanzensäure als die der Zitronen-, Sauerklee- und Weinsteinsäure, mit Zucker und einer erforderlichen Verdünnung mit Wasser, ist der Arack und der Rum, wie auch der sogenannte Spritt, als ein ganz liebliches erheiterndes Getränk in Gesellschaften anwendbar, aber für sich allein genommen, sind sie auch nur in besondern Fällen und nicht täglich als Appetit vermehrende oder befördernde Mittel anzuempfehlen. Werden dergleichen heftig reizende Getränke im unverdünnten Zustande in Gesellschaft herumgegeben, so ist es unvermeidlich, daß nicht mancher, der gar an dergleichen flüchtig reizende Mittel nicht gewöhnt ist, auf das Zunöthigen Anderer mitr nkt, sich überreizt und eine nachtheilige Schwäche erzeugt, wovon er oft selbst den eigentlichen Grund nicht einzusehen vermag, weil die mannigfaltigen Genüsse ihn hierüber in Ungewißheit lassen. Vorzüglich sind diese erhitzenden Getränke des Morgens früh in den leeren Magen gegossen, dem Körper gewiß sehr nachtheilig, indem alsdann die Reizbarkeit, nach dem erquickenden Schlaf, jedesmal übernatürlich erweckt und dem Körper dadurch wiederum eine Schwäche ertheilt werden muß. — Dieses gilt jedoch vorzüglich nur denjenigen, die noch nicht an ein solches Morgengetränk gewöhnt sind; solchen, die schon lange sich eines solchen Reizmittels des Morgens be-

dient, rathe ich nur, nicht ohne Noth ihr gewöhnliches Quantum zu vermehren, sondern zu vermindern oder es zu Zeiten, aber nicht anhaltend und auf einmal ganz wegzulassen. Mir sind Personen bekannt, die sich durch den vermehrten häufigen Genuß des Rums oder Branntweins eine solche Schwäche zugezogen, daß sie, um die ihnen obliegenden Geschäfte anfangen zu können, erst die zitternde Bewegung ihrer Glieder durch eine ansehnliche Quantität Kornweins alle Morgen hemmen, oder doch wenigstens verringern müssen. Ein jeder muß sich hier nach seiner eigenen Körperbeschaffenheit richten, dem einen ist es mehr schädlich wie dem andern, ja es kann dem einen eine Zeitlang zur Erhaltung oder Wiedererlangung der Gesundheit, und dem andern zum Verlust derselben dienen; so wie manches Medikament in vielen Fällen ein vortreffliches Heilmittel und in manchen Fällen ein Gift dem Körper seyn kann.

Schließlich empfehle ich nochmals dringend den wohlfeilen und gesunden Fruchtwein statt der Kornweine in die Gesellschaftsgetränke mit einzuführen, um dabei, ausser dem Genuß dieses billigen wohlschmeckenden vaterländischen Produktes, auch dem Vaterlande, das ihn hervorbrachte, recht patriotisch dafür danken zu können.

Sollten wir fremde Eigennamen nicht verdeutschen?

Holder.

Was Regel! Sie ist in Sprachen, Tochter des Gebrauchs, und der entscheidet für mich.

Walling.

Der Mißbrauch, Freund, darf keine Regel machen. Aufhören muß er!

Holder.

Und aufhören muß die Eigenthümlichkeit, der Nationalwerth des Deutschen nun auch im Schreiben? Sollten wir nicht ängstlich jede Sitte festhalten, die uns noch einen Schatten davon übrig läßt?

Walling.

Also deswegen schreiben und sprechen wir Petrarch, Don Karl, Peter von Kastilien, Bertram von Molleville, Johann Jacob Rousseau?

Holder.

Warum nicht?

Walling.

Auch der Britte schreibt William, der Franzose Guillaume Tell. Wir sind

sind folglich wieder — nur leidige Nachtreter. Und Nationalwerth? Hm?

Holder.

Sie gestatten es doch dem Engländer, unsere Namen nach dem Genius seiner Sprache kurz und kräftig wieder zu geben?

Walling.

Noch mehr, ich habe nichts dawider, wenn der Franzose unsere Namen schleift, der Italiener sie singt, der Spanier sie gurgelt, der Unger und Russe sie zischet und käuet. Alle nach dem Geiste ihrer Sprache, nach dem Bau ihrer Organe.

Holder.

Und wir allein sollen uns des Rechts begeben, fremden Namen den Stempel der Deutschheit aufzudrücken?

Walling.

Fremdes Unrecht wird uns kein Recht. Fremde Unbildsamkeit, fremde Nothhülfe entschuldigt unsern Muthwillen, unsere Gewaltthätigkeit nicht. Wir können das Fremde bei seinem rechten Namen nennen, deswegen sollen wir es.

Holder.

Bei vielen, selbst europäischen Namen, würde ich die Probe schlecht bestehen. Für das Polnische Nieszczerda und für das Ungarsche Keresztes Mezeje ist meine Zunge zu schwer.

Walling.

Sie verändern also in der Aussprache nach Belieben die Consonanten, setzen nach Belieben Vocale hinzu, und behaupten doch keck, Sie haben Polnisch und Ungerisch gesprochen?

Holder.

Und Sie, Freund?

Walling.

Ich mache meine unrichtige Aussprache zu keiner Regel.

Holder.

Erscheint unsere Literatur in der Darstellung des Ausländischen nun nicht flugs wieder, wie zu unserer Aeltervätet Zeiten, in dem buntescheckigsten Gewande, um uns zu belehren, der Dichter Horatius habe dem Augusto und seinem Maecenati recht artige Sachen gesagt; minder höfisch habe sich einst Demosthenes wider Philippum von Macedonia erklärt; dann sind Sie unschuldig daran.

Walling.

Ich wüßte wahrlich nicht, ob meine Sünde größer wäre, als die, römische und griechische Namen zu beschneiden, daß ihr Nationelles völlig verlohren geht. Wir nehmen dem Horatius ohne Fug und Recht zwei Silben. Statt der Endung, die der Sprache Roms so vollkommen zusagte, dringen wir ihm den harten, in Rom nur als Fremdling geduldeten z auf. Was berechtigt, was

dringt

dringt uns doch zu dem Muthwillen? Hätten wir dem Römer einen Properz, dem Athener einen Kallisthen, einen Kallimach genannt, wer würde uns verstanden haben?

Holder.

Ich schreibe für Deutsche.

Walling.

Unsere Bildner arbeiten auch für Deutsche. Und doch darf man ihren Helden von Rom und Athen nichts Deutsches ansehn. Sey uns doch des Römers Name nicht minder ehrwürdig, als seine Toga! Sie wissen, es stand besser um seinen Staat, so lange dem Bürger die, uns so anstößige, männliche Namen-Endung us galt, als seitdem sie übergieng in das lieblicher tönende i und o. Fabio, Marsigli, Giustiniani sind mir kein Fabius, Marcellus, Justinianus.

Holder.

Das heißt, Name und Kleid machen den Mann.

Walling.

Das Kleid kündigt ihn an, der Name spricht ihn aus. Nationalgeist und Nationalnamen sind sich nicht so fremd, als es wohl scheinen möchte. Juan, Jean, John, Giovanni, Iwan: wie sprechende Zeichen des Geistes, woran sie erinnern! Unser Johann, der verstümmelte ebräische Fremdling, der den handfesten Hans nun fast ganz vom deutschen Boden verdrängt hat, soll ihne Zeichen ersetzen. Er ersetzt keins. Man sieht und hört ihm, weder den spanischen Ernst, noch die französische Leichtigkeit, noch die brittische Kraft, noch den lyrischen Sinn des Transalpiners, von dem allen nichts merkt man ihm an. Aechte, ehrliche, bedächtige, prosaische Deutschheit spricht aus ihm.

Holder.

Das nenne ich mir Tact sublimer Geister, wovon uns gemeinen Seelen so gar nichts ahnet! Nun, lieber Walling, verargen Sie's unserm guten Johann nicht, daß er seinen undeutschen Brüdern thut, was er überall von ihnen leiden muß.

Walling.

Freilich, von Anbeginn war's so. Gemächlichkeit, Unfähigkeit und Unlust, sich nach andern zu bequemen; auch wohl der Dünkel, fremde Namen durch Einkleidung in einheimische Trachten zu ehren, und so dem Barbaren Anstand und Sitte zu geben, machte die Völker recht erfinderisch in der unseligen Kunst, die so viele Verwirrung und Dunkelheit in die Geschichte gebracht hat. Lesen Sie Cäsars und Tacitus Berichte über die alten Heermannen, oder romanisirten Germanier, und dünkt's Ihnen nicht, als gölte es Italischen Stämmen?

Holder.

Allgemeinheit und Alter hätte also doch die Erscheinung, worüber Sie sich so entrüsten, für sich?

Wal-

Walling.

Sie bleibe nichts desto weniger baare Unsitte. Wäre denn noch Bestand und Einheit darin! Aber Ihr kennt und wollt ja keine Regel. Hatte der erste im übersprudelnden Genie drange Virgil, Ovid, Terenz, geschrieben, so ergriffen hundert Aftergenie's den heroischen Einfall, und bald erkrankte die ganze schreibende deutsche Welt an der Verstümmelungswuth.

Holder.

Halten Sie uns doch, ich bitte Sie, ein wenig Thorheit zu Gute, die nun schon längst die Autorität der Erbsünde für sich hat, eben so allgemein ist, und eben so sehr den leidigen Sinnen schmeichelt, als diese.

Walling.

So sündigt wenigstens mit Consequenz, daß Eure Willkühr, Eure wunderliche Laune nicht in einen so grellen Widerspruch mit allem Schein des Rechts tritt.

Holder.

Philosophie der Sprache ist ein prächtiges Wort; aber eine unaussprechlich schwere Aufgabe, wenn man sich darin die Wissenschaft denkt, alle Redeformen auf heilige Vernunftgründe zurück zu führen, und ein Werk von Jahrtausenden, eine Schöpfung des Zufalls, als System eines mit sich selbst einigen philosophischen Kopfs zu würdigen.

Walling.

Ich errathe Ihre Tendenz; aber ich lasse Ihnen keinen Ausweg. Werk der Vernunft ist jede Sprache. So kann sie erforscht, so soll sie behandelt, gebildet, berichtigt werden. Angemessenheit, Bestimmtheit, Gleichförmigkeit, sind Forderungen, die die Vernunft keiner Sprache erläßt.

Holder.

Unter uns ist nicht die Rede von der Sprache der Wilden am Orinoko. Auch Reinheit, Wohllaut, Schönheit bezeichne die gebildete Sprache!

Walling.

Nun frage ich Sie: denken Sie sich den Griechen, den Britten als Deutsche? Sollen Ihre Zuhörer und Leser sich diese Fremden als Einheimische denken? Warum nennen Sie denn einen Jacob Stuart, wo James doch richtiger bezeichnete, wo und wer Ihr Mann war? Ist das natürlich? angemessen? bestimmt? Und sollen die fremden Namen durchaus verdeutscht werden; warum lassen Sie dem Plaut, Liv, Tacit, Aul Gell, Sophokl, Pers, was Sie dem Cornel, Homer, Virgil, nehmen? Ist das Gleichförmigkeit? Noch einmal, seyn Sie consequent, wie es in der Namenverfälschung alle übrigen Völker Europens sind! Mißhandeln Sie alle fremden Namen oder keinen.

Hol-

Holder.

Wohlan, Freund! Ich, unter zehntausend meiner schreibenden Brüder der einzige, gelobe Ihnen Consequenz in dem Einen oder Andern, wenn Sie mir Uebereinstimmung mit sich selbst versprechen, und uns fremde Namen, nicht nur nach ihrem eigentlichen Laut, sondern auch mit ihren National-Schriftzeichen wieder geben wollen.

Walling.

Diese sind etwas Zufälliges in der Sprache. Deutscher Sinn und Laut bedarf keiner Mauerrechte und fester Gothischer Charaktere. Aber auch in diese ließe sich eine sprachrichtige Rede des Cicero kleiden.

Holder.

Soll nun heißen des Ciceronis.

Walling.

Wozu das doppelte Zeichen der Wortbezeugung? Unser Artikel ersetzt ja schon die Römische Endung. Ihn halten wir fest als wesentlich im Charakter der Sprache. Kein Pünktchen entfallte hievon aus Gefälligkeit für das Fremde; aber die muthwillige Verstümmelung ist durch wilden Geniedrang in diesen Charakter hineingetragen, und muß wieder heraus!

Lienhagen. G. W. F. Beneken.

Anfragen.

1.

Auf welche Art rottet man aus moorartigem Marschboden am leichtesten die Binsen aus, um das Land, worauf sie wachsen, zur Wiese zu machen? Oefteres Abmähen und Abstechen hat man hie und da umsonst versucht.

2.

Was giebts für ein Mittel, um Pferde zu retten, wenn man sie durch zu starkes Galoppiren erhitzt hat; wie es denn in diesen Kriegeszeiten oft der Fall ist, daß Bauerpferde durch die Einquartierten auf diese Weise zu Grunde gerichtet werden? Ich meine im Volksblatt einmal ein Mittel dagegen gelesen zu haben, was mir aber wieder entfallen ist.

P.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

88tes Stück.

Freitag, den 3ten November 1809.

Ueber die Seekrankheit.

Von Eduard Miller, Dr. med. in New-York. *)

Von dieſer Krankheit werden die meiſten Perſonen befallen, wenn ſie zum erſtenmale die See befahren. Sie iſt ſehr verſchieden im Grade und Dauer: oft leicht und vorübergehend; zu Zeiten aber ſehr heftig, langwierig und peinlich. Gemeiniglich währt ſie nur den erſten oder auch zweiten Tag der Seefahrt, iſt nicht ſehr beſchwerlich, und ohne alle Gefahr. Seltener fängt ſie gleich mit dem Augenblicke an, da man das Schiff beſteigt, quält den Patienten Wochen oder Monate lang, oder kommt wenigſtens bei jedem Anſtoße von Sturme wieder, und verläßt den Kranken nicht vor dem Ende der Reiſe. In einigen Fällen hört ſie auch wohl gar alsdann nicht einmal auf, wenn das Schiff in den Hafen einläuft, und der Kranke ans Land ſteigt. Es hat ſogar Beiſpiele gegeben, da die Heftigkeit und Dauer des Uebels die ſchlimmſte Art von Fieber erzeugt hat, wobei der Magen alle Kraft verlohr, etwas bei ſich zu behalten, und der Tod erfolgte.

Die Seekrankheit entſteht leichter im offenen Meere, wo die Wellen eine weithin verbreitete und ununterbrochene Bewegung annehmen, als in Meerbuſen, Kanälen und Flüſſen. Sie wird am heftigſten bei ſtarkem Winde. Die ſchaukelnde Bewegung des Schiffes von vorn nach hinten und zurück, welches im Engliſchen Pitching genannt wird, oder von einer Seite zur andern, (rolling) erzeugt den höchſten Grad von Schwindel und Uebelbefinden. Dieſe Bewegungen entſtehn, wenn das Schiff gerade gegen den Wind geht, oder wenn eine Windſtille auf einen Sturm folgt; nicht

*) Aus dem Medical and Physical Journal Vol. XIX. Nr. 110. Lond. 1808.

aber, wenn der Wind in schiefer Richtung das Schiff trifft, denn alsdann ist die Bewegung des Schiffs sehr viel geringer.

Das Uebel erfolgt leichter in kleinen Schiffen, auf welche die geringste Bewegung der Wellen einen stärkern Eindruck macht, als in großen, als z. B. Kriegsschiffen oder schwerbeladnen Kauffartheischiffen, welche verhältnißmäßig weniger Bewegung erleiden. Man bemerkt auch, daß der Kranke, der sich an die Bewegung eines Fahrzeuges gewöhnt hat, durch die Veränderung des Schiffes wieder neuen Anfällen ausgesetzt wird, sey es, daß er von einem größern auf ein kleines, oder von einem kleinen auf ein größeres gebracht wird.

Alte Leute sind im Vergleiche mit jungen, oder denen von mittlern Jahren, weniger dem Uebel ausgesetzt. Im Allgemeinen leiden diejenigen, die eine dunkele Farbe haben, weniger als blonde, und Kinder bleiben gemeiniglich frei.

Ein Arzt, der die englische Gesandschaft nach China begleitet hat, beschreibt seinen Zustand auf folgende Art. „Er fühlte," sagt er, „zuerst ein Uebelbefinden im Magen, worauf beständiges Aufstoßen folgte, darauf kam grüne, nächstdem gelbe Galle, hiernächst eine dicke, schleimige unschmackhafte Feuchtigkeit, die er für Magensaft hielt, und endlich geronnenes Blut. Ehe er das letzte auswarf, fühlte er eine Bewegung, als würde der Magen zusammengedrungen, und dies verursachte, wie ihm schien, den Blutauswurf. Wäre das Blut aus der Lunge gekommen, so hätte es, meint er, schäumigt seyn müssen, oder mit Luftblasen vermischt und hellroth. Er fühlte beständigen Eckel im Munde: die Speicheldrüsen schwollen an, und der Speichel ward dick und verdorben. Sein Geist ward gleichgültig gegen alles Vergangene und Zukünftige, und sogar gegen das Leben. Hoffnung und Sehnsucht nach Vergangenem waren ihm gleich fremd. Im Kopfe fühlte er gänzliche Leere, und dabei hatte er eine Empfindung, als wenn die Knochen von einander gerissen würden. Auch inneres Kopfweh hatte er, und abwechselnde heftige Hitze und Frost. Er fühlte eine der peristaltischen Bewegung entgegen laufende in den Eingeweiden, und diese drängten aufwärts. Alles was er zu sich nahm, kam ohne alle Veränderung wieder aus dem Munde heraus. Es war ihm schon eckelhaft, nur von Essen oder Trinken reden zu hören. (Staunton's Bericht von Lord Macartney's Gesandschaftsreise nach China.)

Ursachen der Seekrankheit.

(Hier bin ich der Theorie des Hrn. Darwin in seiner Zoonomie 1. Bde. gefolgt, von dem ich auch einige medicinische Thatsachen entlehne.)

Die Seekrankheit fängt an mit Schwindel, worauf nicht allein in der

der Beschreibung der Symptome geachtet werden muß, sondern welches auch Anleitung giebt, die Natur und Heilung des Uebels zu erforschen. Diese Art von Schwindel rührt von der unordentlichen Function des Sinnes des Gesichts her, welche durch die Unstetigkeit und ungewohnte Bewegung aller Gegenstände auf dem Wasser erzeugt wird. Daß dies die wahre Ursache ist, wird dadurch bewiesen, daß das nehmliche Uebel in geringerm Grade bei manchen Personen entsteht, so oft sie auf einen fluctuirenden Strom sehen, und kein fixer Gegenstand sich im Kreise des Gesichts, so weit es deutlich ist, befindet: oder auch, wenn sie ein großes umlaufendes Rad ansehen, indem sie selbst ganz ruhig feststehen; diese beschwerliche Empfindung kann man aber durch Verschließen der Augen sogleich beendigen. Ein andrer Beweis, daß die Unstetigkeit und Undeutlichkeit der Gegenstände, die wir ins Auge fassen, Schwindel erzeugen kann, besteht darin, daß wir im Gehen und im Balanciren des Körpers von der Unbeweglichkeit der Gegenstände um uns her abhängen. Wir beurtheilen beständig die Entfernung der Gegenstände, denen wir uns nähern, nach dem Gesichte, und erhalten uns aufrecht, indem wir ihren perpendiculairen Stand bemerken: daher niemand, dem die Augen verbunden sind, hundert Schritte lang in einer graden Linie vorwärts zu gehen vermag. Wenn Kinder gehen lernen, so kann man leicht die Anstrengung bemerken, mit der sie sich aufrecht zu erhalten suchen, indem sie sich nach den Gegenständen richten, von denen sie umgeben sind. Sie fallen sogleich, wenn entweder ihre Aufmerksamkeit abgerufen wird, oder ein Gegenstand, auf den sie ihre Augen gerichtet haben, und der fest stand, plötzlich hin und her gerückt wird. Dieses Vermögen, den Körper durch die Beachtung aller Umgebenden aufrecht zu erhalten, wird mit vieler Mühe erworben, blos durch Gewohnheit erhalten, und man verliert es leicht durch Unterbrechung dieser Gewohnheit; denn Personen, die lange Zeit im Bette zugebracht haben, schwanken und stolpern, wenn sie wieder herauskommen, und erlangen ihren festen Gang erst nach und nach wieder. Diese Behauptung, daß wir nur durch die Beachtung der umgebenden Körper unsern eignen Körper aufrecht erhalten, und daß der Schwindel daher rührt, daß äußere Stöhrungen oder Krankheiten den Sinn des Gesichts schwächen, wird auch noch dadurch bekräftigt, daß alternde Personen, deren Augen anfangen trübe zu werden, dem Schwindel unterworfen sind, und durch den Gebrauch der Brillen oder auch durch die Gewohnheit, sich zwischen undeutlich gesehenen Gegenständen aufrecht zu halten, davon befreiet werden.

Die Bestimmtheit der sichtbaren Gegenstände, welche erforderlich ist,

um sich selbst aufrecht zu erhalten, und Schwindel zu verhüten, wird auf mannigfaltige Art vermindert oder ganz aufgehoben, und dieses erläutert unsern Gegenstand ebenfalls. Die sichtbaren Gegenstände werden undeutlich: 1) durch ihre Kleinheit und Aehnlichkeit mit einander. Manche Personen werden dußlicht, wenn sie in ein Zimmer treten, dessen Wände mit Papier bekleidet sind, welches mit kleinen einander ähnlichen Figuren bemalt worden: wo also die Augen nichts finden, worauf sie ruhen können, und in unaufhörlicher Bewegung von einem auf das andere erhalten werden. Diese Art von Schwindel vergeht sogleich, wenn ein Blatt weißes Papier aufgehängt wird, oder größere und mannigfaltigere Gestalten hingezeichnet werden. Aus der nehmlichen Ursache wird man schwindlicht, wenn man über eine Ebene geht, die mit Schnee bedeckt ist, und ohne Bäume und andere hervorragende Gegenstände. 2) Die Gegenstände werden undeutlich, und Schwindel entsteht durch die Entfernung, worin sich sich befinden, und die Direction, in welcher sie gesehen werden. Aus dieser Ursache werden manche Menschen schwindlicht, wenn sie hoch hinauf steigen, oder in Abgründe hinabsehen. Gegenstände, die sich in solcher Entfernung befinden, sind ausserhalb des Kreises, darin man deutlich sieht, und deswegen ungeschickt, sich dadurch aufrecht zu halten. Die Furcht kömmt hinzu, welche die Kräfte nimmt. 3) Die ungewöhnliche und übertriebene Bewegung der Gegenstände stört die Deutlichkeit der Gegenstände, und erregt Schwindel. Beispiele davon sind sehr häufig, als Wasserfälle, Umschwung großer Räder u. s. w., der erste Versuch zu reiten, rückwärts fahren in der Kutsche, schaukeln, Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, Drehen auf dem Hacken, und vorzüglich das Seefahren.

Die Wirkung dieser Bewegungen auf das Organ des Gesichts wird dadurch sehr vermehrt, daß die Bilder der Gegenstände einige Zeit auf der Netzhaut des Auges bleiben, und dieses vermehrt die Verwirrung des Gesichts und auch den Schwindel. Wenn man sich umdreht, bis man schwindlicht wird und hinfällt, so fahren die Bilder im Auge eine Zeitlang fort, sich zu bewegen, und es scheint, als sähe man die Gegenstände noch immer fort. Diese Bilder kann man sich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß es Fortsetzungen der Bewegungen des Sehenervens sind, welche durch die Gegenstände, die sie vorstellen, erregt worden. Sie bleiben, kommen wieder, oder dauern aus, nach Maaßgabe des Grades von Schwäche der Sehewerkzeuge. Im hohen Grade von Seekrankheit müssen sie also wohl sehr zunehmen, und unendlich viel Täuschungen des Gesichts und der Einbildungskraft veranlassen. Ihre Wirkungen in Fiebern, die von Schwäche herrühren, sind bekannt durch die Symptome, die

die man Fliegen nennt (muscae volitantes) u. s. w.

Auſſer dem Schwindel, der vom gestörten Sinne des Gesichts herrührt, wird die Seekrankheit wahrscheinlich auch noch durch eine andere Art von Unordnung im Sinne des Gefühls erzeugt. Wenn sich ein Blinder, oder auch einer, der nicht blind ist, im Dunkeln im Kreise umdrehet, so entsteht ein Schwindel, der sich auf das Gefühl beziehet. Seine Füße berühren den Boden in einer andern Richtung als gewöhnlich: er verliert daher seine Haltung auf dem Boden, und wird schwindlicht. Diese Verbindung des Schwindels, der von der Störung des Sehens herrührt, mit dem der von dem Gefühle abhängt, scheint von denen übersehn zu seyn, die von der Seekrankheit geschrieben haben. Die Matrosen bemerken, daß diejenigen Personen, die sich am geschwindesten mit der Bewegung des Schiffs in Uebereinstimmung setzen, und sich gewöhnen, aufrecht zu stehen, ohne hin und her zu straucheln, kommen am leichtesten ab, und erhohlen sich am geschwindesten. Die Unstetigkeit der Gegenstände des Gesichts, und das Hin- und Herfallen, wozu es verleitet, verstärken einander wechselsweise.

Da ich solchergestalt einige der verschiedenen Arten des Schwindels, der von unordentlicher und übertriebener Anstrengung der Organe des Gesichts und Gefühls, besonders diejenigen, welche von rollender, wellenförmiger oder andrer, unregelmäßiger und ungewöhnlicher Bewegung der äußern Gegenstände, oder derjenigen Person selbst, welche sie betrachtet, erwähnt habe, so will ich nunmehro zeigen, wie der Schwindel den Eckel und das Brechen erzeugt, welches so geschwind darauf folgt.

Es ist beim ersten Anblicke befremdend, daß Eckel und Erbrechen aus einer Störung der Organe des Sehens entstehn soll. Wenn man sich aber erinnert, daß plötzliches Düseln, welches die unmittelbare Folge jener Zufälle ist, eine Verkehrung der Speiseröhre nach sich zieht, so wird es begreiflich. Schwindel und Verkehrtheit der Speiseröhre im Schlunde bewirken einander wechselsweise. Professor Gregory zu Edinburg sagt dies ausdrücklich in seinem Conspectus medicinae theoreticae. (Vol. I. p. 145.) Es kommt hier nicht darauf an, alle Arten von Schwindel herzuzählen, die im Systeme der Nosologie vorkommen; aber er ist allemal mit Magenbeschwerden verbunden; er mag mit Schlagflüssen, Lähmung, Epilepsie, hysterischen Zufällen oder Ohnmachten verbunden seyn. Auf der andern Seite pflegt Schwindel allemal zu folgen, wenn die Speisewege in Unordnung gerathen sind, als bei Indigestionen, auf Brechmittel, im Zustande der Trunkenheit, wenn man Gift verschluckt hat, bei der Gastritis, Enteritis u. s. w. Die Seekrankheit ist

also eine Folge von gewissen Sympathieen, oder Verbindungen von Bewegungen verschiedener Theile des animalischen Systems. Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß das Erbrechen, welches von einem Steine im Gallenwege oder der Urethra herrührt, eben so wohl als dasjenige, welches von einer Entzündung in den Eingeweiden erzeugt wird, oder welches bei Fiebern eintritt, auf gleiche Art entsteht.

Wenn man zugiebt, daß gewisse Organe oder Theile des Körpers in ihren Functionen miteinander associirt sind, (und die Beweise solcher Verbindungen kommen unaufhörlich in der Beobachtung der Functionen des thierischen Körpers vor) so folgt daraus, daß im gesunden Zustande jedes Organ oder Theil in diesen verknüpften Reihen von Thätigkeit, seinen eignen Antheil von Nervenkraft oder Lebenskraft hat. Wird aber eines dieser Organe oder Theile heftigen oder irregulairen Bewegungen unterworfen, so muß, weil diese Thätigkeit in einem Aufwande von Nervenkraft besteht, das Ebenmaaß derselben gestört werden, und dieweil ein Theil zu viel aufwendet, behält der andre zu wenig. Dies wird offenbar in den Symptomen der Trunkenheit. Unterdessen der Magen durch gegohrne oder gebrannte Getränke zu heftig gereizt wird, werden die Muskeln der willkührlichen Bewegung, die Sehenerven u. s. w. ihres Antheils an Nervenkraft beraubt. Daher werden die Betrunknen schwindlicht, und ihre Glieder verweigern die gewohnten Dienste. Gerade so ist es mit denen, welche an die Bewegung des Wassers nicht gewöhnt sind, wenn sie zu Schiffe gehen. Die außerordentliche irregulaire und ungewöhnliche Bewegung der Sehewerkzeuge vergeudet die Nervenkraft, und die Theile, welche mit jenen in Verbindung stehen, verlieren daher ihren gehörigen Antheil. Der Magen, der weiter ausgedehnte und genauere Verbindungen mit dem übrigen Systeme hat, als irgend ein anderes Eingeweide, fühlt diesen krankhaften Zustand zuerst, und verbreitet ihn weiter im Körper.

Folgende Umstände werden die scheinbare Disproportion der Ursache zur Wirkung in meiner Erklärung der Heftigkeit der Seekrankheit bei Personen, die an das Wasser nicht gewöhnt sind, begreiflich machen. 1) Die Bewegung ist nicht allein ungewöhnlich, irregulair, complicirt, sondern auch sehr heftig. Die Bewegungen der Wellen, welche eine große Oberfläche einnehmen, und in tausend Gestalten rollen; die verschieden gemischten Bewegungen des Schiffs, mit der Verschiedenheit seiner Bestandtheile und Zubehör; und die Bewegungen des Seefahrers selbst, der in allen Directionen hin und herstolpert; alles dieses bildet ein Aggregat von Bewegungen, das hinreichend ist, den stärksten Kopf zu erschüttern. Der Conetraft zwischen dieser Scene und dem Auf-

Aufenthalte auf dem festen Lande, wo der größere Theil aller Gegenstände in Ruhe ist, oder sich mit gewisser Festigkeit und Regelmäßigkeit bewegt, ist einleuchtend. 2) Die übertriebene Action des Organs des Gesichts, welches durch dieses Aggregat verschiedener Bewegungen erzeugt wird, kann nicht befremden, wenn die Quantität von Nervenkraft erwogen wird, die im Auge aufgewandt wird. Kein Theil des Körpers hat in Verhältniß seiner Größe, so viele Nerven als das Auge. Jeder Sehenerve ist beim Eingange in das Auge so dick als eine Rabenfeder. Außer diesen gehören noch das dritte, vierte und sechste Paar Nerven sowohl als ein Theil des fünften, zu diesem Sinne. Wenn man die beständige Beschäftigung und Thätigkeit des Gesichts bei Tage, und die Größe und Zahl der Nerven, die dazu gehören, erwäget, so begreift man, daß der Aufwand von Nervenkraft im Auge vollkommen so groß oder größer ist, als alle übrige in den obern Extremitäten. 3) Die genaue Sympathie zwischen dem Gehirn und dem Magen kommt ebenfalls in Betracht. Die Unordnungen im Sinne des Gehens, welcher einen so großen Antheil am Nervensysteme besitzt, machen einen unmittelbaren und mächtigen Eindruck auf den Magen, verkehren seine Bewegungen, erregen Ergießungen der Galle u. s. w., und bringen alle die schmerzhaften Empfindungen hervor, die die Seekrankheit begleiten.

Es ist erstaunenswürdig, was für geringe Ursachen in gewissen Constitutionen Schwindel hervorbringen. Eine ungewöhnliche Stellung, eine unbeträchtliche Erhebung über den festen Boden, so wie der Anblick gewisser Gegenstände in Bewegung, welche den Zuschauer reizen, sie anzustarren, können Schwindel hervorbringen. Kleine Modificationen der Bewegungen heben ihn wieder auf. Ein Frauenzimmer berichtete mir, daß sie vom Fahren im Schlitten Uebelkeit empfunden, und sogleich davon befreiet worden, da in dem letzten Theile der Reise der Schnee geschmolzen, und der rauhe Erdboden davon entblößt worden, sie mithin eine härtere und ungleichere Bewegung erlitten. Wahrscheinlich gieng dies so zu: Die Dame ward durch die sanfte, gleitende, fast unbemerkliche Bewegung des Schlittens, der über den Schnee dahin fuhr, verhindert, die anscheinende Bewegung der Gegenstände von der wahren Bewegung andrer zu unterscheiden; und diese Verwirrung scheint, wenigstens zum Theile, Ursache des Schwindels und Eckels gewesen zu seyn. Das Gleiten des Schlittens über den Sand, Grand u. s. w. war eine Annäherung zu der gewöhnlichen Art der Bewegung.

Es ist ein Glück für die Personen, welche zum seefahrenden Leben oder zu andern Beschäftigungen, welche ähnliche Wirkungen haben, Schwindel und Eckel erregen, daß diese Affectionen gewöhnlich von kurzer Dauer sind. Die Herrschaft der Gewohnheit ist in die-

Digitized by Google

diesen Fällen sehr vortheilhaft. Die türkischen Derwische, welche einen Religionsgebrauch darin setzen, sich beständig geschwind umher zu drehen, lernen es sehr bald, ohne schwindlicht zu werden. Aehnliche Fertigkeit findet man bei den Zitterern, einer fanatischen Secte im Staate von New-York. Mein College, Dr. Mitchill, benachrichtigt mich, daß er eine weibliche Person von dieser Secte gesehen habe, die sich sechszig male in einer Minute umdrehete, und das fünf Minuten nach einander ohne abzusetzen: und dabei erlitt sie nicht den geringsten Anfall von Schwindel. Es ist nicht leicht, die Ursache anzugeben, warum Bewegungen des animalischen Systems, welche einmal in einerlei Folge oder Verbindung vorgekommen sind, nachmals eine Tendenz annehmen, einander wieder zu folgen oder zu begleiten. Es ist dies eine Eigenheit der thierischen Natur, und unterscheidet sie von andern Wesen. Es scheint, daß es ein besonderes Temperament gebe, welchem eine allzugroße Leichtigkeit der Fibern eigen ist, gewisse Gewohnheiten der Association anzunehmen, und besondere Stärke, womit zugleich diese Associationen fortdauren. In solchen Constitutionen wirkt die Sympathie weit größer und stärker, und in ausgedehnterem Maaße, als in andern. Und es ist wahrscheinlich, daß solche Personen allen sympathetischen Krankheiten weit mehr ausgesetzt sind, als andre. Zum Beispiele, kann man erwarten, daß solche, intermittirenden Fiebern vorzüglich unterworfen seyn werden; daß die periodische Wiederkehr von Paroxysmen schwer zu hemmen seyn wird; und daß diese auf leichte Veranlassungen, nach mehreren Wochen, da sie geheilt geschienen, wiederkehren werden. Die Stärke des Gedächtnisses scheint ebenfalls von diesem Temperamente abzuhängen; denn unter Gedächtniß versteht man die Leichtigkeit, womit Associationen gebildet werden, und die Stärke ihrer Dauer. Es wäre der Mühe werth, zu beachten, ob Personen, die ein starkes Gedächtniß haben, den Fiebern, der Seekrankheit, und allen Arten von Krankheiten die von der Association abhängen, mehr unterworfen sind, als andre.

(Der Schluß folgt.)

Hannoverſches Magazin.

89tes Stück.

Montag, den 6ten November 1809.

Ueber die Seekrankheit.

Von Eduard Miller, Dr. med. in New-York.

(Schluß.)

Behandlung der Seekrankheit.

Nachdem ich die Symptome der Seekrankheit auf dieſe Art beſchrieben, und die wahrſcheinlichen Urſachen derſelben angegeben habe, gehe ich zur Behandlung über.

Es kann viel geſchehn, ihr vorzubeugen. Man hat vorgeſchlagen, daß Perſonen, welche zur See gehen wollen, ſich eine Zeitlang vorher an das Schaukeln oder an andere ungewöhnliche Bewegungen gewöhnen ſollen, welche Schwindel erregen. Das Exercitium, ſich auf einem Fuße umzudrehn, würde vermuthlich das nehmliche leiſten: und man kann es gar bald dahin bringen, es zu üben, ohne ſchwindlicht zu werden.

Auf die Seekrankheit haben Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften großen Einfluß, ſowie auf alle Krankheiten, die von der oben beſchriebenen Aſſociation herrühren. Der Eckel kann wenigſtens auf kurze Zeit überwunden werden, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit mit Gewalt auf einen beſtimmten Gegenſtand richtet. Fröhliche oder ſchreckhafte Nachrichten, das Entſetzen, welche Sturm oder Schiffbruch erregt, die Beängſtigung, und der Schmerz, der von einem zerbrochenen oder ausgeſetzten Gliede herrührt, hemmt die Krankheit augenblicklich. Aber da ein ſolcher Grad von Empfindung in vielen Fällen nicht ohne Gefahr iſt, auch nicht abgemeſſen und regelmäßig erregt werden kann, ſo liegt dieſes Heilmittel außer dem Kreiſe des Arztes.

Man hat behauptet, daß der Seekrankheit vorgebeugt werden könne, wenn man ſogleich beim Einſchiffen die Augen verſchlöſſe und bedeckte.

Nach den hier vorgetragenen Grundsätzen kann das Mittel nicht ganz fruchtlos seyn. Besonders auf kleinen Reisen ist es nicht unthunlich, die Augen anhaltend verschlossen zu halten, wenn man nur, es sey in horizontaler Stellung oder auch sitzend oder stehend, fest und unbeweglich in der nehmlichen Stellung bleibt. Ich höre von einem guten Beobachter, daß er auf dem Meere die ganze Nacht hindurch, so lange es dunkel war, er in horizontaler Stellung liegen blieb, und die Augen verschlossen hielt, von der Seekrankheit frei blieb; daß diese sich aber des Morgens wieder einstellte, sobald er aufstand, und anfieng, um sich her zu sehen. Alte Leute kommen darin überein, daß man vermeiden muß, die Wellen zu betrachten, vornehmlich wenn sie in starker Bewegung sind, und das Meer stürmisch ist.

Gehörige Diät kann viel thun, diesem Uebel vorzubeugen, oder es wegzuräumen. Es ist anzurathen, wenig, aber oft, etwas zu genießen; alles zu vermeiden, was Indigestionen erregen könnte, und die Nahrungsmittel auszusuchen, die der Magen mit der größten Leichtigkeit und Geschwindigkeit verdauet. Hiezu empfehlen die Seeleute Brod und kaltes Fleisch frisches) mit Pfeffer zu essen. Gesalzenes zwischendurch zu essen, ist indessen auch nicht schädlich, und zu Zeiten unstreitig vorzuziehen. Einige behaupten, es sey das beste Präservativ, den Magen beständig zu beschäftigen, mit Zwiebackessen u. s. w., und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Reiz nahrhafter und ausgesuchter Speise, in Verbindung mit dem Reize der Ausdehnung des Magens durch die Anfüllung, dazu dienen könne, die Kräfte desselben zu stärken. Was das Getränk betrifft, so wird solches empfohlen, das mit vegetabilischen carbonischen Säuren vermischt ist, als z. B. Limonade, Selterser Wasser, gutes Bier, Cyder, Champagner u. s. w.

Man räth den Seekranken, sich so lange als möglich auf dem Verdecke aufzuhalten. Auch empfiehlt man ihnen, sich starke Bewegung zu machen: als da ist, bei der Pumpe zu helfen, oder andere Thätigkeit; und dieselbe so wenig zu unterbrechen, als möglich; denn man bemerkt allgemein, daß indolente und träge Passagiere mehrentheils am meisten leiden. Der Gouverneur Winthrop erwähnt in seinem Journale, die Wirksamkeit der starken Bewegung, als ein Mittel gegen die Seekrankheit, in folgenden Ausdrücken: „Unsere Kinder und andere Kranke, welche in der Cajüte lagen und stöhnten wurden hervorgehohlt, und bei einem Seile angestellt, das wir der Länge des Schiffs nach von hinten bis an den großen Mastbaum spannten: einige auf einer, die andern auf der andern Seite. Sie mußten es hin und her schwenken, bis

bis sie müde waren, und so wurden sie bald besser, und gut aufgeräumt.

Da die Seekrankheit unstreitig von der Verbindung der oben bezeichneten Theile des Körpers herrühret, und in so weit mit den Fiebern einige Aehnlichkeit hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die reizenden und stärkenden Mittel, welche verordnet werden, um Anfälle des intermittirenden Fiebers abzuhalten, und ihnen zuvorzukommen, ebenfalls dienen können, den Magen gegen die Seekrankheit zu schützen. Die Chinarinde und andere bittere Arzneien möchten dazu diensam seyn. Und nach einem wirklichen Anfalle der Krankheit sollten diese Mittel allerdings angewendet werden, wenn große Erschöpfung der Kräfte eintritt. Man muß Wein und allenfalls Opium dazu setzen, eben so wie in Fiebern, die von Schwäche herrühren.

Ein wichtiger Theil der Cur ist die Erhaltung regelmäßiger Ausleerungen, und gelegentliche Erregung einer künstlichen Diarrhöe. Unter den Mitteln, die dazu dienen können, verdient Aloe den Vorzug. Manche Personen können oft die Säuren nicht vertragen. Alsdann muß Magnesia zugesetzt werden. Injectionen von Seewasser und Seife sind allemal nützlich, und häufiger Gebrauch derselben verdient empfohlen zu werden. Wahrscheinlich würden die Injectionen von kaltem Wasser oder Eiswasser, welche dem Berichte des Herrn Pomme zufolge, die verkehrten Bewegungen des Speisekanals in hysterischen Anfällen so plötzlich hemmt, ebenfalls in der Seekrankheit von Nutzen seyn. (S. Pomme, des affections vaporeuses.)

Da der Magen mit der Haut in genauer Verbindung steht, so kann der erste oft durch Einwürkungen auf die letzte, in Bewegung gesetzt und erhalten werden. Zu diesem Zwecke mögen Seekranke warme Bäder allein, oder auch abwechselnd mit kalten, Frictionen der Haut mit Oel und Kampfer, oder trocknen mit Senfpulver, gebrauchen; Pflaster auf die Gegend des Magens legen, Cataplasmen mit aromatischen Sachen und Opium, auch wohl, wenn das Uebel sehr arg wird, Senfpflaster, und spanische Fliegen.

Seeleute empfehlen, den Unterleib mittelst einer Bandage oder Schnupftuche zu binden. Die Wilden von Nordamerika binden sich den Leib zusammen, wenn sie Mangel an Nahrung leiden, und vom Hunger gequält werden. Hierdurch stärken sie den Magen, und ersetzen den fehlenden Reiz, der von der Anfüllung desselben und Nahrungsmitteln herrühret. Wenn der Magen lange von den gewaltsamen Bewegungen der Uebelkeit gequält ist, so kann das Mittel den ganzen Körper in Ordnung erhalten, bis er sich an die neue Lage gewöhnt hat.

Es wird selten nöthig seyn, mehrere dieser Mittel mit einander zu verbinden. Mehrentheils ist es hin-

länglich, daß der Kranke sich, wenn er das Uebel nicht durch Anstrengung des Geistes überwinden kann, hinlegt, die Augen verschließt, und sich ganz ruhig hält. Erfolgt Erbrechen, so muß er etwas Thee von Chamillen oder Pfeffermünze, Ingwer-Infusionen oder dergleichen nehmen. Seewasser wird von den Matrosen sehr empfohlen. Wenn der Magen durch solches Getränk völlig ausgeleert ist, so wird es nöthig, einige angenehme reizende Dinge zu sich zu nehmen. Ich höre, daß auf den Packetbooten, Wein mit Gewürz das zu gebräuchlich ist. Wo es daran fehlt, kann man kleine Dosen von Sulphurischen (vitriolischen) Aether so oft nehmen, bis der Magen beruhigt ist. Auch kleine Dosen Opiat können versucht werden. Die aufbrausende Mixtur des Riverius, Selterser Wasser, Limonade und warmer Punsch, sind zu Zeiten nützlich befunden. Aber wenn die Krankheit ohnerachtet dessen hartnäckig fortdauert, der Magen durch unaufhörliches Aufstoßen gequält wird, und Erschöpfung und Schwäche in einem hohen Grade eintreten, so muß der Kranke behandelt werden, so wie in Fiebern, die von Schwäche herrühren. Zubereitungen von Chinarinde, oder lieber noch von Columboiwurzel oder Quassia, mit Wein und Opiat oder Aether, abwechselnd und periodisch wiederhohlt, um den Magen beständig in mäßiger Anstrengung zu erhalten. In den äußersten Fällen der Krankheit müssen die übrigen oben angegebenen Mittel angewandt werden, so wie es die Umstände erfordern.

Es ist oftmals nützlich, eine Krankheit durch Erregung einer andern zu heilen. In dieser Absicht werden Schwindsüchtige oft zur See geschickt. Es ist hier nicht der Ort, alle Umstände der Seereise zu erörtern, die in solchen Krankheiten wirksam seyn können; für unsern Zweck ist es hinreichend, die Wirkungen des Magens in dieser Rücksicht zu erwägen. Die Fälle, da das Mittel geholfen hat, sind zu häufig, als daß man die Sache bezweifeln könnte. Aber es hat sich oft ereignet, daß das gewöhnliche Erbrechen, wegen der besondern Constitution der Person oder wenigstens ihres Magens, gar nicht erfolgt ist, oder so leicht und so vorübergehend, daß die Hoffnung der guten Wirkung einer Seereise dadurch vereitelt ist. Wenn diese wirklich von dem Eckel und Erbrechen abhängt, so ist es sehr zu bedauern, wenn jemals die Reise unwirksam gewesen; denn es hängt ja vom Reisenden ab, die Stärke und Dauer des Eckels und Erbrechens durch künstliche Mittel zu vermehren, so weit es ihm gefällt. Schaukeln kann zu Hülfe genommen werden. Ist das Pendelmäßige Schwenken nicht hinlänglich, den gehörigen Grad von Schwindel zu erregen, so kann der Patient in einem Sessel, der an

zwei

zwei parallelen Stricken aufgehängt ist, gekreiselt werden. Wenn dieser funfzig oder hundert mal in einer Richtung umgedreht ist, so kehrt er mit großer Geschwindigkeit in der entgegengesetzten zurück, sobald man ihn los läßt. Oder wenn der Kranke dazu zu schwach ist, so kann ein Bette, das gerade groß genug ist, bequem darin zu liegen, in einer sehr einfachen Maschine aufgehängt werden, um es so stark als der Kranke es vertragen kann, zu bewegen. Auf solche Art kann man den Schwindel erregen und verstärken, so viel es beliebt.

Auch in andern Fällen, ausser der Lungensucht, kann die Seekrankheit durch ungewöhnliche Bewegungen künstlich vermehrt werden. Das merkwürdige Beispiel das Hr. John Hunter erwähnt, da ein großes Geschwür plötzlich absorbirt ward, ist ein Beweis der großen Kraft des Erbrechens, womit es die Thätigkeit des lymphatischen Systems vermehrt. Der Gebrauch der Brechpulver könnte in chronischen Krankheiten durch die Seekrankheit vielleicht gänzlich ersetzt werden, wenn man einige andere künstliche Mittel, den Schwindel zu erregen, hinzufügte.

Etwas für Pomologen und Obstliebhaber.

Es ist dem Obstliebhaber immer sehr daran gelegen, den Zeitpunkt zu wissen, wann dieses und jenes Obst, Birn oder Aepfel, vom Baum genommen werden muß. Gewöhnlich will man den Zeitpunkt der Reife dadurch erfahren, wenn man's versucht, ob die Frucht sehr leicht an demjenigen Orte des Stiels sich abbrechen lasse, der eine Vertiefung hat, und wo sie sich der Natur nach vom Baume trennen muß. In den meisten Fällen trifft dies auch zu, aber bei einigen Früchten nicht, wie z. B. bei dem bon Chretien d'été oder Apothekerbirn, wie sie auch sonst heißt, der Russelline, der rothen Herbst-Calville und andern.

Ich habe darüber folgende sichere Erfahrung gemacht: Vor vielen Jahren aß ich irgendwo eine Art rother Herbst-Calville unter dem Namen eines Franzapfels (oder Franschen Apfels, womit Landleute gewöhnlich unbekannte Renetten-Arten oder andere gute Sorten unbekannter Aepfel belegen,) die von ganz vorzüglichem Geschmack war. Etliche Jahre nachher trug auch ein Baum dieser Art in meinem Garten Frucht; allein, nachdem ich diese meh-

mehrere Jahre nach einander zu der Zeit abgenommen hatte, wo sie sich leicht vom Baume trennen ließ, fand ich niemals den geringsten Geschmack an diesem Apfel, und wunderte mich sehr, wie er mir ehemals so hätte behagen können. Schon hatte ich beschlossen, ihn auszurotten, und ließ im Herbst 1808 die Frucht fast bis zum Frost auf dem Baume; indem ichs nicht der Mühe werth hielt, sie abzunehmen. Weil sie aber zuletzt eine treffliche Röthe annahm, legte ich diejenigen, die der Wind noch nicht abgeworfen hatte, unter meine übrigen feinen Aepfel; aber wie erstaunte ich, als ich zur Zeit der Lagerreife, die 14 Tage nachher schon eintrat, mit allen meinen Hausgenossen diesen Apfel äusserst delikat fand; so daß ich ihn für einen Apfel vom ersten Range halten mußte.

Vor einigen Jahren, wie wir einen trocknen Sommer gehabt hatten, und die Apothekerbirn noch um Michaelis von einer sehr dunkelgrünen Farbe war, nahm ich, weil sie bei guten Sommern um die gedachte Zeit (in diesem nördlichen Klima) reif ist, einige vom Baume, ob sie gleich sich nur schwer und fast nur mit Gewalt von demselben trennen ließen. Diese schrumpften zwar etwas ein, allein sie waren doch zur Zeit der Lagerreife, die 14 Tage nachher erfolgte, butterhaft und lieblich zu essen. Die übrigen ließ ich am Baume, wo sie immer fortwuchsen und weit gröſſer wurden, als die abgenommenen. Am Ende des Octobers nahm ich endlich die übrigen ab, und auch damals ließen sie sich nur mit Gewalt vom Fruchtzweige trennen. Diese wurden gar nicht lagerreif, dauerten lange, blieben aber wie Holz und verfaulten inwendig, ohne genießbar zu werden. Diese waren zu lange am Baum geblieben.

Wenn die bon Chretien nur ein klein wenig die Farbe vom Dunkelgrün in etwas Hellgrün verschießt, und dies geschieht gewöhnlich um Michaelis, alsdann muß man sie abnehmen, wenn es auch noch schwer hält, sie abzubrechen. Wie mit der bon Chretien, so gieng es mir mit der Russeline, einer Birne, die im Anfange des Octobers gewöhnlich gepflückt werden muß, und 14 Tage oder höchstens 3 Wochen hernach lagerreif, butterhaft und süß ist. Einmal aber ließ ich einige bis zum Ausgang des Novembers am Baume, da sie dann zwar bis zum März dauerten (sonst ist sie im December schon morsch), aber gar nicht butterhaft und genießbar wurden; dahingegen die im Anfange des Octobers abgenommenen Birnen dieser Sorte im November und schon früher lagerreif, butterhaft und von schönem Geschmack waren. Auch jene waren also zu lange am Baume geblieben; ob sie gleich noch so fest saßen, daß der starke Wind sie nicht hätte herunterwerfen können.

Mit

Mit der Muſette d'automne (ſonſt Hombirn genannt,) die gleichfalls bald nach Michaelis zeitig iſt, gieng mir's eben wie mit der Ruſſeline. Man ſieht hieraus: es giebt Obſtſorten, die ſpät am Baume bleiben müſſen, ob ſie gleich ſchon früher leicht ſich ablöſen laſſen; es giebt andere, die früher und zu einer beſtimmten Zeit jährlich abgenommen ſeyn wollen, noch ehe ſie ſich leicht vom Baume trennen laſſen. Es geſchiehet daher leicht, daß man die Frucht eines Baums, den man ſich aus der Ferne verſchrieben hat, nicht ſo findet, als ſie uns geſchildert war, und vielleicht lag es bloß daran, daß wir den Zeitpunkt ihrer Reife nicht beobachtet hatten.

Bülkau im Bremiſchen. J. J. D. Peycke, Paſt.

Ueber das Puniſche Wachs.

Das puniſche (eledoriſche) Wachs hat ſeinen Namen von der ehemaligen berühmten Stadt Karthago in Afrika, welche von Phöniziern oder Puniern erbauet worden war. Dieſe Stadt beſaß das Geheimniß, das Wachs ſo zuzubereiten, daß man es mit Farben innigſt vermiſchen und damit malen konnte; die Farben befeſtigte man alsdann durch Einbrennen über glühenden Kohlen, und nannte daher dieſe Art von Malerei Enkauſtik, d. i. eingebrannte. Die Alten rühmen ſie einſtimmig wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Schönheit. Mit der Zerſtörung der Griechiſchen und Römiſchen Reiche gieng auch dieſe Kunſt verloren, und nur erſt in unſerm Jahrhunderte war man ſo glücklich, ſie wieder zu entdecken. Die Hauptſache beſteht darin, daß das Wachs durch Vermiſchung mit Laugenſalzen, ſo wie jede Fettigkeit, ſeifenartig und im gemeinen Waſſer auflöslich gemacht wird. Die eigentliche vollſtändige Bereitungsart dieſer Wachsſeife zum Malen findet man in dem 40ten Stück dieſes Magazins vom Jahre 1787. Durch die Auflöſung im Waſſer wird dieſes puniſche Wachs nicht nur fähig, ſich mit allen Farben zu verbinden, ſondern es nimmt auch alle Arten von Oelen und Malerfirniſſen an. Die Gemälde können, wie bei den Alten üblich war, über Kohlenfeuer eingebrannt und alſo die Farben befeſtigt werden; doch kann man auch ohne Hülfe des Feuers malen und die Farben trocknen. Man malt damit

mit auf Leinewand, Seide, Holz, Kalk, Papier, Porzellain, Glas ꝛc. und die großen Vorzüge, die diese Wachsmalerei mit Oel und Firniß hat, gaben dem Wiederhersteller dieser Kunst in Deutschland, Herrn Tolau, Gelegenheit, dieselbe zur Bereitung eines eigentlichen Wachstuchs anzuwenden, welcher weit schöner ist, als das gemeine. Er legte daher eine Fabrik zu Weißenfels an, wo Wachstuchtapeten, Wachsleinewand zu Regenschirmen, Regenmäntel u. s. w. verfertigt wurden.

Allein nicht nur zum Malen ist dieses punische Wachs vortrefflich, sondern es kann auch ausserdem noch vielfältig benutzt werden. So dient es z. B. den Tischlern zum Poliren ihrer feinen Arbeiten, auch giebt es einen schönen Firniß zum Anstreichen. Mit Bier oder Essig, worin vorher Pfeffer gekocht worden, ist es ein gutes Mittel gegen die Holzwürmer, wenn man das Holz damit überstreicht. Das Leder kann damit sehr glänzend gemacht werden, wenn man zu dem aufgelöseten Wachse noch etwas Gummi und Oel hinzusetzt; soll es zugleich wasserdicht werden, so nimmt man gestoßenen Mastix, Bernstein oder andere dem Pech ähnliche Dinge, reibt dieselben trocken in das Leder ein und polirt es hernach mit Wachs und Oel.

H. F. E. D.

Anfrage.

Wozu ist der sogenannte wilde Hopfen (Windekraut, eine Art Convolvulus mit weißer Blüthe, die trichtermäßig geformt ist, und sich so ungeheuer vermehrt,) nützlich? und wie ist er am besten auszurotten? Es ist dies Unkraut in Marschgegenden fast gar nicht auszurotten, wo es einmal befindlich ist. Die feinste abgebrochene Faser, die kaum sichtbar ist, und dem allerfeinsten Zwirn gleicht, wird noch in selbigem Jahr zu einer Wurzel wie ein Pfeifenstiel dicke, und verbreitet sich ellenweit in der Erde. Das grüne Kraut davon schlägt gleichfalls von oben Wurzel, und fast alle Mühe es auszurotten, ist vergebens angewandt. Sollte es nicht vielleicht gegen eine endemische Krankheit der Menschen oder Thiere mit Nutzen angewandt werden können, da der Schöpfer es so reichlich in diesen Gegenden, im Bremischen, wachsen läßt? Möchten doch Naturkundige, und besonders Chemiker, Versuche damit machen!

P.

Hannoverſches Magazin.

90tes Stück.

Freitag, den 10ten October 1809.

Bemerkungen über einige nützliche Erfindungen der Chineſen.

Das chineſiſche Kaiſerthum iſt wegen ſeiner Größe, wegen ſeiner Volksmenge, wegen des hohen Grades der Cultur, worauf die Nation ſeit undenklichen Jahren ſtehet, und wegen ihrer beſondern Gebräuche, äußerſt merkwürdig. Der Quadrat-Inhalt dieſes Reichs iſt mit Inbegriff der jetzt mit dazu gehörigen Mongolei und Tartarei, und der gleichfalls dem chineſiſchen Kaiſer unterworfenen Halbinſel Korea, desgleichen des Gebiets Tibet, Taukin und Cochinchina, wovon die Regenten ſeine Vaſallen ſind, größer als ganz Europa, und die Volksmenge des eigentlichen Kaiſerthums China wird in der neueſten engliſchen Reiſebeſchreibung des Lord Marcartney zu 333 Millionen Menſchen angegeben. Eine Erſtaunen erregende Bevölkerung, die daher auch von einigen etwas herabgeſetzt wird. Zieht man zugleich die Eigenthümlichkeiten der chineſiſchen Nation, ihre Arbeitſamkeit, ihren Kunſtfleiß und die Vollkommenheit gewiſſer Produkte, die ſie uns liefert, in Betracht, ſo wird ſie allemal ein beſonderes Intereſſe bei demjenigen erregen, der etwas weiter zu ſehen gewohnt iſt, als der gewöhnliche Geſichtskreis geht.

Unter den Artikeln, welche die Chineſen den Europäern zukommen laſſen, und die an 4000 Meilen weit über das Weltmeer von ihnen abgeholt werden, will ich nur folgende nennen, als:

1) Die ungeheure Menge Thee, welchen Artikel, wenn auch das Klima in Europa deſſen Anbau zuließe, dennoch nicht ſo wohlfeil erzielt werden könnte, als ihn die Chineſen verkaufen, weil beiſpielloſer Fleiß und Arbeitſamkeit, verbunden mit äußerſter Genügſamkeit an wohlfeilen Lebensmitteln, einen ſehr ge-

ringen Aufwand auf Arbeitslohn gestatten.

2) Das in ältern Zeiten allein aus China und Japan eingeführte echte Porzellain, welches noch jetzt in Ansehung seiner feuerbeständigen Masse die eine dünne Ausarbeitung erlaubt, und sich im Brennen nicht ziehet und wirft, noch immer einen Vorzug vor dem europäischen Porzellain behauptet. Es geht diese Feuerbeständigkeit so weit, daß man in einem echt chinesischen oder japanischen Porzellain-Gefäße das europäische Fritporzellain wie in einem Schmelztiegel schmelzen kann. Wegen dieser Feuerbeständigkeit findet man auch das chinesische Porzellain weit dünner und zierlicher, und die Teller und Schüsseln doch vollkommen gerundet und im geringsten nicht windschief oder bauchigt. Die schöne Milchweiße des feinsten alten chinesischen und japanischen Porzellains hat auch in Europa nicht erreicht werden können. Es darf bei diesem Artikel nicht unbemerkt bleiben, daß das europäische Porzellain eine Nachahmung des chinesischen ist, und ersteres wahrscheinlich nicht existiren würde, wenn letzteres nicht zum Muster gedient hätte.

3) Die in Ansehung des Stoffs und der Farbe so dauerhaften Nankins. Die Unzerstörbarkeit der Farbe rührt daher, daß in der Provinz Kiangnam eine Art Baumwolle gezogen wird, die von Natur die orange Farbe in ihren sämmtlichen Bestandtheilen hat, und daher nicht gefärbt wird. (van Braams Reise 2r Theil p. 65)

4) Die lackirten oder mit einem dauerhaften Firniß überzogenen Sachen. Daß diese lackirten Sachen zu der von den Europäern nachgeahmten Lackirung den Anlaß gegeben haben, wird wohl niemand leugnen. Man braucht nur die alten gedruckten Vorschriften zum Lackiren einzusehen, so findet man, daß die chinesische und japanische Lackirung als ein Muster, welches schwer zu erreichen sey, aufgestellt wird. Es ist wahr, die Natur hat den Chinesen den Firnißbaum geschenkt, dessen abgezapfter Saft ohne viele Zubereitung einen dauerhaften Firniß liefert. Allein wie sinnreich weiß der Chinese solchen zu gebrauchen, und wie schön ist die damit verfertigte Arbeit, besonders aber die fast unnachahmliche Vergoldung. In England ist in den letztern Zeiten unter dem Namen Japaniren die lackirte Arbeit zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, daß sie die chinesische und japanische in einigen Stücken übertrifft. Die englische lackirte Arbeit wird nemlich geschliffen, und erhält daher einen spiegelartigen Glanz. Der chinesische und japanische Firniß aber verträgt das Schleifen nicht. Allein der Name Japaniren zeigt schon den ersten Urheber dieser Kunst an; denn die japanische Lackirung ist mit der chinesischen von gleicher Art.

5)

5) Ich darf das chineſiſche Papier nicht übergehen, welches wir, als Tapeten bemalt, und auf eine höchſtkünſtliche Weiſe verſilbert, erhalten. Dieſe Verſilberung, die nie anläuft, wird mit einer Art Talk oder Marienglas gemacht, deren Zubereitung in Europa noch nicht völlig bekannt iſt. Das Bewunderungswürdigſte bei dieſem Papier iſt die Größe der Bogen, denn es werden Bogen bis zu 60 Fuß Länge gemacht. Seine Glätte und Feinheit übertrifft auch die des europäiſchen Papiers, und man hat anfänglich gemuthmaßt, daß es aus Seide verfertiget werde. Nun weiß man aber, daß es aus der zweiten Rinde des Bambusrohrs gemacht wird.

6) Die allen Zeichnern faſt unentbehrliche chineſiſche Tuſche hat in Europa noch nicht vollkommen nachgeahmt werden können, und ſie behauptet wegen ihrer Feinheit den Vorzug vor allen andern einländiſchen Sorten.

7) In der Feuerwerkerkunſt verdanken wir den Chineſen das aus zerſchlagenen Gußeiſen zuſammengeſetzte ſchöne Sternfeuer.

Um nicht in Anſehung der aus China kommenden und ſich daher ſchreibenden Artikel zu weitläuftig zu werden, wende ich mich zu einigen auf die Cultur und den Haushalt ſich beziehenden vortheilhaften Einrichtungen, von denen ich glaube, daß ſie der Nachahmung werth ſind, und auch nachgeahmt werden können.

In der Reiſe des Herrn von Bragm Houckgeeſt von Canton nach Peckin finde ich an mehrern Stellen eine Beſchreibung der in China im Gebrauch ſeyenden Schiebkarren, worauf man ohne Unterſchied ſowohl Perſonen als Sachen fortſchafft. Je nachdem dieſer Karren mehr oder weniger beladen iſt, wird er von einer oder zwei Perſonen gelenkt, von denen die vordere ihn hinter ſich herzieht, während die andere ihn bei den Handbäumen fortſchiebt. Das Rad, das nach Verhältniß des Karren ſehr groß iſt, und 3 Fuß im Durchmeſſer hält, iſt im Mittelpunkte angebracht, wo die Laſt ruht, ſo, daß die ganze Schwere auf der Achſe liegt, und daß ſie die Schiebkärner gar nicht ſpüren, ſondern bloß dazu dienen, den Schiebkarren fortzubewegen, und ihn im Gleichgewichte zu erhalten. Das Rad iſt wie in einem kleinen Rahm, der aus Latten beſteht, und den ein kleines 4 bis 5 Zoll breites Brettchen bedeckt, eingefügt. Zur Aufnahme der Laſt iſt an beiden Seiten des Schiebkarrens ein Vorſprung, wo man die Sachen hinlegt, oder worauf die Perſonen ſich ſetzen. Ein chineſiſcher Reiſender nimmt ſeinen Sitz auf der einen Seite, und auf der andern wird ſein Gepäck ſo gelegt und befeſtiget, daß es das Gleichgewicht herſtellt. Iſt ſein Gepäck ſchwerer als er ſelbſt, ſo macht man auf beiden Seiten die Sachen gleichwichtig, und er ſelbſt ſetzt ſich auf das

Brettchen, das über dem Rade ist, weil der Schiebkarren zu allen diesen Abänderungen eingerichtet ist.

Damit sich das Rad nicht abnütze, wird dasselbe mit einer zwei Zoll breiten Schiene von Bambusrohr bedeckt. Dieses köstliche nützliche Holz ist leider hier zu Lande nicht anzutreffen. Ein dünner Beschlag von Eisen wird aber füglich dessen Stelle vertreten können. Die obige Breite der Schiene und Felge wird dem Rade gegeben, damit dasselbe nicht zu tief in den Boden einschneide.

Der Herr van Braam erzählt, daß er in das größte Erstaunen gesetzt sey, wie ihm eines Tages auf seiner Reise eine große Anzahl dieser Schiebkarren, die alle mit einem kleinen Mastbaume und einem Seegel versehen waren, begegneten, und die gleich einer Schiffsflotte mit günstigem Winde seegelten. Das aus Leinwand bestehende Seegel war etwa 5 bis 6 Fuß hoch, und 3 bis 4 Fuß breit.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß dieser Zusatz zu dem leichten Fortbewegen des Karren viel beitragen müsse. Der Herr van Bramm erwähnt dieser Karren an mehreren Stellen seiner Reisebeschreibung immer mit Beifall, und wirklich scheinen sie vor den hiesigen Schiebkarren, zumal wenn es auf den Transport von schweren Lasten oder gar von Personen auf einige Meilen weit ankommt, Vorzug zu haben; denn da die Last blos auf dem Rade ruhet, so hat derjenige, der den Karren lenkt, wenig oder nichts davon zu tragen, welches sich aber mit den hiesigen Schiebkarren ganz anders verhält.

Ferner geschiehet der Schub des hintersten Kärners, wegen der Höhe des Rades, in horizontaler Richtung, dahingegen dieser Schub oder Stoß des Kärners bei den hiesigen Schiebkarren niederwärts gegen die Erde geht, wodurch Kraft verlohren, und das Rad in den Koth und Sand gedrückt wird. Die Höhe des Rades befördert auch sehr die leichte Bewegung, und wenn die eisernen Spillen in messingene Büchsen gelegt werden, so muß die Friction äußerst geringe seyn, weil die Spillen der Achse nur eine Dicke von etwa $\frac{1}{4}$ Zoll erfordern, und deren an einem Rade nur zwei sind. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich die Mühe gegeben, ein Modell im Kleinen von einem solchen Schiebkarren zu machen, und ist dadurch von ihrem nützlichen Gebrauche noch mehr überzeugt worden.

Das hiesige Frauenzimmer wird freilich dieses Fuhrwerk zum Spazierenfahren nicht leicht wählen, allein zu Fortbringung von Waaren und Geräth könnte es gewiß Nutzen leisten, und wer weiß wozu mehr, wenn erst Passagiere das Vorurtheil gegen Neuerungen abgelegt, und den ökonomischen Vortheil erprobt haben.

Eine

Eine zweite ſehr ſinnreiche Erfindung der Chineſen iſt die eines Blaſebalgs, wovon die Conſtruction in der Reiſe der engliſchen Geſandtſchaft an den Kaiſer von China in den Jahren 1792 und 1793 beſchrieben wird. Es befindet ſich an dieſem Blaſebalge kein Leder, ſondern er beſteht ganz aus Holz, und ſeine Einrichtung iſt weit einfacher als die hölzernen Blaſebälge, welche bei dem Schmelzweſen auf dem Harze im Gebrauche ſind. Eine Abnutzung ſeiner Beſtandtheile iſt bei ihm faſt gar nicht zu beſorgen. Das Sonderbarſte bei ihm iſt, daß er ohne ſehr merkliche Unterbrechung in einem fortbläſet, welches ein Vortheil iſt, den die andern hölzernen Blaſebälge nicht haben. Der Verfaſſer der Reiſebeſchreibung der engliſchen Geſandtſchaft ſagt, daß man ſeine Conſtruction ſich aus einer Beſchreibung nicht ſo leicht vorſtellen könne, und das, was er davon meldet, iſt freilich dazu nicht hinreichend. Mir iſt es indeſſen gelungen, ein kleines Modell von einem ſolchen Blaſebalge ohne alles Leder zu Stande zu bringen. *) So wie aber bei der erſten Verfertigung einer Maſchine, und wenn ſie dargeſtellt iſt, ſich gemeiniglich zeiget, daß noch eine Verbeſſerung daran angebracht werden kann, ſo iſt mir dieſes auch bei dieſem Modelle widerfahren. Es kann nemlich daſſelbe bloß durch Erhöhung der Seiten Sargen und Verbreitung der innern Thür ſo weit verbeſſert werden, daß es noch einmal ſo ſtark bläſet. Wer alſo Belieben tragen ſollte, nach dieſem Modell einen Blaſebalg im Großen verfertigen zu laſſen, dem gebe ich anheim, ſich dieſes wohl zu merken. Mir iſt es übrigens ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Blaſebalg bei Schmieden, Schmelzöfen, ſo wie auch um friſche Luft in die Gruben zu bringen, wird angewendet werden können, und da deſſen Conſtruction ſehr ſimpel und nicht koſtbar iſt, ſo wäre es wohl der Mühe werth, daß damit eine Probe gemacht würde.

*) Das Modell von dieſem Blaſebalge und dem obgedachten Schiebkarren iſt im hieſigen Intelligenz-Comtoir zu ſehen. Red.

Der Schluß folgt.

Ein-

Ein Beitrag
zu der biographischen Skizze von Milord Marschall im 82sten Stück dieses Magazins v. d. J.

Vom Professor Osiander.

In meiner Vaterstadt im Würtembergschen starb vor wenigen Jahren ein Beamter B....p in sehr hohem Alter, aus dessen Munde ich noch bei meinem vorletzten Aufenthalte in Würtemberg eine Erzählung gehört habe, die mir schon vorher unvollständig bekannt war, wie sie gewiß noch jetzt in der Familie und unter den Freunden dieses Mannes bekannt genug seyn wird. B. war als Jüngling Jäger bei einem Herrn von Rothenhan im Würzburgschen. Als solcher begleitete er nebst einem alten Bedienten einen jungen Herrn von Rothenhan auf Reisen, und kam mit ihm nach dem Haag. Von Holland sollte nach England übergesetzt werden. Der junge Cavalier wollte sich daher durch Erlernung der englischen Sprache dazu vorbereiten, und nahm Lehrstunden bei einem englischen Sprachmeister, der ein braunes Kleid, eine Stutzperücke und ein schwarzes Pflaster über dem einen Auge trug. Der Lehrer und der Lernende schienen sich wechselseitig zu gefallen, und der Sprachmeister verweilte oft über die Stunde bei dem Lernenden. Eines Morgens kam der Sprachmeister früher als gewöhnlich zu dem Herrn von Rothenhan, wünschte allein mit ihm zu sprechen, und sagte, er halte ihn für einen rechtschaffenen Gentleman, und setze sein ganzes Vertrauen in ihn, welches von ihm, wie er gewiß hoffe, nicht gemißbraucht werden werde. Hr. v. R. gab ihm darauf sein Ehrenwort, daß er ohne Bedenken offen mit ihm sprechen dürfe. — Nun dann, so wissen Sie, sagte der braune Mann, daß ich kein Sprachmeister, sondern Lord Marschall bin, auf dessen Kopf in England eine große Summe gesetzt ist. In des Prätendenten Angelegenheiten halte ich mich seit einiger Zeit in Holland auf; aber, wie Sie aus diesem englischen Zeitungsblatt sehen können, mein Aufenthalt ist verrathen; ich bin so, wie ich gehe und stehe, beschrieben, und nun keinen Augenblick meines Lebens mehr hier sicher. Nur Sie können mich retten, wenn Sie wollen." — Herr v. R. fragte, wie das möglich zu machen sey? — „Sie haben, sagte Lord Marschall, einen jungen ansehnlichen Menschen zum Jäger; diesen geben Sie für Ihren Bruder aus, und verschaffen ihm einen Paß nach

nach Liefland. Mir geben Sie die Livree Ihres alten Bedienten, meine Stutzperücke lege ich ab, mein Pflaster bedeckt ein gesundes Auge, das werfe ich weg, und begleite als Bedienter den Bruder des braven Hrn. von Rothenhan.“ Noch denselben Tag wurde dieser Anschlag ausgeführt. Herr von R. sagte seinem Jäger, daß er Kleider von ihm anziehen, und noch heute unter dem Namen seines Bruders mit diesem Bedienten abreisen müsse. Er habe nichts zu thun, als ruhig im Wagen zu sitzen, unter den Thoren und in den Gasthöfen sich für einen Herrn von Rothenhan auszugeben, und zu essen und zu trinken, was der Bediente ihm vorsetze, der überall die Zahlung leisten und für alles sorgen werde. Wenn er in Liefland ankomme, so werde er so viel erhalten, daß er wieder eben so bequem zurückreisen, oder dort bei einem Herrn bleiben könne, bei dem er es eben so gut haben werde, als bei ihm. Der junge Mensch ließ sich das Abentheuer gefallen, saß in dem Wagen seines Herrn, und ließ den alten Bedienten seinen sonstigen Sitz auf dem Bock einnehmen, der überall für gut Quartier und gut Essen sorgte, und dem neugeschaffenen Herrn das Reisen so angenehm als möglich machte. Sobald sie in Liefland angekommen waren, entdeckte sich der Bediente dem jungen Herrn, sagte ihm, daß er Lord Marschall sey, warum er die Rolle gespielt habe, beschenkte den B. reichlich, und versprach ihm lebenslänglich alljährlich (ich meine) dreihundert Gulden zur Dankbarkeit, daß er ihn habe helfen aus der Gefahr retten, zu senden. B. empfieng diese Summe etliche und 20 Jahre lang, auch noch von Berlin aus. Er blieb noch eine Zeitlang beim Lord Marschall, reisete alsdann nach Franken zu seinem alten Herrn zurück, wurde von diesem als Verwalter auf dem damals von Rothenhanschen Gute Pfauhausen angestellt, trat darauf als Verwalter in Würtembergische Dienste, sammelte sich ein gutes Vermögen, sprach öfters davon, daß Lord Marschall durch seine Generosität den Grund dazu gelegt habe, und starb vor ungefähr 8 Jahren in einem Alter von etlich und 80 Jahren in meiner Vaterstadt Kirchheim u T. — Die Begebenheit mit Lord Marschall fällt, wenn B. damals 20 oder etliche und 20 Jahr alt war, in die Mitte der 40, oder Anfang der 50 Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

Anfrage

wegen der besten Curart des Krampfes in den Beinen des Hornviehes.

Es besitzt ein großer Freund der Oekonomie unter seinem Hornviehe eine in jeder Rücksicht vorzüglich gute junge Kuh, die des Morgens beim Aufstehn seit einigen Wochen einen heftigen Krampf in den Hinterbeinen bekömmt, der bisweilen so stark ist, daß das arme Thier, wenn es auch vorher schon eine Zeitlang gestanden hat, beim Auslassen plötzlich niederfallen kann, daher nicht ohne Gefahr auf die Weide zu treiben ist, und nunmehro im Stalle bleiben muß. Geht die Kuh eine kurze Zeit, so ist das Uebel vorbei, und sie weiß dann gewöhnlich den ganzen Tag über nichts weiter davon, wie sie denn sonst völlig gesund ist.

Ungern möchte man sie wegen ihrer vorzüglichen Güte schon abschaffen, und doch weiß man aus Mangel an vernünftigen Viehärzten kein bewährtes Mittel gegen dieses Uebel zu finden. Es sind zwar schon Bäder von Branntweinswäsche u. s. w. angewandt worden, aber ohne Erfolg.

Recht herzlich wünscht man daher in diesen gemeinnützigen Blättern, auch des allgemeinen Bestens wegen, zu lesen:

1) Wie auf eine möglichst sichere Art der Krampf in den Beinen des Hornviehes am leichtesten zu heben, und

2) welches wohl das beste ökonomische Buch sey, in dem man die vernünftigsten Vieh-Arzneimittel aufgezeichnet finde, um im Landhaushalte, vorzüglich in solchen Gegenden, wie hier, in denen nicht sogleich kluge und erfahrne Viehärzte zu haben sind, bei vorkommenden Gelegenheiten ohne Schaden zu ihnen vorläufig seine Zuflucht zu nehmen?

Mit dem dankbarsten Herzen sieht man der Beantwortung dieser Fragen sehnsuchtsvoll entgegen.

W . . . l. A . . p.

Hannoverſches Magazin.

91tes Stück.

Montag, den 13ten November 1809.

Bemerkungen über einige nützliche Erfindungen der Chineſen.

(Schluß.)

Ich komme noch zu einem techniſchen Verfahren und Kunſtgriffe der Chineſen, wovon wir in Europa, ſo viel mir bekannt iſt, noch nichts wiſſen. Der Herr van Braam erzählt in ſeiner Reiſe, daß er Gelegenheit gehabt habe, bei einem chineſiſchen Keſſelflicker etwas zu bemerken, welches man, wie er glaube, in Europa ins Werk zu richten nicht verſtehe. Dieſer Keſſelflicker habe eiſerne Bratpfannen ausgebeſſert, die Löcher hatten oder geſpalten waren, und er habe ſie mit geſchmolzenem Eiſen zuſammen gelötet, und zum Gebrauch wieder hergeſtellt. Dieſes ſey mit ſo wenig Mühe und mit ſolcher Geſchwindigkeit geſchehen, daß er darüber erſtaunt wäre, und daß es jedem, der es nicht geſehen habe, unmöglich vorkommen werde. Das ganze Handwerkszeug habe in einem kleinen, 6 Zoll breiten, 16 Zoll langen und 18 Zoll hohen Kaſten, der in zwei Theile abgetheilt geweſen, beſtanden. Der obere Theil habe drei Schiebladen mit den nothwendigſten Geräthſchaften enthalten. Im untern Theile ſey ein Blaſebalg für den Ofen, der 4 Zoll breit und noch einmal ſo lang iſt, und an dem man den Blaſebalg anſetzt, wenn das Feuer angeblaſen werden ſoll. Die Schmelztiegel, worin man die kleinen zum Löten beſtimmten Stücke Eiſen ſchmelzt, ſind ein wenig gröſſer, als der Kopf einer gewöhnlichen Tabackspfeiſe, und von einer Erde gemacht, die man auch in Europa dazu gebraucht. Der Arbeiter, der das geſchmolzene Eiſen beim Herauslaufen aus dem Schmelztiegel in einem angefeuchteten Papiere auffängt, läßt es in eines von den Löchern oder Spalten der Pfanne fließen, und drückt es darin, während ſein Ge-

hülfe das Eisen glatt macht, indem er die Oberfläche abschabt und sie mit einem Stück nasser Leinewand reibt. Die Anzahl der Schmelztiegel, die man zu einer Arbeit nöthig gehalten hat, werden auf diese Art nach und nach geleert, um alle Löcher zuzumachen. Das geschmolzene Eisen schließt sich so fest in das Loch an, als wenn die Pfanne nie beschädigt gewesen wäre. Dieses Löten geht sehr geschwind, und ist in 3 oder 4 Minuten vorbei.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Art des Flickens alter eiserner Pfannen als eine schwer zu lösende Aufgabe für die europäischen Handwerker ansehe, und daß sie wohl wenigen gelingen dürfte. Ein leichtflüssiges Gußeisen wird allemal dazu erforderlich seyn, und dieses findet man nicht aller Orten. Die besondere Eigenschaft des Gußeisens, daß es sich, wenn es aus dem flüssigen geschmolzenen Zustande heraustritt und sich erhärtet, alsdann ausdehnt, dahingegen alle übrigen Metalle beim Erkalten einschrumpfen, trägt unstreitig zu dem Gelingen dieser besondern Lötungsart das Ihrige bei, allein ihre Ausübung macht allemal der Industrie der Chinesen Ehre.

Ich glaube nicht, dasjenige Verfahren der Chinesen mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, welches sie bei der Verfertigung ihrer Laternen von durchsichtigem Horn anwenden. Die dabei angewandte Kunst wird in Europa ganz vernachlässiget, weil man Laternen von Glas den hörnernen vorzieht. Ob dieses ganz mit Recht geschieht, steht dahin, denn die letztern haben den Vorzug, daß sie nicht so leicht zerbrechen, und das Horn soll, wie es die Chinesen sehr klar zu bereiten wissen, einen gemäßigten, den Augen wohlthuenden Schein des Lichts verbreiten. Der Uebersetzer des van Braam Gesandtschaftsreise führt in einer hinzugefügten Anmerkung an, daß dergleichen Laternen von Horn vor den Häusern und in den Zimmern in Menge von den mannigfaltigsten Formen an seidenen Schnüren, mit Troddeln und Quästen reichlich versehen, hingen. Sie wären so dünne und klar, daß man sie für gläserne halten sollte, und die Chinesen zögen das Horn dem Glase vor, weil es wohlfeiler, leichter, haltbarer und, wenn es beschädigt wird, leicht auszubessern sey. Die Laternen wären gemeiniglich walzenförmig, und hätten oft 2 Fuß im Durchmesser. Ungeachtet dieser ansehnlichen Größe ist das Horn durchaus hell, wie eine einzige Tafel, ohne daß man irgendwo Spuren vom Zusammensetzen verschiedener Blätter bemerken kann. Es werden dazu gewöhnlich Schaf- oder Ziegenhörner, welche in siedendheißem Wasser erweicht, dann aufgeschlitzt, platt gepreßt und in dünne Blätter gespalten werden, gebraucht. Um aus diesen Blättern große Tafeln zu verfertigen, bedient man sich besonders dazu verfertigter

Brenn-

Brennzangen, nach Art derjenigen, mit welchen die Haarfriſierer die in Papillotten aufgewickelten Haare brennen, nur mit dem Unterſchiede, daß der vordere zum Erhitzen beſtimmte Theil der Zange nicht rund, ſondern länglich und gehörig dick iſt. Die Ränder der Blätter, welche zuſammengefügt werden ſollen, werden dünne geſchabt, darauf mit ſiedendem Waſſer benetzt, auf einander gelegt, und zwiſchen die erhitzte Zange gefaßt und gequätſcht, da ſie denn durch die Hitze ſolchergeſtalt zuſammen geſchweißet werden, daß der Ort ihrer Verbindung gar nicht zu bemerken iſt. In den Abhandlungen der vormaligen pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, und zwar unter denjenigen Abhandlungen, welche von den auswärtigen Mitgliedern eingeſandt ſind, findet ſich eine umſtändliche Beſchreibung des Verfahrens bei dieſer Horn-Zubereitung, welche ein Miſſionair eingeſandt hat, und es ſind auch die Zangen und Inſtrumente deutlich in Kupfern abgebildet. Es wird mit dieſen Laternen in China viel Luxus getrieben, und man verziert ſie mit ſeidenen vielfarbigen Schnüren, Troddeln und Quäſten, ſo daß welche davon im hohen Preiſe ſtehen.

Ich füge noch ſchließlich den vorberührten technologiſchen Erfindungen der Chineſen folgende Beſchreibung der portatilen Wohnungen der Calmucken hinzu. Man findet ſie in den Reiſen des jüngern Herrn Gmelin nach Perſien.

Dieſe Hütten beſtehen aus einem Flechtwerk von weidenen Stöckern oder Reiſern, wovon jedes Stück etwa 5 Fuß hoch und 6 Fuß lang iſt. Zu einer Hütte oder Kybitka werden 6 bis 8 dieſer netzartig geflochtenen Hürden erfordert. Die Stöcke ſind an den Enden durchlöchert, und können durch einen dadurch gezogenen Riemen zuſammengezogen werden, wenn ſie transportirt werden ſollen. Sie ſind zugleich mit einem Riegel verſehen, deren jeder durch einen Riemen, der durch die am Ende der Riegel befindlichen Löcher gehet, mit dem andern zuſammenhängt. Wenn eine Kybitka aufgeſchloſſen werden ſoll, werden die 6 oder 8 Hürden in einem Zirkel geordnet und aufgeſtellt, und man befeſtiget die ſie auseinander haltende Riegel mit Linien oder Stricken an einander. Da wo der Eingang ſeyn ſoll, wird ein Rahm mit zwei kleinen beweglichen Thüren eingefügt und befeſtigt, und von da läuft eine Gurte um die Hürden, womit alles feſt zuſammengezogen wird. Man ſtellt darauf zwei runde Reifen, die wenig von einander entfernt ſind, auf Rikken auf, die in Löchern, welche die Reife haben, befeſtigt werden, welche erſtere den Schornſtein der Hütte ausmachen. Es werden alsdann mehrere Ricke an den Umfang der Hürden geſtellt und oben an die run-

den Reifen festgebunden. Am Ende wird alles mit Stücken von Filz von aussen solchergestalt bekleidet, daß unten angefangen und nach oben zu alles bedeckt wird. Reiche Kalmucken wenden eine doppelte Bekleidung von Filzdecken oder russischen Strohmatten an. Alles kann auf einem Karren leicht fortgebracht werden.

Sollten die Leser dieses Aufsatzes vielleicht urtheilen, daß obige Beschreibung für uns von keinem Nutzen sey; so ersuche ich, zu erwägen, daß, bei der noch immer fortschreitenden Vergrösserung und Vermehrung des Wehrstandes, es über kurz oder lang heißen dürfte: veteres migrate coloni, und alsdann wird obige Anweisung zu einem portatilen Obdache denen, die eine nomadische Lebensart den Bedrängnissen in ihren Häusern vorziehen, willkommen seyn.

Merkwürdige Art von Spinnen.

Gewiß ist unter allen Arten der Spinnen, so weit sie den Naturforschern bekannt sind, keine merkwürdiger, als die auf der Insel Cypern so häufig sich findende Skorpionspinne. Vielleicht giebt es unter allen sowohl vegetabilischen als animallischen Giften keines, das schrecklicher ist, und auch selbst in der kleinsten Portion, schneller den Tod bringt, als das Gift dieses Thieres. Die Naturgeschichte dieser Spinne selbst ist bis jetzt noch wenig bekannt, und es wird hoffentlich den Freunden der Wissenschaft nicht unangenehm seyn, in diesen Blättern eine kurze Beschreibung dieser furchtbaren Thiergattung zu lesen. Sie ist aus dem ungedruckten, dem Einsender zum freien Gebrauche mitgetheilten Tagebuche eines in jedem Betrachte glaubhaften Reisenden entlehnt, der sich in naturhistorischer Absicht mehrere Jahre auf der Insel Cypern aufgehalten hat.

„Um von einem Thiere zu reden, dessen schon andere Naturforscher, wiewohl nur beiläufig, erwähnt haben, ist es nöthig, sich über den Namen desselben einzuverstehen. Denn so wenig Schriftsteller auch über das häßliche und gefährliche Insekt, von dem hier die Rede ist, geschrieben haben, so hat ihm doch jeder einen andern Namen beigelegt; hiedurch wird Verwirrung in die Naturgeschichte gebracht, und zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Der passendste Name ist jedoch Skorpionspinne (Phalangium Aranoides), und diesen Namen hat schon Valles

im

im 3ten Theil seiner Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs S. 650 der deutschen Ausgabe diesem gefährlichen und fürchterlichen Insekte beigelegt."

„Die Beschreibungen, welche die Alten uns von den verschiedenen ihnen bekannten Thierarten, und besonders von den Insekten, hinterlassen haben, sind zu unbestimmt und unvollständig, als daß man genau angeben könnte, welchem Thiere sie eigentlich zukommen. Es scheint daher eine sehr gewagte Vermuthung zu seyn, wenn man behaupten will, diese Skorpionspinne der Levante sey das nämliche Insekt, welches die griechischen und römischen Schriftsteller Phalangium, Solifuga, Solpuga und Mus araneus genannt haben. Sie haben mehreren Arten von Spinnen den Namen Phalangien beigelegt, den hingegen die neueren Naturforscher nur allein der Spinne mit langen Beinen, deren Kopf mit dem Brustschilde zusammenhängt, ausschließend vorbehalten. Auch ihre Solifuga und Solpuga scheint aber eben so wenig die Skorpionspinne zu seyn; denn dieser Name bedeutet: was die Sonne flieht, und sie haben ihn eben so wohl einer Art von Ameisen als einer Art von Spinnen beigelegt. Nach ihrer Beschreibung soll dieses Insekt sehr klein seyn (animal perexiguum), häufig in Sardinien gefunden werden und sich immer in der Dunkelheit aufhalten. Nun ist aber die Skorpionspinne keinesweges ein sehr kleines Insekt; es flieht nicht das Tageslicht, und wird auch nicht in Sardinien gefunden. Die Mus araneus endlich ist nach der Beschreibung der Naturforscher ganz unverkennbar ein vierfüßiges Thier; es ist die bekannte Spitzmaus, welche die Alten sehr leicht Gelegenheit haben konnten zu beobachten, dahingegen es sehr ungewiß ist, ob sie die Skorpionspinne gekannt haben, die glücklicherweise auch in den heißesten Ländern von Europa und Asien mehrentheils nur sehr selten gefunden wird."

„Durch das bisher Gesagte soll nur gezeigt werden, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Skorpionspinne den Alten gar nicht bekannt gewesen ist. Jetzt zur Beschreibung dieses merkwürdigen Insekts selbst, welches ich in der Levante häufig Gelegenheit gehabt habe zu beobachten."

„Es hat allerdings einige wesentliche Charaktere mit den Phalangien gemein. Der Kopf und der Brustschild bestehen ebenfalls aus Einem Stück, das die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat, dessen Basis gegen vorn gerichtet ist. In der Mitte dieses breiten Randes ist eine schwärzliche Erhöhung, worin sich dem Anscheine nach zwei rautenförmige Augen befinden. Zwischen ihnen und dem vordern Rande sieht man noch zwei andere kleine Erhö-

hun-

Digitized by Google

hungen, die man ebenfalls für Augen halten könnte, die jedoch wahrscheinlich nur kurze Stümpchen von groben Haaren sind."

„Mit diesem Stück, das aus Kopf und Brustschild besteht, hängen die zur Nahrung dienlichen Organe und zwei Paar Arme zusammen. Zwei ungeheure Kiefern fallen beim ersten Blick auf; sie sind gröſſer als das angeführte Stück selbst, an dessen vordern Seite sie sich befinden, legen sich von der innern Seite auf einander, und sind komisch gestaltet und stark haaricht. Jede von diesen Kiefern endigt sich in zwei braune, schuppichte, unten mit Zähnen versehene Scheeren, die spitz zu laufen, und gegen einander gebogen sind. Ich habe sie beide mit einem sehr starken Vergrösserungsglase untersucht, aber durchaus keine Oeffnung entdeckt, durch die eine giftige Feuchtigkeit auslaufen könnte, dergleichen man in den Füßen der Spinnen sieht. Demohngeachtet ist dieses Insekt im äusserſten Grade giftig; die Oeffnungen, durch welche es sein Gift ausläßt, müssen daher ganz ausserordentlich klein, das Gift aber selbst von einer furchtbaren Wirksamkeit seyn, weil die äusserst geringe Quantität, die durch eine ganz unmerklich kleine Oeffnung herausdringen kann, hinreichend ist, um zu tödten."

„An der Wurzel und unterhalb der Scheeren befindet sich eine schuppichte, cylinderförmige, spitz zu laufende und rückwärts gebogene Faser, die jedoch nur für ein Unterscheidungszeichen des Geschlechts zu halten ist. Zwischen den beiden Scheeren ist ein kleiner Ansauger, der cylinderisch geformt und haaricht ist. Die beiden Arme befinden sich an dem untern Theile des Kopfstücks; sie bestehen aus einer Reihe cylinderischer, mit langen Haaren und zum Theil auch mit Zähnen versehener, und einander fast ganz gleich gestalteter Artikulationen. Zwischen dem Kopfstücke und dem Leibe des Insekts sind noch vier Paar Füße befindlich, die immer länger werden, so daß die hintersten beträchtlich groß sind. Diese haben auch noch das Merkwürdige, daß sich auf der untern Seite desjenigen Theils, den man vergleichungsweise mit andern Thieren den Schenkel nennen könnte, vier sonderbare Körper auf kleinen Stielen befinden, die häutig, dünne, durchsichtig, concav gewölbt und dreieckig sind. Hiedurch bekommen die Skorpionen Aehnlichkeit mit der Skorpionspinne, die ebenfalls, wie man weiß, zwei kannenförmige Körper an den Hintertheilen haben."

„Der Leib ist nicht durch einen kurzen Stiel mit dem Kopf- oder Brustſtück verbunden, wie es bei den übrigen Spinnen der Fall ist, sondern durch seinen ganzen Diameter; er unterscheidet sich dadurch von dem Leibe der Spinnen, daß er nicht, wie

wie dieser, glatt und zusammenhängend ist, sondern Einschnitte und Ringe hat."

„Die Farbe dieses Insekts ist fahlgelb; es ist mit langen Haaren, und hin und wieder mit Stacheln versehen, und seine Größe beträgt ohngefähr einen Zoll. Es läuft mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit, und ist dadurch um desto schwerer zu vertilgen. Sein Biß ist im hohen Grade gefährlich; der gebissene Theil schwillt plötzlich auf, verursacht unausstehliche Schmerzen und wenn man nicht sehr schnell die gehörigen Gegenmittel gebraucht, worunter Oelumschläge, stärkende und schweißtreibende Mittel die bewährtesten sind, so ist der Tod unvermeidlich."

„Man findet die Skorpionspinne in mehreren Gegenden der Levante, in Arabien, Syrien, Persien, Kleinasien, am caspischen Meere und in den Ländern zwischen dem Don und der Wolga. In der letztern werden diese häßlichen Insekten immer häufiger. Herr Pallas hat zu Zaritzyn in dem Hause, wo er wohnte, deren zwei gesehen, und in dem Hause des Commandanten dieser Festung wurden, während er sich dort aufhielt, mehrere getödtet. Es wurde jedoch nur ein einziger Mensch von ihnen gebissen, der aber, weil man schnell zu Hülfe kam, nach ausgestandenen furchtbaren Schmerzen, wieder gerettet wurde. Die Araber kennen kein Mittel gegen den Biß dieses Insekts, und fürchten sich daher ausserordentlich vor ihm."

B.

Zur Beantwortung der in dem 78ten Stücke des diesjährigen Magazins enthaltenen Anfrage:

Wie man den Röthel behandeln muß, daß er besser schreibe?

Der Rothstein oder Röthel (Ochra ferri rubrica) gehört zu den gefärbten Thongattungen, und besteht aus einer Mischung von Thon und Eisenocher. Er ist von dunkelrother Farbe, fühlt sich fett an und läßt sich schneiden. Im Wasser wird er nicht erweicht, ob er gleich dasselbe anzieht; im Feuer nimmt er eine noch dunklere Farbe und gröbere Härte an, und wird dann vom Magnet angezogen. Die feineren Arten faßt man, wie den Bleistift, in Holz ein, und diese dienen besonders den Mahlern und Zeichnern und heißen Rothstifte; die gröbern

aber

aber ohne Einfassung werden von den Tischlern, Zimmerleuten und andern Handwerkern gebraucht.

Diese letztern sind es nun auch, welche sehr oft bei dem Gebrauch nicht schreiben wollen, und Sandkörner, auch kleine Steine enthalten. Um sie nun brauchbar zu machen, lege man sie in scharfen Essig, und verwahre sie alsdann in angefeuchtetem groben Sande, auch vermeide man sie mit der Zunge anzufeuchten, wodurch nur ihre Härte vermehrt wird.

L. F. E. D.

Verfahren,
Baumfrüchte von ungewohnlicher Größe zu ziehen.

Das Verfahren besteht darin, daß man in Herbst und im Winter alle Arten von thierischem Blut an die Wurzeln der Bäume bringt. Ein Landmann erhielt durch dieses zwei Jahre lang nach einander gebrauchte Mittel Pflaumen von der Größe kleiner Hühnereier. Ich erinnere mich hiebei einer ähnlichen Nachricht aus dem Reichs-Anzeiger 1794 Nr. 6. Seite 53, die ebenfalls den wirksamen Einfluß des Bluts auf die Vergrösserung der Gewächse bestätiget; der Fleischer Rein in Wien hatte es nämlich dahin gebracht, daß sein Spargel ausserordentlich dick, schwer und ganz roth am Fleische wurde, weil er ihn stets mit dem warmen Blute seines Schlachtviehes begossen hatte.

L. L. F. E. D.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

92tes Stück.

Freitag, den 17ten November 1809.

Einige Bemerkungen über die Wirkungen des Clima auf die Geſtalt und Farbe des Menſchen.

Vom Dr. Pinkard *) zu Barbados.

Wir kamen zufälliger Weiſe in dem Theile der Inſel, wo die Pechquellen ſind, in eine kleine Hütte, wo ſich eine zahlreiche Familie befand, mit der wir uns in ein Geſpräch einließen, und auf eine Menge Fragen, zu unſrer größten Zufriedenheit, belehrende Antworten erhielten. Dieſe Leute lebten in Bergen, von der übrigen Welt, wie es ſchien, faſt ganz getrennt, und ſehr ſelten den Beſuchen von Fremden ausgeſetzt. Eine alte Frau von ſiebenzig Jahren war das Haupt der Familie. Wir fanden ſie mit zwei ihrer Großkinder ſpielend, deren überhaupt ſieben die Nachkommenſchaft ihrer Tochter ausmachten. Auf unſre Nachforſchungen über die Lebensgeſchichte der alten Frau, erfuhren wir, daß ihr Geſchlecht bis zum Urgroßvater hinauf Barbados nie verlaſſen hatte, ſo daß die kleinen Kinder, die wir ſahen, ohne Zweifel bis in die ſechste Generation, und vielleicht noch weiter hin, in gerader Abſtammung von Perſonen herkamen, die beſtändig in der heiſſen Zone gelebt hatten. Eines der Kinder war ſechs, das andere acht Jahr alt. Nach der feinen Haut, Geſichtszügen, Geſtalt des Körpers, hätte man ſie für Eingebohrne von England, oder einem andern Lande in einem gemäßigten Clima halten können.

*) Aus dem Medical and Phyſical Journal Nr. 115.

Bei Hillougby Hill fanden wir eine andere Familie solcher Landsleute, die ebenfalls von Brittischen Eltern abstammten, welche lange in der Insel einheimisch gewesen waren, und insgesammt in Gesichtszügen und der ganzen Ansicht Europäern ähnlich sahen. Der Hausvater war hier sechszig Jahre alt, und einige seiner Vorfahren hatten es auf neunzig gebracht. Wir konnten den Stammbaum nicht so hoch hinauf berichtigen, als in der andern Familie: wahrscheinlich aber war er eben so ansehnlich, da der alte Mann von keinen andern als Barbadischen Vorfahren etwas wußte, und ihm die Zeit ihrer Versetzung dahin ganz unbekannt war. Diese Familie beschäftigte sich damit, Ingwer zu bauen, und mußte eben so wie die andern, sehr viel in der heißen Sonne arbeiten. Gleich den Negern lebten sie mehrentheils von Vegetabilien.

Im Fort, welches die Carlisle Bey beherrscht, lebt ein Mann und eine Frau, beide Eingebohrne der Insel, deren Vorfahren viele Generationen hindurch, über alles Gedenken hinaus, sich daselbst beständig aufgehalten haben. Wir sahen die Mutter nebst fünf Kindern von Gestalt und Farbe so schön als die schönsten Europäer.

Diese Thatsachen stehen in geradem Widerspruche mit der speculativen Theorie derer, welche die Verschiedenheit der Farben des menschlichen Geschlechts vom Clima oder der verschiedenen Beschaffenheit des Orts, wo sich die Menschen aufhalten, nebst den damit verbundenen Umständen der Diät und Lebensweise, ableiten. Daraus würde folgen, daß Europäer, die beständig in der heißen Zone leben, und die nemliche Lebensart führen, die nemlichen Beschäftigungen haben, auch gleiche Speise genießen, als Neger, ausarten, und mit der Zeit diesen ähnlich werden müßten.

Die drei oben erwähnten Familien sind unstreitig in der sechsten Generation ursprünglich englisch; aber bis auf die jetzige herab haben sie zwischen den Wendezirkeln gelebt. Noch mehr: sie haben in sehr mittelmäßigen Umständen gelebt, haben viel gearbeitet, und sind daher dem Einflusse des Clima sehr ausgesetzt gewesen. Geringe Vermögensumstände haben sie genöthigt, so zu leben, wie die afrikanischen Sklaven. Dennoch ist in ihnen nicht ein einziges Individuum zu finden, das die geringste Spur einer solchen Veränderung zeigte, welche nach so vielen Generationen anfangen müßte einzutreten, wenn ihre Nachkommen in der Zukunft einmal den Negern in Gestalt und Farbe ähnlich werden sollten.

Wäre diese Veränderung auch so allmählig, und gienge sie so langsam vor

vor sich, als man nur immer zu Gunsten einer Hypothese annehmen kann, so könnte man doch keine Periode gedenken, da Europäer in vollkommene Neger verwandelt seyn würden, wenn in der fünften, sechsten, vielleicht achten oder neunten Generation, noch gar keine Art von Anfang einer Abweichung in den Zügen oder der Farbe sich zeigte. Und das nach einem ununterbrochenen Aufenthalte von zweihundert Jahren in der heißen Zone: und das zugleich unter fortwährendem Einflusse aller der Ursachen, denen man eine Mitwirkung zuschreibt.

Kinder, die in Europa gebohren sind, haben keine klarere Farbe und schönere Züge. Die Kleinen haben ganz die Engelsgesichter der schönsten europäischen Kinder. Die etwas mehr Herangewachsenen sind magerer, und zeigen etwas von der Schlaffheit, welche die gewöhnliche Folge des beständigen Aufenthaltes in der brennenden Sonnenhitze ist; aber keine Spur von den dicken Lippen, dem großen Munde, dem vorgestreckten Gesichte, der platten Nase, langem Kopfe, wollichten Haaren, oder dunkeln Farbe der Neger.

Alle Eingebohrnen der Insel sind der Meinung, daß eine solche Verwandlung des menschlichen Geschlechts nicht Statt findet, und behaupten, daß eine große Zahl von Familien zweihundert Jahre lang in der Insel gelebt haben, ohne daß die geringste Veränderung eingetreten wäre.

Wie alt die Eltern auch werden mögen, so ist es doch auffallend, daß nur das Gesicht und die Hände, welche der Sonne immerfort ausgesetzt sind, braun werden; der übrige Körper aber vollkommen weiß bleibt. Die Kinder werden eben so weiß gebohren, als in Europa. Nicht die geringste Tinte von dunkler Farbe entsteht. Wenn man also auch annehmen dürfte, daß die bloße dunkle Farbe schon eine Annäherung zu der Beschaffenheit der Neger beweise, so würde diese doch gleich in der nächsten Generation wieder verschwinden, und mithin nie eine stärkere Wirkung entstehen können, als die schwache Veränderung, die gleich in der ersten Generation eintritt.

Eine einzige Thatsache, welche die wilden Amerikaner betrifft, beweiset ganz unwidersprechlich, daß die behauptete Verwandlung des Menschengeschlechts durch das Clima, irrig ist. Obgleich jene seit einer undenklichen Reihe von Jahrhunderten unter dem nemlichen Himmelsstriche leben, als die Afrikaner, auch der nemlichen Lebensweise und Beschäftigungen ausgesetzt sind, so hat man doch kein Beispiel, daß jemals ein Amerikaner einem afrikanischen Neger ähnlich geworden wäre: weder

in Farbe und Haut, noch Zügen. Es ist daher auch gar nicht zu erwarten, daß jemals afrikanische Neger, oder Neger von den ostindischen Inseln in Amerikaner, oder Europäer in Afrikaner verwandelt werden.

Ueber den Nutzen des Salzes beim Ackerbau.

Von Codwallader Ford, Esqu.

Aus dem Englischen. *)

In meinen jüngern Jahren gab ich mir viele Mühe, zu erfahren, ob das Salz vortheilhaft zur Verbesserung des Ackerlandes zu gebrauchen sey. Ich that in der Absicht eine (englische) Metze Salz zu jedem Fuder Wiesenheu, als solches in die Scheuer gebracht wurde; und dies wirkte gut auf das Vieh und den Dünger. Einst säete ich drei Scheffel Leinsamen in einen guten reinen Boden, und auch drei Scheffel Salz; es zeigte sich davon eine vortheilhafte Wirkung. Der Flachs war stärker, höher und samenreicher, als ich ihn je gehabt hatte. Ich konnte funfzig Scheffel Leinsamen von drei Morgen rechnen, und wenn solcher verkauft wurde, war der Gewinn davon beinahe hinreichend, die Arbeiten zu bezahlen, welche die Zurichtung und Reinigung des Flachses erfordern. Seitdem las ich in Elliot's landwirthschaftlichem Werke daß ein Landwirth Lein auf ein Stück Land, und so viel Salz darüber säete, daß ein Morgen fünf Scheffel davon würde erfordert haben, in der Mitte aber einen Theil des Landes ohne Salz ließ. Der Erfolg war, daß da, wo Salz hingestreuet war, höher, guter Flachs stand; der salzlose Theil des Landes aber magern und kurzen Flachs hatte. Ich bin inzwischen der Meinung, daß fünf Scheffel Salz zu viel für einen Morgen Land ist.

Indem andere Angelegenheiten mich von der Landwirthschaft abriefen, übergab ich die Besorgung meines Landes meinen Söhnen, die bis zum Frühjahre 1785 kein Salz brauchten. Weil jetzt der Boden naß und schlammig war, besäeten wir erst zu Ende des Mai's einen Acker mit Flachs,

*) S. the European Magazine, for February 1793.

Flachs, und da dieser beinahe eines Fingers Länge hatte, streueten wir einen Scheffel Salz dazwischen, welches einen sehr guten Erfolg hatte. Der Flachs wuchs zu einer ansehnlichen Höhe heran, aber wir erhielten nicht volle zehn Scheffel Samen, woran, wie ich vermuthe, die Unfreundlichkeit der Witterung schuld war. Keiner meiner Nachbaren, zwei (englische) Meilen in die Runde, erhielt so viel, um das Rupfen davon zu bezahlen. Wenn man also dünn säet, und doppelt so viel Salz, so kann man gewiß eine gute Ernte erwarten, wenn die Witterung irgend günstig ist.

Ich rathe allen, den Versuch auf einem Plätzchen auch mit dem Hafer, dem Winterrocken und allen Arten von Getreide zu machen, so daß zwei Scheffel Salz auf einen Morgen (acre) *) gerechnet werden. Sie können sich darauf verlassen, daß jeder Scheffel Salz seinen Preis fünffach, so zehnfach ersetzen wird.

Der Artikel vom Dünger ist sehr wichtig in der Landwirthschaft, und verdient weit mehr Aufmerksamkeit, als gewöhnlich von den Landwirthen dieses Landes darauf verwandt wird. Sollten einige von ihnen durch das Vorerwähnte ermuntert werden, Versuche mit dem Salze zu machen, so werden sie ersucht, das Resultat davon öffentlich mitzutheilen.

Anmerkung.

Der Uebersetzer des Obigen weiß nicht, ob Salz auf das Getreideland so vortheilhaft wirkt, als Cadwalladen Ford behauptet, wünsche aber zu erfahren, ob man auch schon in hiesigen Gegenden Versuche damit gemacht hat, und wie sie ausgefallen sind. G. F. B.

*) Ein englischer acre hat, wie Ludwig in seinem Dictionary bemerkt, insgemein 723 Fuß in der Länge, und 72 in der Breite.

Verschiedene Gedanken.

Der Gang der Begebenheiten bei den alten Hebräern, Griechen, Persern, Römern, Germanen ꝛc. möchte wohl mit dem der neuern Ereignisse keine solche Vergleichung aushalten, daß man aus diesen dieselben Resultate fürchten oder hoffen dürfte, die nach dem Zeugniß der Geschichte aus jenen hervorgiengen. Andere Ursachen geben andere Wirkun-

lungen. Unter andern giebt es zwei Dinge, welche die alten Völker nicht kannten, die aber so mächtig auf die moralische und politische Welt einwirken, daß es, wenn sie ein Jahrtausend früher erfunden wären, ohne Zweifel auf unsern Planeten ganz anders aussehen würde, als jetzt. Diese beiden Dinge, wovon wir noch nicht wissen können, wohin sie führen werden, und deren Wirkungen ein Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte vielleicht erst richtig ausmessen und würdigen kann, sind — Schießpulver und Buchdruckerkunst.

Als Kind glaubt man leicht und zutrauungsvoll, was Erwachsene sagen und lehren. Heil dem Kinde, dem guter Samen in Geist und Herz fällt, der zeitig feste Wurzeln treibt, um von den Stürmen der Leidenschaften nicht zerstöhrt zu werden, die das Jünglingsalter herbeizuführen pflegt! Die männliche Vernunft kann freilich manches wieder gut machen, kann das mit eingestreuete Unkraut ausjäten, die wilden Triebe nach Gesetzen der Sittlichkeit beugen, aber sie bedarf dazu, wie mir es scheint, einer Stärke und Selbstständigkeit, wozu sie nur bei Wenigen gedeiht.

Sparsamkeit ist zwar keine glänzende, aber eine höchst nöthige und beglückende Tugend. Sie ist gleich weit entfernt von schmutzigem Geiz, der ohne wissen Gebrauch nur des Besitzes sich freut, und von der Verschwendung, die schwelgend im Genuß der Zukunft vergißt. Diese Tugend mangelt nicht selten sehr talentvollen Menschen, und sie müssen diesen Mangel oft schwer büßen. Es ist besser, wenn sie uns die Vernunft, als wenn sie uns die Noth lehrt.

Es giebt wohl kein Buch, das so viele, so mannigfaltige und große Wirkungen in der Welt hervorgebracht hat, das in so viele Sprachen übersetzt und so weit verbreitet ist, als die Bibel. Muß man sich nicht wundern, daß diese Quelle so großer Weltveränderungen von Vielen mit Gleichgültigkeit betrachtet, oder in den Jahren des gereifteren Verstandes wohl gar ganz übersehen wird? Wer auch keinen Durst fühlt, Erbauung daraus zu schöpfen, den sollte wenigstens ihre historische Wichtigkeit reizen, mit ihr bekannter zu werden. Diese Bekanntschaft würde, außer der Befriedigung der Neugier, für Viele von noch wesentlicherem Nutzen seyn.

Wer rühmt nicht die Aufklärung, wer zieht sie nicht der Dunkelheit vor? Wenn sich aber nur alles nach Wunsch klar machen und ins Licht stellen ließe! Gerade der Aufgeklä-

teſte wird am meiſten über die Dunkelheit klagen, worin ſich menſchliches Forſchen und Wiſſen verliert. Wie viele Erſcheinungen und Wirkungen läßt z. B. die Natur wahrnehmen, wovon oft die nächſten, und noch öfterer die entfernten Urſachen verborgen ſind. Felix, qui potuit rerum cognoſcere cauſas, ſagt Virgil. Aber wo war und iſt der Glükliche?

Der Weg, den Redlichkeit zu ihren Zielen wählt, iſt nicht nur gewöhnlich der gerabeſte, ſondern darum auch der kürzeſte und beſte. Die krummen Schleichwege des liſtigen führen zwar auch oft zum Ziel, aber häufig mit Verluſt der Achtung und des Zutrauens, welche dem Redlichen folgen. Es iſt für den Argliſtigen ſchlimm, wenn ſeine Spuren über kurz oder lang entdeckt werden; man traut ihm in der Folge auch dann nicht mehr, wenn er den geraden Weg einſchlägt, weil man verſucht wird, auch dies für Liſt zu halten.

Der Löwe, die Hyäne und der Fuchs ſind ihrem Naturell nach ſehr verſchieden. Wenn es einen Löwen gäbe, mit deſſen Stärke zugleich die Eigenſchaften der Hyäne und des Fuchſes vereinigt wären, er würde die ſchrekklichſte Creatur ſeyn. G. J. B.

Sanftmuth des Löwen.

Unerwartet gelinde und ſchonend, ja zärtlich zeigen ſich zuweilen die Löwen gegen kleine Thiere, da ſie hingegen andere ohne Barmherzigkeit zermalmen. Schon die Alten bemerkten dies. Unter andern ſtellt Martial in mehrern ſeiner Epigrammen merkwürdige Züge der Großmuth und Gelindigkeit dieſes Königs unter den Thieren dar, und verwebt in ſeine Darſtellung ſchmeichelnd das Lob Domitians. Im 49ſten Sinngedicht des erſten Buchs wird eines Löwen erwähnt, deſſen Rachen die Wärter einen Stier nicht entreiſſen konnten, da hingegen ein Haſe wohlbehalten in denſelben hinein und wieder heraus lief. Der witzige Dichter räth daher den Haſen, wenn ſie die Biſſe der Hunde vermeiden wollen, in das Maul des Löwen zu fliehen. *)

Der

*) Si vitare canum morſus, lepus improbe, quaeris,
Ad quae confugias, ora leonis habes.

Der schönste und größte, zugleich aber böseste und wildeste Löwe in dem Tower zu London, der unter dem Namen Nero bekannt war, zog durch sein liebreiches Benehmen gegen einen kleinen Hund die Aufmerksamkeit von ganz London auf sich. Seine liebsten Leckerbissen waren Hunde, dies war bekannt. Wenn daher eine Gesellschaft hingieng, ihn zu sehen, so kaufte man einen Hund, der dann, sobald er in sein Behältniß kam, sogleich von ihm zerrissen und verschlungen wurde. Eine Dame hatte bei einer solchen Gelegenheit ihr Schooßhündchen auf dem Arme, und dieses sprang, als sie sich dem Fange des Löwen zu sehr nahete, durch die Stäbe zu ihm hinein. Sie schrie laut auf, und glaubte das Hündchen schon zerrissen zu sehen; allein zur großen Verwunderung aller Zuschauer that ihm Nero nichts, obgleich es um ihn herumsprang, ihn anbellte und bei der Mähne schüttelte. Die Dame bot dem Wärter eine ansehnliche Summe, wenn er ihren Liebling herausholte; aber dieser bedankte sich für den Auftrag; machte jedoch einen Versuch, ihn, während der Löwe fräße, zu retten. Er holte daher Futter, und schob es in das Behältniß. Das Hündchen machte sich zuerst darüber her, und als der Löwe mitfressen wollte, biß es ihn in die Nase. Nero schüttelte sein gewaltiges Haupt, brummte, legte sich in eine Ecke und wartete, bis sein Gast fertig war. Am andern Tage war man begierig, zu sehen, ob der Hund noch lebte; er befand sich sehr wohl, der Löwe spielte mit ihm, fraß mit ihm, wenn er es erlaubte, oder wartete, wenn dieser keine Lust hatte, mit ihm zu speisen, bis er fertig war. Die Geschichte breitete sich bald aus, und ganz London kam, dies Schauspiel zu sehen. Man warf andere Hunde in das Behältniß, und denen gieng es, wie allen Vorhergehenden; wenn sie todt waren, fraß der Kleine sie. Nach einigen Monaten ward dieser von der ungewohnten Nahrung krank, und Nero darüber traurig. Eines Morgens sah der Wärter, daß der Hund todt war, und versuchte es, ihn heraus zu nehmen; allein der Löwe wurde so wüthend, daß er es unterlassen mußte. Vor Gram nahm er keine Nahrung mehr, und starb neben seinem kleinen Freunde. Beide, der Löwe und das Hündchen, wurden ausgestopft, und der Herr von Watzdorf, *) der auch obige Nachricht davon mitgetheilt hat, sahe sie so in des Sir Ashton Leevers Museum.

G. F. K.

*) S. dessen Briefe zur Charakteristik von England gehörig. Leipz. 1786.

Hannoverſches Magazin.

93tes Stück.

Montag, den 20ten November 1809.

Einige Bemerkungen über die im 78ten und 79ten Stück des Magazins v. d. J. eingerückte Beantwortung, den Aubau der Lucerne und Eſparcette betreffend.

So wie ich dem Herrn Verfaſſer, was den für die Lucerne erforderlichen Boden betrifft, völlig beipflichte, ſo muß ich doch demſelben darin widerſprechen, daß ein Feld, welches Lucerne getragen, wegen der langen Pfahlwurzeln nicht leicht von dem ſich dazwiſchen findenden Unkraute wieder zu reinigen, und deswegen deren Anbau nicht anzurathen wäre.

Wenigſtens nach meiner vieljährigen Erfahrung, und wenn dieſes, wo ſich der Boden dazu eignet, ſo vorzüglich ergiebige, nahrhafte, und viele, manchmal 10 und mehrere Jahre lang trefflich zu benutzende, und ſeine Stelle jährlich wohl 5 mal bezahlende Futterkraut, in ſeiner vorher ergiebigen Fruchtbarkeit abzunehmen ſchien, habe ich dennoch nachher nicht im geringſten, daß es den Acker verdorben, vielmehr gerade das Gegentheil gefunden. Denn eben das, was der Verfaſſer davon ſagt, daß es 4 bis 6 Fuß tiefe Pfahlwurzeln mache, wird nach meiner Erfahrung ein Mittel, den ſchlechteſten Boden eben ſo viel Fuß tief auf mehrere Jahre zu verbeſſern und in den fetteſten umzuwandeln; indem eben dieſe Pfahlwurzeln, ſobald nämlich das Feld hinlänglich voll und die Pflanzen ſo dichte an einander geſtanden, daß kaum 2 Zoll Zwiſchenraum geblieben, vielmehr alsdann nicht allein wegen der Beſchattung nicht leicht das Unkraut haben überhand nehmen laſſen, ſondern auch, ſobald ſolche verfault waren, die Erde etliche Fuß tief, ſo zu ſagen, in einen ganz neuen und fetten Boden dergeſtalt

verwandelt haben, daß er, ohne vorerste eine neue Düngung zu erhalten, eine jede ihm anvertrauete, einen fetten Boden verlangende Frucht, mit bestem Erfolge getragen hat.

Ich verfuhr beim Umackern der Lucerne sowohl als auch der Esparcette auf folgende Weise:

Ich ließ, wenn solches geschehen sollte, im Spätherbst die Oberfläche etwas flächer als beim gewöhnlichen Ackern, umreißen, so daß nur die Köpfe mit etwas Erde bedeckt, die Wurzeln aber dadurch während des Winters zur Fäulniß gebracht wurden. Die oben abgeschnittenen und flach untergepflügten, ebenfalls während des Winters verfaulten Köpfe gaben der Erde in der Oberfläche, so wie die nachher auch in Fäulung übergegangenen Wurzeln, etliche Fuß tief durch solche vegetabilische, neue, und vorher nicht Statt gehabte Abwechselung von Düngung, neue Kräfte; (eben so wie bekanntlich der einen halben Fuß lang wieder erwachsene und tief umgeackerte spanische Klee, der sogleich einführig ohne frischen Dünger besäet wird, bessern Rocken und Weitzen bringt, als die beste gedüngte Braache, welches auch noch in der darauf folgenden Sommerbestellung wahrgenommen wird). Noch anhaltender aber, als beim spanischen Klee, zeigt auf den umgeackerten Lucerne- und Esparcette-Flecken der Erdboden ohne frischen Dünger, mehrere Jahre hindurch die Kraft, andere einen fetten Boden verlangende Früchte, reichlich hervorzubringen, und die Erde tief zu verbessern.

Ich hatte z. B. eine Gebreide von 24 Ackern, des bei mir überhaupt vorhandenen guten, theils schwarzen, theils Leimbodens, in welcher sich in der Mitte derselben ein Strich von 3 Ackern befand, welcher steingründig und so unfruchtbar war, daß, wenn der übrige grössere Theil dieser Gebreide auch jedes Jahr aufs üppigste trug, auf solchem Striche das Getreide doch allemal kaum 1 Fuß hoch wurde, wenn das übrige rings herum wie gewöhnlich 5 und mehr Fuß hoch in die Höhe zu treiben pflegte, und voll, wenn der Strich stets dünne, stand. Ich ließ daher solches Fleck, als die Gebreide mit Sommerfrucht bestellt wurde, mit Haser und Esparcette, welche bekanntlich auf einem steinigten oder überhaupt schlechten Boden fortkommt, besäen. Ersterer wuchs zwar abermals schlecht, letztere aber ganz ausserordentlich gut, gab auch, welches auf dem andern Esparcette-Flecken, ohngeachtet des guten trocknen Bodens, nicht immer der Fall war, jährlich zwei reichliche Erndten. Nach meinem Vorsatz würde ich dies Fleck 12, 15, ja nach Befinden mehrere Jahre haben Esparcette tragen lassen, da ich aber wegen meines Dienstes einige, nicht voraus zu berechnende, Jahre abwesend seyn, und daher

mein Gut verpachten mußte, so wollte der ackerhungrige Pächter lieber Getreide statt Futter auf selbigem erbauen, hätte also selbiges, nachdem es nur 5 Jahr erst bei mir zur Esparcette war gebraucht worden, gleich umackern und mit Rocken besäen lassen, und jeder, dem dies Fleck vorher bekannt war, ist über den üppigen Wuchs desselben, ohne frisch gedüngt worden zu seyn, verwundert gewesen; und diese Ergiebigkeit konnte ich vier Jahre darauf nach meiner Rückkunft annoch bemerken.

Die stets den alten Vorurtheilen zugethan bleibenden, und das, was die Väter gethan, beizubehalten gewohnten Bauern in Thüringen gestehen selbst ein, daß man es einem umgeackerten Esparcette- und Lucerne-Acker 6 und mehrere Jahre ansehen, und solchen so lange, ohne frisch zu düngen, bei gehöriger Abwechselung der Früchte mit sichtbarem Vortheil benutzen könne. Dies ist auch bei der Lucerne der nämliche Fall. Nur erfordert das Umackern beider Futterkräuter mehrere Anstrengung der Knechte, noch mehr aber der Pferde, wobei, zumal wenn die Wurzeln etwa während des allzu trocknen Winters noch nicht völlig verfault, und daher nicht mürbe genug geworden, der Pflug manchmal zu zerbrechen pflegt. Wenn man dies Umackern im Herbst vornehmen wollte, würde es noch mehr Schwierigkeiten haben.

Endlich kann ich der vorgeschlagenen Aussaat der Lucerne in Reihen um deswillen nicht beipflichten, weil es theils mehr Beschäftigung verursachen, theils zu vielen leeren Raum zwischen solchen Reihen geben würde, wodurch das Unkraut mehr Macht erhielte, theils auch, weil die zu ziehende Reihen an vielen Stellen zu tief ausfallen, den Saamen mit zu viel Erde bedecken, und dadurch das Aufgehen desselben an solchen Stellen ganz gewiß behindern könnten, da Lucerne, so wie der spanische Klee, eine ganz leichte Bedeckung vertragen. Ich sollte daher glauben, daß man auch einen Sandacker, wenn er nur vorher irgend im tragbaren Stande gewesen, durch Esparcette, da solche mit schlechtem Acker vorlieb nimmt, ebenfalls nachher durch Umackern gar sehr verbessern könnte.

Was den im 79ten Stück beschriebenen Anbau der Esparcette betrifft, so habe ich solchen ebenfalls an vielen Orten auf steinigtem, bergigtem Boden, auch an Felsen, freudig wachsen sehen, ob ich gleich selbigen selbst nur bloß auf ersterer Gattung gezogen habe, da sich beide letztere Gattungen in meiner Flur nicht fanden. Ich muß aber gestehen, daß ich die weitläuftige, obgleich gut gemeinte, aber mühsame Untersuchung des dazu bestimmten Bodens, so wie die dabei angewandte Geduld und Mühe, welches nicht eines jeden

Landwirths Sache ist, bewundert habe. Ich will zwar nicht gänzlich widersprechen, daß dergleichen mühsame Untersuchung und Erforschung des Erdbodens von Nutzen seyn könnte, glaube aber, daß mancher, ehe er sich in eine so schwierige, viel Zeit wegnehmende Erforschung einzulassen Lust bekäme, lieber den Anbau dieses gewiß nutzbaren Futterkrauts gänzlich unterlassen dürfte; denn es kann ja auch ein auf solche Art untersuchter Fleck zwar die verlangten kalkartigen Eigenschaften zeigen, aber wenig Ruthen davon der übrige Theil sich ganz ohne dergleichen befinden. Und wie viele Untersuchungen müßte man daher nicht anstellen, um von dem innern Gehalt des Bodens sich zu überzeugen.

Die Esparcette wächst an allen Orten, nur nicht da, wo sie mit ihren langen Wurzeln, weil sie durch solche ihre Nahrung aus der Tiefe heraufholt, wenn sie gleich zwischen Steinen hindurchwächst, auf Wasser stößt, wodurch sie bald wieder ausgeht, indem ihre Wurzeln alsdann verfaulen.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch etwas von der langen Dauer der Esparcette erwähnen. Ich fand nach Absterben meines Großvaters einen Garten von 16 Ackern an Gehalte, seit länger als 40 Jahren bereits mit Esparcette besäet; da solcher aber noch immerfort reichlichen Nutzen gab, habe ich ihn noch viele Jahre zum Gebrauch stehen lassen. Es muß also die Esparcette bei trocknem Grunde sehr dauerhaft seyn; denn daß sie hier etwa sich durch ausgefallenen Saamen fortgepflanzt und erhalten habe, ist um deswillen nicht wohl glaublich, weil sie jährlich zweimal gemähet, und nie Saamen davon, ausser am Ende des Gartens ein einziges Mal, gezogen worden. Nur, nachdem ich meinen Viehstand bei eingeführter Stallfütterung von 24 auf 40 Stück vermehren wollte, säete ich noch mehrere Orte damit an. Zur allererst geschah dies auf einem Stück von 5 Ackern, welche ich künftig zur Wiese umschaffen wollte, da mir es an hinlänglichem Wiesenwachs gebrach, welches ich anfangs Julius mit 4 Scheffel sogenanntem Johanniskorn, und sogleich auch mit 5½ Scheffel Esparcette hinter drein, besäen, und beides zugleich unterreggen ließ. Noch vor Michaelis konnte ich das Korn, da die Witterung günstig dazu gewesen war, zum zweitenmal abmähen und verfüttern lassen, welches das folgende Jahr über 6 Fuß lang wurde, mit Aehren von einen halben Fuß lang prangte, und da die Esparcette unter dem Korn wohl 2 Fuß lang geworden war, so gab dies ein vortreffliches Futterstroh, mithin war ihr Gedeihen, ohne erst ein Jahr darauf zu warten, und den Acker so lange ganz ungenutzt liegen zu lassen, mit dem Korn Ertrag zugleich

gleich erfolgt. Vom Unkraut war, da Korn und Esparcette dicke stand, nur sehr wenig zu spüren.

Auch habe ich ein Paar Mal die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Witterung günstig gewesen, so daß das Johanniskorn, bei welchem man überdies wohl ein Viertel von der Aussaat gewinnt, auch wohl etliche Wochen früher reif wird, zweimal vor dem Spätherbst hat grün abgemähet werden können, der Körner-Ertrag reichlicher ausfiel, als wenn es gar nicht, oder doch nur einmal hatte gemähet werden können.

Dies letztere habe ich um des wissen bei dieser Gelegenheit aus meinen eigenen Erfahrungen noch hinzufügen wollen, im Fall es ein Landwirth nachzumachen versuchen wollte.

L. A. v. S.

Beantwortung

der im 89ten Stück des Hannoverschen Magazins v. v. J. geschehenen Anfrage,

über das Windekraut.

Unfehlbar versteht der Anfrager die kleine Winde (Convolvulus arvensis L.), weil die grössere (Convolvulus sepium) leicht zu tilgen ist, und meistentheils nur an Hecken und Zäunen wächst. Erstere Pflanze ist in allen Zeiten der Gegenstand des Mißvergnügens für den Landmann gewesen, weil sie sehr wuchert und schwer auszurotten ist, selbst ihre kleinsten Wurzeln bringen Sprößlinge hervor; nicht minder nachtheilig ist sie noch dadurch, daß sie sich eng um andere Pflanzen windet, ihren Wachsthum hemmt und sie gleichsam niederdrückt. Machiolus Tabernaemontanus und mehrere alte Schriftsteller führen ihre bitteren Klagen darüber. Das einzige bekannte Verfahren, sie auszurotten, ist, wie bei den Quecken, Triticum repens; die beinahe horizontale Wurzel wird durch den Pflug und die Egge zerrissen und an die Oberfläche gebracht, und muß dann vermittelst der Harke zusammengehäuft und verbrannt werden. Da diese Pflanze sich auch durch den Samen sehr vermehrt, so möchte es sich wohl der Mühe lohnen, sie etwa durch Kinder in der Blüthezeit, welche kurz vor der Erndte eintritt, ausreißen zu lassen.

Es

Es ist gewiß, daß diese beiden Mittel, vereint angewandt, eine, wo nicht gänzliche, Tilgung bewirken, doch zur Verminderung der neuen Sprossen sehr beitragen würden.

Ist's wahr, was mehrere Schriftsteller von dem medizinischen Nutzen derselben sagen, so möchte ihr wohl der letzte Platz in den Officinen der Apotheker nicht zukommen; aber ich zweifle. Galenus schloß von dem salzigen und scharfen Geschmack dieser Pflanze mit Recht auf einige Wirksamkeit, und fand sie bestätigt. Er lobt den Saft als ein eröffnendes Mittel. Nach Leonhard Fuchs a) soll sie Geschwülste zertheilen, auch der, dem Buchweizen ähnliche, Samen harntreibend seyn. Mathiolus b) empfiehlt zu letzterem Zweck auch das davon abgezogene Wasser. Nach ihm bereitet man aus dem Saft desselben, Essig und Gerstenmehl, einen bewährten Umschlag gegen Hüftweh; mit Salz, ein Mittel gegen die Krätze; mit Oel und Essig vermischt und durch Hülfe eines Tuchs an die Stirn gelegt, eine Arzenei gegen Kopfweh. Das davon destillirte Wasser soll die Augen stärken, und die durch Infusion bereiteten Dampfbäder die Harnstrenge heilen. Der bloße Saft soll, in frische Wunden gegossen, heilend seyn. Tabernaemontanus c) vermischte den Saft mit Honig, zur Heilung allerlei um sich fressender Schaden, und tilgt, mit Allaun verbunden, die Krätze damit, — welches wohl, ohne vorher genommene innere Mittel äusserst schädlich seyn möchte. — In neueren Zeiten vergißt man die erstere Pflanze, und gebraucht die zweite, deren Blumen und Kraut noch in Apotheken vorräthig gehalten werden, und von Wirksamkeit sind d).

Ob sich gleich gegen die Vermuthung des Anfragers, daß, da der gütige Schöpfer es so reichlich im Bremischen wachsen läßt, es wohl gegen eine endemische Krankheit der Menschen oder Thiere mit Nutzen angewandt werden könne, geradezu nichts sagen läßt; so möchte man auch wohl eben nichts dafür anführen können. Denn obgleich die Blumen

a) Leonhard Fuchs New Kreuterbuch, in welchem die Histori, Krefft ꝛc. Basel 1543.

b) Petri Andreae Mathioli Kräuterbuch ꝛc. von Joach. Camerarius. Frankfurt am Main 1626.

c) Dr. Jac. Th. Tabernaemontanus New Kräuterbuch ꝛc. von Caspar und Hieronymus Bauhin. Basel 1687.

d) Vid. B. Joh. Andr. Murray Apparatus Medicaminum. Vol. prim. pag. 765.

men einen (angenehmen) Geruch haben, so ist doch das davon abgezogene Wasser ganz ohne denselben; so wie der milchige Saft der ganzen Pflanze zwar beweiset, daß er Harz enthalte, und die Anwendung, daß er purgirend sey; ob das aber beträchtlich sey, und ob er irgend einem purgirenden gebräuchlichen Harze und Gemengharze nur entfernt an die Seite gestellt werden kann, daran ist wohl zu zweifeln, weil ein ganzer Löffel voll davon, einem kleinen Hunde eingegeben, keine Oeffnung hervorbrachte. Es enthält dem Grundsatze Boerhavens e) gemäß, und wie auch meine Erfahrung bestätigt, nach dem Verbrennen wenig salzige Theile. Die Blumen geben eine Spur von ätherischem Oel.

Wunstorf. Dr. Aug. Du Mesnil.

e) Herm. Boerhave Element. Chemiae. Lugd. Batav. Pars altera. pag. 290.

Neuentdecktes wohlfeiles Tabacks-Surrogat.

Von einem einsichtsvollen Patrioten zu Hitzacker ist kürzlich eine dort in großer Menge wildwachsende Pflanze entdeckt, deren getrocknete Blätter, wie anderer Taback zubereitet, einen guten wollschmeckenden Rauch- und Schnupftaback liefern, welcher an Wohlgeschmack und Geruch, nach dem Urtheil mehrerer Kenner, die wiederholte Versuche damit angestellt haben, unserm gewöhnlichen Landtaback vorzuziehen ist, und daher in diesen nahrlosen und traurigen Zeiten unsern ärmern Landsleuten auf alle Fälle näher bekannt gemacht zu werden verdient; vorzüglich da diese Pflanze auch nicht unter die Zahl der verdächtigen, giftigen oder betäubenden gehört, und, so viel ich weiß, bis jetzt keinen bekannten Nutzen hat.

Diese Pflanze ist die Subularia aquatica Linn.

Der deutsche Name ist: Wasserpfriemen, Wasserkresse, und der französische: Subulaire.

Sie gehört zur funfzehnten Klasse des Linneeschen Systems

Tetradynamia Siliculosae.

Linnee liefert folgende Beschreibung von dieser Pflanze:

Si-

Silicula integra, ovata: valvis ovatis, concavis dissepimento contrariis. Stylus silicula brevior. Das heißt: das Schötchen ganz, eirund, mit eirunden, hohlen, der Querwand gegenüber stehenden Klappen. Der Griffel ist kürzer als das Schötchen.

Subularia aquatica, acaulis, fol. subulatis. Willd. flor. dan. t. 35. C. bot. 732.

Der berühmte Botaniker Willdenow setzt der Linneeschen Beschreibung noch die Bemerkung hinzu: Die Blätter sind stengellos und pfriemenförmig. — Sturm Deutschl. Flor. I. 9. sagt von ihr, daß sie an überschwemmten Orten in Holstein und um Erlangen wachse. In vorzüglich großer Menge findet man sie an der Elbe und Jetze, so wie überhaupt in dem kältern Europa auf überschwemmten Orten bei Seen und Flüssen.

Die Subularia aquatica ist eine jährige Pflanze, sie blühet im Julius und August, und man findet in Flor. Dan. Tab. 35. eine gute Abbildung von selbiger.

Die Blätter dieser Pflanze werden im Herbst gesammelt, auf dem Ofen oder in der Sonne und Luft getrocknet, wie der gewöhnliche Rauchtaback geschnitten, und alsdann geraucht. Die im Sommer getrockneten Blätter sind, nach angestellten Versuchen, bei weitem nicht so gut und kräftig, wie die im Herbst getrockneten.

Anmerkung.

Da die hier beschriebene Pflanze in hiesigen Landen häufig seyn soll, und daher leicht möglich wäre, daß der Versuch gemacht würde, daß sie den Taback ersetze, an dessen Gebrauch einmal so viele Menschen gewöhnt sind, so ist zu wünschen, daß das Publikum durch einen Kenner belehrt würde, ob auch der Gebrauch schädlich seyn könnte

d. H.

Anfrage.

Wie benimmt man dem Syrup aus Runkelrüben, Möhren oder Malzben widrigen Rüben- oder Malzgeschmack? Recht dringend bittet man deshalb um Belehrung in diesen Blättern.

Hannoverſches Magazin.

94tes Stück.

Freitag, den 24ten November 1809.

Bemerkungen über die Beſchaffenheit und Eigenſchaften eines guten Arbeitspferdes für den Harz.

Auf dem Harze iſt die Witterung oft recht ſehr kalt, und oft recht ſehr warm; der Wechſel zwiſchen Kälte und Wärme iſt aber oft ſo plötzlich, daß an einem und dem nemlichen Tage oft ſtickende Sonnenhitze und Reif vorkommen kann. Der ganze Harz beſteht aus Gebürgen, die ſehr hoch, ſteil und felſigt ſind. Die auf den Gebürgen wachſenden Gräſer und Kräuter ſind meiſtens ſehr fett und nahrhaft. Das Waſſer iſt meiſtens rein und ſehr gut.

Die vorbemerkten Verhältniſſe des Harzes ſind deshalb dieſen dem Arbeitspferde gewidmeten Bemerkungen vorausgeſchickt, weil ſie ſehr Einfluß auf das Weſen der am Harze lebenden Pferde haben.

Die mehr kalte als warme Witterung und der ſchnelle Wechſel zwiſchen kalter und warmer Witterung ſind dem Pferde nicht ſehr gedeihlich, zumal da das Steigen der Gebürge das Pferd oft ganz beſonders erhitzt und ermüdet. Die fetten guten Gebürgsgräſer und Kräuter bekommen als Heu dem Pferde ſehr gut, ſo wie auch das reine gute Waſſer des Harzes.

Die Pferdezucht iſt am Harze nicht ſehr häufig, und die Erzeugung geht nicht immer ſehr erwünſcht von ſtatten, wozu das rauhe Klima wohl wirken mag. Von den erzeugten Fohlen geht manches bei der Geburt und nach derſelben, weil das Klima nicht ſehr gedeihlich iſt, verlohren. Werden die Fohlen auf die Weide gebracht, ſo geht dort auch noch manches durch Clima und die Beſchwerden des Gebürgsſteigens auf der Weide verlohren. Diejenigen Fohlen aber, die ſtarker und geſunder Natur ſind, werden ſehr dauer-

hafte und gute Pferde, bekommen aber keinen sehr schönen, schlanken und üppigen Wuchs, sondern werden mehr kurze kleine, dabei aber sehr gedrungene Pferde. An einem schönen, schlanken und üppigen Wuchse der Pferde hindert wohl das kalte abwechselnde Klima des Harzes, hingegen dieses in Verbindung mit der schönen guten Weide und dem Wasser des Harzes die Muskelkräfte der Pferde wohl sehr stark macht; und nicht weniger trägt gewiß das Bergsteigen der jungen Pferde gar sehr zu Vermehrung ihrer Muskelkräfte bei. Ein solches am Harze aufgezogenes Pferd ist immer von einer ausserordentlichen Dauer, und erträgt alle Beschwerden, ohne Schaden zu nehmen, lange Jahre.

Die Arbeitspferde des Harzes stehen sehr viele Beschwerden aus, denn sie müssen in der rauhesten Witterung täglich ohnausfällig wenigstens 10 Stunden in ununterbrochener Arbeit seyn, und diese ihre Arbeit besteht in dem Fortbewegen einer 5, 6 bis 7 Centner schweren Last über die höchsten Gebürge auf den beschwerlichsten steinigsten Wegen. Ein jedes Arbeitspferd am Harze hat, durch die Gebürge und engen Wege veranlaßt werdend, sein eigenes zweirädiges Fuhrwerk zu ziehen, wobei es neben dem Zuge auch zugleich die Hälfte der Last mit seinem Kreuze zu tragen hat. Da das Fuhrwerk, worin das Pferd gespannt ist, durch die sogenannten Karrenbäume mit dem Pferde in unmittelbarer Berührung steht, so wirken alle Stöße, die das Fuhrwerk auf den steinigten unebenen Holzwegen erleidet, auch mit auf den Körper des Pferdes. Beim Fahren der Last die Berge hinauf hat das Pferd die ganze Last des Fuhrwerks allein ohne alle Hülfe zu überwinden, so wie es sie beim Herunterfahren von den Bergen auch allein zu halten hat.

Beim Mittagsfutter pflegen die Pferde nicht aus dem Geschirre gespannt zu werden, sondern sie müssen selbiges, im Geschirr stehend, unter freiem Himmel, oft in der übelsten Witterung, aus einem vorgehangenem Beutel einnehmen. Das Futter besteht Mittags aus Hafer mit etwas Häcksel vermengt; Heu aber wird ihnen Mittags selten gereicht. Die Fütterungszeit dauert gewöhnlich nur eine halbe bis 3 Viertel, selten eine Stunde.

Im Nachtquartier werden zwar diese Pferde ordentlich ausgespannt, abgeschirret und in den Stall gezogen, mit Hafer, Häcksel und Heu ordentlich gefüttert, getränkt, und wenn bei ihnen ein guter ordentlicher Knecht ist, auch wohl gestriegelt und geputzt; ihr Nachtlager aber ist ohne alle Streu auf hartem gebohlten Boden, oder wohl gar auf Steinpflaster.

Das Arbeitspferd am Harze muß, wenn es keine Noth leiden, und im Stande bleiben soll, täglich 3 Viertel Him-

Hinten Hafer nebst nöthiger Häckſel-Vermengung, und 12 Pfund Heu wenigſtens bekommen.

Eine große Vernachläſſigung der Arbeitspferde am Harze entſteht durch die Knechte und Wärter bei ihnen, da die ſogenannten Fuhrknechte ſie ſelten ordentlich abwarten, putzen und ſtriegeln, dagegen übermäßig anſtrengen und treiben, ihnen nicht immer das gehörige Futter geben, ſondern etwas davon behalten und ſtehlen u. ſ. w.

Da die Pferdezucht am Harze nicht ſehr häufig iſt, ſo kauft man die nöthigen Pferde meiſtens aus dem platten Lande. Man ſieht bei dieſem Pferdeankauf beſonders auf junge Pferde und auf Hengſte, weil junge Pferde eher als alte ſich an die Strapazen gewöhnen laſſen, und eine längere Reihe von Jahren ausdauern können, und Hengſte nimmt man deshalb, weil ſie auch beſſer als Wallachen und Stuten die Beſchwerden aushalten.

Auf ſchönen regelmäßigen Bau der Pferde ſieht man eben nicht ſehr, aber darauf, daß ſie ſtarke Knochen und Muskeln, viel Stärke in den Beinen, einen guten, ſtarken und feſten Huf, kein Spat, eine breite Bruſt und breites Kreuz haben, gut und ſcharf freſſen, und keine fettige, zu Entzündungen geneigte Augen haben; auch müſſen ſie einen guten ſtarken Schritt und Zug haben, aber nicht zu hitzig ſeyn. Ein mit den gezeigten Eigenſchaften verſehenes Pferd, wenn es auch nicht ſehr groß iſt, bezahlt man unweit theurer, als ein weit ſchöner gebautes Pferd. Der gewöhnliche Preis eines ſolchen ſtarken jungen, wenn auch nicht ſehr großen Arbeitspferdes iſt 18, 20 bis 22 Piſtolen.

Es iſt viel Gefahr damit verbunden, die Pferde des platten Landes an die gezeigten Beſchwerden des Harzes zu gewöhnen, indem, wenn ſie in ihrer Natur nicht ſehr ſtark und dauerhaft ſind, ſie die Beſchwerden nicht aushalten, ſondern bald verlohren gehen, oder ganz unbrauchbar werden; im Allgemeinen aber werden die aus dem platten Lande nach dem Harze gebrachten Pferde ſelten alt, ſondern ſterben meiſtens im zwölften, ja wohl ſchon im 10ten und 11ten Jahre, oder werden doch in dieſen Jahren völlig unbrauchbar.

Die häufigſten Pferdekrankheiten am Harze beſtehen in Verhitzungen, Druſen, Gallen und Fäulniſſen an den Beinen, auch Augen-Entzündungen.

Sehr wahrſcheinlich würde man ſich mit der Pferdehaltung am Harze bei weitem beſſer ſtehen, wenn man ſich die nöthigen Arbeitspferde am Harze durch Stuterei daſelbſt ſelbſt zöge, die dann an den Harz gewöhnt, und für den Gebrauch deſſelben gehörig dauerhaft wären.

Wegen der unsichern Erzeugung und dem nicht sehr sichern Fortkommen der Fohlen am Harze kommt zwar daselbst die Pferdezucht sehr theuer; allein ich glaube, man würde doch sehr gewinnen gegen den jetzigen Ankauf der Pferde aus dem platten Lande, wenn man dagegen in Anschlag bringt die weit größere und längere Dauer der selbst gezogenen Pferde, und ich gebe diesen Gegenstand hiemit zu einer ganz besondern Ueberlegung den Sachverständigen anheim. F.

Bemerkungen

über die Zeit, wie lange Vögel hungern können.

Le Vaillant hat bemerkt, daß unter allen Arten der Vögel diejenigen, welche von Früchten leben, die Nahrung am wenigsten lange entbehren können, welches theils von der Beschaffenheit der Nahrungsmittel, theils auch wohl von der Beschaffenheit ihres Magens herrührt, der schneller verdauet, und daher öfterer Nahrungsmittel nöthig hat. Diese schnelle Verdauung ist aber auch wieder vortheilhaft, denn bei einem gleichen Grade von Erschöpfung vor Hunger kommt ein solches Thier weit eher, als ein anderes, wieder zum Leben und zu Kräften. Ganz anders verhält es sich mit den Kornfressern, den Vögeln, die gewöhnlich nach 48 bis 60 Stunden sterben; ist ihre Entkräftung einmal bis auf einen gewissen Punkt gekommen, so erhohlen sie sich nicht wieder, wenn man ihnen nichts anders, als ihre gewöhnliche Nahrung giebt, denn ihr Magen hat alsdann die Kraft, solche Körner zu verdauen, zum Theil verlohren; Vögel, die sich von Insekten nähren, können dem Hunger schon ein wenig länger widerstehen. Am längsten können die Raubvögel ohne Nahrung dauern; sie behalten ihre Verdauungskraft bis zum letzten Augenblicke, und brauchen daher nur wenige Minuten, um ihre Kräfte wieder zu erlangen, sobald sie nur angemessene Nahrung bekommen. Fleisch kann sich mit der Natur dieser Thiere sehr schnell assimiliren, und da es äußerst nahrhafte Säfte hat: so schafft es fast in einem Augenblicke Hülfe. Die Körner hingegen müssen einige Zeit im Magen bleiben, um erweicht und zermalmt zu werden. Nun ist aber diese Operation langwierig, und erfordert überdieß im Magen des Vogels eine Lebenskraft, eine Bewegung, die er gerade durch das Fasten

ſten verlohren hat. Le Vaillant beſtätigte dieſe Gedanken durch folgenden Verſuch: Er fing zwei Sperlinge von gleichem Alter, die ſich beide gleich wohl befanden, und brachte ſie durch Hunger zu einer ſolchen Entkräftung, daß ſie die Nahrung, die er ihnen darbot, nicht mehr annehmen konnten. In dieſem Zuſtande ließ er den einen geſtoßene Körner, den andern klein gehacktes Fleiſch verſchlucken, und in wenig Minuten befand dieſer ſich wohl, jener aber ſtarb zwei Stunden nachher. Indeſſen fraßen die körnerfreſſenden Vögel auch Früchte, Fleiſch, Inſekten u. ſ. w., dahingegen die Raubvögel blos bei ihrem Fleiſch und Inſekten blieben. Unter allen Arten von Vögeln ſcheint keine dem Hunger und dem häufigen Bedürfniſſe von Speiſe ſo ſehr unterworfen zu ſeyn, als die fiſchfreſſenden, daher ihnen auch die Natur große Kröpfe oder Beutel gegeben hat, in welchen ſie eine beträchtliche Quantität Speiſe aufbewahren können. Wie überaus lange die Raubvögel den Hunger ertragen, darüber hat Le Vaillant verſchiedene Erfahrungen geſammelt. Er hatte einen Geyer am Kap, den Miſtvogel genannt, und wollte ihn tödten, um ihn auszuſtopfen. Da er ihm zu dieſer Operation allzu fett ſchien; ſo ließ er ihn faſten. Er erwartete von einem Tage zum andern, ihn todt oder wenigſtens äuſſerſt entkräftet zu finden; aber er ſah ihn immer gleich lebhaft. Als er endlich 11 Tage lang ohne alle Nahrung geblieben war, wurde Le Vaillant ungeduldig, und tödtete ihn. Als er ihm die Haut abzog, bemerkte er, daß er noch lange im Stande geweſen ſeyn würde, zu leben, denn er hatte noch ſo viel Fett, daß es Le Vaillant wegſchaffen mußte, um ihn ausſtopfen zu können. Auch unter den vierfüßigen Thieren können die fleiſchfreſſenden am längſten hungern, und ſelbſt unter den Menſchen kann der Wilde, der blos von der Jagd lebt, oft mehrere Tage ohne Nahrung ſeyn, da hingegen der Hottentott, der an Milch, Wurzeln oder getrocknete Heuſchrecken gewöhnt iſt, dem Hunger nicht lange widerſtehen kann.

L. K. D.

Anekdote

Anekdote

von der ersten Veranlassung zu J. J. Rousseau's Preisschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste.

(Aus Volney Tableau du Climat et du Sol des Etats unis d'Amérique Tom. II. p. 468. f.)

Das hier Erzählte gründet sich auf kleine, in der Geschichte wichtiger Vorfälle höchst interessante Thatsachen. Ich habe es von zwei glaubwürdigen Zeugen, dem verstorbenen Herrn v. Holbach und Herrn Naigeon, jetzigem Mitgliede des französischen National-Instituts.

Zu der Zeit, da die Academie zu Dijon den nur zu berühmt gewordenen Preis aussetzte, saß Diderot auf dem Chateau de Vincennes, wegen seines Buches sur les Aveugles. Rousseau besuchte ihn bisweilen. Bei einem dieser Besuche zeigte ihm Diderot die Ankündigung des Preises. „Der Gegenstand ist auffordernd," sagte Rousseau, „ich hätte wohl Lust, mit um den Preis zu werben!"

„Wohl," erwiederte Diderot, „in welchem Sinne denken Sie denn die Frage zu nehmen?"

„In ihrem eigentlichen Sinne," versetzte Rousseau, „kann sie einen zweiten haben? können Künste und Wissenschaften anders als zum Glück der Staaten wirken?"

„Ei wohl!" erwiederte Diderot, „Sie werden offene Thüren einschlagen!" (das war sein eigentlicher Ausdruck) „Es würde viel interessanter seyn, das Gegentheil zu behaupten!"

Rousseau fiel dieser Gedanke auf. Er schrieb in diesem Sinne, und wurde von der Akademie der Provinz gekrönt. Kurz nachher begegneten v. Holbach und Diderot Rousseau'n auf einem Spaziergange. Sie redeten ihn an, komplimentirten ihn wegen seines Stückchens, (Tour de force) und Rousseau scherzte mit ihnen über das Glück seiner paradoxen Behauptung, und die Bonhommie der Akademiker.

Kritiken und Widersprüche folgten. Rousseau wurde dadurch gereizt. v. Holbach und Diderot, gewöhnliche Gesellschafter auf Spaziergängen, begegneten Rousseau abermals auf einem solchen in den Thuilerien. Sie kamen wieder auf diesen Gegenstand, und verwunderten sich höchlichst, Rousseau so sehr bitter und von so sehr veränderter Meinung zu finden, daß er mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters das als Wahrheit ernstlich behauptete, was er vor kurzem selbst als einen bloßen Spaß behandelt hatte. v. Holbach erstaunte, und sagte zu Diderot:

Digitized by Google

rot: „Freund, der Mann wird in seinem nächsten Buche die Menschen auf Vieren laufen lassen.“ Und seine Vorhersagung traf nur zu richtig ein.

Das ist also der eigentliche Punkt, von dem das System des Mannes ausgieng, dessen Wahlspruch war: vitam impendere vero; und dieser Mann findet noch bis zum heutigen Tage so schwärmerische Anhänger, die jeden, der seine Bekenntnisse (Confessions) nicht bewundert, mit Freuden zu Vincennes sehen würden!

S. * * r.

Merkmale,
woran man bei Pferden den Rotz erkennt.

Es ist für den Landwirth und jeden Besitzer von Pferden sehr wichtig, genau die Zeichen zu wissen, welche den Rotz zu erkennen geben. Herr Ryß, dirigirender Lehrer des Großherzoglichen Veterinar-Instituts zu Würzburg hat in seiner gerichtlichen Thierarzneikunde (Würzburg 1808. S. 99.) folgende charakteristische Merkmale dieser Krankheit dargestellt.

1) Harte, unschmerzhafte, festsitzende Drüsengeschwülste, die sich im Kehlgange an den Seiten der hintern Kinnbacken befinden, wo die Drüsenanschwellung manchmal auf einer Seite beträchtlicher, als auf der entgegengesetzten seyn kann.

Diese Drüsen werden bisweilen, um die Krankheit zu verhehlen, ausgeschnitten; jedoch werden sich alsdann bei genauer Untersuchung in der Haut zurückgebliebene Narben entdecken lassen.

2) Ein schleimiger Ausfluß aus einem oder beiden Nasenlöchern, der in höhern Graden der Krankheit grün, aschfarbig, grau, jauchig und anklebend ist.

Sind die Drüsen an beiden Seiten verhärtet, so rotzt das Thier aus beiden Nasenlöchern; findet man den harten Knoten nur an einer Seite, so erfolgt der Ausfluß nur aus dem Nasenloche auf dieser Seite.

3) Die Schleimhäute der Nase sind zwar bei den Pferden bald nach der Ansteckung roth und entzündet, späterhin aber werden sie mißfarbig, weißgelb und bläulich, und es zeigen sich Geschwüre, welche, je höher sie gegen das

das Siebbein der Nase zu sitzen, desto mehr die Bösartigkeit des wahren Rotzes beweisen. Diese Geschwüre sind entweder mit oder ohne Schorf, fressen um sich, und haben eine unebene Fläche mit erhöhten Rändern.

Diese Zeichen sind, zusammengenommen, untrügliche Erscheinungen des wahren Rotzes, beweisen aber einzeln nichts.

Ein Verfahren, guten Leinsamen zu ziehen.

Man vermuthet, daß der Rigaer Leinsamen seine vorzügliche Güte daher bekomme, daß man ihn lange Zeit aufbewahret, und ihn erst nach 6 bis 7 Jahren säet. Auch hat die Erfahrung bereits bei uns gelehrt, daß alter Samen den schönsten Flachs giebt, und niemals ausartet. Wenn also ein Hausvater den Leinsamen lange genug liegen läßt: so kann er ihn dann statt des theuren Rigaer Leinsamens säen, und er wird den Unterschied in Ansehung der Güte sehr gering finden. Auch kann der Leinsamen, so wie jeder ölhaltragende Samen, dadurch verbessert werden, daß man ihn in einem Backofen dörrt, denn man ist durch Erfahrungen überzeugt worden, daß der im Ofen gedörrte Leinsamen einen viel längern Flachs bringt, als der nicht gedörrte, und daß dadurch der fremde theure Rigaer Leinsamen ganz entbehrlich gemacht werden kann. Um beim Abdörren die gehörige Wärme zu treffen, hat man gefunden, daß eine Wärme von 39 bis 48 Grad nach Reaumürschen Thermometer dem Samen nicht nur unschädlich ist, sondern auch ein viel besserer Flachs, als von ungedörrten erzielt werden kann. Man thut den Leinsamen in den Ofen, wenn das Brod schon 2 Stunden herausgenommen worden ist. Der Lein wird 4 Finger hoch aufgeschüttet, einigemal mit der Harke umgerührt, und so lange im Ofen gelassen, bis er ganz kalt geworden ist. Wollte man den Samen herausnehmen, wenn er noch warm ist und zusammenschütten: so würde er dadurch in ein Schwitzen gerathen. Daher muß man ihn im Backofen völlig kalt werden lassen, oder man muß ihn dünne auf den Boden schütten, umrühren, und erst nach völligem Erkalten in Säcken oder Tonnen zur Aussaat aufbewahren.

L. F. D.

Hannoverſches Magazin.

95tes Stück.

Montag, den 27ten November 1809.

Ueber Spitzbergen.

Die Entdeckung von Spitzbergen, dieſer entfernteſten Inſel des nördlichen Eismeers, verdankt man dem kühnen Unternehmungsgeiſt der Engländer und Holländer, die eine Fahrt nach Indien durch das nördliche Weltmeer, entweder nach Oſten oder Weſten, zu finden hoffte. Dieſe Hoffnung war freilich auf Vorausſetzungen gebauet, die ihren Grund in der damals noch mangelhaften und geringen Erdkunde hatten. Die erſten engliſchen Seefahrer, welche die nordöſtliche Fahrt verſuchten, hegten die Meinung, daß die zu ſuchende Durchfahrt nicht weit oſtwärts vom Ob anzutreffen ſey. Man kannte noch nicht ganz die große Ländermaſſe, die ſich von dieſem Strom bis an das Nordcap und die Aſien von Amerika trennende Beringsſtraße erſtreckt. Man glaubte ferner, daß in der Nähe des Nordpols eine von Eis befreiete offene See ſey; eine Meinung, die ſich ebenfalls durch Erfahrung noch nicht beſtätigt hat, obgleich ſie veranlaßte, daß verſchiedene Seefahrer bis zum 82ten Grade der Breite, einige vielleicht noch weiter, ſich hinauf wagten. Dies war aber nur durch den Zufall möglich, indem gewiſſe Winde das Eis auf kurze Zeit aus einander treiben. Einige Seeleute fanden daher die See da offen, wo andere einige Wochen vorher undurchdringliches Eis antrafen. Wer ſich in ſolche verführeriſche Oeffnungen wagt, ſetzt ſich der großen Gefahr aus, von dem Eiſe unverſehens eingeſchloſſen zu werden.

Wiewohl nun der Hauptzweck dieſer Seereiſen nicht erreicht wurde, ſo gab er doch Gelegenheit zur Entdekkung mehrerer bis dahin unbekannter Küſten und Inſeln. Später nahmen die Ruſſen an dieſen Entdeckungen Antheil, beſonders durch Erforſchung der ſibiriſchen Küſten und den ihrer Beobachtung nahe gelegenen Inſeln

von Nowaja Semlia. Die spitzbergischen und grönländischen Gewässer werden bekanntlich seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts von den Engländern, Holländern, Dänen, Hamburgern ꝛc. des Wallfisch- und Robbenfanges wegen, besucht, und die Russen überwintern häufig auf Großspitzbergen und Nowaja Semlia.

Die Insel Spitzbergen liegt zwischen 76° 30′ und 80° 42′ der Breite und ungefähr zwischen 28° und 42° der Länge von Ferro gerechnet.

Im Jahre 1596 wurde sie zuerst gesehen von den bekannten holländischen Seefahrern Jacob von Heemskerk, Wilhelm Barenz und Jan Cornelis Ryp, die auch dadurch berühmt sind, daß sie zuerst auf der unwirthbaren Ostküste von Nowaja Semlia überwinterten. Die Engländer hatten zwar schon früher das arktische Weltmeer beschifft, aber zu den hohen Breiten von Spitzbergen waren sie noch nicht gekommen. Indessen sahe 11 Jahre nach den Holländern, 1607, der durch mehrere Reisen berühmte Heinrich Hudson gleichfalls die westliche Küste Spitzbergens, und kam in diesen Gewässern bis zum 82ten Grad der Breite, so daß er also die Ehre hatte, zuerst über den 80ten Grad in Norden gedrungen zu seyn.

Diese ersten Seefahrer nannten die entdeckte Insel Grönland oder Neugrönland, weil sie meinten, daß sie mit dem alten Grönlande zusammenhienge. Fotherby belegte im Jahr 1615 Spitzbergen mit dem Namen König Jacobs Neuland. Der Name Spitzbergen rührt von den Holländern her, die ihn nach der Beschaffenheit der Küsten bildeten. Die russischen Seefahrer nennen sie Grumant *).

Einem Hamburger, Friedr. Marten, verdanken wir eine ziemlich umständliche und auf eigene Erfahrung gegründete Beschreibung dieser Insel, die schon im Jahr 1675 in Hamburg herauskam **).

Spitz-

*) Nachrichten von den Reisen der Holländer nach Norden findet man im Recueil des Voyages qui ont servi à l'établissement et aux progrès de la Compagnie des Indes orientales formée dans les Provinces unies des Pais-Bas. Die englischen Reisen in Hackluyt's principal Navigations and Discoveries of the english Nation. Von allen Entdeckungen im Norden giebt Forster in seinem bekannten Werke Nachricht.

**) Sie ist betitelt: Friedrich Martens von Hamburg Spitzbergische oder Grönländische Reisebeschreibung, gethan im Jahr 1671. Man findet sie auch ins Englische übersetzt, in John Harris Collection of Voyages and Travels etc. London 1707., vermißt aber dabei, was auffallend ist, den Namen des deutschen Reisebeschreibers.

Spitzbergen besteht aus drei Hauptinseln, und ist von vielen kleinen Inseln umgeben.

Die westliche Insel ist die größte, und wird daher Großspitzbergen genannt. Sie liegt zwischen 76° 30′ und 70° 7′ der Breite. Der östliche Theil derselben bildet zwei Halbinseln, wovon die nördliche Neufriesland, die südliche Südostland genannt wird. An der westlichen Küste finden sich die besten Häfen und Ankerplätze, entweder in den oft tiefen Busen der Insel selbst, wenn sie durch vorliegende Berge gegen Seestürme geschützt sind, oder zwischen den vielen kleinen Inseln. Zwischen 78 und 79 Gr. der Breite an der westlichen Küste Großspitzbergens liegt ein langes schmales Eiland, das die Engländer Prinz Carls Insel, die Holländer aber Vorland nennen. Es hat felsigte, sehr schroffe und fast unzugängliche Küsten.

Die zweite Insel Spitzbergens liegt nordostwärts von der ersten, und wird deswegen das Nordostland genannt. Sie ist durch Großspitzbergen durch eine, meistens sehr seichte und mit Eise angefüllte Meerenge getrennt, welche man das Waigat oder die Hinlopen-Straße nennt. Von den um selbige liegenden Eilanden sind die nördlichsten die sogenannten Sieben-Inseln, das äusserste Ziel derjenigen Seefahrer, von deren Reisen man zuverlässige Nachrichten hat.

Die letzte größere Insel Spitzbergens liegt südostwärts von Großspitzbergen, und heißt daher das Südostland, oder auch Kleinspitzbergen. Zwei Busen trennen sie von Großspitzbergen. Von den vielen Inselchen, die um sie herum liegen, führen drei der größern an der Ostküste den Namen Ryk-Ises Inseln. An der Südküste ist die Halbemonds-Insel. Kleinspitzbergen ist überall mit so vielen Klippen besetzt, daß dessen Küsten am wenigsten zugänglich sind.

Von der Beschaffenheit des innern Landes von Spitzbergen ist wenig bekannt. Die Seefahrer besuchen nur die Küsten. Indessen hat man durch die tiefen Busen derselben einige Kenntniß von den innern Gegenden des Landes erlangt. Spitzbergen besteht aus einer hohen Felsenkette, die sich, so wie die auf Nowaja Semlia, meistens nach den westlichen Küsten zieht, die daher sehr hoch und schroff sind. Die Ostküsten sind hingegen größtentheils flach und ohne Busen, und werden deshalb von Seefahrern wenig besucht, weil sie gegen Stürme keinen Schutz gewähren.

Die hohen Granitfelsen zeigen entweder nackte, schwarze, oft ganz spitze, oder mit Schnee und Eise bedeckte Gipfel. An dem Wiederscheine dieser Gipfel in der Luft erkennen die Seefahrer, wann sie sich dem Lande nähern, denn den untern

Theil der Berge umhüllen Nebel. In den Thälern zwischen den Felsgebirgen erheben sich Eisberge, oft so hoch, daß sie die Gipfel der erstern erreichen. Nach der See zu haben sie eine hellgrüne sehr schöne Farbe, welches mit den schwarzen Felsen einen bewundernswürdigen Absatz macht und die Natur in furchtbarer Majestät darstellt, wozu noch kommt, daß an dem Fuß der Berge abgerissene Felsenstücke hingewälzt liegen, die häufig große Höhlen bilden *).

Quellen und große Flüsse hat man auf Spitzbergen noch nicht entdeckt, und es sind wahrscheinlich auch keine da befindlich. Das von den Bergen rinnende, oder in den Ritzen derselben sich sammelnde Wasser, entsteht entweder vom Schnee, der in den Sommermonaten schmilzt, oder vom Regen. Nie hat man hier Erze gefunden oder Spuren gegenwärtiger oder erloschener Vulkane.

Die strenge Kälte, welche hier den größten Theil des Jahrs herrscht, ist bei Nordwinden am empfindlichsten. Indessen fanden russische Seeleute, welche nach Ostspitzbergen verschlagen wurden, und dort sechs Jahre zubringen mußten, die Kälte am unerträglichsten, wenn Südwinde wehten **). Dieses könnte darin seinen Grund haben, daß diese Insel durch die hohen Felsen der übrigen Theile von Spitzbergen gedeckt ist, südwärts aber den Winden offen liegt, die über den weiten mit Schnee bedeckten Strich des festen Landes von Europa und Asien wehen. Ungefähr drei Monate herrscht hier eine ununterbrochene Nacht, die nur durch Nordlichter erhellt wird. Während der langen Dunkelheit toben bisweilen acht und mehrere Tage fürchterliche Orkane, begleitet von Schnee, mit solcher Heftigkeit, daß die dort überwinternden russischen Jäger sich nicht von ihren Hütten entfernen dürfen, aus Furcht, sie nicht wieder zu finden. In dieser finstern Polarnacht berechnen die russischen Seeleute die Tage nach dem Brennen ihrer Lampen, welche sie alle 24 Stunden aufs neue mit Thran füllen. Dagegen geht drei Monate hindurch, vom Anfange des Mai bis zum Ende des Julius oder zum Anfange Augusts, die Sonne in den Polarländern nicht unter. Die beständige Erhebung derselben über dem Horizonte macht diese Jahrszeit ziemlich

*) S. Voyage towards the North-Pole, undertaken by His Majesty's command, 1773, by Constantine John Phipps.

**) S. Relation des Aventures arrivées à quatre matelots Russes, jettés par une tempête près de l'isle d'Ostspitzbergen, par le Roy. St. Petersbourg 1766.

lich angenehm. Einigen Nachrichten zufolge ist alsdann der Unterschied zwischen Tag und Nacht ganz verlohren, nach andern *) sieht man die Sonne zwar die ganze Nacht, aber einige Stunden so matt, daß man sie, wie den Mond, mit unverwandten Augen ansehen kann. Die Hitze ist demungeachtet niemals groß. Im Anfange des Mai hat die Sonne noch so wenig Kraft, daß man nicht an die Luft gehen kann, ohne daß einem die Thränen in die Augen fallen. Im Julius wirkt sie indessen bisweilen doch so stark, daß, nach einer gemeinen Bemerkung der Seefahrer, der Theer zwischen den Fugen der Schiffe, wenn sie der Wind nicht trifft, schmilzt. Blitze und Donner sind höchst selten. Die russischen Matrosen, welche nach Ostspitzbergen verschlagen wurden, hörten in sechs Jahren nur einmal donnern.

Das harte Klima der Polarländer läßt keine üppige Vegetation zu. Auf Spitzbergen ist wegen der hohen Breite und des felsigten Bodens die Unfruchtbarkeit noch größer, als in den meisten übrigen arktischen Ländern. Nur an dem Fuße der Berge trifft man eine dünne Erdrinde an, die aus dem Griessande und dem Moose entsteht, die, durch den Regen von den Felsen gespült, nach und nach zu Erde werden, besonders wenn sie der Mist der Vögel düngt, die sich an den Küsten in Menge aufhalten. Holzung findet man hier gar nicht. Kein Baum und Gesträuch kann in dem Boden aufkommen, der entweder ganz felsigt ist, oder, selbst in den wärmsten Sommertagen, an vielen Stellen nur zwei Spannen tief aufthauet, und in Vertiefungen sein Eis selbst unter der Oberfläche beh it. Die Menge Treibholzes, welches man, ungeachtet des gänzlichen Mangels an Waldung in allen Polarländern, auf Spitzbergen, Nowaja Semlia und an andern Küsten des Eismeers antrifft, wird vom festen Lande durch Fluthen und Stürme hergetrieben. Die Dwina, Petschora, der Ob, Jenisei und andere große Ströme, welche zum Theil in sehr waldreichen Ufern fließen, reißen bei dem Eisgange im Frühlinge eine Menge von Bäumen aus der Wurzel, und führen solche dem Weltmeere zu.

Die kärgliche Flora Spitzbergens, die Martens mitgetheilt und zum Theil auch gezeichnet hat, bestehet aus verschiedenen Moosarten und einigen andern Pflanzen, unter welchen Löffelkraut, Sauerampfer und Sauerklee sind, welche von den Seefah-

*) S. Martens Reisebeschreibung und Sujefs Bemerkungen am Ob, im 3ten Bande der Pallasischen Reisen.

fahrern, als die heilsamsten Mittel gegen den Scharbock, gesammelt werden.

Von vierfüßigen Landthieren nährt Spitzbergen nur das Rennthier, den Seebär und den Eisfuchs, wovon auch Martens Abbildungen liefert.

An den Küsten halten sich viele Wasservögel auf, unter diesen findet sich auch die Eidergans, welche an allen felsigten Küsten des Eismeers nistet.

So arm Spitzbergen an vierfüßigen Thieren ist, so reich ist dagegen das diese Inselgruppe umgebende Meer an Bewohnern. Die arktischen Gewässer nähren bekanntlich die großen schwimmenden Säugthiere, Wallfische, Wallrosse und Robben, auf deren Fang verschiedene europäische Nationen viele Schiffe ausschicken, und welche den für manche Länder unentbehrlichen Thran liefern. In den tiefen Norden werden auch die zahllosen Schaaren der Kabliau's, Heringe und anderer Fischarten erzeugt, deren Fang so viele Menschen nährt und ganze Länder bereichert.

Wie Nowaja Semlia ist Spitzbergen unbewohnt. Was hätte auch den wilden Bewohner der nördlichsten Gegenden des festen Landes bewegen sollen, seine ungeheuren Wüsten zu verlassen, in welchen er für die Wanderungen seiner Rennthiere überflüssigen Raum findet. Sollte er sie gegen noch rauhere, vom übrigen Menschengeschlecht weit entferntere Inselländer vertauschen? Wenn auch der Zufall in ältern Zeiten einige Elende nach den arktischen Inseln verschlug, so wurden sie wahrscheinlich durch die Härte des Klima's aufgerieben, gegen das sie sich nicht zu schützen wußten. Einige holländische und englische Seefahrer, die, in den ersten Zeiten der Beschiffung dieser Meere, auf diesen Inseln überwinterten, kamen entweder alle um, oder standen wenigstens großes Elend aus. Indessen ist die Luft dieser Polarländer doch so sehr ungesund nicht, und nur denjenigen Seefahrern gefährlich, welche an ein weit gelinderes Klima gewohnt sind, und nicht durch Kleidung, Nahrung und Bewegung dem Scharbock zu widerstehen wissen, der durch das träge, eingeschlossene Leben im langen Winter so leicht erzeugt wird. *) Die russischen Seefahrer von Archangel und Mesen, welche jedes Jahr sowohl Nowaja Semlia als Spitzbergen besuchen, wissen dem rauhen Himmelsstriche Trotz zu bieten, der freilich von ihrem eigenen vaterländischen nicht so sehr abweicht. Daß das arktische Klima nicht so sehr ungesund

*) Martens macht die Bemerkung, daß kein todter Körper auf Spitzbergen leicht in Verwesung übergehe. Man habe, sagt er, einen Leichnam, der nach der Anzeige eines dabei gesetzten Kreuzes 10 Jahre gelegen, noch in völliger Gestalt gefunden.

gesund sey, beweiset das Beispiel eines sehr langen Aufenthalts in diesen Polarländern. Ein mesenscher Seemann, Fedot Rachmänin, überwinterte 26 mal auf dem südlichen Nowaja Semlia, welches er auch zweimal im Sommer besuchte, lebte sechs Winter auf Spitzbergen und befuhr fünf Jahre aus dem Jenisei die sibirischen Küsten. Jedes Jahr geht aus Archangel ein Schiff zum Ueberwintern nach Spitzbergen, und wenigstens auch eins nach Nowaja Semlia. Die Bewohner von Mesen, welche die theure Ausrüstung eines Schiffs zur Winterreise nicht so gut tragen können, als die archangelschen Kaufleute, befahren die Küsten dieser Länder nur im Sommer, des Wallroß- und Robbenfanges wegen. Immer besuchen sie nur die Westküsten dieser Länder, welche ihnen gute Häfen darbieten und durch die Gebirgskette des innern Landes gegen die rauheste Kälte des Nordens und Ostens gedeckt sind. Diese Seefahrer nehmen eine kleine Hütte fertig mit sich, welche, wenn sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen, aufgestellt, der bessern Wärme wegen mit festgetretenem Thon bedeckt, und auch mit einem Ofen versehen wird. Der Scharbock ist den Russen wegen ihrer besondern Lebensart nicht sehr gefährlich. Sie trinken da keinen Branntwein, sondern bloß Quaß, und bisweilen haben sie auch bei ihren Hütten ein Dampfbad.

Ausser daß sie sich der an diesen Küsten befindlichen antiscorbutischen Kräuter bedienen, versehen sie sich gerne mit einem Vorrathe von gelben Maulbeeren, auch finden sie den Trank von Fichtenspitzen oder Wacholder gegen diese Krankheit sehr heilsam. Sie trinken gleichfalls warmes Rennthierblut, ein Heilmittel, das sie wahrscheinlich von den Samojeden gelernt haben. Am meisten erhalten sie ihre Gesundheit durch viele Bewegung. So lange die See offen ist, gehen sie dem Fange der Seethiere nach. Zu jeder Jahrszeit erlegen sie Rennthiere, Bären und Federwild. Mit vieler Beschwerde, und bisweilen mit großer Gefahr, suchen sie die weichen und kostbaren Daunen des Eidervogels in den oft an den höchsten Felsenspitzen gebauten Nestern auf. Im Winter fangen sie meistens Eisfüchse, entweder in Säcken oder in hölzernen Fallen. Um diesem Geschäft desto besser nachzugehen, vertheilt sich eine Schiffsgesellschaft in mehrere kleine Hütten längs dem Strande, der Steuermann, als das Haupt von der Gesellschaft, bleibt in der Hütte und schickt seinen Gefährten täglich ihre Portionen an Proviant zu. *)

*) S. Journal von Rußland. Herausgegeben von Joh. Heinr. Busse. Zweiter Jahrgang B. 1. St 6. St. Petersburg 1795.

Sonderbare Art zu fischen bei den Chinesen.

Unter mehrern bei den Chinesen üblichen Arten zu fischen, zeichnet sich diejenige aus, die vermittelst gewisser von ihnen zu diesem Zweck abgerichteter Vögel verrichtet wird. Nach Aeneas Anderson's *) Zeugniß heißen diese Vögel Looau. Sie haben ungefähr die Gestalt einer Gans, graues Gefieder, Schwimmfüße, und einen langen, sehr dünnen und an der Spitze einwärts gekrümmten Schnabel. Ihrer Natur nach sind sie von andern Wasservögeln durch nichts Ungewöhnliches unterschieden. Dieser Vogel macht sein Nest unter dem Schilf am Ufer oder in den Höhlungen der Klippen, oder auf einem Eilande, das ihm Schutz und Schirm gewährt. Zwar kann er nicht länger untertauchen als andere Wasservögel, die sich vom Raube nähren, aber er besitzt eine bewundernswürdige Gelehrigkeit, und läßt sich von den Fischern zum Fischfang eben so leicht abrichten, als die Hühnerhunde und Falken zur Jagd in den Waldungen und der Luft.

Nach der Größe des Bootes sind mehr oder weniger Vögel darin befindlich. Auf ein gewisses Zeichen stürzen sie in das Wasser, tauchen nach dem Fisch unter, und sobald sie ihn erhascht haben, fliehen sie mit demselben auf ihr Boot zu ihrem Gebieter zurück. Wenn auch noch so viele Fahrzeuge nahe beisammen sind und durch einander wimmeln, so verfehlen sie beim Rückfluge doch niemals dasjenige, zu welchem sie gehören. Wenn es viele Fische giebt, so füllen diese fleißigen Thiere in kurzer Zeit ihr Boot damit an, und sie kommen oft mit so großen Fischen zurückgeflogen, daß man ihre Stärke eben so sehr, als ihren Eifer im Dienst ihres Gebieters bewundern muß. Auch pflegen sie wohl, wenn einer einen zu großen und schweren Fisch angepackt hat, den er nicht fortbringen kann, einander augenblicklich beizustehn, und so den Fang gemeinschaftlich in Sicherheit zu bringen. Damit sie während des Fanges auf sich zu denken nicht versucht werden, legt man ihnen einen Ring um den Hals, der sie hindert, das kleinste Stückchen von dem, was sie mit dem Schnabel fassen, zu verschlingen.

*) S. dessen Erzählung der Reise und Gesandtschaft des Lord Marcartney nach China in den Jahren 1792 bis 1794.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

96tes Stück.

Freitag, den 1ten December 1809.

Einige Bemerkungen über Störche.

Es bleibt gewiß das reinſte, aber auch unſchuldigſte Vergnügen, die Natur überhaupt, und vorzüglich Thiere in ihren Haushaltungen zu beobachten, aber dem Erzähler der folgenden Bemerkungen war es auch die einzige Erheiterung auſſer ſeinen Geſchäften, weil ſein einſamer Aufenthalt ihn 20 Jahre von allem entfernten geſellſchaftlichen Umgange trennte Daher wurden die Störche, die auf einem Hauſe vor ſeinem Fenſter horſteten, gemeinſchaftliche Freunde und Freudengeber der ganzen Familie. Die Kinder kamen mit Freudengeſchrei im Frühjahre dem Vater entgegen: der Storch iſt da; und beim Abzuge im Herbſt wurde alles traurig, denn mit ihm war das Vergnügen über den Anbau der Horſt, der Erziehung der Jungen, ſeine geleiſteten Treffen und ſein Siegesgeklapper verſchwunden.

Bei ſeiner Ankunft fand Erzähler nur einen Storch im Dorfe, und nicht auf ſeinem Hauſe, ſondern auf einer Rüſter. Der Vorwirth hatte dem Paare einigemal die Eier nehmen laſſen, um ſie als empfohlne Mittel gegen das Podagra zu gebrauchen. Aus Verdruß darüber verließ dies Paar das Haus, und bauete ſich auf dem Baume an. Das Weibchen gieng verlohren und der alte Witwer (alt war er gewiß, die Einwohner hatten ihn viele Jahre bei ſich geſehen, und auch ſeine Größe und Ueberlegenheit in jedem Gefechte bewieſen es) blieb nur allein, ohne ſich wie er zu paaren.

Um ihn wieder mit der alten Wohnung auszuſöhnen, machte man einen ſtarken feſten Kranz von Stroh auf der alten Stelle, und beſteckte ſie mit einzelnen Dornenreiſern. Die Einladung wurde angenommen, er kam, billigte und bauete die Horſt aus. Zwei Jahre blieb er ungeſtöhrt; da kamen zwei neue Gäſte, früher als er, nahmen Beſitz von der ſchon bereiteten neuen Wohnung und

Digitized by Google

siedelten sich an. Nun kam sehr spät der alte Wirth, und es gab bei Tage und Nacht fürchterliche Kämpfe; gemeiniglich blieb er Sieger. Dennoch ließen sie sich nicht abschrecken, kamen in seiner Abwesenheit wieder, und erneuerten den Kampf. Freilich blieb ich nicht neutral, leistete den neuen Freunden durch Jagen und Werfen treuen Beistand; dies machte den voeigen Eigenthümer zwar scheu, aber hielt ihn nicht ab, ernstlich zu Zeiten seine Rechte zu erneuern. Darüber gieng erst ein Ei und nachher die Jungen verlohren, bis endlich die traurige Lage, die neuen Freunde zu verlieren, mich bewog, den gefaßten Entschluß, nicht thätig zu schaden, aufzugeben. Freilich ein Schuß sollte schrecken, oder wenigstens den Flügel lähmen, und dann sollte er, zwar seiner Freiheit beraubt, aber doch in seinen alten Tagen nicht unversorgt, geblieben seyn; allein bei der größten Vorsicht mußte doch ein Korn tödtlich geworden seyn; der Alte fiel in einer Entfernung von einer Stunde todt nieder, wo er allgemein, seiner Größe wegen, noch bewundert wurde. Seit der Zeit blieben die neuen Ankömmlinge, und sind seit 27 Jahren richtig wieder gekommen.

Gemeiniglich kommt das Weibchen zuerst, das man an seiner kleinern Größe erkennt, im April, umfliegt das Dorf, setzt sich dann aufs Nest und klappert. Sogleich beginnt die Ausbesserung der Horst. Es werden große Reiser zum Einstecken als Pfähle gebraucht, dann mit schwächern durchflochten. Die Nachbarhäuser müssen Streh hergeben, dies wird noch mit trocknem Heu oder Moose gefüttert, und das Ganze so vertieft in der Mitte, und an der Seite erhöht, daß Eier und Junge vor dem Herabfallen sicher sind. Während dem Brüten wird die Seitenerhöhung fortgesetzt, daß man zuletzt von dem Brütenden nichts mehr als den Kopf sieht. Kommt der Mann, so paaren sie sich gleich, wenn es nicht zu Zeiten durch Schnee und Frost gehindert wird; denn alsdann hat der arme Fremdling nur für die Erhaltung seines Lebens zu sorgen, und muß seinen Hunger mit sonst unnatürlicher Nahrung, durch Aufsleſen des Düngers, der Schafheerde folgend, stillen.

Ist alles überstanden, dann werden die Eier gelegt, deren Brütung vier Wochen dauert, worin beide regelmäßig abwechseln. Nur einmal wurde die Ordnung nicht beobachtet; es war, wenn ich nicht irre, 1782, da vom April an eine ungeheure Menge Schnee fiel. Das Weibchen blieb zwei Tage und Nächte sitzen, und wurde ganz zugeschneit. Am dritten Tage stand es endlich auf, schüttete den Schnee ab, klapperte, und nun erst kam das Männchen und löſete ab.

Ehe

Ehe der Kommende sich niedersetzt, grüßen sie sich erst klappernd, dann wird das Nest durchsucht, das mitgebrachte Moos ꝛc. hineingelegt, jedes kleine Unnütze oder Unreine herausgeworfen, nun läßt er sich langsam nieder, und hält seine Zeit aus.

Sobald die Jungen ausgebrütet sind, geben die Alten erst verdautes Futter, welches an den Schnabel des herausgeworfenen Jungen wie dicker Mehlbrei klebt. Sobald sie so weit sind, daß sie selbst den Kopf heben und leise klappern können, werden kleine Laubfrösche auf dem Lande und den Wiesen gesucht, und durch Würgen in den Schnabel geschüttet.

Wachsen sie stärker, welches man aus dem stärkern Klappern und heiserern Laute, womit sie die Alten empfangen, erkennt, so werden immer größere, endlich die größten Wasserfrösche ins Nest geschüttet, die sie aufnehmen und verschlucken. Der Alte bemerkt sorgfältig, wenn einer liegen bleibt oder fortspringen will, dann erhascht und verschluckt er den Flüchtling oder sieht ihm nach, bis er vom Dache heruntergekollert ist.

Die Kleinen machen den Aeltern viele Mühe durch ihre ungeheure Gefräßigkeit; denn um einen heruntergeworfenen groß zu futtern, ließ man Frösche sammeln, täglich blieb vom Viersaße voll nicht einer übrig, und doch weigerte er sich nicht, beim Wachsen Eingeweide oder Abfall vom Fleische beizu mit aufzufressen. Unter dem Neste quartieren sich eine Menge Sperlinge ein, und brüten dort. Der Storch sieht den lustigen Gästen zu, und als ihm möglich, so holt er zum Zeitvertreib auch wohl einen jungen Sperling hervor und verzehrt ihn als Miethgeld.

Sobald die Jungen so groß sind, daß sie der beständigen Wärme der Alten nicht mehr bedürfen, so stellt sich der Alte bei starkem Sonnenschein so aufs Nest, daß die Jungen beständig durch seinen Schatten gedeckt sind, und damit wird durch sein beständiges Fortrücken dem Beobachter bald ein richtiger Sonnenzeiger. Der erste Versuch der Kleinen ist ein Stehen im Neste, darauf ein Versuch, die Flügel zu gebrauchen, ein Aufschweben und Niederfallen im Neste, und zuletzt ein Spatziergang dem Dache entlang und Zurückfliegen aufs Nest.

Kommen Fremde, und ist der Mann nicht da, so vertheidigt die Frau ihre Haushaltung mit dem größten Muthe, und siegt gemeiniglich. Sie erwartet sitzend den Feind, legt den Kopf auf den Rücken, kehrt die Spitze des Schnabels gegen die Seite, woher der Feind schießt, und weicht nie furchtsam. Doch, weil bei der Ansicht jedes Fremden, auch nur eines großen Raubvogels, stark geklappert wird, so eilt der Mann bald herzu; dann entfernt sich das

Weib-

Weibchen auf die äusserste Spitze des Hauses, bleibt bloß Zuschauerin, ohne mehr Theil zu nehmen. Der Kampf ist äusserst hartnäckig; sie suchen sich mit dem Schnabel zu durchbohren und es fließt Blut. Gemeiniglich stoßen sie durch die Haut am Halse, oder packen einer dem andern um den Hals, drängen, verwickeln sich, fallen auf die Erde und werden beide zugleich gefangen.

Die Störche pflegen gemeiniglich sehr eifersüchtig auf ihr Dorf zu seyn, denn sie dulden keinen Fremden und verjagen ihn sogleich. Doch hatte ein benachbartes Dorf 6 Nester, auf einem Hause gar zwei. Ob dies Junge waren, die sich nach und nach anbauten und geduldet wurden weiß man nicht; denn daß auch Junge wieder mit zurückkommen, ist gewiß. Man hat bemerkt, daß zwei oder ein Einzelner mit den Alten sich einfand. Diese schienen demüthig um Schonung zu bitten; wenn die Alten sie bissen, krochen sie ihnen unter den Leib, um Schutz zu suchen, bewegten sanft die Flügel, girrten, ohne den mindesten Widerstand zu zeigen, bis sie endlich zur Flucht genöthigt wurden. Sind die Jungen groß genug, so wird immer weniger und in längern Zwischenräumen Futter gebracht. Der Hunger zwingt sie endlich, den Alten nachzufliegen, die sich erst ganz in der Nähe zum Fraß niederlassen. Hier lernen sie fressen, fliegen auf das Nest wieder zurück, und werden auch da noch gefüttert. Ist die Zeit das Abgewöhnens da, dann leiten sie die Alten auf eine andere Seite des Dorfs und weiter weg, verlassen sie und fliegen allein zurück. Kommen sie zu Zeiten wieder dann fliegt der Alte fort, ohne sich um sie zu bekümmern. Jetzt sammeln sich die Jungen in der Gegend auf Wiesen in großen Haufen zusammen, bleiben dort, bis sie endlich verschwinden. Daß ihr Schnabel im ersten Jahre schwarz sey, hernach sich röthe, ist bekannt.

Ob die Störche in ihrem neuen Aufenthalte wieder brüten, ist nicht zu bestimmen, doch hat man zweimal bemerkt, daß sie acht Tage vor dem Abzuge sich wirklich wieder begatteten. Ist nun das Nest ledig, dann tragen sie Erdklöße herbei, füllen das Nest durchaus voll, bis es oben ganz eben wird. Daher wird durchs Vollfüllen und die neue Erhöhung das Nest endlich so groß, daß, wenn der Wind es zu Zeiten herunter wirft, ein Heidewagen eine ganze Ladung von Dornen und Erde erhält.

Die Zeit, wann sie das Dorf verlassen wollen, erkennt man an ihrer Unruhe, sie fliegen auf jedes erhabene Dach des Dorfs, klappern und verlassen es jedesmal zwischen dem 1ten und 2ten August. Jährlich wesen die Störche ein Ei, Feder, oder ein Junges herunter. Der

Land-

Landmann nennt dies Miethgeld oder Zehnten, und glaubt, daß sie regelmäßig damit wechseln, das erste Jahr eine Feder, darauf ein Ei, und im dritten Jahre ein Junges. Wahr ist es, alle Jahr wird etwas gegeben, sollte es auch nur eine große Feder seyn doch ohne die Ordnung zu beobachten. Eine lange genaue Beobachtung lehrte den Erzähler ein anderes. Ein Ei wird dann ausgeworfen, wenn das Weibchen eher als der Mann kommt: dies macht oft einen Unterschied von vierzehn Tagen. Das Weibchen legt, und dies Ei wird nachher als unbegangen und daher unbrauchbar herunter geworfen. Mit der Zahl der Jungen ist es nicht gleich. Dies richtet sich nach dem späteren Ankommen und nach dem künftigen Vorrath des Futters, weil alsdann das Großfüttern der Jungen den Alten zu sauer würde, sie also auch nicht zur bestimmten Zeit die gehörige Größe erhalten könnten. Sie behalten nur so viel, als sie in der Zeit mit Gewißheit großfüttern können. Diese Bemerkung ist erwiesen, und die Folge der Witterung und der wenigen Frösche bestätigte diese Wahrheit. Einmal waren sechs Junge ausgebrütet. Das erste Junge wurde lebendig auf den Hof vom Dache unverletzt herunter geworfen, und hatte die Größe einer vierzehntägigen jungen Gans. Darauf holte der Alte das andere, ging auf dem Dache hin und, wandte sich nach der Straße, warf das Junge in die Höhe, fing es mit dem Schnabel wieder, zerquetschte ihm die Hirnschale, und ließ es todt fallen. Endlich holte er sogar das dritte, und machte es eben so damit. Drei ließ er leben, und die wurden zur rechten Zeit groß; und so ging es jedesmal, wenn eine Ueberzahl da war. Ja einmal waren die Jungen schon beträchtlich groß, und der Alte nahm eines beim Halse in den Schnabel, flog fort, und ließ es auf das Steinpflaster der Straße fallen, so daß es gleich zerquetscht wurde. Dies wog drei Viertelpfund, und war sehr feist. Eins findet man sicher lebendig auf dem Dünger im Hofe.

Diese grausame Pflicht erfüllt jedesmal der Mann in Abwesenheit der Frau. Kommt diese zurück, so bückt sie sich, wie gewöhnlich, zum Neste nieder, füttert, und scheint die Jungen durchzuzählen. Bemerkt sie die That, so geht sie langsam vom Neste zurück, sitzt wenigstens den Tag über, oft auch noch den folgenden, traurig, mit gesenktem Kopfe und zerstörten Federn, und scheint den Verlust zu bedauern.

Geht einer von den Alten verlohren, so bleibt der Uebergebliebene entweder allein, wie dies einige Jahre bei dem Vorgefundenen der Fall war, oder er paart sich wieder bei Gelegenheit. Im benachbarten Dorfe kam ein Weibchen allein im Frühjahr wieder, besorgte ihr Nest, aber blieb das ganze Jahr Witwe. Folgendes Jahr fand

fand sich ein Freier. Einige Zeit standen sie in weiter Ferne auf dem Felde. Nach und nach kamen sie in Kreisen einer dem andern näher, doch schienen sie sich nicht um einander zu bekümmern. Man fand sie aber jeden Tag an derselben Stelle, zuletzt waren sie neben einander. Nun hob das Weibchen den rechten Flügel, dann den linken, während das Männchen um die Frau herumging, endlich klapperten sie beide, flogen aufs Nest und blieben ein Paar.

Die Nester der Vögel.

Die Bauart der Nester, die Wahl des Orts dazu, und die mannigfaltigen Materialien, welche die Vögel zum Bau ihrer Wohnungen gebrauchen, alles dieses gehört unstreitig mit zu den Gegenständen, die einen Naturforscher vorzüglich interessiren können. Schon das befruchtete Weibchen wird vom Instinkt getrieben, für die Zukunft zu sorgen, und ein Nest zum weichen Bett für sich und zur Wiege für die künftigen Jungen, zu bauen. Nur der Kuckuk und einige sehr große Vögel, wie der Strauß, nisten gar nicht. Bei vielen Vögeln, wie bei den Hühnerarten, nimmt das Männchen gar keinen Antheil an diesem Geschäfte, bei den übrigen aber, zumal unter den Sangvögeln, trägt es doch Baumaterialien herbei, und verpflegt sein Weibchen während ihrer Arbeit.

Die Auswahl des Orts, an dem jede Gattung ihr Nest anlegt, ist ihren Bedürfnissen und ihrer ganzen Lebensart aufs genaueste angemessen. Die Raubvögel bauen ihren Horst entweder in die Gipfel hoher Bäume, oder auf Felsenspitzen um freie Aussicht zu haben, und wie von einer Warte auf den Raub lauern zu können. Die Wasservögel nisten auf Seeklippen, an Küsten und Ufern ins Schilf, und feuchten Wiesen, kurz, wo sie Fische, Wasser, Pflanzen u. s. w. vorfinden. Die Hühnerarten, die Lerchen und Wachteln nisten des Getreides und anderer Sämereien wegen aufs Feld. Die kleinen Sangvögel, die von Insekten, Beeren und Samen leben, ins Gebüsch; die Spechte in hohle Bäume; manche Perguine, Eisvögel, gar unter die Erde oder ins Ufer u. s. w. Eben so sorgfältig wählt ferner jede Gattung die Baumaterialien zu ihrem Neste. Die Vögel der heißen Zonen, oder die, so ohnehin in schaurigen Orten nisten, nehmen zu ihrem Bau nur leichten Stoff, Baumreiser, zarte

Wur-

Wurzeln, Stroh, Schilf, Heu, dürres Laub, Birkenbast, Spinneweben, Hanf, Fischgräten, Lehm u. s. w., da hingegen andere, um ihre Jungen für Frost zu schützen, und sich selbst das Bebrüten zu erleichtern, Wolle, Moos, Distelflocken, Haare, Federn und andere dergleichen wärmende Materialien zu ihren Nestern verwenden. Die meisten Vögel füttern ihre Nester inwendig noch besonders mit einer Lage von ganz weichen Flaumen und Wolle zur Bequemlichkeit und Wärme aus.

Wenn sattsame Materialien auf einen Haufen zusammengebracht worden, so setzt sich die Mutter darauf nieder, dreht Kopf und Füße nach allen Seiten hin und her, mißt den Raum für sich und ihre künftige Familie, webt und flicht sodann alles durch einander, und giebt ihrem Neste die Gestalt, die ihrer Lebensart und den Bedürfnissen der Jungen aufs genaueste entspricht.

Die Form der Nester ist bald mehr, bald minder künstlich. Manche Vögel, wie die Schnepfen, Trappen, Kybitze, machen sich bloß ein dürres Lager von Reisholz und Strohhalmen auf der platten Erde, andere tragen sich nur ein weiches kunstloses Bett in Löcher der Mauern, Felsenritzen und hohle Bäume, so die Spechte, Hühner, Dohlen, Wiedehopfe, Sperlinge. Sehr viele, zumal unter den Hühnern, Tauben und Sangvögeln, geben ihrem Neste die Gestalt einer Halbkugel oder einer Schüssel, andere wie die Elstern und Wasseramseln, eine fast kuglichte Form, noch andere, wie die Schwanzmeise die Figur eines Beutels; der Jupujuba und andere Vögel aus dem Oriolus-Geschlechte die von einem langen Beutel.

h. K. D.

Kant und Cant.

Man wirft dem berühmten und scharfsinnigen Kant vor, daß er dunkel und unverständlich geschrieben habe. Ich wage es nicht, darüber zu urtheilen, ob diese Dunkelheit ihren Grund mehr in dem Verstande des Lesers oder des Philosophen haben mag; aber merkwürdig ist es doch, daß dieser einen Namensverwandten in der Vorzeit hat, dem man denselben Fehler, wiewohl in einem andern Sinne, Schuld gab.

Im zweiten Theile des englischen Zuschauers Stück 147, wo die Rede

von

von dem richtigen Lesen und Declamiren religiöser Vorträge ist, wird unter andern die Gleichgültigkeit getadelt, womit einige Canzelredner ihre Reden oder Gebete herlesen. „Diese Gleichgültigkeit, sagt nun der Verfasser des Aufsatzes im bemerkten Stücke des Zuschauers, dünkt mich, rührt von der Bemühung her, den Vorwurf zu vermeiden, daß man cantisch *) oder seltsam und unverständlich spreche, und weil man keinen richtigen Begriff von dem Cantisch-Sprechen hat. Cantisch wird von einigen Leuten von einem gewissen Andreas Cant hergeleitet, der in einem ungelehrten Theile von Schottland ein presbyterianischer Kirchendiener war, und durch Uebung und Gewohnheit die Gabe erlangt hatte, auf der Kanzel in einer solchen Mundart zu reden, daß er nur von seiner eigenen Gemeine, und nicht einmal von allen darin verstanden wurde.“

A.

*) Cant spricht zwar der Engländer nicht ganz so, wie wir aus, aber er wird auch den Namen Kant etwas anders lesen. Canting language kommt auch in Ludewigs bekanntem englischen Wörterbuche vor, und wird darin „eine absonderliche oder angenommene Sprache oder Art zu reden“ übersetzt.

Anekdote.

(Aus dem Englischen.)

Eine arme Frau, die aber vormals bessere Tage gesehen hatte, hatte von einer ihrer Verwandtinnen den Doctor Goldsmith nennen, und die Menschenfreundlichkeit desselben sehr rühmen gehört; da sie ihn nun für einen Doctor der Medicin hielt, so schrieb sie eines Tages ein Billet an ihn, worin sie ihn ersuchte, ihren Mann, der seit einiger Zeit allen Appetit und alle Munterkeit des Geistes verlohren habe, mit etwas Arznei zu versorgen. Der gutherzige Dichter verfügte sich sogleich nach der Wohnung dieser Frau, und fand schon in den ersten Augenblicken seiner Unterhaltung mit ihrem Manne einen Patienten in ihm, der allerdings an einer der schlimmsten Krankheiten, an der Armuth nämlich, im hohen Grade leide. In einer Stunde, sagte endlich der mitleidige Doctor, werde ich Ihnen Pillen zuschicken, wovon ich mir die besten Wirkungen verspreche. Er eilt nach Hause, thut 10 Guineen in ein Schächtelchen, schreibt die Signatur darauf: These must be used as your necessities require: be patient and of good heart, und schickt's dem armen Manne durch seinen Bedienten zu. Wirklich thaten diese Goldsmithschen Pillen dem Patienten so gute Dienste, daß sein Appetit und seine Laune sich äußerst schnell verbesserten.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

97tes Stück.

Montag, den 4ten December 1809.

Erinnerung an ein altes Mittel, gut declamiren zu lernen.

Irre ich nicht, ſo fühlt man in unſern Tagen das Bedürfniß, gut zu declamiren, für jeden Jüngling, der gebildet heißen will, mehr als je. Bei einer allgemeiner verbreiteten — wenn gleich nur oberflächlichen — Geſchmacksbildung murrt man allenthalben lauter als je über rauhe Stimmen, falſche Accente und unreine Ausſprache. Nicht bloß der eigentliche Redner bedarf einer guten Declamation, d. i., derjenigen Vollkommenheit des Ausdrucks, welche in einer richtigen, verſtändlichen und ſchönen Mittheilung der Gedanken und Empfindungen beſteht *); ſondern auch im gemeinen Leben iſt ſie überaus wünſchenswerth, beſonders für jeden, der in den Fall kommt, etwas vorleſen zu müſſen, ſey es Amts halber oder an der Toilette. — Wer käme alſo nicht in einen ſolchen Fall?

Offenbar wird bloße Selbſtübung, ohne alle Anweiſung, nicht weit führen. Man verzeiht ſich ſelbſt zu viel, hört ſeine falſche Ausrede nicht, und iſt zu ſehr an ſeine Fehler gewöhnt, als daß man ſich richtig beurtheilen, ſich ſelbſt verbeſſern könnte. Wie käme es ſonſt, daß ſelbſt Männer von hoher Bildung, mit entſchiednem Rednertalent, noch durch eine barbariſche Ausſprache unſere Ohren beleidigen könnten? Demoſthenes bekanntes Beiſpiel bleibt immer einzig, und iſt um ſo weniger für uns anwendbar, da uns die öffentlichen Rhetoren Athens fehlen, durch deren tägliche Anhörung er ſeinen Geſchmack von Jugend auf gebildet hatte.

Unſere Pädagogen nehmen daher ſeit einiger Zeit wieder auf dieſe Art der Bildung beſondere Rückſicht. Sie beſtimmen wöchentlich eine oder ein Paar

*) D. Ramlers Deklination. S. deſſen Kanzelberedſamkeit S. 221.

Paar Stunden zu Declamationsübungen. Allein das reicht nach meiner Einsicht nicht hin; und ich zweifle, ob irgend ein einziger Jüngling in solchen Stunden zum Declamator gebildet ist. Dazu ist ein Lehrer unserer Zeit auch viel zu artig und höflich; und seine Eleven würden es ihm arg auslegen, wenn er es ernstlich nehmen, wenn er ihnen die reine Aussprache der Vokale und Consonanten beibringen, wenn er ihnen das Steigen und Fallen der Töne genau vorsingen, das Beschleunigen und Verzögern des Zeitmaßes so lange vormachen, und sie jedes Comma so lange wiederholen lassen wollte, als es geschehen müßte, wenn die Declamationsübung nicht bloß dem Namen, sondern der That nach Statt finden sollte. Also, meine jungen Herren, wenn auch Demosthenes und Cicero selbst Ihre Lehrer seyn könnten; so erwarte ich doch nicht viel von Ihren Lectionen. Gestehn Sie es aufrichtig: wird dadurch Ihre Brust wirklich abgehärtet? Werden da wirklich Ihre Organe gebildet? Lernen Sie den Athem eintheilen? Bekommen Sie richtige Begriffe vom Zeitmaße der Rede? u. s. w.

Ein anderes Mittel wäre Bildung nach guten Mustern. Allerdings ein treffliches Mittel; wenn nur heut zu Tage die Muster nicht zu selten wären, und öfterer benutzt werden könnten! Doch es sey auch der beste Redner da; so muß man ihn doch nicht bloß hören, sondern auch nachahmen. Und da kommen wir wieder zu den vorigen Schwierigkeiten, welche die Uebungen mit oder ohne Lehrer nothwendig haben. Wenn gleich das Vorbild des Declamators den Geschmack bildet; so wird doch darum die Nachahmung noch nicht gelingen; eine zu sclavische Nachahmung muß sogar verbilden.

Um desto wünschenswerther müßte ein Weg seyn, auf welchem man das vorgesetzte Ziel sicherer erreichen könnte, ohne so vielen Gefahren unterworfen zu seyn. Die Nothwendigkeit, ihn zu finden, wird noch dringender durch die auffallende Erscheinung unserer Tage, daß die Kunst, gut zu declamiren, immer seltener wird. Nicht nur im gemeinen Leben hört man selten eine angenehme Stimme und eine reine Aussprache, sondern auch nicht immer da, wo man es vorzüglich erwarten sollte, auf unsern Kanzeln. Ehemals gab es wenige unter den Predigern, die nicht meistens vortrefflich declamirten; allein, wenn drei jener ältern Männer starben, wurde kaum ein Platz wieder mit einem Declamator besetzt, dem man gern zuhörte. Die neuern Herren sprechen oft weit gründlicher, praktischer, und mit mehr rednerischem, ästhetischem Geiste, — weswegen auch ihre Arbeiten sehr gut zu lesen sind —; aber, sie mögen einen Wahrheitsliebenden unter ihren Zuhörern fragen: ob nicht sehr oft der selige Herr bessere Gaben hatte, angenehmer declamirte, eine schönere Stimme, mehr Herzlichkeit des Vortrags besaß, und beim großen Haufen darum ungetheilteren

tern Beifall fand? Woher nun dieses auffallende Sinken der Declamationskunst?

Ich maße mir nicht an, darüber zu entscheiden; doch, meine unvorgreifliche Meinung vorzutragen, wird mir auch derjenige nicht übel deuten, der mir auch nicht beistimmen mag. Man löse das Problem auf eine andere Weise, und ich will gerne schweigen. Wenn ich aber die Geschichte meines Vaterlandes in den letzten dreissig bis vierzig Jahren vor Augen habe, und Ursache und Wirkung vergleichen will; so finde ich den Verfall des Declamirens ganz correspondirend dem Verfall der Singekunst. Daß aber beides wohl in genauer Verbindung stehen kann, daß Kenntniß und Uebung der Singekunst auf eine gute Declamation großen Einfluß haben kann, das soll diese Abhandlung, wo möglich, darthun.

Hier muß ich sogleich dem Einwurf begegnen, als wenn ich läugnen wollte, daß es von jeher mechanische Sänger gegeben hat, und noch geben mag, die nimmer zu guten Declamatoren tauglich waren; oder als wenn Männer von eminentem Talent nicht auch ohne Singekunst in der Declamation viel leisten könnten. Wer möchte überhaupt eine Regel ohne Ausnahme aufstellen können? Hier ist aber gar nicht von einer nothwendigen Verbindung beider Fertigkeiten, sondern nur von einer vorzüglichen Erleichterung der einen durch die andere die Rede.

Diese zu erweisen, will ich mich keineswegs auf die allgemeine enge Verbindung aller Wissenschaften und Künste, also auch der Declamation mit der Singekunst berufen; oder etwa nur daran erinnern, daß Musik überhaupt gefühlvoller mache, und also den Sinn für einen lebendigen Vortrag weckt, — das möchte man vielleicht eben so scheinbar von der Malerei, Gartenkunst u. s. w. behaupten; — ich will ins Specielle gehn, und zeigen: daß alle einzelnen Eigenschaften eines guten Declamators durch die Singekunst entweder ganz vorzüglich entwickelt, oder doch gefördert werden. Mehr, hoffe ich, wird man nicht verlangen. Die Anweisung eines bekannten Redners unserer Zeit möge uns zum Leitfaden dienen.

Herr Dr. Ammon theilt *) die Eigenschaften eines guten Declamators in physische, allgemeine und besondere Eigenschaften. Physische nennt er drei: 1) gute Organe, besonders eine starke Brust; 2) eine reine, deutliche, wenigstens eine Octave umfassende Stimme; 3) überhaupt einen festen Körperbau. Uebung in der Singekunst kann freilich diese Eigenschaften da, wo die Natur entgegen ist, nicht hervorbringen, aber unstreitig doch sehr befördern und nähren: Singeübungen, beson-

*) In seiner Anleitung zur Kanzelberedsamkeit. Gött. 1799. S. 241 ff.

besonders, wie es ehemals Mode war, im Freien und mit Anstrengung, härten die Brust nach und nach ab, stärken die Lunge, und machen die Sprachorgane weit geschmeidiger, als jede gewöhnliche Declamationsübung je vermag. Sie gewöhnen früh an anhaltend lautes Sprechen, welches dem jungen Redner oft so überaus schwer fällt. Ich könnte einen in der Jugend sehr schwächlichen Mann namentlich anführen, der allein einem frühen und fortgesetzten Chorsingen die Möglichkeit zuschreibt, daß er nun schon an 40 Jahre das Amt eines Vorsängers an einer sehr großen Gemeine mit bewundernswürdiger Stärke der Stimme hat verwalten können, ohne daß sich noch eine Abnahme derselben zeigt. Eben das laute Singen macht die Stimme immer reiner und heller; es fördert den Umfang derselben ungemein; daher es nichts Ungewöhnliches war, in den ehemaligen Chören Bassisten zu finden, welche von F bis $\overline{f}$ auch $\overline{g}$, also zwei Octaven, vollkommen in ihrer Gewalt hatten, — ein Umfang der Stimme, welcher für einen Redner mehr als hinreichend ist. Noch lehrt die Uebung im Singen den Declamator eine eigne, sehr nothwendige Kunst, nämlich: seinen Athem richtig einzutheilen. Man nehme einmal die vortrefflichen Koppeschen Predigten zur Hand, und versuche eine seitenlange Periode, deren darin so viele sind, zu declamiren. Unter Zwanzigen wird kaum Einer damit in den ersten zwei, drei Malen zu Stande kommen; es ist gewiß auch nicht leicht etwas schwereres zu finden. Allein die größte Schwierigkeit liegt immer darin, daß man nicht Athem genug hat, und, von neuem Luft zu schöpfen, aus einem Comma einen Punkt machen muß, wodurch der Sinn auf einmal entstellt ist. Auch darin leisten nun Singübungen etwas ganz Vorzügliches, wie das Beispiel eines jeden gebildeten Sängers sattsam erweisen wird. Wie staunen wir: wenn wir ihn in einem Lauf durch acht, zehn und mehrere Tacte machen hören, ohne ein merkliches Athemschöpfen, und ohne daß die Stimme an Stärke nachläßt! Sollte nicht einem jeden Declamator diese Fertigkeit überaus nützlich seyn? Es ist freilich nicht zu läugnen; wer seine Reden selbst ausarbeitet, kann die Perioden durchgängig kurz genug machen. Allein, wie geniert das? und welche Einförmigkeit bringt ein solches beständiges Abbrechen der Rede, solche kurze Sätze hervor? Nicht zu gedenken, daß doch, wenn etwas Fremdes vorzulesen ist, eine solche Accommodation nach dem Athem des Redners nicht möglich ist.

Aus diesen Gründen empfiehlt auch schon Hr. Dr. Ammon das Singen bei den physischen Erfordernissen des Declamators. Es leuchtet einem Jeden ein, daß es die Uebungen, mit denen sich Demosthenes abhärtete, vollkommen ersetzen kann; allein wir wollen beweisen, daß es auch bei den übrigen Eigenschaften seiner Kunst gute Dienste thut.

Zu den allgemeinen Eigenschaf-

schaften eines guten Declamators rechnet jeder Redner folgende vier Erfordernisse: 1) eine reine, 2) deutliche, 3) fließende und anständige, und 4) nicht zu langsame oder zu geschwinde Ausrede. Wenn wir uns nun unter den Lehrern der Singekunst Cantoren vorstellen, die von dem Geist der Meisterwerke erfüllt sind, welche freilich bald ausgestorben sind — denn die modigen Guitarrenmeister haben meistens eben so wenig Begriff und Sinn für die Kunst, als die sonst braven Dorfschullehrer, durch deren Erhöhung zu Cantoren dieser ehrwürdige Titel der alten Zeit in der Bedeutung des großen Haufens so sehr gesunken ist; — dann dürfen wir nicht zweifeln: sie werden bei den Sängern, die sie bilden, vor allen auf reine und deutliche Aussprache dringen, werden das Gebrul hohltönender Vocale so unausstehlich finden, daß sie diese und ähnliche Sprachverzerrungen ernstlich rügen werden. Wann ist wohl ein unreiner Vocal widerlicher, als wenn der Sänger, wie das oft geschieht, einen Lauf durch mehrere Tacte darauf machen muß? Man versuche z. B.: Seine Säle ist voll Jahmer, So stühet ein Berg Gottes, das Haupt in Sonnenstrahlen,*) in der bekannten Graunschen Cantate zu singen. Das wird dem Ungebildetsten auffallen, wenn er auch im gemeinen Leben eine solche Aussprache tausendmal überhört. Wer macht aber wohl junge Leute sonst auf solche böse Gewohnheiten aufmerksam, als der Cantor? Daß ferner durch vieles Singen, sowohl im lebhaften Zeitmaaß, als durch die sogenannten Läufe den Sprachorganen eine ganz vorzügliche Geschmeidigkeit gegeben wird; daß überhaupt kein Mittel die Biegsamkeit der Stimme in ihrem ganzen Umfange mehr befördern kann, wird doch in Wahrheit bei demjenigen keines Beweises bedürfen, welcher irgend einmal einen Sänger gehört hat. Wir kommen daher sogleich zur schwersten Aufgabe für den Declamator, zu den besondern Erfordernissen der Declamation in logischer, oratorischer und ästhetischer Hinsicht. Um mit den letzten anzufangen, so haben wir es schon vorhin ausgeführt, daß es kein Mittel giebt, eine Stimme mehr zu bilden, als fortgesetztes Singen. Wer weiß nicht, daß selbst unangenehme, heisere, rauhe Stimmen durch solche Uebungen wenigstens erträglich werden können? Und wer freuet sich nicht der angenehmen Tenor- und Baßstimmen, die durchs Singen sorgfältig ausgebildet sind? Gewiß kömmt die Kunst der Natur von dieser Seite erstaunlich zu Hülfe. Daher ists wohl nicht ohne Grund, daß der Mangel guter Stimmen in unsern Tagen

nicht

*) Ich weiß den bekannten fatalen Laut nicht besser auszudrücken.

nicht sowohl in physischen Ursachen, als darin zu suchen ist, daß die Stimmen so selten ausgebildet werden. Was aber die Declamation in oratorischer Hinsicht erfordert, oder was den Accent der Rede, die Modulation der Stimme, die Höhe und Tiefe des Tons; was endlich die logische Hinsicht, die Einschnitte, Ruhepunkte, Absätze u. s. w. betrifft; da giebt es keine vortrefflichere Bildungsanstalt für den künftigen Redner, als uns die höhere Singekunst überhaupt, besonders aber in den Recitativen darbietet. Herr Dr. Ammon hat die wichtigsten Regeln über jene Erfordernisse, so weit sie in Worte zusammen zu fassen waren, in der oben erwähnten Schrift Seite 248 : 251 zusammengedrängt. Nun mache jeder, der Lust hat, einen Versuch; nehme z. B. aus Rammlers Tod Jesu das erste Recitativ: „Gethsemane! Wen hören deine Mauern ꝛc., zur Hand, und versuche, es nach jenen Regeln zu studiren, und endlich zu declamiren; dann lasse er sich von einem guten Sänger — der sich nicht sowohl durch schöne Stimme als durch Kunstbildung auszeichnen muß — die Graunsche Composition, die sich durch lebendigen Ausdruck, wie durch Wahrheit und Richtigkeit des Gefühls, als ein Meisterwerk beurkundet, nur mit Begleitung des Fortepiano vortragen, doch nicht einmal, sondern zehnmal, daß er den Geist auffassen könne; und nun declamire er von neuem, — wenn er es wagen mag, das Ideal, das sich nun seiner Seele entwickelt hat, darzustellen. Wie weit richtiger wird der Ausdruck, wie weit inniger das Gefühl, wie weit lebendiger und sprechender der ganze Vortrag werden? *) — Weit vollständiger nützt aber

*) Es ist hier der Ort nicht, weitläuftig zu zergliedern, was und wie der Declamator von dem Componisten lernen kann. Doch da ich eben dieses Recitativs erwähne, so sey es mir erlaubt, auf einige Punkte in demselben aufmerksam zu machen, besonders, da ich voraussetzen darf, daß dies Graunsche Meisterstück in den Händen mehrerer Leser seyn wird. Für die andern setze ich den Text her:

Gethsemane! — Wen hören deine Mauren
so bange, so verlassen trauren? —
Wer ist der peinlich langsam Sterbende? —
Ist das mein Jesus? —
Bester aller Menschenkinder,
du zagst, du zitterst, gleich dem Sünder,
dem man sein Todesurtheil fällt?

aber eine solche Uebung dem, der solche Recitative selbst oft und wiederholt singt. In ihnen wird dem Sänger gezeigt, welches der richtige Ton für den wahren Ausdruck des Gedankens sey; wie er moduliren, wann er steigen oder fallen, wann er wachsen oder ersterben muß; welche Worte einen besondern Accent erfordern, auf welche der volle Nachdruck ruhen muß, und welche weniger gehoben werden dürfen; wie das Zeitmaaß beschaffen seyn muß, ob es beschleunigt oder verzögert werden muß; es werden die Einschnitte, die gröfsern und kleinern Pausen, die Fermate

Ach seht! Er sinkt, belastet mit den Missethaten
von einer ganzen Welt.
Sein Herz in Arbeit fliegt aus seiner Höhle,
Sein Schweiß rollt purpurroth
de Schläf' herab.
Er ruft: betrübt ist meine Seele
bis in den Tod!

Hier lehrt die Composition: daß nicht wen hören, den Ton haben darf, sondern auch die erste Silbe von hören mit betont werden muß; (doch hätte der Componist in dieser Stelle dem wen wohl eine etwas längere Haltung geben mögen) nicht: du zagst, nicht: aller Menschenkinder; sondern: du zagst, du zitterst, aller Menschenkinder, den Accent haben muß; daß bei: trauren, Sterbende) Jesus, fällt, Welt, gröfsere Einschnitte zu machen sind; dagegen: ach seht! kürzer abzufertigen ist, als es das Ausrufungszeichen erwarten läßt; auch das: gleich dem Sünder, ans vorige ohne Pause angeschlossen werden kann. Bei den Worten: Missethaten, purpurroth, sind Beispiele, daß selbst Commata kleine Einschnitte leiden können. Die Erhebung des Tons bei den Worten: Sünder, fliegt, betrübt, und das Sinken bei: Höhle, Tod; so wie das Verhältniß in der Höhe oder Tiefe des Tons in ganzen Sätzen ist ebenfalls charakteristisch. Doch, um nicht etwa unsern Meister über Gebühr zu erheben, müssen wir gestehen, daß er bei den Worten: von einer ganzen Welt selbst etwas gefehlt habe; sie sollten sinken, wie Sulzer richtig bemerkt. In Ansehung des Zeitmaaßes einzelner Worte deute ich nur auf: so bange, peinlich langsam, sinkt, (welches auch beim Declamator in solcher Verbindung vielleicht etwas schleppen mag) Arbeit. Die Veränderung der Tonart bei der Wiederholung des: Ist das mein Jesus? Die Ausweichung bei der Wiederholung des: so bange, so wie die verschiedenen Modulationen in harte oder weiche Tonarten, und die Dissonanzen alle mit ihrer Auflösung sind gleichfalls nicht ohne Bedeutung für den Declamator.

Digitized by Google

male oder Ruhepunkte, und jeder andere Ausdruck der Empfindung durch Noten, Zeichen und Worte möglichst vollkommen dargestellt — kurz, alles, was zum logischen und oratorischen Vortrage gehört, wird dem Sänger so vollständig vorgeschrieben, daß er mit Anleitung eines geschickten Lehrers sich die vollkommenste Declamation, so oft er will, wiederholen, daß er also seinen Geschmack in richtigem Declamiren ganz vorzüglich bilden kann. Es fallen dabei — wenn nämlich der junge Sänger gehörig dazu vorbereitet ist, schon einige Fertigkeit im Treffen und im Vortrage erlangt hat, — alle die weitläuftigen Anweisungen und unangenehmen Unterbrechungen weg, die der Lehrer in der bloß redenden Declamation nothwendig machen muß. Es kann der Lernende nicht so viele Mißgriffe thun, deren Verbesserung so leicht seine Geduld ermüdet; er wird sogar bald dahin kommen, ohne Lehrer sein Recitativ zu wiederholen und sich allein zu üben, ohne Gefahr den wahren Geist und Ausdruck der Empfindungen zu verfehlen. Wo gäbe es wohl eine größere Erleichterung in der Declamationsübung, ein vollkommneres Bildungsmittel, als das Studium der unsterblichen Werke der großen Meister, welche schon so lange allgemeine Bewunderung erregt haben und immer erregen werden? Ohne Einschränkung dürfen wir behaupten, daß Singübungen, wenn anerkannte Meisterwerke, an denen es ja nicht fehlt, zum Grunde gelegt werden, zur Vervollkommnung in der Declamation vor allen andern Mitteln zu empfehlen sind, weil sie weit mehr leisten, als alle übrigen; weil dadurch Brust und Lungen gestärkt werden; weil der junge Sänger zur reinen, deutlichen Aussrede angeleitet, und zum ästhetisch schönen, logischen und oratorischen Ausdruck der Gedanken gewöhnt wird, ohne daß eine Verbildung leicht zu besorgen ist.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

98tes Stück.

Freitag, den 8ten December 1809.

Erinnerung an ein altes Mittel, gut declamiren zu lernen.

(Schluß.)

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß ein geſungenes Recitativ doch immer etwas anders, als eine bloße Declamation ſey. Doch der Unterſchied — das Singen — macht nichts zur Bildung des Geſchmacks. Einige Eigenheiten in den Wendungen und das Moduliren auf einer angemeſſenen Tonleiter wird der Declamator bei Nachahmung des Sängers leicht vermeiden. Alles Uebrige aber, Alles, was die richtige, verſtändliche und ſchöne Mittheilung der Gedanken und Empfindungen, d. i. die Declamation betrifft, kann er vollkommen gebrauchen. So wäre es alſo erwieſen genug, daß durch eine gründliche Uebung der Singekunſt der Sinn für richtige Declamation geweckt und genährt wird; die Vernachläſſigung dieſer Uebung alſo wohl einen Mangel guter Declamatoren herbeiführen kann.

Bis zum fertigen Singen ſolcher Recitative und Accompagnements werden nun freilich die jungen Leute, welche Muſik lernen, jetzt ſehr ſelten gebildet. Wem es aber möglich iſt, durch einen geſchickten Lehrer dahin zu gelangen, und ſich im Singen ſo weit zu vervollkommnen, dem möchte ich die Werke des vortrefflichen C. Ph. E. Bach am meiſten zur Bildung der Declamation empfehlen; die herrlichen Componiſten Graun und Georg Benda ſind nicht ganz correct. Aber faſt alle neuern Componiſten *) ha-

*) Auch der unſterbliche Haydn und der beliebte Mozart ſind nicht ausgenommen, nur etwa Zelter.

Digitized by Google

begehen gar handgreifliche Fehler in der Declamation.

Das ist nun freilich ein altes Mittel, welches hier empfohlen wird, ein Mittel, das man lange angewendet hat. Denn unstreitig bewirkte die grössere Uebung der Singekunst mit, daß ehedem der Geist für edle Declamation weit mehr gebildet war, als jetzt. Es wurden die meisten Canzelredner in den ehemals so stark frequentirten Singechören für wahren Ausdruck ihrer Gedanken empfänglich gemacht; und in dem Mangel der Fertigkeit im Singen der neuen Prediger, welche sich auch dadurch beurkundet, daß jetzt die Antiphonen und Collecten nicht mehr gesungen werden können, kann wenigstens eine Ursache liegen, warum so viele unter ihnen nicht richtig und angenehm declamiren. Ich weiß nicht, ob man den Nutzen der Singübungen schon von dieser Seite dargestellt hat. Indessen will ich auch in dieser Hinsicht auf Neuheit gerne Verzicht leisten; sobald man nur gestehen will, daß es bisweilen nicht schadet, an etwas Altes, das gut war, zu erinnern. Und daß hier wirklich eine nützliche alte Sache empfohlen wird, daß die Erlernung der Singekunst besonders von ersprießlicher Wirkung seyn muß für alle, die in der Declamation einige Vollkommenheit erlangen möchten, ist durch vielfache Erfahrung schon längst erprobt.

B. E — n.

Beantwortung

der Anfrage im 90ten Stück des Hannov. Magazins v. d. J. die Heilung des Krampfes in den Hinterbeinen einer Kuh betreffend.

Das gedachte Uebel, der Krampf in den Hinterbeinen der Kuh, gehört, im Allgemeinen genommen, unter die Gattungen der Flüsse, Rheumatismen oder Rheumatalgien, und besteht in einem Zustande der thierischen Maschine, deren gründliche oder befriedigende Einsicht und Auffassung sich den aufmerksamsten und glücklichsten Beobachtern physiologischer Gegenstände noch immer entzogen hat.

Demohngeachtet besitzen wir durch eben den Fleiß dieser Männer Demonstrationen über diese Krankheitsarten, die uns fast, in praktischer Hinsicht, einer jeden andern Einsicht überheben, und demnach beständ dieser Krampf in einem ausser gewöhnlichen oder krankhaften Zustande des Körpers, wobei sich besonders das Muskelsystem, und zwar hier partiell, als durch irgend etwas angegriffen oder krankhaft gereizt, zeige;

wo-

wodurch nun eine widernatürliche Zusammenziehung der Muskeln, die zugleich mit grösserm oder geringerm Schmerz verbunden ist, hervorgebracht wird; die freie oder willkührliche Bewegung der Theile, die davon befallen sind, aufhebt, und sie so ausser Stand setzt, ihre angewiesenen Dienste dem Körper erforderlichermaaßen zu leisten.

Als erste Ursachen des Uebels kann man eine eigene Disposition oder Anlage des Körpers oder der befallenen Theile, nemlich, besonders auf diese Art krankhaft gereizt werden zu können, annehmen, die sich nun entweder, vielleicht schon in der Geburt, bei dem Entstehen des Körpers im Mutterleibe, begründete, oder auch durch Zufall, als krankhafte anhaltende oder geschwind vorübergehende Reitzungen hervorgebracht wurde, überhaupt aber Schwachheit oder Mangel an innerer Energie der Theile zum Grunde zu haben scheint. Ueber die angebohrne Anlage läßt sich weiter nichts sagen; was aber die zufälligen Ursachen betrifft, so sieht man sich genöthigt, Eindrücke von den Veränderungen der Luft und Witterung der Jahrszeiten, vorübergegangenen Krankheiten, wobei das Nervensystem besonders litt, Unreinigkeiten in den Eingeweiden, fremdartige, doch unbekannte, vielleicht nicht gut zu assimilirende Stoffe im Blute oder andern Säften des Körpers, die sich auf diese Theile absetzen; gewaltsame mechanische Einwirkungen auf empfindliche und leicht zu reitzende Theile, als Eintreten von Nägeln, Stoßen, Schlagen, Quetschungen, schweren Geburten, oder das Tragen eines schweren Bullen bei ungünstigem Stehen ꝛc. als veranlassend in Betracht zu ziehen.

Die Prognosis bei solchen Kranken hängt von den oben erwähnten veranlassenden Ursachen hauptsächlich mit ab. Es würde daher bei einer angebohrnen Anlage zu diesem Uebel, oder unter solchen Umständen, wo die Ursache nicht zu heben ist, eine gänzliche oder radicale Kur weniger zu erwarten seyn, als da, wo diese nur zufällig und leicht vorübergehend ist.

Die Ursachen mögen aber seyn, welche sie wollen, so macht dies bei der Kur keinen wesentlichen Unterschied. Diese gründet sich hauptsächlich darauf, wo möglich die veranlassende Ursache aufzufinden und fortzuschaffen, die krankhafte Reitzbarkeit der Theile zu heben und der gesunden wieder gleich zu stellen. Die Auffindung der Ursachen ist das Werk genauer Aufmerksamkeit und Nachforschung, ausserdem ein richtiges durch Erfahrung geleitetes praktisch-ärztliches Urtheil. — Die Herstellung der krankhaften Reitzbarkeit geschieht, laut Erfahrung, durch äusserliche Anwendung von anhaltend stark reitzenden, ableitenden, eindringenden, zugleich erwärmenden Arzeneien, wodurch der krankmachende im Körper oder den Theilen sich befindende Stoff oder Ursache ausgezogen, unterdrückt, aufgehoben oder überwunden wird. Diese Eigenschaften besitzen am meisten Kampfer- Salmiak- und Hirschhorn-Spiritus, Terpentin- und

Petri-

Petriöl, Spaniſchfliegen-Tinktur, Merkurialſalbe mit gepulverten Spaniſchen Fliegen, Haarſeile, Fontanellen ꝛc. Von einer innerlichen Kur iſt, bisherigen Erfahrungen zufolge, nicht viel zu erwarten; und wäre dies auch wirklich der Fall, ſo würden die Koſten davon, wo nicht den Werth des Thiers überſteigen, doch aber beinahe gleich kommen.

Der Herr Anfrager mache daher, wenn es ihm beliebt, nur Gebrauch von folgender, auf Vorgeſagtes ſich gründenden Vorſchrift, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß er ſein Thier hergeſtellt ſehen wird, als:

Nr. 1.

R. Spir. Tereb. Unz VI.
— Sal. ammon.
— vin. Camph. aa. Unz. II.
Tinct. Cantharid. Unz. I.

M. D. S. Wohl umgeſchüttelt, des Morgens und Abends die vom Krampf befallenen Theile damit zu waſchen.

Oder, welches damit einerlei iſt:

Nimm Terpentinſpiritus 12 Loth,
flüchtigen Salmiakſpiritus 4 Lth.
Kampherſpiritus eben ſo viel,
Spaniſchefliegen-Tinktur 2 Lth.
zuſammengemiſcht, und wie eben vorgeſchrieben, zu verbrauchen.

Nr. 2.

R. Ungt. Neapolit. fort. Unz. VI.
Spir. Tereb. Unz. III.
Pulv. Cantharid. Unz. I.

M. D. S. Täglich einmal die vom Krampf befallenen Theile damit zu bereiben.

Oder, welches das nemliche iſt:

Nimm Stärkere Queckſilberſalbe 12 Loth,
Terpentinſpiritus 6 Loth,
gepulverte Span. Fliegen 2 Loth,
Man miſcht es zuſammen und verbraucht es, wie eben geſagt.

Bevor dieſe Arzeneien angewendet werden, iſt erforderlich, die Schenkel vom Dreck und ſonſtigen Unreinigkeiten zu reinigen; die Haare dicht an der Haut abzuſcheeren, damit ſie unmittelbar auf die Haut kommen und daher ihre Wirkung ſchneller und beſſer thun können. Ferner muß mit dem jedesmaligen Einreiben der Arzenei nicht zu ſparſam umgegangen und beide Schenkel faſt ganz, auch nicht minder das Kreuz, damit beſalbt werden. Oft pflegen die Patienten gleich nach dem Einreiben etwas unruhig zu werden, hieran iſt ſich aber nicht zu kehren, weil dies bald wieder vorüber geht.

Nach einigen Einreibungen der einen, oder andern dieſer Miſchungen entſteht auf den eingeriebenen Stellen eine Kruſte, Schorf oder Borke; dieſe muß man erſt abheilen laſſen, und alsdann das Schmieren wieder fortſetzen. Das Abheilen des Schorfs erleichtert man dadurch, wenn man die beſchorften Stellen mit Leinöl oder ſonſt einem milden Fett beſtreicht.

Selten pflegt man nöthig zu haben, dieſes Verfahren mehr als zwei bis drei Mal vorzunehmen, ehe das Thier geheilt wird. Die flüſſige Salbe unter Nr. 2. iſt in ihrer Wirkung etwas ſtärker als die andere Miſchung, und als-

alsdann vorzugsweise anzuwenden, wenn das Uebel schon einige Zeit gedauert hat.

Mit eben dem Erfolge kann man auch dem Thiere ein Fontanell oder Haarseil längs der Lende oder aufs Kreuz legen, und mindestens 14 Tage bis 3 Wochen eitern lassen.

Da ich aber fast zweifele, ob sich in des Anfragers Nähe ein Thierarzt befindet, so will ich ihm, im Fall er sein Thier selber zu heilen versuchen will, und es ihm noch unbekannt seyn sollte, das gewöhnliche Verfahren bei Leguug eines Fontanells oder Haarseils noch kürzlich mittheilen. Zu einem Fontanell, wie es hier erfordert wird, nimmt man ein Stück von altem, doch gut biegsamen Leder oder Hutfilz, ungefähr von 5 Zoll Länge und 2 Zoll Breite, und schneidet solches dergestalt, daß es von beiden Enden nach der Mitte zu etwas schmaler wird, und rundet die spitzigen Ecken ab, weil diese sonst nachher in der Wunde leicht die Haut durchstoßen. Bedient man sich des Leders, so muß man dieses noch mit Flachs, feinem Werch oder Hede, egal und schlicht, mäßig umwickeln, und zwar in der Absicht, damit einmal, weil das Leder zu dünne zu seyn pflegt, mehr Körper in die Wunde komme, und zweitens damit die darauf zu bringenden Reitzmittel besser haften. Bei dem Filz von gewöhnlichem groben Hute hat man dies aber nicht nöthig. Wenn dies so geschehen ist, so bestreiche man dasselbe auf einer Seite recht gut mit folgender Salbe.

R. Ungt. basilic. Unz. 1.
Pulv. Cantharid. Drachm. I.
Spir. Tereb. Unz. 1.
M. D.

Oder, welches das nemliche ist;
Nimm Basilikensalbe 2 Loth,
gepulverte Sp. Fliegen 1 Quent.
Terpentinspiritus 2 Loth.
Mische es zusammen.

Alsdann nimmt man ein wohlgeschärftes spitziges Bisturi, oder sonstiges sich hiezu eignendes Messer, und macht, indem man die Haut an der Stelle, wohin man sie legen will, zwischen zwei Finger nimmt, einen beinahe zwei Zoll langen Einschnitt in dieselbe, faßt mit dem Zeigefinger der rechten oder linken Hand in die gemachte Oeffnung, und löset damit die Haut von dem Fleische, die nur durch einen leichten Filster oder Zellgewebe mit einander verbunden sind, oberwärts in einer solchen Weite und Umfang ab, daß das demnächst hinein zu legende Fontanell vollkommen Platz darin hat, welches man nun auch in die eben gemachte Höhlung unter die Haut steckt, doch so, daß es über dem Einschnitte queer und die mit der Salbe bestrichene Seite auf das Fleisch zu liegen kommt, und die ganze Operation ist vollendet. Es begreift sich übrigens leicht, daß der Einschnitt in die Haut so groß seyn muß, daß das Fontanell in die Wunde bequem hineingeschoben und in die querere Lage gebracht wer-

Digitized by Google

werden kann. In einer andern würde es leicht herausfallen. Das Ausbreiten des Fontanells erleichtert man sich dadurch, wenn man es vor dem Einstecken zusammen faltet, so hineinbringt und in der Höhlung mit dem Finger auseinander macht.

Bei Legung eines Haarseils bedarf man noch folgende zwei Stücke, als:

A. Eine Haarseilnadel.

Diese besteht aus ungefähr einem und einem halben Fuß langen etwas mehr als einen Achtelzoll dicken, einen Zoll breiten, oben mit einem Loch oder Oehr, unten mit einer etwas mehr als einen Zoll breiten mäßig geschärften Spitze versehenen, wohl glatt gefeiltem Stück Eisen.

B. Ein Haarseil;

welches man auf folgende Weise macht. Man nimmt nemlich Schweifhaare von einem Pferde, und feines Flachs, von jedem gleichviel, und macht daraus eine dreisträngige mittelmäßige daumendicke und etwa neun Zoll lange Flechte, in der Art, wie sich die Frauenzimmer ihre Haare zu flechten pflegen. In dem obern Ende derselben flicht man gleich einen kleinen Stock oder Knebel von ungefähr drei Zoll Länge und Pfeiffenstielsdicke mit ein, der das Durchfallen durch die nachher zu machende Wunde hindern soll. Man macht nun auf die bei Legung eines Fontanells vorgeschriebene Art einen Einschnitt in die Haut, sticht die Nadel zwischen derselben und dem Fleische längs der Lende, ungefähr sieben Zoll lang, herunter, macht unten vor der Spitze derselben abermals eine Oeffnung, fädelt das Haarseil, nachdem es vorher mit der beim Fontanell erwähnten Salbe wohl bestrichen worden ist, oben ein, und zieht es durch, befestigt an dem durchgezogenen Ende ebenfalls einen kleinen Stock oder Knebel, damit es sich nicht wieder herauszieht, womit die Operation endigt.

Beide, sowohl das Haarseil als das Fontanell, fangen nun an, sich zu entzünden, schwellen an, und siekern eine Feuchtigkeit, die sich bald in Eiter umwandelt. Das Haarseil wird täglich einmal auf und abgezogen, und nach Verlauf von vierzehn Tagen bis drei Wochen wieder herausgenommen, worauf sich die Wunde verheilt.

Das Fontanell drückt man täglich einmal von Eiter leer, und verfährt übrigens damit wie beim Haarseil. Die ausfließende Jauche und Materie muß fleißig abgewaschen werden, weil sonst die Haut davon angegriffen wird, und die Haare ausfallen.

Es hätte der Eigenthümer ausserdem vorzüglich noch dahin zu sehen: daß die Kuh während der Kur oder mindestens in drei bis vier Wochen

nicht

nicht aus dem Stalle kömmt, sondern ruhig darin verbleibt; dabei aber mit reinlicher Streue stets reichlich versehen, vor Zugluft verwahrt, und mit gutem Futter ernähret wird, weil diese Behandlung sehr wesentlich zur Heilung derselben mit beiträgt.

Sarstedt. J. G. Fricke.

Etwas über die Böhmische Tanne.

Unter den mancherlei schon ziemlich allgemein im nördlichen Deutschlande bekannten und angebaueten Nadelhölzern vermißt man indeß noch eine vorzügliche Art von diesem Geschlecht, die mir so sehr vortheilhaft beschriebene Böhmische Tanne. — Von Handelsleuten aus dem Leutmeritzer Kreise habe ich über diese Tanne folgende Nachricht eingezogen, die dem Publiko nicht unwillkommen seyn wird. Diese Tanne ist unter andern auch vorzüglich im Leutmeritzer- Reichenberger- und Benzlauer-Kreise einheimisch, sie erreicht eine Höhe von 50 bis 60 Fuß und darüber, ist ohne Aeste bis an die Krone, welche etwa 2 bis 3 Ellen hoch mit emporsteigenden Aesten spitz zuläuft. An dem weißlichen glatten Stamme bilden sich unterweilen kleine Zweige an der Borke, welche aber bald wieder abfallen, wovon indeß der eigentliche Stamm keine Astknoten bekommt. Die Nadeln haben die Gestalt der Rosmarienblätter, sind wohl noch etwas stärker und fetter. Der astreine Stamm ist nicht harzig, destomehr Harz enthalten die länglicht runden, theils 4 Zoll langen, und 2 bis drei Zoll dicken Samen Aepfel. Der Samen selbst ist länglichtrund. Diese Tanne wächst zwar schneller auf jedem Boden, wo die Fichte oder Rothtanne (Pinus abies) fortkommt, doch wird man da, wo man es stellen kann, ihres vorzüglichen Nutzens wegen, ihr nicht den schlechtesten Boden anweisen. — Man hat in Böhmen unterweilen 15 Klafter zu 6 Fuß lang, 6 Fuß hoch und breit, aus einem Stamme geschlagen; indeß besteht ihr vorzüglicher Nutzen, wegen der Reinheit des Stammes, in der Verarbeitung für Tischler, weil man dort, wo man Tannenholz haben kann, um andere Nadelholzgattungen zu dem Behuf weggeht; auch spürt man nicht, daß sie der Wurm frißt.

Das

Das Holz von dieser Tanne wird, da es harz- und astrein ist, auch vorzüglich zu musikalischen Instrumenten gesucht und verbraucht.

Da ich nun durch das schon vorhin Gesagte gereizt bin, den Anbau dieser vorzüglichen Tanne zu empfehlen, und diese Tanne von diesen Böhmischen Handelsleuten, die den größten Theil des nördlichen Deutschlandes durchreisen, nur bloß nach ihrer Aussage zu Lautenthal am Harz, zu Hardenberg bei Mörthen, und zu Marienfee bemerkt worden; so habe ich zu dem Ende vorerst zur Probe einige Pfund Samen, wenn selbiger dieß Jahr gut einschlägt, davon aus Böhmen bestellt, und werde nach dessen Ankunft den Freunden dieser Holzcultur in den Hannov. Anz. davon Nachricht geben, und gegen Vergütung Proben davon überlassen können, und dann hoffentlich in der Folge suchen beliebigenfalls Samen dieser Art in größern Quantitäten anhero kommen zu lassen.

Barrigsen. J. C. Kundspaden.

Bitte um Belehrung.

Jemand, der durch seine mehrjährigen, zu vielen beständigen Kopfarbeiten seine Gesundheit schon sehr zerstöhrt hat, und in den Stunden, wo er nicht arbeiten will noch darf, es nicht möglich machen kann, sich seinen Geschäftsgedanken einigermassen zu entziehen, wünscht durch diese Blätter menschenfreundliche Anleitungen zu bekommen, wie man wohl, und besonders ein schon sehr kranker und an das Zimmer gebundener Hypochondrist am besten, wenn er wolle, sich seinen Geschäftsgedanken entziehen, und in einen der Gesundheit zuträglichen Zustand versetzen könne. Seine bisherigen Versuche leisteten wenig, daher er nicht gut gewählt zu haben glaubt.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

99tes Stück.

Montag, den 11ten December 1809.

Etwas über das Pflanzenreich, und über die Annäherung des Pflanzen- zu dem Thierreich.

Die Vegetation gehört nicht der Erde allein, ſondern dem Einfluß eines höhern Weltganzen an, der ſich vermittelſt der Atmoſphäre nicht mehr blos der ganzen Erde, ſondern dem einzelnen Daſeyn unmittelbar mittheilt. Während daher die Bildungen der anorganiſchen Welt überall als dieſelben erſcheinen, iſt die Pflanzenwelt in jedem Theil, ja faſt in jeder kleinen Gegend der Erde eine andere. Nur in Gegenden, wo der Einfluß der Sonne geringer iſt, nach den Polen hin, oder auf hohen Gebirgsrücken, ſieht man einförmig, in unzähligen Individuen, einzelne Pflanzengeſchlechter ganze Erdſtrecken ausſchlieſſend bewohnen, näher nach dem Aequator, oder nach den wärmern Gegenden des Fußes der Gebirge her, ſtehen die mannigfaltigſten Pflanzenarten untereinander gemiſcht, und jeder Hügel, jedes Thal trägt ſeine eigenen Kräuter.

So ſpricht ſich die Verſchiedenheit der einzelnen Gegenden, gegründet auf die verſchiedenen Modificationen, welche die Einwirkung der Sonne durch die Umgebungen der Berge und des Waſſers, und im Allgemeinen durch ihre Lage unter verſchiedenen Graden der Breite erleidet, deutlich in den verſchiedenen Pflanzen aus, welche ſie tragen.

Die nur für die ganze Erde, ſondern nur für einzelne Theile gleichzeitig Statt findende Veränderung der Tages- und Jahrszeiten, zugleich aber auch, wie aus einigen ſcheint, ſelbſt die der gröſſern Weltperioden, wie ſie ſich einzelnen Erdſtrichen darſtellen, ſpricht ſich in den Bildungen des Pflanzenreichs aus. So wird in der ganzen Pflanzenwelt überall derſelbe höhere Einfluß der Sonne, in allen ſeinen Modificationen, durch Raum und Zeit ausgeſprochen.

Viele Blumen haben die Eigenschaft, ihre Kronen zu gewissen Stunden des Tages zu schließen und zu öffnen. Die Stunden des Erwachens und des Wiedereinschlummerns sind bei verschiedenen verschieden, einige öffnen sich schon gegen Sonnenaufgang, und schliessen sich spät, andere öffnen sich nur den Strahlen der heissesten Mittagssonne, noch andere schliessen sich dann schon wieder. Man hat hieraus eine Blumenuhr zusammengesetzt, wo aus dem allmähligen Erwachen und Wiedereinschlummern der einzelnen Blumen auf die verschiedenen Tageszeiten geschlossen wird. So hat auch jeder Monat, ja in Jahren von beständiger Witterung bei uns, stets aber zwischen den Wendekreisen, jede Woche ihre besondern Kräuter, welche dann in der Blüte stehen, und man würde in jenen Gegenden einen einfachen Blumenkalender bilden können.

In vorzüglich feuchten oder heissen Jahren sind gewisse Gegenden voller Kräuter, von denen in andern Jahren keine Spur da war. Man hat dieses besonders auf Aeckern an einigen Arten von Unkraut bemerkt. Einige sind wenigstens in Hinsicht der Häufigkeit, in welcher sie erscheinen, an die allgemeine Stimmung der Witterung einzelner Jahre gebunden, und so wird in der Vegetation und in den bunten Zügen ihrer Blumen die Geschichte der Zeiten und der in ihnen herrschenden Stimmung beschrieben.

In selbst die Modificationen des Einflusses der Sonne auf gewisse Gegenden, die noch künftig geschehen sollen, werden öfters schon durch das Pflanzenreich voraus verkündigt. Durch die Weise des Blühens einiger Pflanzen erkennt man die Witterung der noch künftigen Jahrszeiten. Aus dem Blühen des Heidekrauts im Herbste wissen die Jäger und Landleute die Strenge des darauf folgenden Winters zu bestimmen, und irren sich hierin selten.

Aber auch grösere Zeiträume scheinen wie die kleinern durch das Erscheinen oder Verschwinden gewisser Pflanzengattungen angezeigt zu werden. Man hat hierauf schon von mehrern Seiten aufmerksam gemacht, und Pflanzen zum Beispiel angeführt, welche von den sorgfältigsten Botanikern auf dem ganzen besuchten Theil der Erde nur einmal gefunden worden sind.

Die einzelne Pflanze ist nicht in jedem Momente ihres Daseyns in einer gleich deutlichen Harmonie mit dem höhern Weltganzen. Am schönsten zeigt sich diese in der Zeit ihrer Liebe, in der Zeit des Blühens, und wir sehen dann auch zugleich die Pflanzen nach einer andern Seite hin in eine merkwürdige Beziehung und Sympathie mit ihren Umgebungen

Digitized by Google

gen treten, welche noch mehr die Selbstständigkeit ihres Lebens und die unmittelbare Wechselwirkung mit dem äußern Einfluß bezeugen. Erst die Blüten empfangen bei den meisten Pflanzen die Eigenschaft des Schlummers und die Empfindlichkeit gegen Berührungen. Erst in der Zeit des Blühens tritt jene merkwürdige Sympathie mit dem Thierreich, vornemlich mit dem Reiche der Insekten ein, welche, wenn sie den Blumenstaub der einsam stehenden männlichen Blüten gesammelt haben, diesen den fern stehenden weiblichen überbringen, und hierdurch die Befruchtung bewirken. Eben so erwacht dann die Sympathie zwischen den verschiedenen Pflanzen und Pflanzentheilen selber: so ist z. B. bei der merkwürdigen Wasserpflanze Vallisneria, welche in einigen französischen Flüssen und Seen wächst, der Stiel der männlichen Blüte ganz kurz, so, daß die noch unaufgeschlossene Blüte tief am Boden des Wassers sitzend, nur wenig Zoll über den sumpfigen Grund hervorragt. Wenn sich aber die Blüte öffnet, und ihre Blätter, welche unaufhörlich Luft entwickeln, ausbreitet, wird sie durch ihre eigene Leichtigkeit emporgezogen, und der leicht zerbrechliche Stiel zerreißt. Die weibliche Blüte, welche von Natur einen stärkern und längeren Stiel, der von dem Boden bis zur Oberfläche des Wassers heraufreicht, besitzt, hat zu gleicher Zeit, öfters in großer Entfernung von jenen, ihre röthlichen Blumen entfaltet. Zu diesen schwimmen die losgerissenen männlichen Blüten, von einer innern Sympathie getrieben, hinan, und auf diese sonderbare Weise geschiehet hier die Befruchtung.

Es pflegen alle ausgepreßten Pflanzensäfte, denen die Möglichkeit einer Gährung nicht ganz genommen ist, zu jener Zeit, wenn die Pflanzen, von denen sie herkommen, blühen, eine neue Gährung zu erleiden, und viele können nur bis zu dieser Zeit aufbewahrt werden.

Eben in der Zeit, wenn die Blüten, von denen sie sich zu nähren pflegen, sich eröffnen, sieht man auch die verschiedenen Arten der Insekten aus ihren Gräbern hervorgehen. Die Sympathie zwischen den verschiedenen Pflanzen ist bekannt genug. Einige nützliche Pflanzenarten haben irgend ein bestimmtes Unkraut bei sich, welches gewöhnlich in keinen andern Pflanzungen gedeihet; viele Rankengewächse werden zwar vermischt, bald um diesen, bald um jenen Baum geschlungen gesehen, einige schöne Windenarten der südlichen Welt pflegen sich aber nur an gewisse Bäume zu halten, und werden sonst nirgends gefunden. Die hohen einsam stehenden Palmen haben fast stets einige Arten von Lilien um ihren Stamm versammelt, welche in der gemeinschaftlichen Zeit

der Blüte an Duft und Farbenpracht mit dem bunten Blütenschaft der Palmen wetteifern. Ja eine solche Sympathie der Blüten geht noch viel weiter. Die Bewohner von Kamtschatka, ein dürftiges und verlassenes Volk, haben fast keine andere Nahrung als Fische, die sie an den langen Sommertagen aus den Flüssen nehmen, welche kaum den vierten Theil des Jahrs vom Eise frei sind, und ausser diesen die Zwiebeln eines purpurrothen Liliengewächses, das unter den wenigen Gräsern und Schneeblumen die einzige Zierde ihrer bemoosten Thäler ist. Gerade dann, wenn die Jahre dem Fischfang ungünstig sind, und wenn die Flüsse ihrer gewöhnlichen Bewohner entbehren, wächst jenes Zwiebelgewächs in ganz vorzüglicher Menge, und umgekehrt, wenn die Flüsse reichlicher als gewöhnlich an Fischen erscheinen, und der Vorrath an diesen häufiger eingesammelt wird, gedeihet diese Lilie nur sparsam und dürftig, so, daß die Natur stets den Mangel auf der einen Seite durch den Ueberfluß auf der andern ersetzt, und gütig für die Ernährung der Bewohner in dem langen Winter sorgt.

Gewisse Kräuter, unter andern das Heidekraut, welche im Herbste blühen, und von der Natur zur Ernährung des Wildes und der Vögel bestimmt sind, blühen nach einer allgemeinen Erfahrung der Landleute, wenn ein milder Winter bevorsteht, nur sehr sparsam, und die Natur verspricht alsdann für die Nahrung der Thiere durch andere Kräuter, und durch einen vom Schnee freien Boden zu sorgen. Einige Pflanzen, deren Saamen mitten im Winter reifen, oder die alsdann blühen, stimmen hierin mit einigen Thierarten überein, deren Blütezeit oder Zeit des Gebährens um dieselbe Zeit fällt, und sie dann eines reichlichern Futters bedürftig macht.

So ist es hier wie überall, die Zeit des Blühens, und der schönste Moment des Lebens, wenn die Wesen am innigsten in den Einklang mit der ganzen Natur einstimmen, und das Einzelne erkennt dann den höhern Einfluß unmittelbar, und ohne die (der Mannigfaltigkeit und Individualität widerstrebende) Vermittlung des Erdganzen.

Sollen Uebergänge von der Pflanze zum Thiere aufgezeigt werden, so lassen sich diese fast von jeder, oder doch vielen Pflanzen von vollkommnerer Art finden. *) Nicht bloß die empfindlichen Mimosen, deren Blätter bei jeder äussern Berührung wie ein empfindliches Thier sich zusammen-

*) Vergl. Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft vom Dr. G. H. Schubert. Mit Kupf. Dresd. 1808. S. 240. f.

menziehen, nicht jene ziemlich zahlreichen Pflanzen aus sehr verschiedenen Geschlechtern, welche den Mimosen an Empfindlichkeit gleichen, bilden die einzige Annäherung der Pflanzennatur an die thierische, sondern in den meisten Blüten der vollkommenerern organisirten Kräuter wird in den höchsten Augenblicken des Blühens, welche zugleich die des Absterbens der Blume sind, eine thierische Reizbarkeit und wie von einem Instinkt geleitete Beweglichkeit, wenigstens einzelner Theile gefunden. Die Spuren einer solchen thierischen Reizbarkeit lassen sich in der Pflanzenwelt ziemlich weit herab verfolgen, nur muß man mit denen eigentlich dahin gehörigen Erscheinungen nicht die Bewegungen verwechseln, die man schon bei einigen moosartigen Gewächsen, oder bei den sogenannten Kryptogamisten findet, weil diese auf eine sonderbare Weise nach mechanischen Gesetzen geschehen. So würde die vollkommenste Mechanik kaum jene merkwürdigen Vorrichtungen hervorbringen, welche Sprengel an den reifen Früchten der Jungermannien, einer Art von Aftermoos, beschreibt. Die reifen Fruchtkörner erscheinen dem unbewaffneten Auge nur als ein brauner Staub, durch das Vergrößerungsglas gesehen, findet sich jedes einzelne mit einer kettenförmigen Schleuder versehen, welches, wie es scheint, wegen seiner hygrometrischen Beschaffenheit, bei jedem Hauche sich windet und hüpfet, wodurch die Saamen ausgestreuet werden. Eine ähnliche Vorrichtung beschreibt derselbe Beobachter bei einer Flechtenart. Der Blütenstaub der meisten Pflanzen nimmt nach neuern Versuchen eine gewisse hüpfende Bewegung an, wenn man ihn mit Weingeist benetzt, und von diesem Versuche kann man sich leicht selber überzeugen. Bei jenen Gewächsen, wo die Blüten vom entgegengesetzten Geschlecht getrennt sind, und öfters in einer gewissen Entfernung, wenn auch beide auf derselben Pflanze stehen, sieht man an heitern Tagen den Staub der männlichen Blüten, welcher durch die Elastizität der häutigen Behältnisse, in denen er sich befindet, ausgestreuet wird, in kleinen Wolken um die Pflanze schweben, doch ist noch nicht durch Erfahrung hinlänglich erwiesen, obgleich wahrscheinlich, daß die weiblichen Blüten eine sichtbare besondere Anziehung dagegen ausüben. Deutlicher dagegen ist eine der thierischen ähnliche Reizbarkeit und Beweglichkeit bei den entgegengesetzten Blütentheilen selber. Nicht allein bei der Berberis richten sich die Staubfäden, wenn sie mit einer Borste oder einer feinen Nadel an ihrer innern Seite berührt werden, schnell empor, und nähern sich dem Pistill, sondern bei einigen andern, wie bei der Thondrilla, soll diese Reizbarkeit so weit gehen, daß sie noch an denen von der Blüte getrennten Staubfäden wahr-

wahrgenommen wird. Dasselbige gilt von den Filamenten der Artischocken, Kugeldisteln und einiger Arten von Centaureen. Bei einer Art von Marchantia findet sich nach Murray, innerhalb der männlichen Blütentheile, eine zarte Wolle, die sich, in der Zeit, wo der Blütenstaub ausgestreuet wird, unaufhörlich und willkührlich bewegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch etwas über die Störche.

Die interessante Abhandlung in Nr. 96. des diesjährigen Magazins über die Störche, ihre Sitten, Gewohnheiten, und den wirklich hohen Grad ihrer Intelligenz, erinnerte den Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes an eine sonderbare, hieher gehörige Anekdote. Sie ward ihm schon vor vier Jahren erzählt, allein er maß ihr damals keinen großen Glauben bei, weil es ihm nur zu oft so vorkommen wollte, als ob die zu Zeiten nur zu sehr gerühmte Klugheit mancher Thiere, ja vielleicht sogar mancher Menschen, mehr in der mangelhaften Beurtheilung derselben, als in der Natur und Wahrheit begründet ist. Er kann und mag auch noch jetzt nichts weiter verbürgen, als daß ihm die Sache von einem gebildeten und glaubhaften Manne erzählt ist, der weder die Absicht verrieth, sich bei dieser Erzählung poetische Freiheiten mit der Wahrheit zu nehmen, noch weniger dafür bekannt war, daß diese Fertigkeit zu der seinigen gehöre.

Nur durch die Thatsachen, welche in Nr. 96. über die Störche angeführt werden, gewinnt auch diese Anekdote einen Grad von Wahrscheinlichkeit; sie mag also hier Platz finden, und kann wenigstens zur Unterhaltung dienen. Der Berichterstatter erzählte:

„Die Langeweile, die mich auf meinem Dorfe in der Bremischen Heide dann und wann mächtig heimsuchte, gab mir Gelegenheit, ein Paar Störche näher zu beobachten, das auf dem Hause meines Nachbarn sein Nest hatte. Ich fand manche von den Sagen bestätiget, die von diesen Thieren im Umlauf sind, wie zum Beispiel die Miethe an Federn, Eiern und Jungen, die sie

sie für ihr Nest zu entrichten gewohnt sind, und dergleichen, aber ich fand noch mehr, ich fand — das Cicisbeat bei ihnen eingeführt."

„Jedesmal, wenn der Hausherr ausgeflogen war, fand sich ein fremdes Männchen ein, welches der Hausfrau die Zeit zu vertreiben suchte, dabei so artig, so schön und galant that, ja endlich das Spiel so weit trieb und so dringend ward, daß der Dame nichts mehr zu vergünstigen übrig blieb. Wenn sich der Galan, nach Art seiner unbefiederten Mitbrüder, verstohlen wieder entfernt hatte, flog seine Geliebte zu einem Brunnen, badete und putzte sich aufs beste, und setzte sich dann mit einer so ruhigen Unbefangenheit auf ihr Dach, die der ausgelernteſten Kokette Ehre gemacht haben würde."

„Es war mir auffallend, daß der Gemahl gerade in dieser Zeit, wenn er zu Hause kam, der theuren Ehehälfte mit seinem Schnabel über die Brust und den Rücken fuhr, und sie gleichsam, wie man den Recensenten Schuld giebt, beschnüffelte, überhaupt aber sich so gebehrdete, als ob er irgend einen Verdacht habe, und etwas auszuspähen sich angelegen seyn ließe. Das Weibchen schien bei dem allen ganz sorglos, und ließ sich, vermuthlich im Vertrauen auf die Wirksamkeit des Bades, alles geduldig grfallen."

„Mich hingegen indignirte dies hinterlistige Betragen, und ich beschloß, die Untreue zu bestrafen. Etwa des Beispiels wegen? Ich sah daher eines Tages die Gelegenheit ab, und stellte den Brunnen zu, während das verliebte Paar sein verbotenes Rendez vous hatte. Die Störchin schien sehr verlegen, als sie die Entdeckung machte, sie flog unruhig hin und her, verlor den Kopf und die Zeit, und ward demnach von dem Eheherrn überrascht. Dieser hatte sich kaum, vermittelst des sondirenden Schnabels, jene unglückliche Ueberzeugung verschafft, die das Glück der Ehen auf immer untergraben soll, als ihn seine ganze Storchsphilosophie, von der, im Vorbeigehen gesagt, unsre neuere das lästige Geklapper haben mag, verließ. Er rächte auf der Stelle seine Schmach, fiel das unglückliche Weib mit dem scharfen Schnabel unbarmherzig an und tödtete es, mit vielen Wunden."

Ob der gestrenge Hausherr nachher die That bereuete, ob er den schnöden Verführer gleichfalls zur Rechenschaft zog, und sich allenfalls aus seinem Schädel ein Trinkgeschirr machen ließ, oder, ob er alles bald vergaß und zu einer zweiten

Ehe

Ehe schritt? Davon berichtete der Erzähler nichts.

Gegen die Beschuldigung der Eifersucht der Störche auf ihrem Aufenthaltsort, die ihnen der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 96. macht, streiten, wie es scheint, andere Erfahrungen. Es giebt nemlich im Holsteinschen Dörfer, die in Marschgegenden liegen, wo man ganze Colonien von Störchen antrifft. Jedes Haus hat 2 und mehrere Nester auf seinem Rücken, die sämmtlich bewohnt werden. Auf der Straße von Rendsburg nach Tönningen findet man in einem Dorfe, Namens Hellenstedt, eine solche Anzahl von Storchnestern. Man darf daher wohl annehmen, daß die Störche gerade nicht von der Natur zur Ungeselligkeit bestimmt sind, sondern daß sich vielleicht die Zahl der Ansiedler nach dem Vorrathe an Nahrungsmitteln, das ist an Fröschen, richtet.

Freilich mag der Zustand einer großen Gesellschaft mit seiner Aufklärung und seinen sich auf so manche Art durchkreuzenden Verhältnissen auch den unschuldigen Sitten der Störche nachtheilig werden, und wenn man das abgefeimte Betragen jener mit dem Tode bestraften Ungetreuen erwägt, so darf man immer annehmen, daß sie aus einem solchen Orte gebürtig gewesen seyn mag.

Man muß diese unglücklichen Folgen von erweckten Leidenschaften und Prätensionen um so mehr bedauern, wenn man den patriarchalischen Zustand eines isolirten Paars erwägt, das auf ein schwarzes Dorf in der Heide beschränkt ist, und nichts von dem verderbten Zeitgeiste erfährt, der die andern Störche vergiftet. Ein solches Paar lebt bloß sich und seinen häuslichen Tugenden, und hat Zeit genug, die lehrreichsten Betrachtungen über seine Mitstörche anzustellen, versteht sich a priori. Leider gehen uns diese sämmtlich verlohren, da es die Störche verschmähn, die Feder selbst zu gebrauchen, hingegen sie den Menschen zuwerfen, dennoch führt alles am Ende zu moralischen Digressionen.

Hannoverſches Magazin.

100tes Stück.

Freitag, den 15ten December 1809.

Etwas über das Pflanzenreich, und über die Annäherung des Pflanzen- zu dem Thierreich.

(Fortſetzung.)

Bei vielen Blumen, wie bei der Glorioſa, bei der perſiſchen Kaiſerkrone, dem Steinbrech, der Kalmia und andern, gelangen die Antheren nicht alle zu gleicher Zeit zur Reife. Man ſieht dieſe hier einzeln, ſobald ſie den höchſten Augenblick des Blühens erreicht haben, durch eine freiwillige und eigenthümliche Bewegung dem Piſtill ſich nähern, von welchem ſie nach verlornem Blütenſtaub wieder zurück ſinken, und während ſie ſchon verwelken, wird ihre Stelle von jüngern Antheren erſetzt. Bei dem großen gelbblühenden Cactus aus Jamaica, deſſen ſchöne Blüten, welche einen Fuß im Durchmeſſer halten, ſich erſt gegen Abend aufſchließen, und ſchon vor Sonnenaufgang verblühen, bei den eben ſo ſchnell vergänglichen Ciſtusblüten ſieht man, ſo lange die kurze Zeit der Liebe dauert, unaufhörlich einige Antheren in Berührung mit dem Piſtill.

Doch ſind es nicht allein die männlichen Blumentheile, welche in der höchſten Zeit des Blühens eine ſolche thieriſche Beweglichkeit zeigen; bei einigen Blumenarten wird dieſe auch an dem Piſtill bemerkt. Das der Collinſonia bewegt ſich erſt nach dem einen, dann nach einiger Zeit nach dem andern Staubfaden hin. So kömmt auch in allen jenen Blumen, deren Filamente von ungleicher Größe ſind, das Piſtill den auch zu ungleicher Zeit reifenden Antheren, wenigſtens durch allmähliche Ausdehnung, entgegen.

Ja es zeigen bei vielen vollkommneren Pflanzen ſelbſt noch die Behältniſſe der reifen Früchte eine ſolche thieriſche Reizbarkeit. So bei der

Balsamine (Impatiens Balsamina) dem Milchbaum (Euphorbia lathyris) Dreifaltigkeitsblume (Viola tricolor), wo die einzelnen Kapseln bei der leisesten Berührung die Früchte in weiter Entfernung ausstreuen, bei einigen Geranien, und selbst bei der gemeinen Gerste, deren Bart sich bei feuchtem Wetter ausdehnt, und so die Früchte aus dem Boden ihres Behältnisses hervorzieht, bei trocknem Wetter sich verkürzt, und sie so zurückhält. Diese Erscheinungen sind in der Geschichte des allgemeinen Lebens von einer tiefen Bedeutung. Gerade in dem höchsten Moment des Blühens, welcher auch zugleich der des Verwelkens und des Todes ist, zeigt sich im Pflanzengeschlecht eine Vorahndung des höhern thierischen Daseyns. Es erwacht auf einmal eine vollkommnere Naturkraft, als Empfindlichkeit und Bewegung sich äussernd, welche bisher nie an der Pflanze hervorgetreten war. So hat die Blüte noch in dem Augenblick ihres Sterbens ein deutliches Vorgefühl, und selbst den lebendigen Ausdruck eines höhern Lebens.

Wir sehen dem zufolge fast jede vollkommnere Pflanze wenigstens in ihrer Blüte an das Thierreich angränzen. Und zwar scheint aus Verschiedenen die benachbarte Gränze des Thierreichs hier durch die Welt der Insekten und zum Theil der Würmer gebildet zu werden. Einige haben die Insekten losgerissene, gleichsam nun erst vom Boden frei und selbstständig beweglich gewordene Theile der Blumen genannt, und man hat noch neuerlich die Meinung vertheidigt, als entständen die Insekten zuweilen auch ausser dem gewöhnlichen Wege durch eine zufällige Hervorbringung, aus den krankenden Pflanzentheilen unmittelbar. Als Beweis hat man einige ausländische Insekten angeführt, welche mit dem Anbau der Pflanzen, die sie zu bewohnen pflegen, und die man durch Saamen aus fernen Welttheilen zu uns brachte, zugleich bei uns erschienen.

Es haben fast alle vollkommneren Pflanzen ihre besondern Insekten, die sich im Raupenzustande von ihnen nähren, und als geflügelte Psyche ihre Blüten besuchen. Unvollkommnere Pflanzen ernähren und hegen nur selten Insekten oder Würmer, doch fand Sprengel, ausserdem, daß die Schwämme unzähligen Würmchen zur Nahrung dienen, sogar in den männlichen Blütentrieben eines kleinen Mooses, der Barbula unguicularis, gegen den Herbst eine Menge kleiner Würmchen, die den aalartigen Vibrionen des Essigs und Mehlkleisters glichen. Der Nutzen dieser kleinen Würmchen in dem Daseyn jener Pflanze ist noch unbekannt. Wahrscheinlich aber stehen sie mit dieser in einer eben so nothwendigen Verbindung, als so viele Insekten mit dem der vollkommneren Blumen, welche

welche die Natur im Pflanzenreiche, wo die männlichen und weiblichen Blüten an weit entfernten Orten stehen, als Boten der Liebe braucht, die der einsam, mitten in der Sandwüste stehenden weiblichen Palme den Blütenstaub der männlichen überbringen, und so dem Araber, der sich dasselbe zum Geschäft macht, zu Hülfe kommen.

Merkwürdig ist die große Aehnlichkeit einiger Blumen, welche Blumenhonig hervorbringen, mit den Insekten, die sie gewöhnlich zu berauben pflegen. Einige Orchisarten, unter andern die, welche deshalb Bienenorchis heißt, verschiedene Arten des Ritterspornes, gleichen in gewissen Theilen ihrer Blüte nicht allein an Farbe, sondern auch an Gestalt vollkommen den Insekten, die sich im geflügelten Zustande gewöhnlich zu ihnen gesellen. Die Fruchtbehältnisse jener veränderlichen Art des Medicago gleichen in einigen ihrer Metamorphosen ganz einer Raupe, die sich öfters auf ihm aufhält, und diese thierische Gestalt nehmen auch die Saamen der Calendula an, der untere Theil der Blumenkrone einer persischen Irisart, gleicht in seinen bunten Farben und in der flügelartigen Ausbreitung seiner beiden Hälften, vollkommen einem Schmetterling jener Gegenden. Die Nectareen einer südamerikanischen Art von Frauenschuh (Cypripedium) sind in Gestalt, Farbe und Größe sehr genau einer großen Spinne jenes Landes ähnlich, die sich, auf Beute lauernd, öfters unter den Blumen verbirgt. Das Grün der grünen Raupen richtet sich nach dem Grün der Pflanzen, von denen sie sich nähren.

Diese genauere Uebereinstimmung der äussern Gestalt einiger Pflanzentheile mit der gewisser Insekten, nebst jenen Spuren eines Zustandes der Blütentheile, welcher gleichsam die Vorahndung des thierischen ist, deuten auf eine nähere Verwandtschaft der Pflanzen und der Insekten hin, und auf eine andere, als die ist, welche aus der gewöhnlichen Annahme einer aufsteigenden Naturreihe hervorgeht. Die Blume überträgt in dem höchsten Augenblick ihres Blühens, welcher zugleich das Ende ihres stillen Daseyns ist, das scheidende Leben den Insekten, und haucht es in diese aus, welche gerade in der Zeit ihrer Liebe und ihrer eigenen Vermählung den Kelch der Blume besuchen, und so, keines langen Zwischenzustandes bedürftig, scheint der entweichende Geist, durch neue Zeugung schnell in ein höheres Daseyn herüber zu gehen. Den Schmetterling mitten in dem Körper der Raupe haben Schwammerdamm und andere geschickte Anatomen aufgezeigt, vielleicht daß noch künftig, nicht zwar die Anatomie, sondern vielmehr die tiefere Geschichte des Lebens, schon in der Blüte der Pflanzen die nahe Verwandtschaft

Digitized by Google

und Angränzung an den Zustand des Raupeneies nachwesen wird.

Urtheilt man dem ersten Anschein nach, so kann keine gröſsere Verschiedenheit seyn, als die, zwischen dem Bau des Thiers und der Pflanze. Lang gedehnte, mit einander verbundene Zellen bilden die Längengefäße. Die einzelnen Zellen sind nach der Wurzel zu breiter gedrückt, und minder lang, so daß sie bei unvollkommneren Pflanzen fast den Bienenzellen gleichen; weiter nach der Blüte zu dehnen sie sich mehr in die Länge, und wechseln nun mit andern Gefäßen ab, die sich in Gestalt der Schrauben mitten unter jenen hinaufwinden. Mit Recht hat man diesen Bau der Pflanzentheile, die zur Gestalt gewordenen innern Bewegungen des Thiers genannt, indem sich die Oscillationen der innern thierischen Theile, der beständige Wechsel von Ausdehnung und Zusammenziehung, welcher das Leben derselben unterhält, hier in dem beständigen Wechsel der beiden Gegensätze, die überall dasselbe ausdrücken, dem Raume nach dem Auge darstellt. Jede kleine Abtheilung jener Längengefäße ist gleichsam ein kleiner Magnet, dessen oberer oder positiver Pol stets wieder den untern oder negativen des nächstfolgenden hervorruft. Diese Oscillation, die sich in der Bewegung der beiden thierischen Hälften ausdrückt, wird in dem Bau jener Spiralgefäße wieder gefunden.

Was sich im Thier noch überdies als Bewegung äussert, spricht sich in der Pflanze schon allein im Wachsthum aus. Nur bei einigen wenigen Pflanzen tritt dieser lebendige Geist, der sich sonst nur in dem stillen Werke des Vegetirens erschöpft, auch als wirkliche, nach aussen sichtbare Bewegung auf. Zu diesen gehört vorzüglich das merkwürdige Hedysarum gyrans, welches in unsern Gewächshäusern, und auch auf dem Berggarten zu Herrenhausen, befindlich ist. Man sieht die gröſsern Blätter dieser Pflanze, ohne daß sie das leiseste Lüftchen berührt, ganz von selber, und miteinander abwechselnd, bald sich erheben, bald wieder sinken, während andere kleinere Blätter sich unaufhörlich in kreisförmiger Bewegung schwingen. Die Bewegung der Blätter nach jedem äussern Reiz, ist, wie schon erwähnt, nicht allein bei den Mimosen, sondern auch bei einigen andern Pflanzen nichts seltnes. Noch weniger ist es, jene Bewegung der Bewegung der Blüten, die sich nach dem Stande der Sonne richtet.

Ja gerade bei einer der unvollkommensten Pflanzen, bei den Conferven, einem kleinen fast durchsichtigen Wesen, das öfters nur aus einigen zarten Fädchen besteht, und an feuchten Orten wächst, findet sich noch eine wahrhaft thierische Beweglichkeit, die sie, sobald das Licht auf sie fällt, unaufhörlich zu einem

unregelmäßigen Zittern und Schwanken nach allen Seiten treibt.

Ueberhaupt wird jener Gegensatz zwischen der Thier- und Pflanzenwelt, erst in den höhern Geschlechtern ausgebildet. Der Kohlenstoff und seine Verbindungen, welche die chemischen Bestandtheile der vollkommneren Pflanzen ausmachen, sind bei den Flechten und Moosen, mithin auf den tiefsten Stufen des Pflanzenreichs seltener, dagegen findet sich bei den letzteren häufige Kalkerde, welche sonst das Thierreich auszeichnet, und die Flechten gleichen in ihren Bestandtheilen, so wie auch in ihren bunten prächtigen Farben den Blüten und Früchten der vollkommenen Pflanzen, welche auch in Hinsicht der Bestandtheile, die nächste Gränze des Thierreichs bilden.

Der Schluß folgt.

Seltsames Mittel,

zänkische Eheleute zum friedlichen Leben zu bringen.

Castenius, ein privatisirender Gelehrter, lebte im Anfange des vorigen Jahrhunderts in einer mittelmäßigen Stadt Teutschlands. In seinen frühern Jahren war er Professor auf einer Universität gewesen; hernach kam er durch eine Erbschaft zu einem ansehnlichen Vermögen, und zog sich in ein stilles, ruhiges Leben zurück, das er größtentheils dem Studieren widmete. So viel er indeß konnte, suchte er seinen Mitbürgern nützlich zu werden, und zwar oft auf die sonderbarste Art. Man kannte ihn als einen harmlosen Mann, lachte über seine Seltsamkeiten, nannte ihn den Sonderling, und befand sich gewöhnlich sehr gut dabei, wenn man seinen direkt oder indirekt ertheilten Rath befolgte.

Zu seinen Eigenheiten gehörte die Gewohnheit, des Abends im Dunkeln auf der Straße umherzugehn, sich hinter die verschlossenen Fensterladen zu stellen, und dem Gespräche in der Stube zuzuhören. Ein Paarmal bekam ihm das sehr übel: man hatte den Lauscher bemerkt, ohne ihn zu kennen, und begrüßte ihn nicht auf die angenehmste Art. Nur vorsichtiger wurde er dadurch; aufgeben wollte er seine Neigung zum Horchen deswegen nicht.

Fragten ihn seine Freunde darüber,

über, was ihm das nütze, und wie wenig ihm daran liegen könne, was manche unbedeutende Menschen mit einander sprächen? so antwortete er: Hinter den Fensterladen vermehre ich meine Menschenkenntniß. Wenn die Leute erst ihre Nachtmütze aufgesetzt haben, so verliert sich auch die Verstellung, die ihnen am Tage eigen war. Unter den Ihrigen reden sie dann freier und offener. Ich habe manches da gehört, was ich sonst nie erfahren hätte, auch wohl einmal eine Gelegenheit erhalten, Gutes zu stiften und Böses zu verhindern.

Horchen ist nie zu billigen; aber Castenius war wenigstens ein unschädlicher Spion. Nie verrieth er an irgend jemand, was er gehört hatte, nie mißbrauchte er es zum Schaden. Wohl sandte er dagegen einer bedrückten Familie deren Klagen er in der Stille angehört hatte, am andern Morgen durch einen Unbekannten ein ansehnliches Geschenk, das ihre Noth milderte; und wer war froher als er, wenn er denselben Abend wieder auf seinem Posten stand, und nicht mehr die Klagen, sondern statt ihrer die Aeußerungen der Freude und des Danks gegen den unbekannten Wohlthäter hören konnte. Auch hinderte er wohl einmal einen bösen Anschlag, den er auf diese Art erfahren hatte. Entweder schrieb er dann einen anonymischen Brief an die Familie, die den Anschlag gefaßt hatte, hielt ihnen darin alles vor, und drohete es zu verrathen, wenn sie die geringste Miene machten, ihren Anschlag zu vollziehen, oder er schickte einen ähnlichen warnenden Brief an denjenigen, der in Gefahr stand, durch den hinterlistigen Plan seiner Feinde Schaden zu leiden.

Am vergnügtesten machte ihn eine gelungene List, wodurch er den Frieden zwischen zwei zänkischen Eheleuten herstellte. Nur Wenigen hatte er lange nach dem Vorfall etwas Unvollständiges davon gesagt, aber nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren die ausführliche Erzählung nebst einem Exemplar der kleinen Schrift, die er deswegen hatte drucken lassen. Der Vorfall selbst war etwa dieser:

Bei seinen Abendwanderungen bemerkte er oft in einem Hause ein heftiges Gezänk, dessen Urheber und Gegenstand er lange nicht erforschen konnte, weil die Gegend zu frequent war, und die Vorübergehenden ihn oft von den Fensterladen vertrieben. Zufällig kam er mit einem Prediger des Orts darauf zu sprechen, und erfuhr von diesem, daß in dem Hause ein Schneider lebte, auf den wie auf seine Frau sonst nichts zu sagen wäre, als daß sie, beide von einer heftigen Gemüthsart, bei jeder Kleinigkeit zum bittersten Verdruß gereizt würden, und sich das Leben so sauer als möglich machten. Der Prediger versicherte zugleich, alle möglichen Ermahnungen schon erschöpft zu haben, ohne daß sie mehr als einen

Was-

Waffenstillstand auf einen halben Tag bewürkt hätten; doch gab er ganz absichtlos Castenius einen Wink, den dieser auffaßte und nachher benutzte, daß nemlich beide Eheleute am ersten durch die Schrecknisse der Ewigkeit zu leiten wären, und sich am geneigtesten zur Versöhnung bewiesen, wenn man sie daran erinnerte, daß sie sich künftig einmal wiedersehn, und sich einer vor dem andern schämen würden, weil sie sich ihre Tage so verbittert hätten.

Castenius verließ die Gesellschaft des Predigers spät, da die Straßen schon sehr ledig waren. Er gieng vor dem Hause des Schneiders vorbei, er sah noch einen Schein des Lichts durch die undichte Fensterlade, und heute konnte er sich gar nicht enthalten, zu horchen. Lange hörte er nichts, und wollte schon weiter gehen, als sich plötzlich ein schreckliches Ungewitter erhob. Die Frau hatte das fertig gewordene Beinkleid eines in ihrem Hause wohnenden jungen Menschen hinaufzubringen vergessen, und nun war dieser schon zu Bette, es konnte ihm also erst den andern Morgen gebracht werden. Versprechungen, daß dies so früh als irgend möglich geschehen sollte und alle Entschuldigungen halfen nichts. Die Frau mußte die ganze Ladung der auf sie herabströmenden Vorwürfe anhören, sie selbst wurde bald auch erbittert, und beide erneuerten, wie es oft schon geschehen und wiederholt seyn mochte, die Erinnerung an ihre vormaligen Sünden, die sie sich mit den heftigsten Schimpfreden vorhielten. Das Ganze endigte sich damit, daß die Frau erklärte, sie wolle sich ins Wasser stürzen, um ihren Mann vor Gottes Gericht zu verklagen. So viel sich aus dem Geräusche schließen ließ, lief sie wirklich nach der Stubenthür, wurde aber von ihrem Manne zurückgehalten, und nach einigem noch fortgesetzten Wortwechsel kamen die Präliminarien des Friedens zu Stande, der, wie sich leicht denken ließ, kein ewiger Friede seyn würde. Alles wurde nun wieder still. Das Ungewitter war vorüber. Castenius gieng nach Hause.

Unterwegs schon entwarf er seinen Plan, und zu Hause fieng er gleich an, eine kleine Schrift aufzusetzen, worin er zuerst das ganze Gespräch der Eheleute, so gut er es im Gedächtnisse aufgefaßt hatte, mit denselben Worten treulich wieder lieferte, dann aber ein zweites Gespräch eben dieser Eheleute in der Ewigkeit hinzusetzte, worin sie nun die Rollen gewechselt hatten, indem jeder sich selbst anklagte, sich die Schuld des oft gestöhrten Friedens beimaß, und einer vor dem andern sich schämte. Ein Engel mußte ihnen dann am Ende den Ausspruch ihres Richters bekannt machen, daß sie verurtheilt wären, am Eingange des Himmels stehn zu bleiben, und sich auf ewig vor einander zu schämen. Alles im Geschmack der damaligen Zeiten, dem auch der vorangesetzte Titel entsprach: Die zänkischen vor Gottes Gericht sich verklagenden Ehe-

Eheleute. Ganz am Ende stand noch mit großen Buchstaben die Ermahnung: Streitende Eheleute, bewahret diese Schrift in einem nußbaumenen Schranke (ein solcher stand in der Stube des Schneiders, wie C. durchs Fenster gesehen hatte) und wenn ihr mit einander uneins werdet, so ist derjenige der vernünftigste, der diese Schrift hervorholt, und sie dem andern vorlieset.

Sobald der Aufsatz beendigt war, gieng Castenius damit noch in der Nacht zur Druckerei, weckte einen Gesellen auf, den er kannte, und dessen Verschwiegenheit er für etwas Geld erkaufen konnte. Mit dessen Hülfe wurde er mit dem Setzen und dem Abdruck von ein Paar Exemplaren schon gegen Morgen fertig. Das vollendete Werk ließ er, sobald als es möglich war, dem Schneider durch einen Knaben zum Verkauf anbieten, der die Anweisung hatte, sich auf keinen Fall abweisen zu lassen, sondern so lange zu betteln, bis man ihm einen Groschen dafür geben würde.

Der Anschlag gelang glücklich. Der Schneider wollte nichts vom Bücherkauf wissen, die Frau aber, die den Titel ansah, holte aus ihrem Spartopfe einen Groschen hervor, und kaufte das kleine Buch dem Knaben ab, der nun so schnell als möglich aus ihrem Gesichte zu kommen suchte. Wie erstaunten aber die beiden Eheleute, als sie ihr Gespräch vom gestrigen Abend Wort für Wort wiederfanden. Da es nach dem Titel schon vor funfzig Jahren gedruckt war, so konnten sie nicht aufhören, sich zu wundern, und wußten nicht, ob es mit rechten Dingen zugehe, oder ob sie es als eine auf sie hinzielende Weissagung ansehn, und den Knaben, den sie nun gern zurückgehabt und ausgefragt hätten, für einen warnenden Engel halten sollten. Daß es indeß nicht ohne Wirkung blieb, bezeugte der Prediger bald nachher. Dieser hatte, wie er oft that, dies Ehepaar einmal besucht, und nach dem lieben Hausfrieden sich erkundigt. Beide erzählten ihm denn nicht nur, daß sie seit vier Wochen sehr einig lebten, sondern auch, durch welches seltsame Ereigniß ihre Gemüther zuerst besänftigt wären. Erst zweimal, sagten sie, hätte sich seitdem ein kleiner Anlaß zum Streit gefunden, aber beidemal hätte die Frau die Schrift aus dem Schranke genommen, und es wäre nicht zum eigentlichen Zanke gediehen. Der Prediger ließ sich den Tag sagen, wenn sie die Schrift empfangen hätten, und sein Argwohn fiel leicht auf Castenius, weil er zurückrechnen konnte, daß er in der Zeit ungefähr mit ihm darüber gesprochen hatte. Doch wollte dieser nichts eingestehn, und die Sache blieb bis zum Tode der beiden Eheleute völlig ein Geheimniß, und erst nach Castenius Tode wurde sie nach ihrem ganzen Zusammenhange bekannt.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

101tes Stück.

Montag, den 18ten December 1809.

Etwas über das Pflanzenreich, und über die Annäherung des Pflanzen- zu dem Thierreich.

(Schluß.)

Die Natur geht überall, ehe die vollkommneren Gegenſätze ſich ausbilden, von unvollkommenen Mittelweſen aus, welche jedoch von der größten Wichtigkeit ſind, weil ſie die nahe Verwandtſchaft der beiden entgegengeſetzten Richtungen bezeugen, und hierdurch auf das gemeinſchaftliche Eine, welches beiden zu Grunde liegt, hindeuten. Es wird ſpäter im Thierreich, daſſelbe in der Zeit, in einer Aufeinanderfolge von verſchiedenen Bewegungen ausgedrückt, was ſich im Pflanzenreich nebeneinander, im Raume zu erkennen giebt.

Die erſten Anfänge des Thierreichs gleichen eben ſo ſehr den Pflanzen als den Thieren, wie bei den erſten Anfängen des Pflanzenreichs dieſelbe Unentſchiedenheit Statt findet. Gallertartig, durchſichtig, gleichſam aus kleinern und größeren Kernen unregelmäßig zuſammengeſetzt, erſcheinen die Polypen an dem Pflänzchen oder ſonſt feſtem Gegenſtande, worauf ſie ſitzen, noch feſtgewachſen, und in ihm pflanzenartig wurzelnd. Ein bloßer Darmkanal mit Armen, pflegen ſie immer begierig nach den kleinen Gegenſtänden, welche im Waſſer umherſchwimmen, zu haſchen, und das Verzehrte geht ſchnell und unmittelbar in die allgemeine Maſſe des kleinen Körpers über. Die Jungen wachſen, wie Zweige und Sprößlinge bei den Pflanzen, aus dem Körper des alten Polypen hervor, und erreichen öfters dieſelbe Größe, wie der alte, ehe ſie ſich von dieſem trennen. Oefters ſieht man aus den noch im väterlichen Körper feſtſitzenden Jungen, wiederum neue Junge her-

hervortreiben, und dem mit Kind und Enkel verbundenen Alten wird von seiner Nachkommenschaft das Futter, nach welchem alle zugleich haschen, streitig gemacht. Man kann den Polypen nach allen Richtungen zerschneiden, ja umwenden wie einen Handschuh, so, daß die innere Höhle des Leibes herauskömmt, ohne daß sich derselbe in allen Gewohnheiten seines Lebens stöhren läßt. So ist diese sonderbare Thierart den Pflanzen eben so verwandt als den Thieren, und nur darin, daß sie Futter von aussen nimmt, wird sie den letztern ähnlich.

Auch findet sich bei dem Polypen in der Nähe seines Todes, im Herbst, wenn die Pflanzen und er selber der überhand nehmenden Kälte weichen müssen, eine Vorahndung des höhern thierischen Daseyns. Er legt alsdann nach Bonnets Beobachtungen ein Ei, wie vollkommene Thiere, die sich nicht durch Sprossen fortpflanzen. Bei den meisten Aphisarten, welche die Blattstiele unserer Pflanzen öfters bedekken, findet sich eine ähnliche merkwürdige Erscheinung. Diese Thiere, indem sie lebendige Junge gebähren, gleichen hierin den durch lebendige Sprossen sich fortpflanzenden, denn sie sind eigentlich geschlechtslos. Erst im Herbst, nahe vor dem gemeinschaftlichen Untergang, besteht die zuletzt lebende Generation aus Männchen und Weibchen, und diese pflanzen sich nach der Weise der vollkommenen Thierklassen durch Eier fort.

So wird auch hier das Eingreifen eines nächstfolgenden Daseyns in das vorhergehende wahrgenommen, und diese sind wie die Glieder einer Kette verbunden.

Wenn wir den Weg, welchen die bildende Natur auf den ersten Stufen des Thierreichs nimmt, genau beobachten, sehen wir, wie in der Geschichte des einzelnen Thiers, gleichsam das Herz zuerst auftreten. Denn das ganze Daseyn einiger microscopischen Thiere, von der Art jener aus Aufgüssen erzeugten, besteht in einer beständigen Aufeinanderfolge von Ausdehnung und Zusammenziehung, was sich öfters als ein beständiges Umkreisen selbst noch bei den Rädernthierchen andeutet. Noch ist bei vielen dieser Thierchen kein thierisches Nahrungsnehmen beobachtet, und sie scheinen, wie kleine Pflanzen durch ein unmerkliches Einsaugen der Flüssigkeit, in der sie leben, zu vegetiren. Bei den zunächst angränzenden Zoophyten und einigen Würmern beobachtet man zwar weder Nerven noch muskelartige Organe, indessen läßt sich der Gegensatz zwischen Nerven und Muskeln doch schon in ihnen vermuthen, weil sie sich gegen den Metallreiz auf dieselbe Weise empfindlich zeigen, wie höher ausgebildete und mit Nerven und Muskeln ver-

versehene Thiere. Dieser Gegensatz scheint mithin im Thierreich sehr frühe, und fast mit ihm zugleich einzutreten.

Der Sinn für das Licht wird schon bei den Polypen und ähnlichen unvollkommenen Thieren sehr deutlich bemerkt, ohne daß doch irgend ein Organ vorhanden wäre, welches einem Auge gliche. Es scheint die ganze Oberfläche des Körpers jener Thiere die Empfindlichkeit für das Licht zu besitzen, welche bei andern mit dem Auge eigenthümlich ist. Nicht minder wird bei einigen ein unvollkommenes Verdauungssystem gefunden.

Bei den Würmern, welche hierauf folgen, sehen wir in allmähligen Uebergängen ein deutlicheres Nervensystem mit jenen vielen Absätzen hervorgehen, welche für kleine, für sich bestehende Gehirne können gehalten werden. Die Organe der Verdauung sind vollkommener gebildet, und es zeigt sich, noch ohne Spuren eines Kreislaufs, das Bedürfniß des Athmens, welches vermöge kleiner Oeffnungen an den Seiten des Körpers befriedigt wird. Unter den Sinnesorganen ist das erste, welches in seinen unvollkommensten Spuren auftritt, das Auge. Für diese werden nämlich von Cuvier jene kleinen dunkelgefärbten Hügel gehalten, die an dem Kopfe vieler artikulirten Würmer, da, wo bei den Insekten die Augen liegen, gefunden werden. Einige Arten von Blutigeln haben 2, andere 4, 6 oder 8, und eine ähnliche gleichsam zufällige Abänderung der Zahl findet sich auch bei den augenartigen Organen der verschiedenen Nereiden, während die Naiden und andere Würmer nur 2 besitzen.

Auch bei den Insekten, welche schon um eine Stufe höher stehen, als die Würmer, finden sich unter allen Sinnesorganen die des Gesichts am vollkommensten, und dem Auge der höhern Thierklassen am analogesten ausgebildet. Denn, ob es gleich gewiß ist, daß die Antennen an dem Kopfe derselben ihnen zum Fühlen gegeben sind, weicht doch bei ihnen die Natur in der Lage und Anordnung dieser Theile, aus den Gränzen der Analogie mit der höhern Thierwelt heraus. Ein scharfer Geruch sehr entfernter riechbarer Gegenstände ist bei verschiedenen Insekten bemerkt worden, ohne daß die Organe desselben entdeckt wären. So zieht die Biene der Geruch der blühenden Linden in einer bedeutenden Entfernung an, und jene ausländischen Insekten, die sich seitdem bei uns eingefunden haben, seitdem die Pflanzen, auf denen sie sich gewöhnlich aufhalten, bei uns ausgesäet wurden, könnte nur dieser Sinn aus jenen großen Fernen herbeigeführt haben, wenn man ihre selbstständige Erzeugung aus den Pflanzen nicht zugeben will.

Noch vollkommener organisirt als die Insekten, sind die Mollusken, zu denen die Schnecken, die Muscheln und andere Schaalenthiere, und die Tintenfische gehören, eine eigene Thierklasse bilden, die einen vollkommnen Uebergang von den Fischen zu den untersten Thierklassen, den Insekten und den Würmern macht. Das Nervensystem nimmt auf einmal eine ganz andere Gestalt an, die vielen Absätze desselben, welche kleinen Gehirnen gleichen, haben sich fast bis auf 2 vermindert, und während noch bei den Insekten kein eigentlicher Kreislauf der Säfte entdeckt ist, und über jenen länglichten, beständig oscillirenden Kanal, am Rücken derselben, den man für ein Herz gehalten, noch immer viele Ungewißheit herrscht, findet man bei den Mollusken schon ein vollkommenes Herz, mit großen Blutgefäßen, die in der Anordnung sowohl als im Bau ihrer einzelnen Theile, dem Herzen und den Gefäßen der vollkommneren Thiere gleichen. Auch die übrigen Eingeweide, der Magen, die Leber, zeigen eine große Aehnlichkeit mit denen der höhern Classen. Aber ungeachtet dieser vollkommenern Ausbildung in den innern Theilen, finden wir bei verschiedenen Geschlechtern dieser Thierklasse keine Spuren mehr von jenen Sinnesorganen, die sich auf den vorigen Stufen wenigstens schon angekündigt hatten. Bei den Austern, Ascidien, Euten- und Perlenmuscheln, so wie bei vielen andern Schaalenthieren, fehlt der Kopf ganz, und mit ihm zugleich alle Sinnesorgane, welche sich bei vollkommneren Thieren an diesem befinden. Man hat diese Geschlechter unter dem Namen der Acephalen oder Haubtlosen zusammengefaßt. Hierauf gleich in jenen zunächst angränzenden Schaalenthieren, welche zu dem Geschlecht der Schnecken gehören, oder diesen ähnlich sind, finden sich wieder die ersten Spuren eines Auges, welches endlich in den Tintenfischen fast so vollkommen ausgebildet ist, wie bei den Fischen. Zugleich findet sich bei dieser Thierart ein Gehörorgan, welches zwar in seinem ganzen Bau dem der Fische ziemlich nahe steht, jedoch nicht so vollkommen ausgebildet erscheint, als das Auge.

So tritt auch hier, nachdem in einigen Geschlechtern, wo sich die bildende Kraft ganz auf die Vollendung der innern Theile gewendet, und die Ausbildung der äußern versäumt zu haben scheint, die Sinnesorgane gänzlich verschwunden waren, zuerst wieder das Auge, und nächst ihm das Ohr auf.

Ueberhaupt erkennen wir deutlich in der merkwürdigen Classe der Mollusken einen Wendepunkt, an welchem sich die Classen der Thiere mit rothem kalten Blut (Fische und Amphibien) von denen der Thiere mit weißem kalten Blute, ohne eigentlichen

Digitized by Google

chen Kreislauf scheiden. Ein Theil der Schaalenthiere, mit noch unvollkommenem Kreislauf, gehört noch herunter zu den tiefer stehenden Thierklassen der Insekten, Würmer und Pflanzenthiere, bei diesen sehen wir allmählig die Sinnorgane, welche bei den Insekten schon vorhanden waren, wieder verschwinden, und es bleibt bei den Hauptlosen nur noch der Sinn des Geschmacks, als der, welcher sich zuletzt ausbildet, zurück. Dagegen zeigen sich die Eingeweide, welche mit dem System der Sinne und des Empfindens in einem beständigen Gegensatz stehen, und welche dann am lebendigsten wirken, wenn jene unthätiger oder ohnmächtiger sind, auf eine Weise ausgebildet, wie in keinem der frühern Geschlechter. So erreicht die erste Thierreihe ihren höchsten Gipfel in Wesen, welche allen Eindrücken der Aussenwelt, dem Licht und den Tönen verschlossen sind, und der Geist der Natur scheint sich, ermüdet von dem ersten Tagewerk, in sich selber zu vertiefen, betrachtend, zum neuen Werke sich bereitend. Eine solche Stille und Abgeschiedenheit gegen die Aussenwelt scheint überhaupt öfters den letzten Ausgang der bisherigen, und die Vorbereitung zu dem höhern Daseyn zu bezeichnen, und auch das Gemüth des Menschen, ermüdet nach dem Streben nach aussen, ruhet zuletzt in sich selber aus. Hierauf jenseits dieses ersten Wendepunkts des Thierreichs, begrüßt die neuentstandene höhere Reihe zuerst wieder das Licht, jedoch mit vollkommneren Organen, als in den tiefer stehenden Wesen. Es wird nun von der abentheuerlichen Gestalt der Sepien der Uebergang zu den Fischen gefunden, und jenes sonderbare Geschlecht der Knorpelfische, das unter dem allgemeinen Namen der Meernadeln zusammengefaßt wird, und zu welchem unter andern das Meerpferdchen gehört, bei dem die Naturforscher lange in Ungewißheit gewesen, ob sie es zu den Fischen oder zu den Würmern zählen sollten, steht wenigstens nicht fern von der Gränze der niedrigern Organisationen. Noch finden wir hier die Ueberreste jenes fleischigen Mantels, welcher den Tintenfischen eigenthümlich ist, in einer Haut, welche von dem untern Theil des Kopfes nach dem Rumpfe hinläuft, und nur einen kleinen Zwischenraum für die Kiemenöffnung übrig läßt.

Die Natur erringt nur in den Fischen, durch allmähliches Weiterbilden, die ersten Anfänge eines wirklichen Gehirns, die sich noch in einigen kleinen Kügelchen, meist fünf an der Zahl darstellen, und ein vollkommneres in seiner Anordnung dem der Säugethiere ähnlicheres Nervensystem. Der Kreislauf nähert sich nicht minder, besonders in den höheren Geschlechtern, dem der Säugethiere immer mehr, und das Blut

hat

hat bei allen die vollkommnere rothe Farbe, während bei den Schaalenthieren blos in der gefärbten Flüssigkeit des sogenannten Purpurbeutels, der sich fast bei allen findet, und bei den Sepien die schwarze Flüssigkeit enthielt, eine Annäherung an das rothe Blut der höheren Thiere gefunden wird. Es finden sich bei den Fischen alle Sinnesorgane, außer dem des Geschwacks in ziemlicher Vollendung, noch fehlen aber dem Rumpf die äusseren Glieder, die sich bei den Schaalenthieren fast gänzlich verlohren, während sie bei den Insekten schon sehr ausgezeichnet hervortraten, und nur die Flossen deuten auf die äussern Glieder der darauf folgenden höhern Geschlechter hin.

Aus jener Abtheilung der Knorpelfische, welche festgewachsene Branchien hat, findet sich der Uebergang in die Classe der Amphibien. Es tritt hier wieder als der zuletzt ausgebildete Sinn, ein vollkommenes Organ des Geschmacks zu den schon früher vorhandenen Sinnen. Einige Amphibien, unter andern einige grössere Eidexarten und Schildkröten, zeigen in dem Bau der innern Theile eine große Verwandschaft mit dem Bau der Vögel, und so wird hier ein zweiter höherer Wendepunkt gefunden, welcher die Classen der Thiere mit rothem kalten Blut von den höheren der Thiere mit warmen rothen Blute scheidet. Jenes stille in sich gekehrte Leben, die Stumpfheit der Sinnen, bei einigen die Langsamkeit der Bewegungen, bezeichnen auch hier die Vorbereitung zu einem höhern vollkommneren Daseyn. Abermals hat sich, wie bei den Mollusken, die ganze Lebenskraft nach der Ausbildung der innern Theile des Rumpfes hingewendet, und es scheint bei vielen Amphibien der Kopf und der Vereinigungspunkt des Nervensystems nicht der lebendigste und nothwendigste Mittelpunkt des Daseyns zu seyn, wie bei andern Thieren, woher auch die erstaunliche Ausdauer dieser Thiere kömmt. Man hat Schildkröten lange Zeit leben und Speise nehmen sehen, denen man den Schädel geöffnet, und das Gehirn herausgenommen hat, andere lebten und bewegten sich noch Wochen lang, nachdem man ihnen den Kopf abgeschnitten.

Wie überall, finden sich in der neubeginnenden höheren Thierreihe, welche durch die Classe der Vögel an die Amphibien anschließt, zuerst die Sinnen, und vornemlich das Auge und Ohr, und nächst ihnen der Geruch ausgebildet. Die meisten Vögel besitzen diese Sinnen in einer anderwärts beispiellosen Schärfe. Mit einem vollkommneren Athmen zeigt sich hier ein vollkommnerer Blutumlauf verbunden, der Bau der innern und äussern Theile ist nun fast gänzlich dem der Säugethiere

thiere analog. Durch den merkwürdigen Ornitorinchus paradoxus, jenes sonderbare neulich entdeckte Thier, das durch seinen Entenschnabel und Entenfüße, so wie im Bau einiger innern Theile den Vögeln, übrigens den Säugthieren gleicht, findet sich deutlich der Uebergang von der Gestalt des Vogels in die des Säugethiers. Zu den übrigen Sinnesorganen tritt nun auch nun wieder die Zunge, deren höchste Bedeutung erst im Menschen, wo sie als Sprachorgan erscheint, erkannt wird. Ueberhaupt findet sich dieses merkwürdige Organ bei dem Menschen, und höchstens nur noch bei einigen Affengeschlechtern zu einer Vollkommenheit ausgebildet, wie sonst nirgends, und gerade die Zunge ist das einzige Sinnesorgan, das der Mensch in einer größern Vollendung besitzt als die übrigen Thiere, während er an Schärfe des Gesichts, des Gehörs und Geruchs, und an der Vollkommenheit des Baues dieser Organe, selten von andern Thiergeschlechtern vielfältig übertroffen wird.

Es ist die Gabe des Sprechens, welche zugleich mit jener der Vernunft, den hohen Vorzug unserer Natur von der der andern Wesen bildet.

Dieses ist, nur in einigen dürftigen Zügen, der Gang des allgemeinen Lebens von einer geringen Vollendung zu immer höherer. Das Leben des ganzen Thierreichs scheint sich durch ein stetes Vorwärtsstreben nach dem des Menschen hinzudrängen, und nach diesem gleichsam zu sehnen. In einigen lichten Blicken sehn wir die Vorahndung des menschlichen Daseyns an dem thierischen vorübergehen, und öfters wird dieses noch im Scheiden gleichsam durch ein ferne dämmerndes Bewußtseyn verklärt. Endlich tritt unser Wesen in die lange Reihe der Lebendigen ein, wir wissen nicht woher, noch wohin? wir eilen. Der Weg hinter uns ist dunkel, und nur zuweilen wird er durch Träume von einer sonderbaren Innigkeit und Klarheit, die wohl untereinander, nicht aber mit dem jetzigen Daseyn in Beziehung stehen, aufgehellet. Wir müssen in diesen, noch mehr aber in dem tiefen und dunkeln Geheimniß der Sympathien und Antipathien, öfters die Erinnerung an einen vergangenen Zustand anerkennen. Endlich tritt noch die tiefere Naturwissenschaft, Aufschlüsse und gewisse Merkzeichen gebend, hinzu, so, daß der zurückgelegte Weg wie ein ferner dunkler Schatten von der Seele wahrgenommen wird. Was aber jenseit ist, wird uns nicht im dunkeln Traum, nicht in dunklen Vorahndungen verkündigt, sondern nur in dem klaren lichten Werk des Lebens, in dem tiefen und heitern

Stre-

Streben des Gemüths verstanden, und aus diesem fällt ein seliger Schimmer auf die dunkle Kluft jenseits, welcher uns mit fröhlichem Vertrauen hinüberschauen läßt.

Ueber die Wirksamkeit des Terpentinspiritus gegen äußere Krankheiten des Rindviehes.

Vor einiger Zeit bekam eine meiner besten Kühe einen heftigen Schmerz im rechten Hinterbeine, welcher sichtbar in dem obern Gelenke seinen Sitz hatte. Das Thier konnte nur mit Mühe aufrecht stehen, und fast gar nicht von der Stelle kommen; die Ursache und die eigentliche Natur des Uebels waren unbekannt. Es vergingen wohl acht Tage, da ich Rath suchte, allerlei Mittel anwandte, ohne den geringsten Erfolg zu sehen; endlich gab mir ein erfahrner Oekonom den Rath, die Einreibung des Terpentinspiritus zu versuchen, welches Mittel er in ähnlichen Fällen beim Hornvieh sehr nützlich gefunden habe. Sogleich fing ich an, nach seiner Anweisung dreimal des Tages dieses Mittel zu gebrauchen. Nach Verlauf von acht Tagen zog sich an der leidenden Stelle ein starker Geschwulst zusammen, und kleine Pusteln wurden daran sichtbar; dennoch fuhr ich mit dem Einreiben des Spiritus fort, und ehe drei Wochen, vom Anbeginne dieser Cur gerechnet, verflossen, war meine Kuh völlig hergestellt.

Obgleich der im 90sten Stücke des Hannoverschen Magazins, Jahrgang 1809, erzählte Fall von dem, dessen hier erwähnt wird, verschieden zu seyn scheint, so dürfte doch diese sehr wirksame Arznei dem Freunde der Oekonomie, der dort Rath sucht, zum Versuche bei seiner am Krampfe leidenden jungen Kuh mit Recht empfohlen werden.

S. H. N.

Hannoverſches Magazin.

102tes Stück.

Freitag, den 22ten December 1809.

Antwort

auf die Bitte um Belehrung im 98ſten Stück des Hannoverſchen Magazins v. d. J.

Wenn ein alter Geſchäftsmann die rührende Klage vorbringt: er ſey bei anhaltender und angeſtrengter Richtung ſeiner Geiſteskräfte auf ſeine Berufsgeſchäfte, dahin gelangt, dieſe ruhmwürdige Thätigkeit nicht mehr nach ſeinem Gefallen, oder nach dem Drange der Umſtände, beherrſchen zu können; ſondern er ſey gezwungen, ſich derſelben zu ſeiner Qual, auf Koſten ſeiner Geſundheit, ohne Noth und wider ſeinen Willen ungeſetzt hinzugeben, ſo daß er durch nichts im Stande ſey, ſich zu zerſtreuen, und von ſeinen Geſchäftsgedanken loszumachen: ſo dürften dadurch vielleicht nachtheilige Reflexionen veranlaßt werden. Sollten in der That ſolche Perſonen vorhanden ſeyn, denen die Geſchäfte Nebenſache; Zerſtreuung hingegen und Reſtauration ihrer ungebrauchten Kräfte, Hauptſache iſt; dann dürften dieſe eine nicht unwillkommene Beſchönigung ihrer Lebensweiſe in dieſer Klage zu finden glauben. Andere hingegen, welche mit dem Klagenden die Berufstreue über alles ſchätzen, werden vielleicht Beſorgniſſe für die Zukunft ſchöpfen, und ein ähnliches Schickſal fürchten, wenn ſie fortfahren, mit Anſtrengung, beſonders der Geiſteskräfte, ſich ihren Geſchäften zu widmen. Beiden Theilen, wünſche ich hier nur im Vorbeigehen zu ſagen, daß das traurige Beiſpiel unſers Leidenden ſie geradezu nichts angehe; daß es weder die Erſten beruhigen, noch die Letzten ſchrecken dürfe. Jeder Lebensweiſe hat ihre eignen Gefahren. Die unzeitige Zerſtreuung und die unnöthige Reſtauration werden ebenſo gewiß von der unbeſtechlichen Nemeſis geächtet, als die zweckwidrige und übertriebene Arbeitſamkeit. In

jedem Verhältniß ruft ihr unverkennbar göttliches Gesetz uns zu: überschreite nicht das Maaß! Wer folgsam diese Stimme hört, der wird so wenig die Arbeit, als das Vergnügen, die Quelle seiner Leiden nennen können. Ob unser Leidende sie gehöre habe, und ihr gefolgt sey? kann hier nicht entschieden werden. Er sagt auch nicht sowohl, daß er sein Leiden seiner Arbeitsamkeit beimesse, als vielmehr nur, daß es seine Richtung durch die ihm eigene Thätigkeit bekommen habe. Er, der über bestimmte Gegenstände viel hat nachdenken müssen, kann nun nicht anders denken. Es ist dies eigentlich genommen, weder Schuld der Gegenstände, noch der Anstrengung, sondern es ist die Wirkung einer bestimmten Krankheit, zu welcher der Leidende sich bekennt, der es besonders eigen ist, die Ideen zu fixiren. Denn eben so wenig, als bloße Gewohnheit einen alten Botengänger dahin bringen wird, immer wandern zu müssen; oder einen alten Cantor, immer zu singen; eben so wenig wird auch die anhaltendste Beschäftigung mit irgend einem andern Gegenstande, in einem dritten, so lange er gesund ist, die Nothwendigkeit erzeugen, nichts anderes als diesen Gegenstand denken und behandeln zu können. Das Bedürfniß der Abwechselung ist uns so tief eingeprägt, und wird so natürlich in uns hervorgerufen, daß man da, wo das Gegentheil sich zeigt, unfehlbar auf einen vom Natürlichen abweichenden Zustand, also auf Krankheit oder Leidenschaft, schließen muß.

Immer also wird dem bedauernswerthen Anfrager zunächst gerathen werden müssen, mit seinem Arzte ernstliche Rücksprache wegen der bösen Hypochondrie zu nehmen, der er ohne Zweifel vorzüglich, ja allein die qualvolle Einkerkerung des Geistes in die Schranken seiner Berufsgedanken, zuzuschreiben hat.

Es sey mir indessen erlaubt, aus Theilnahme an seinem Leiden, das ich als sehr peinigend erkenne, hier einige Gedanken über die beste Art, sich zerstreuen zu können, äußern zu dürfen.

Mit den gewöhnlichen Vorschlägen: Gesellschaft zu wählen, Schauspiele, Concerte und Promenaden zu besuchen, wage ich hier gar nicht hervorzutreten, da unser Leidende ausdrücklich bevorwortet hat: ihn an sein Zimmer gebunden zu denken. Theils legen auch diese sogenannten Zerstreuungen einen gewissen Zwang auf, der so gestimmten Geschäftsmännern lästig fällt; theils erlaubt sie nicht immer der Gesundheitszustand, und endlich, was das Schlimmste ist, leisten sie selten das, was man von ihnen erwartet. Gute Gesellschafter sind wenigstens in manchen Gegenden, wo wegen eines Erziehungsfehlers das Talent der Conversation nicht genugsam hervorgerufen

Digitized by Google

sen und cultivirt wird, eben so selten, als gute Schauspieler. Ob die Musik, welche man hört, ohne sie selbst vorzutragen, auf die Ableitung der Ideen und auf die Umstimmung des Gemüths den Eindruck macht, den man zu erhalten wünscht, ist eine große Frage. Von den Promenaden, die so ins Weite hin, ohne einen einladenden bestimmten Zweck unternommen werden, läßt sich dasselbe fragen. Eine zwanglose abwechselnde Lektüre scheint wohl mehr Beihülfe zur Zerstreuung zu versprechen; allein da dieses Mittel einem jeden so nahe liegt, der es bedarf, so darf ich sicher annehmen, unser Klagende habe es längst versucht, und unbefriedigend gefunden. Noch weniger wird es ihm helfen, wiederholt die Knöpfe an seinem Rocke zu zählen, oder auf die Fliegen in seinem Zimmer Jagd zu machen.

Nichts bleibt ihm übrig, so viel ich einsehe, als irgend eine kleine unschuldige Leidenschaft bei sich zu erwecken, vermittelst welcher er den Bann seiner gewohnten Ideenkreise glücklich überfliegen könne.

Wohl dem, der schon frühe, so lange das Gemüth noch empfänglicher für neue Reize und Eindrücke ist, darauf bedacht war, mehrere Berührungspunkte für das Interesse des Lebens anzubauen; theils dadurch, daß er durch anziehende Familienverhältnisse, oder durch idealische Freundschaft, die leider nur zu selten ist, den Saiten seines Herzens stets interessante Berührungen zusicherte, so viel das zerbrechliche Glück unsers Lebens es gestattet; theils dadurch, daß er seinen Verstand mehr als einer Muse zu empfehlen suchte, um dereinst, wenn vielleicht sein Beruf ihn in ein Fach warf, das an sich mehr anstrengt als ermuntert, mehr durch sein wiederkehrendes Einerlei ermüdet als unterhält, bald bei dieser, bald bei jener, einer gefälligen und angenehmen Aufnahme versichert zu seyn.

Doch auch das höhere Alter steht der Bewerbung um solche Liebschaft nicht unbedingt entgegen. Familienverhältnisse knüpfen sich freilich dann nicht gut mehr an, es erfordere wenigstens sehr viele individuelle Rücksichten, aber Freundschaft — warum sollte ihr Beginnen dem Alter fremd seyn? Sollte das Herz, das noch schlägt, zu kalt seyn, um das Gute und Große in andern zu lieben, und an dem uneigennützigen Tausche der Gefälligkeit und Theilnahme Gefallen zu finden. Auf allen Fall aber ist es nicht so sehr selten, daß Personen von höherem Alter noch mit Erfolg neue Studien ergriffen, leidenschaftlich einer wissenschaftlichen oder Kunstliebhaberei sich in die Arme geworfen, und so gleichsam sich verjünget haben.

Irgend auf etwas von diesen wird der leidende Anfrager Rücksicht nehmen

nen müssen, wenn er die Freiheit seines Geistes wieder erlangen will. Kann er sich nicht entschließen, sich von der Seite des Herzens zu verjüngen, so versuche er es von der Seite des Kopfs oder des Talents. Sollte auch nicht der erste Anfang ihm sogleich erfreuliche Ausbeute gewähren, denn aller Anfang ist ja schwer, so darf er bei dem festen Sinn, der ihm eigen zu seyn scheint, doch sicher hoffen, mit jedem Tage seinem Zweck näher zu kommen.

Ohne nähere Bekanntschaft mit seiner Lage, mit seinen Neigungen, Kenntnissen und Fähigkeiten, kann man ihm hierunter freilich nicht bestimmt rathen. Man ist ungewiß, ob man mehr mechanische Arbeiten, Drechseln z. B., was bei seiner Hypochondrie außerordentlich zweckmäßig seyn würde, Holzschnitzerei, Buchbinden, Pappparbeiten à la van der Hoop u. s. w. ihm empfehlen darf, oder ob man aus dem Gebiet der höhern Künste und Wissenschaften ihm einige Steckenpferde präsentiren soll? Vielleicht das allgemeine oder partielle Studium der Geschichte; vielleicht die Physik mit ihren unterhaltenden größern und kleinern Apparaten; oder die Chemie, nicht um Gold zu machen, sondern um das Geheimniß größerer Zufriedenheit und des erquickenden Schlafs zu finden; oder die Naturgeschichte mit ihren bunten Sammlungen von Pflanzen, Thieren und Mineralien. Letztere könnte zumal noch dazu dienen, den an sich doch heilsamen Promenaden, welche die Witterung und das Befinden erlaubt, einen bestimmten ermunternden Reiz zu geben, so wie sie nicht weniger Stunden und Tage lang angenehm auf dem Zimmer beschäftiget. Auch Kunstsammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Gemmen und Münzen u. s. w. enthalten für manchen Geist einen wunderbaren Zauber.

Einer jeden Sache gewinnen wir durch einige Mühe, die wir darauf verwenden, bald ein Interesse ab, das mit fortgesetzter Bemühung immer zunimmt, und zuletzt in eine Passion übergeht. Ohne solche absichtlich oder zufällig erregte kleine Leidenschaften oder Liebhabereien, die als ein Gegengewicht unserer Liebe zum Beruf und zur Pflicht entgegenwirken, und welche Manche selbst mit dem Kartenspiel, dem Schachspiel oder andern gesellschaftlichen Spielen zu verbinden wissen, dürfte es schwer fallen, in manchen Lagen des Lebens, einer nachtheiligen Einförmigkeit der Ideen, und selbst der Langenweile endlich auszuweichen.

Die Congreviſchen Brandraketen.

(Aus Franzöſiſchen Blättern.)

Der Commandant der Inſel Oleron hat an die Pariſer Societät zur Beförderung der National-Induſtrie eine Congreviſche Rakete geſchickt, die auf einem engliſchen Brander, der an der Küſte ſcheiterte, gefunden wurde. Die Chemiker dieſer Societät werden nun die Compoſition dieſer Raketen unterſuchen. Wahrſcheinlich wird man das Geheimniß bald entdecken, und die menſchliche Geſellſchaft wird ein Zerſtöhrungsmittel mehr beſitzen.

Eine Congreviſche Brandrakete hat die gewöhnliche Form der Raketen; ſie beſteht nemlich aus einem Cylinder, der ſich auf der einen Seite in einen Conus endigt. Im übrigen aber weicht ſie ſehr von den gewöhnlichen Raketen ab. Sie iſt von ſtarkem Eiſenblech gemacht, das mit Spitzen und Haken umgeben iſt. Ihre Höhe iſt 3½ engliſchen Fuß, der Durchmeſſer der größten iſt 6 franzöſiſche Zoll. Die Hülſe iſt daher ſchon an ſich ſehr ſchwer. Der Cylinder iſt in drei ungleiche Theile getheilt. Der oberſte an der Seite des Conus iſt der längſte, er hat viele Löcher. Hier befindet ſich die brennbare Materie, welche durch die Löcher ſtoßweiſe ausſtrömt, und ein langes Feuer macht. Der zweite Theil des Cylinders iſt betheert; hier liegt unter der brennbaren Materie die Vorrichtung zum Steigen der Rakete, der unterſte Theil enthält das Pulver zum Anzünden. Die Rakete ſteigt, ſo lange der zweite Theil des Cylinders wirkſam iſt; erreicht das Feuer den obern Theil, ſo trennt ſich dieſer von der Rakete los, und fällt, da ſein Schwerpunkt nach vorn iſt, gerade herab, und die Spitze, die ſich in dem Conus befindet, ſticht ſich auf den Gegenſtand ein, den die Rakete im Herabfallen trifft. Sie können auf 1200 Toiſen weit geworfen werden.

Warnende Beispiele,
zur Verhütung verschiedener Gefahren.

Beispiele pflegen auf sehr viele Menschen stärker zu wirken, als bloße Vorschriften, und sie werden dadurch eher zum Nachdenken erweckt. In dieser Hinsicht scheint es von nicht geringem Nutzen zu seyn, solche Unglücksfälle, wozu Unvorsichtigkeit, Fahrlässigkeit oder Unwissenheit die Veranlassung gaben, zur allgemeinern Kenntniß zu bringen. Einige der folgenden Vorfälle fand ich in auswärtigen öffentlichen Blättern verzeichnet, die wohl nicht alle in die Hände der Leser dieses Magazins möchten gekommen seyn. Die Zahl derselben könnte noch sehr vermehrt werden, und es wäre zu wünschen, daß dergleichen Unglücksfälle, die, wenn sie auf dem Lande sich zutragen, selten bekannt genug werden, häufiger sorgfältig aufgezeichnet, und zur Warnung für Andere ausgestellt würden.

Wo Schweine in der Nähe sind, muß man kleine Kinder nicht ohne Obhut sich selbst überlassen, weil jene gefräßigen Thiere ihnen gefährlich werden können. In der Gegend des Großherzogthums Baden ereignete sich im Jahr 1808 ein in dieser Hinsicht warnender Vorfall. Ein Schwein fraß einem dreivierteljährigen Kinde, dessen kleine Schwester davon gelaufen war, alle Finger der linken und drei Finger der rechten Hand, auch das halbe linke Ohr ab, und versetzte ihm überdieß mehrere leichte Wunden. Das arme wehrlose Kind kroch endlich, vom Instinkt geleitet, in eine Oeffnung unter dem nahen Ofen, die so klein war, daß ihm der Feind, der seinem Leben drohte, nicht folgen konnte.

Frauenzimmer, welche die Nadel beschäftigt, haben häufig die üble Gewohnheit, solche im Munde zu halten. Wie gefährlich das werden kann, können folgende Beispiele lehren:

Zu K... in Preussen hatte ein Fräulein diese Gewohnheit. Einst, da Gesellschaft bei ihr war, und viel gesprochen, gescherzt und gelacht wurde, hielt sie eine Stecknadel zwischen den Zähnen; sie gerieth auf einmal in ein erschütterndes Lachen, wobei die Nadel im Munde unvermuthet in den Schlund, und von da in den Magen gerieth. Sie that einen lauten Schrei, und vor Schrecken und Bestürzung über diesen Unglückfall sank sie zu Boden. Die verschluckte Nadel verursachte zwar

nicht gleich Beschwerden; es dauerte jedoch nicht lange, daß sie unter dem Magen in den dünnen Gedärmen bald mehr, bald weniger stechende Schmerzen empfand. Es wurden Aerzte zu Rathe gezogen, und allerlei Mittel, aber vergeblich angewendet. Sie wurde mit jedem Tage kränker und elender, zehrte langsam ab, und büßte so ihre Unachtsamkeit mit dem Tode.

Am 3ten März 1794 starb zu Richmond, unweit London, Miß Zebart, Nichte des Grafen von Buckingham, ein junges Frauenzimmer von großer Familie, deren Verlust sehr bedauert wurde. Eine Art von Auszehrung war die nächste Ursache ihres Todes, und diese war davon veranlaßt, daß sie in ihrer Jugend gewohnt war, Näh- und Stecknadeln im Munde zu halten, darüber einzuschlafen, und solche zu verschlukken. Die Aerzte gaben dies als den Grund ihrer Krankheit an.

Beim Einkauf und ersten Gebrauch einzelner von Horn oder Elfenbein geraschter Tobackspfeifenspitzen ist Vorsicht zu empfehlen. Es pflegen die Käufer gewöhnlich mehrere nach einander erst in den Mund zu nehmen, und zu versuchen, ob sie die erforderliche Luft durchlassen. Wie leicht ist es möglich, daß schon ein unreiner Mund sie berührt hat. Ich las vor einiger Zeit in einem öffentlichen Blatte, daß Jemand durch eine solche Unvorsichtigkeit ein Lippengeschwür sich zugezogen habe. Man thut also wohl, daß man die Spizzen, ehe man sie in den Mund nimmt, vorher sorgfältig abwischt und säubert.

Da außer den unschädlichen und eßbaren Schwämmen es auch manche giebt, welche giftig, und der Gesundheit, ja selbst dem Leben gefährlich sind, so sollte billig Niemand mit der Aufsuchung derselben, sey es zum eignen Gebrauch, oder zum Verkauf, sich abgeben, der nicht genau die Merkmale der unschädlichen kennt, und sie mit Sicherheit von den giftigen unterscheiden kann. Ein Beispiel, das in der Bamberger Zeitung vom vorigen Jahre befindlich ist, kann in dieser Hinsicht zur Warnung dienen.

Im Dorfe Bischwind, im Landgerichte Sulzheim, aß am 1ten September 1808 ein Tagelöhner mit seiner Frau und seinem Bruder zu Mittag ein Gericht Schwämme, welches aber sogenannte Fliegenschwämme waren. Auch seinem kaum einjährigen Kinde wurde davon zu essen gegeben. Nachmittags um 4 Uhr fühlte bei der Arbeit der Bruder ein Uebelbehagen, und befand sich in der Nacht sehr krank an Erbrechen und Durchfall. Der Tagelöhner kam bei seiner Heimkunft von der Arbeit seiner Mutter wie ein Betrunkener vor, und wurde etwas später

Digitized by Google

später von denselben Zufällen gequält. Dasselbe begegnete seiner Frau und dem Kinde, welche beide in der Nacht auf den 2ten und 3ten September starben. Bei der Untersuchung dieser Leichname lebte der Bruder noch, war auch noch so besonnen, daß er den erwähnten Hergang umständlich angeben konnte, und schien der Rettung nahe zu seyn; allein den 4ten in der Frühe verschied er gleichfalls. Alle diese Individuen waren sonst von gesunder und starker Leibesconstitution; der Mann war 30 Jahre alt, dessen Frau und Bruder in den 20ger Jahren.

Auf dem Lande ereignen sich nicht selten Unglücksfälle, weil die Bodenluken in den Gebäuden nicht mit einem Geländer versehen, und die Brunnen nicht mit einem Riegelwerk eingefaßt sind.

Am 26sten Februar 1807 stürzte zu Bentorf im Lippischen ein Leibzüchter, Hans Hermann Adolph, daselbst durch eine mit keinem Geländer umgebene Luke eines Bodens, welcher zum Einscheuren des rauhen Korns bestimmt war, und starb zwei Tage darauf.

Am 27sten Julius 1808 ertrank zu Haustenbeck im Lippischen ein einjähriger Knabe in einem mit keinem Geländer versehenen Brunnen. Die Eltern nebst allen Hausgenossen hatten sich vom Hause entfernt, der Knabe kroch nach dem Brunnen, fiel hinein, und fand so seinen Tod.

Auch die Jauchengruben, die in der Nähe von Häusern oder Gärten sind, können leicht, wenn sie nicht verdeckt werden, für kleine unerfahrne Kinder gefährlich werden.

In dem sächsischen Dorfe Burkersdorf ereignete sich den 13ten April 1807 der Vorfall, daß des dasigen Gärtners Kretzschmar zweijähriger Sohn, in Abwesenheit seines Vaters, und während die Mutter in der Wohnstube beschäftigt war, in eine vor der Hausthüre befindliche, aus Unvorsichtigkeit offen gelassene Jauchengrube fiel. Nach Verlauf von einer Viertelstunde kam die Mutter dazu, fand das Kind mit dem Kopfe in der Jauche stecken, und zog dasselbe sogleich heraus; aber es war bereits erstickt, und alle angewandten Rettungsmittel blieben ohne Erfolg.

(Der Schluß folgt.)

Hannoverſches Magazin.

103tes Stück.

Montag, den 25ten December 1809.

Warnende Beiſpiele,

zur Verhütung verſchiedener Gefahren.

(Schluß.)

Schießgewehren ſollte man immer mit Vorſicht eine ſolche Stelle geben, wo ſie nicht in die Hände unerfahrner Kinder kommen können. Die Sorgloſigkeit in dieſem Stück iſt ſchon oft die Urſache manches Unglücks geworden, und um ſo unverzeihlicher.

In dem ſächſiſchen Dorfe Willerſtedt wurde am 8ten Februar 1807 die vierzehnjährige Tochter des Einwohners Röſſing von ihrer Schweſter, einem Mädchen von ſieben Jahren, aus Unwiſſenheit und Unvorſichtigkeit durch den Schuß aus einer mit einer Kugel geladenen Piſtole getödtet. Die Piſtole lag in der Wohnſtube auf einem Tiſche, und indem der Vater ſich einige Augenblicke mit dem Leſen einer Schrift beſchäftigte, hatte die Hand des neugierigen Mädchens ſchon das Unglück vollbracht.

Das an ſich unſchuldige Vergnügen, das Viele an Blumen in Zimmern finden, kann für die Geſundheit nachtheilig werden, wenn man in der Wahl der Blumen nicht vorſichtig iſt, oder zu viele in verſchloſſenen Wohnzimmern hat. Am ſchädlichſten ſind ſie aber in Schlafgemächern und Krankenſtuben.

Eine Dame zu Toulouſe, die gewohnt war, ihr Gemach mit Blumen zu ſchmücken, hätte dadurch im Frühlinge 1780 beinahe ihr Leben eingebüßt. In ihrem Schlafzimmer befanden ſich viele Syringen (eine Art Jasmin). Dieſe hatten die Luft darin ſo ſehr mit Düften angefüllt, daß die

Dame davon betäubt wurde, und kaum noch ihre Kammerfrau zu klingeln vermochte. Erst als diese die Blumen hinausgeworfen und das Fenster geöffnet hatte, kam sie wieder zu sich.

Im Jahr 1764 erwachte zu London eine junge Dame, die mit ihrem Mädchen in einem mit Blumen angefüllten Zimmer schlief, mit einer schrecklichen Angst, und kaum hatte sie noch so viele Kraft, ihre Bettgesellschafterin zu wecken, die sich noch nicht so sehr ermattet befand. Zum Glück hatte diese die Besonnenheit, sogleich ein Fenster zu öffnen; aber beide konnten sich erst dann wieder erholen, als das Mädchen die fast Ohnmächtige zur frischen Luft hingebracht hatte.

Wie gefährlich es werden kann, angestrichenes Holz im Backofen zu verbrennen, davon machte man vor mehrern Jahren in Paris eine traurige Erfahrung. Reines und gut ausgebackenes Brod eines rechtschaffenen Bäckers, welches keinem in die Sinne fallenden Fehler hatte, tödtete alle Menschen, die davon gegessen hatten; wenigstens fielen alle Untersuchungen der Speisen dahin aus, daß der Tod gerade die Personen getroffen, welche von dem nemlichen Bäcker das Brod geholt und davon gegessen hatten. Man vermuthete Anfangs, daß dem Bäcker unvorsichtiger Weise Giftpulver unter das Mehl gerathen sey. Nach Untersuchung und langer Erkundigung, woher er sein Korn erhalten, wo sein Mehl mahlen lassen, wer beim Backen und Wegbringen gegenwärtig gewesen, fand sich nichts, was zur Vergiftung etwas hätte beitragen können, weil durch die nemlichen Menschen, aus den nemlichen Säcken des folgenden Tages Brod gebacken worden, welches nicht die mindeste Krankheit zuwege gebracht hatte. Man forschte nun weiter, und fand endlich, daß der Bäcker, ohne Arges daraus zu haben, mit altem Planken- und Stacketholz, das mit Bleiweis und Grünspan grün und weiß angestrichen war, geheizt hatte. Die aufgestiegenen Bleidämpfe waren, wie man nun erkannte, in das Brod eingedrungen, und hatten dasselbe vergiftet.

Der Dunst, der sich von frischem Bier in den Kellern sammelt, kann leicht gefährlich und tödtlich werden, wenn er nicht hinlänglichen Abzug hat. In der geschriebenen Chronik der Stadt Hannover werden mehrere Todesfälle erwähnt, die durch den Aufenthalt in Kellern, worin Fässer gährenden Broihans befindlich waren, veranlaßt wurden. Auch in neuern Zeiten fehlt es nicht an Beispielen.

Am 21sten Junius 1798 giengen die Bierträger Schulz und Luchocki in den Keller des Stadtältesten Reuter zu Mewe in Westpreuß-

preussen, in welchen des Abends zuvor vierzig Tonnen frischgebrauetes Bier gebracht waren, obgleich man sie vor der Gefahr des Dunstes gewarnt hatte. Als sie nach zehn Minuten nicht herauskamen, gieng der Brauer Rohrdach ihnen nach, kam jedoch ebenfalls nicht zurück. Dieses bewog seine Frau, ihn aufzusuchen; sie fand ihn auch unweit der Kellerthür leblos liegen, vermochte jedoch nicht, ihn an die freie Luft zu ziehen, sondern konnte bloß um Hülfe rufen, die ihr auch ein Tischlerbursche leistete. Der Körper wurde von beiden heraufgebracht und dem Stadtchirurgus zu Rettungsversuchen übergeben. Die noch im Keller liegenden beiden Bierträger wollte ein Arbeitsmann hohlen, aber dieser fiel auch sogleich beim Eintritte in den Keller leblos zur Erde, und so gieng es noch mehrern, ehe es gelang, die Todten und Betäubten heraus zu bringen. Von sechs Körpern, mit welchen der Stadtchirurgus Rettungs-Versuche machte, wurden nur drei ins Leben zurück gebracht.

Die Farben an den Spielsachen, die Kindern als Weihnachtsgeschenke pflegen gegeben zu werden, sind nicht ohne Gefahr für dieselben.

Am Weihnachtsfeste des Jahrs 1790 bekamen die bis dahin sehr gesunden Kinder eines Tuchfabrikanten zu Prenzlau plötzlich heftiges Bauchgrimmen, und bald darauf allerlei ungewöhnliche Ausschläge, ohne daß man die Ursache davon auch nur ahnen konnte. Im Weihnachten 1791 stellten sich, besonders bei den kleinen Kindern, noch heftigere Leibschmerzen ein, die bald in eine förmliche Kolik, und darauf in Verzuckungen übergiengen. Der erfahrne Hausarzt ahnete Gift, und fand, da er seine Arznei darnach einrichtete, und sogleich den glücklichen Erfolg davon wahrnahm, daß er sich in seinen Vermuthungen nicht geirrt hatte. Den Eltern und ehrlichen Hausgenossen war es unbegreiflich, woher die Kinder das von sich gebrochene Gift bekommen hätten. Endlich bemerkt der Arzt, daß die Farben von dem Spielzeuge der kranken Kinder, von den hölzernen Puppen, Pfeifen u. s. w. zum Theil abgeleckt waren. Er untersuchte ihre Bestandtheile, fand sie giftig, und ganz von der Art, daß sie alle jene Krankheitszufälle verursachen konnten. Ein Hund, dem er etwas viel von der abgeschabten Farbe in sein Fressen mischte, bekam Verzuckungen, in welchen er nach wenig Stunden starb.

Tobacksrauchern, die im Freien gehend oder reitend, Feuer anschlagen, ist zu rathen, daß sie den Schwamm oder Zunder, wovon sie

ein Stückchen zum Gebrauch abgerissen haben, erst wieder entfernen, ehe sie Feuer schlagen.

Ein Bekannter von mir, der bei windigem Wetter an einem finstern Abend einen stundenlangen Rückweg über Feld nach Hause machte, wollte eine Pfeife anzünden. Indem er Feuer schlug, hatte er ein größeres Stück Zunder neben dem abgerissenen in der Hand, und steckte es, da er das gezündete Stückchen auf die Pfeife legte, in die Westentasche. Unglücklicher Weise war aber zugleich ein Funken während dem Anschlagen unbemerkt in den nun beigesteckten Zunder geflogen. Der Wind wehete dem Gehenden stark entgegen, und er fühlte eine Wärme, bald aber stechende Hitze am Leibe. Eben so bald steht er seine Westentasche in Glut, will erst mit den Händen sie dämpfen, dann wirft er sich an die Erde, und drückt mit dem in der Eile ergriffenen Rockschooß das Feuer, das schon weiter sich verbreitet hatte, aus. Seine Hände waren sehr verletzt, ein Theil der Weste und des Kleides verbrannt, und doch hatte er noch von Glück zu sagen, daß er so davon gekommen war. Wie leicht war es bei dem starken Winde möglich, daß er ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit wurde.

Manche Eltern, besonders aus den niedrigen Classen, sind häufig so unvernünftig, daß sie ihren kleinen, noch unmündigen Kindern schon Branntwein geben. Sie glauben die Kinder damit zu pflegen und zu stärken, wie sie sich selbst nach anstrengenden Handarbeiten damit stärken, bedenken aber nicht, wie nachtheilig und gefährlich das Getränk den Kindern werden kann, zumal wenn es durch den öftern Genuß desselben schon so weit gekommen ist, daß sie Wohlgeschmack daran finden.

In B. entfernten sich der Vater, der ein Tagelöhner war, und die Mutter eines muntern fünfjährigen Mädchens aus der Stube, um häusliche Geschäfte zu verrichten, und ließen ihr Kind allein zurück. Eine Viertelstunde nachher hört die Mutter das Kind schreien. Sie eilt hin, und findet es besinnungslos in convulsivischen Bewegungen auf dem Boden des Zimmers liegen. Man ruft den Mann und Nachbarn zu Hülfe: keiner weiß, was dem Kinde fehlt. Es wird indessen immer schlimmer mit ihm, die krampfhaften Bewegungen nehmen zu, und aus dem ganzen Körper ströhmt eine fürchterliche Hitze. Endlich entdeckt man die ausgeleerte Branntweinflasche, welche beinahe ein halbes Quartier Kornbranntwein enthalten hatte, und so zugleich die Ursache des traurigen Zustandes des Kindes. Nun eilte man zum Arzte, und wendete alle möglichen Mittel zur Rettung des Kindes an, aber umsonst. Am folgenden Morgen mußte es elendiglich sterben. Dieses Kind war überaus leb-

lebhaft, sehr lüstern und naschhaft. Es hatte oft gesehen, wie seine Eltern mit Wohlbehagen aus der Flasche tranken, und da es auch schon mehrmal Branntwein gekostet hatte, so fand es kein Bedenken, seinen Appetit im Uebermaaß damit zu befriedigen.

Kohlendämpfe sind, besonders in Zimmern, wo sie keinen Abzug haben, der Gesundheit und selbst dem Leben gefährlich. Es ist daher Vorsicht zu empfehlen, daß die Windöfen in den Zimmern nicht zu früh, und ehe das Feuermaterial darin völlig ausgebrannt ist, ganz zugemacht werden. Auch die Feuerkicken, deren sich im Winter das Frauenzimmer auf dem Lande in den Kirchen noch immer häufig zu bedienen pflegt, sollten billig da nicht geduldet werden. Sie werden nicht nur der Gesundheit derer, die sich darüber wärmen, leicht nachtheilig, sondern machen auch die Luft in den Gotteshäusern für andere verderblich.

Im Marz 1796 schickte ein Mann, der in der Nähe von Dessau auf dem Lande lebte, in dieser Stadt aber ein Haus und Braugerechtigkeit hatte, seine Frau und Tochter zur Stadt, um das Brauen zu besorgen. Diese beiden Frauenzimmer setzen sich Abends in einer kleinen Kammer hin, wo nichts eingeheizt wird, und nehmen, um sich zu wärmen, Kohlen mit. Des Morgens findet man beide durch den Dunst derselben betäubt liegen. Die Tochter starb den zweiten Tag darauf, nachdem alle Mittel zu ihrer Rettung versucht waren; bei der Mutter hoffte man Genesung.

Zu Frankfurt an der Oder nahmen im Anfange der Martini-Messe des Jahrs 1797, wo eine in dieser Jahrszeit ungewöhnlich harte Kälte einfiel, drei Schmiedegesellen einen großen Topf mit Schmiedekohlen auf ihre Kammer, und legten sich schlafen. Am Morgen, da sie zur Arbeit in der Schmiede sich nicht einfanden, gieng der Meister auf ihre Kammer, um sie zu rufen. Aber er fand alle drei ohne Empfindung und betäubt liegen. Der eine war und blieb todt, die andern wurden durch Hülfe der Aerzte ins Leben zurückgerufen.

Etwas

Etwas über den Anisbau.

Der Anis (Pimpinella anisum), der bekanntlich in Thüringen, vorzüglich in der Gegend um Erfurt, häufig erzeugt, von Kaufleuten eingehandelt, und in die Seestädte verschickt wird, würde vielleicht auch in mancher Gegend des hiesigen Landes gedeihen, wenn man Versuche mit seinem Anbau machte. Da der Same dieser Pflanze in der Haushaltung als Gewürz an mancherlei Speisen und eingemachte Sachen dient, auch an Destillirer und Apotheker, oder sonst mit Vortheil verkauft werden kann, so würde sie die wenige Mühe, die ihr Anbau verlangt, gut vergelten. Freilich ist diese Pflanze etwas zärtlich; Frost, Kälter und vieler Regen sind ihr nachtheilig, und verursachen leicht, daß sie nicht immer geräth. Aber dieser zu fürchtende Mißwachs, der vom Versuch des Anbaues abschrecken könnte, wird weniger Statt finden, wenn man den Samen nicht zu früh, und erst nach Verlauf der kalten Frühlingstage, etwa um die Mitte des Aprils, in die Erde bringt. Da indessen auch nasse Sommer das Gedeihen des Anises hindern, so thut man wohl, wenn man ihn zugleich mit Möhren aussäet. Sollte er alsdann auch mißrathen, so ist die Mühe doch nicht ganz verlohren, und der Schaden wenig fühlbar, indem man doch Möhren von dem Lande erndtet. Beide Gewächse vertragen sich sehr gut zusammen.

Das Land darf der Möhren wegen nicht frisch gedüngt, aber auch nicht mager, sondern kraftvoll von älterer Düngung seyn. In einem lehmichten, mit etwas Sand vermischten Boden gerathen beide Gewächse besser, als in einem zu schweren und thonichten. Das Erdreich muß dazu gut und tief gegraben oder gepflügt, und nachher von Unkraut rein gehalten werden. Daß der Same, der sich drei Jahre zur Aussaat aufbewahren läßt, gut und nicht zu alt seyn muß, versteht sich von selbst.

Um die Zeit der Getreideernte hat man auf die Kennzeichen seiner Reife zu achten. Es hängt von der Zeit des Aussäens und der Beschaffenheit der Witterung ab, ob diese früher oder später sich zeigen. Wenn die Stängel gelb werden, der Same sich braun gefärbt hat, und in den obersten Spitzen trocken ist, so ist der Anis reif. Man zieht alsdann die Stängel sammt den Wurzeln, welche nicht tief zu gehen pflegen, mit der Hand heraus, bindet sie in Bündel, und stellt solche zur völligen

Trock-

Trocknung auf einen luftigen Boden. Zum Ausklopfen oder Ausdreschen des Samens wählt man heitere Tage, weil bei feuchter Witterung die Körner nicht gut aus dem Stroh gehen. Ist er darauf gereinigt, so breitet man ihn auf den Boden aus, und wendet ihn oft um, damit er völlig trocken werde, ehe man ihn in Fässer oder andere Gefäße zum Verkauf oder Aufbewahren schüttet. Wenn man ihn gleich nach dem Ausklopfen einpackt, und ehe er ganz ausgetrocknet ist, so verdirbt er leicht.

Mittel,

die Butter lange Zeit frisch und schmackhaft zu erhalten.

Die Butter muß, wenn sie aus dem Butterfasse kommt, recht tüchtig durchgearbeitet und ausgewaschen werden, damit keine käsigten Theile darin bleiben. Dann nimmt man auf jedes Pfund ein Loth Kochsalz, ein halbes Loth klaren Zucker und ein halbes Loth Salpeter, mischt dies zu der Butter, und knetet sie damit, wie es beim gewöhnlichen Salzen geschieht, tüchtig durch, drückt sie nachher in ein Gefäß oder einen Topf, am besten von Steingut, ein, und stellt sie an kühle Oerter. Nach der Versicherung eines erfahrnen Oekonomen soll sie so sich ein Paar Jahre frisch und schmackhaft erhalten. Eine Wirkung hat indessen diese so gemachte Butter, die Manchem vielleicht nicht angenehm seyn dürfte; wegen des ihr beigemischten Salpeters wird das Fleisch, besonders Kalbfleisch, wenn es damit geschmälzt wird, leicht roth.

Uebrigens bemerke ich hiebei gelegentlich, daß ein Mittel, gute Butter frisch und wohlschmeckend zu erhalten, um so erwünschter seyn muß, da die, welche von den Bauerfrauen im Winter auf den Stadtmärkten zum Verkauf ausgeboten wird, grossentheils einen widerlichen Beigeschmack hat, und nicht immer von der Reinlichkeitsliebe der Verkäuferinnen zeugt. Es würde vielleicht sehr gut seyn, wenn bei dem Aufbau neuer Bauerhäuser die Einrichtung getroffen werden könnte, daß neben der Wohnstube ein kleines davon

von getrenntes, jedoch von dem Stubenofen zugleich mit erwärmtes Milchzimmer angebracht würde. Wenn in einem solchen Zimmer die Milch zur Butter von den Tabacks- und andern Dünsten, die ihr einen unangenehmen Beigeschmack und Beigeruch mittheilen, befreiet bliebe, so könnten die Bäuerinnen auch im Winter gute frische Butter liefern, und sie würden größern Vortheil dabei finden.

Eine besondere Methode, Aale zu fangen.

Zu Wölfershausen an der Saale in Franken werden die Aale auf folgende Weise gefangen: Mehrere Burschen stellen da, wo diese Fische ihren Ein- und Ausgang haben, große Hamen oder Netze ins Wasser. Der Aal geht in warmen Sommernächten gern ins Gras heraus, oft ziemlich weit vom Wasser ab. Da sie ihren Wechsel sehr regelmäßig halten, erkennt man ihre Spur leicht an den Schleifen im Grase. Vor Tages Anbruch zieht die Fischergesellschaft schon aus. Wenn die Hauptpässe besetzt sind, beginnt auf ein gegebenes Zeichen eine förmliche Treibjagd. Auf der entgegengesetzten Seite des breiten Wiesengrundes werden die Treiber angelegt, und gehen nun mit großem Geschrei und Lärmen nach dem Wasser zu. Die Aale eilen, erschreckt durch das ungewöhnliche Geräusch, zurück in das Wasser, und so wird mancher dem lauernden Fischer zu Theil. In einer Gegend des Eichsfeldes an einem unergründlichen See, der viele Aale enthält, pflegen die Bewohner sehr früh an den Ufern Asche zu streuen, über die die Aale nicht gehen, und so lesen sie oft in besonders für den Zweck in der Gegend bestellten Erbsenflecken ganze Butten voll auf.

G. F. K. D.

Digitized by Google

Hannoverſches Magazin.

104tes Stück.

Freitag, den 29ten December 1809.

Nachricht vom Zuſtande der Hannoverſchen Armencaſſe von Michaelis 1808 bis dahin 1809.

Durch die fortwährende Mildthätigkeit des hieſigen Publikums ſind wir in den Stand geſetzt worden, auch in dem verfloſſenen Jahre für die hieſige Armuth auf eine angemeſſene Weiſe zu ſorgen, und es ſind in dieſem Zeitraume an 427 Dürftige, worunter 55 Militair-Arme befindlich, an gewiſſen wöchentlichen und monathlichen Unterſtützungen, wovon der höchſte Betrag ſich auf monathlich 2 Thl. und der geringſte auf 12 mgr. beläuft, zur Beſtreitung der nothwendigſten Bedürfniſſe überhaupt 3366 Thl. 3 pf. vertheilet worden. In Krankheits- und ſonſtigen auſſerordentlichen Fällen ſind dieſen Armen, ſo wie auch andern Nothleidenden und geheimen Armen, welche ſich nicht zu öffentlichen Austheilungen und fortwährenden Unterſtützungen qualificiren, auſſerordentliche Beihülfen mit 752 Thl. 33 mgr. 3 pf. verabreicht, und überhaupt zwar mit ſtrenger, durch die Zeitumſtände gebieteriſch werdenden Sparſamkeit, doch aber mit möglichſter Aufmerkſamkeit für die Abhelfung der dringendſten Bedürfniſſe unſerer Armen, ſo weit die zu unſerer Caſſe gekommenen Unterſtützungs-Gelder gereicht haben, geſorgt worden.

Auſſerdem ſind, wie dem Publikum aus den öffentlichen Blättern bereits bekannt geworden, in den Winter-Monathen des verfloſſenen Jahrs 542280 Stück Törfe und 54169 Portionen Rumfordſche Suppe an dürftige Perſonen ganz unentgeldlich vertheilt. Ein ganz vorzügliches Augenmerk hat die Armen-Direction auf die Cur und Verpflegung der Kranken, ſo wie auf die Unterbringung unverſorgter Kinder und deren Kleidung, Verpflegung und Schulunterricht verwendet. Einen ſehr beträchtlichen Koſtenaufwand haben in dieſem Jahre die Arzeneien für kranke Arme erfordert, welche vorzüglich durch die in der erſten Hälfte dieſes Jahrs graſſirenden hartnäckigen Fieber, die bei dem Mangel ſtärkender Nahrungsmittel den Aerzten doppelt ſchwer zu heben fielen, veranlaßt worden, und es ſind ſelbige, ohnerachtet der ruhmwürdigen Thätigkeit und der unermüdeten Sorgfalt der Herren Armen-Aerzte, wofür wir Ihnen mit Ueberzeugung öffentlich zu danken uns verpflichtet fühlen, doch auf die Summe von 1449 Thl. 20 mgr. 3 pf. herangewachſen, wodurch wir denn auch in die traurige Nothwendigkeit verſetzt worden, nicht nur mit der Berichtigung dieſer Koſten aufs neue in einigen Rückſtand zu gerathen, ſondern auch von den anſehnlichen Nachſtänden der vorigen Jahre nicht ſo bedeutend abtragen zu können, als wir gewünſcht und bei glücklicheren Verhältniſſen und mehrerer Unterſtützung uns auch zur dringendſten Pflicht gemacht haben würden.

Durch eine angeſtellte ſehr genaue Unterſuchung des Zuſtandes eines jeden einzelnen Armen, wobey wir mit rühmlichſter Bereitwilligkeit von den Herren Predigern unſerer Stadt unterſtützt worden, haben wir uns in den Stand geſetzt, die Bedürfniſſe eines jeden Armen in ihrem ganzen Umfange zu erfahren, und wenn wir uns bei den beſchränkten Mitteln zwar auſſer Stande befunden, der uns auf dieſe Weiſe zur Kenntniß gekommenen Noth und drückenden Lage vieler Armen ſo kräftig abzuhelfen, als wir es wünſchten; ſo haben wir doch dadurch einen

ſichern

sichern Maaßstab besonders zur Vertheilung der uns im verflossenen Jahre von Zeit zu Zeit zu Händen gekommenen ausserordentlichen zum Theil sehr ansehnlichen Wohlthaten, welche wir den Dilettanten und Freunden der Tonkunst und einzelnen Menschenfreunden verdanken, erhalten.

Das Alter, der Gesundheitszustand, die mehrere oder mindere Anzahl noch unerwachsener hülfloser Kinder, die in jetziger Zeit immer mehr sich verliehrende Gelegenheit zu eigenen Erwerb und in einzelnen Fällen — wo es nur auf die Erhaltung des Dürftigen allein, und nicht auf dessen schuldlose Kinder ankam — dessen bisheriges sittliches Betragen, hat unsere Schritte bei Austheilung der uns anvertraueten Gaben geleitet.

Wie sehr sich übrigens der Zudrang zu der Armencasse in den letzten Jahren vermehrt und wie beträchtlich sich hingegen die Beiträge vermindert haben, *) bedarf wohl kaum eines Anführens, und die Grün-

*) Die Beiträge aus den Armenbüchern betrugen

Im Jahre	1783.	6633	Thl.	24	mgr.	— pf.	Im Jahre	1797.	4663	Thl.	29 mgr. — pf.
= =	1784.	6675	=	21	=	— =	= =	1798.	4808	=	22 = 4 =
= =	1785.	6137	=	14	=	3 =	= =	1799.	4872	=	9 = — =
= =	1786.	5990	=	5	=	7 =	= =	1800.	4628	=	15 = 7 =
= =	1787.	5895	=	23	=	7 =	= =	1801.	4592	=	13 = 3 =
= =	1788.	5449	=	18	=	4 =	= =	1802.	4424	=	25 = 6 =
= =	1789.	5300	=	5	=	3 =	= =	1803.	4606	=	4 = 3 =
= =	1790.	4978	=	17	=	1 =	= =	1804.	4303	=	— = 4 =
= =	1791.	4921	=	13	=	1 =	= =	1805.	4225	=	26 = 2 =
= =	1792.	4781	=	8	=	2 =	= =	1806.	3634	=	18 = 4 =
= =	1793.	4681	=	9	=	7 =	= =	1807.	3614	=	6 = 7 =
= =	1794.	4420	=	16	=	— =	= =	1808.	3336	=	33 = 7 =
= =	1795.	4189	=	6	=	1 =	= =	1809.	3188	=	13 = — =
= =	1796.	4341	=	25	=	3 =					

Die Sammlungen in den Kirchen betrugen früher nahe an 2000 Thaler.

Im Jahre 1783. noch 1408 Thaler 6 mgr.,
im verflossenen Jahre aber nur 429 Thaler 27 mgr. 5 pf.

Gründe davon liegen zu klar vor Augen, als daß eine Auseinandersetzung derselben erforderlich seyn dürfte, inzwischen verkennen wir nicht, daß besonders in unserer Stadt viele menschenfreundliche Wohlthäter sich durch die jetzige allgemeine Noth vorzüglich bewogen gefunden, der Armen zu gedenken, und die Leiden ihrer Mitmenschen durch ansehnliche Beiträge zu mildern.

Von jeher haben Hannovers Bewohner sich des Ruhms einer ausgezeichneten Mildthätigkeit werth gemacht, und solche auch im verflossenen Jahre auf die edelste Weise bei besonderen Veranlassungen in und ausserhalb unserer Stadt bestätiget. Wir werden daher auch nicht von ihnen unerhört bleiben, wenn wir sie am Schlusse dieses Jahrs aufs neue herzlich und dringend auffordern, sich der Armen zu erbarmen, sich ferner des Kranken, des Schwachen, des verlassenen Dürftigen, des hülflosen Waisen anzunehmen, und durch ihre Beiträge uns in den Stand zu sezzen, den Bedürfnissen unserer Armen ferner möglichst abzuhelfen.

Das Armen-Directorium hieselbst.

Verzeichniß der Armenväter der Alt- und Neuſtadt Hannover, mit den beigefügten Nummern der Diſtrikte.

A. In der Altſtadt.

Leinſtraße.

1) Hr. Bürgercorporal Sachſe.
2) ſ Kramercamtsvorſteher Beſie.
3) ſ Regiſtrator Prieſer.
4) ſ Schneidermeiſter Wortmann.
5) ſ Kaufmann Paxmann, jun.
6) ſ ſ Detert.
7) ſ ſ Prieſer.
8) ſ Gerichtſchr. Stoffregen.
9) ſ Regiſtrator Schuppe.
10) ſ Regiſtrator Matthias.
11) ſ Bürgercorporal Schick.
12) ſ Buchbinder Liebermann.
13) ſ Hofconditor Müller.
14) ſ Senator Böttcher
15) ſ Bürgercorporal Grüne.
16) ſ Schneideramtsmeiſter Marxhauſen.

Röbelingerſtraße.

1) Hr. Poſamentiereramtsvorſteher Walte.
2) ſ Maureramtsvorſteher Schilling.
3) ſ Bürgercorporal Schnäbel.
4) ſ Hockenamtsvorſteher Stolze jun.
5) ſ Senator Schädler.
6) ſ Bürgercorporal Mezler.
7) ſ Hoftapezirer Görz.
8) ſ Glaſeramtsmeiſter Ahrens.
9) ſ Tiſchleramtsmeiſter Dülffer.
10) ſ Diaconus Paxmann, ſen.
11) ſ Schneidermeiſter Kleſſer.
12) ſ Schuſteramtsmeiſter Wolf.
13) ſ Ruſtmeiſter Hunſtock.
14) ſ Hokenamtsvorſteher Beuermann.
15) ſ Tiſchler Rotermund.
16) ſ Uhrmacher Seebaum.
17) ſ Klempner Juß ſen.

Marktſtraße.

1) Hr. Cammerarius Schär.
2) ſ Bürgercorporal Strübel.
3) ſ Kaufmann Lohe.
4) ſ Hokenamtsgenoſſe Meyer.
5) ſ Bürgercorporal Große.
6) ſ Kaufmann Hildebrandt.
7) ſ Schneideramtsmeiſter Grobe.
8) ſ Seiler Simſen ſen.
9) ſ Knochenhauer Buſch.
10) ſ Regiſtrator Meyer.

Aegidienneuſtadt.

1) Hr. Hofgerichtsaſſeſſor Iſland.
2) ſ Soltmann.
3) ſ Bürgercorporal Jüchling.
4) ſ Zimmermeiſter Holecamp jun.
5) ſ Secretair Mertens.

Oſterſtraße.

1) Hr. Weideherr Goltermann.
2) ſ Hufſchmidt Mannegold.
3) ſ Brauknecht Warneke.
4) ſ ſ Schmidt
5) ſ Sattleramtsvorſteher Narten.
6) ſ Maurergeſelle Meyer.
7) ſ Tiſchler Homeyer.
8) ſ Narten jun
9) ſ Bürgercorporal Henjes.
10) ſ Sattleramtsvorſteher Rühling
11) ſ Obergerichts-Procurator Lüdeking.
12) ſ Diaconus Deicke.
13) ſ Diaconus Peppermüller.
14) ſ Brauer Lüdeking.
15) ſ Hofkupferſchmidt Krüger.
16) ſ Banquier Borell.
17) ſ Spediteur Dampcke.

B. In der Neuſtadt.

Lange Straße.

1) Hr. Schatzeinnehmer Haaſe.
2) ſ Zinngießer Taberger.
3) ſ Diaconus Wübbers.
4) ſ Knochenhauer Walter.

Wallſtraße.

1) Hr. Küchenmeiſter Curtius.
2) ſ Kupferſchmidt Paulmann.

Bockſtraße.

1) Hr. Bäckeramtsmeiſter Strube.
2) ſ Bürger Wyneckr.

Bergſtraße

1) Hr. Schneideramtsmeiſter Bertram.
2) ſ Schuſteramtsmeiſter Kümel.

Backerſtraße.

1) Hr. Diaconus Meyer.
2) ſ Ruſtmeiſter Meyer.
3) ſ Nagell.
4) Hr. Senator Hätzel.
5) ſ Gaſtwirth Wolperding.

Calenbergerſtraße.

1) Hr. Negociant Langerfeld.
2) ſ Kaufmann Bünning.
3) ſ Senator Berg.

Brandſtraße.

1) Hr. Kaufmann Große.
2) ſ Hofofenſetzer Lüders.
3) ſ Sergeant Sander.
4) Gerichtshalter Müldner.
5) ſ Knochenhaueramtsm. Schneemann jun.

Kleine Duvenſtraße.

1) Hr. Zeugſchmidt Pelz.

Große Duvenſtraße.

1) Hr. Höpecke.

Rothe Reihe.

1) Hr. Diaconus Wedekin.

Digitized by Google

Bi-
über Einnahme
der Hannöverischen Armencasse,

Einnahme.	In Cassenmünze Rthlr.	gr.	pf.
I. Ueberschuß von vorigem Jahre —	—	—	-
II. Einkünfte:			
1) aus städtischen und andern Cassen — —	1125	—	-
2) an eingegangenen Capitalien — —	—	—	-
3) an Zinsen — — —	453	16	6
4) aus Sammlungen,			
A. aus denen nach der Königlichen Armenordnung eingeführten 92 Allmosenbüchern —	3188	13	-
B. in den Kirchen — — —	429	27	5
C. aus Büchsen in Jahrmärkten, Wirthshäusern —	23	29	6
D. beim großen Umgange — —	354	11	4
5) an wiedererstattetem Schulgelde — —	346	9	-
6) an wiedererstatteten Auslagen für Bücher —	14	8	7
7) Insgemein,			
a) an Geschenken — — —	1955	11	-
b) an einzelnen milden Zuflüssen und verwechselter schlechter Silber- und Kupfermünze — —	737	12	5
8) an Restanten — — —	—	—	-
Summa der Einnahme —	8627	32	1

lance
und Ausgabe
von Michaelis 1808. bis dahin 1809

Ausgabe.	In Caſſenbaare Rthlr.	gr.	pf.
I. Laut Schluß vorigjähriger Rechnung war die Armencaſſe an noch unbezahlten Rechnungen für Kleidung und Medicamente ſchuldig geblieben 4161 Thl. 22 mgr. 2 pf.			
II. Austheilungen an Arme:			
1) an einheimiſche:			
a. im Civil, an 372 Perſonen —	2682	34	1
b. im Militair, an 55 Perſonen — —	316	6	—
c. an Kranke — — —	392	—	2
d. an Legaten-Geldern — — —	174	32	—
2) an Durchreiſende — — —	119	24	—
III. Auslagen für Arme:			
1) Zuſchuß an das Arbeitshaus — —	50	—	—
2) zu Verpflegung und Erziehung 67 armer Kinder —	363	3	—
3) Schulgeld für 413 arme Kinder — —	346	35	—
4) für Kleidung — — —	474	26	7
5) = Bücher — — —	11	18	—
6) = Arznei und chirurgiſche Hülfe, — —	1449	26	3
7) Begräbnißkoſten — — —	62	30	—
8) behuf Unterhaltung der eingeführten 280 Bettler —	52	30	4
9) Belohnungen der Armenvögte, die ſie eingeführt haben — — — —	53	3	—
IV. Zur Erhaltung der Verfaſſung der Armenanſtalt:			
1) Beſoldung:			
a. für 2 Rechnungsofficialen u. 2 Armenbücheraufſeher	519	—	—
b. für 2 Obervögte und den angeſtellten Armenvögten	541	—	—
2) Belohnungen an 15 Aufſeher und 15 Büchſenträger bei den 2 Umgängen der Armen — —	20	—	—
4) Schreibmaterialien, — — —	26	30	—
5) Insgemein — — — —	527	28	—
Summa der Ausgabe —	8185	3	1
Die nebenſeitige Einnahme beträgt	8627	32	1
Verglichen bleibt Ueberſchuß —	442	29	
welcher zum Abtrag der oben angeführten Schuld der 4161 Thl. 22 mgr. 2 pf. verwandt worden, mit 442 = 29 = — =			
Verglichen, bleibt Schuld 3718 Thl. 29 mgr. 2 pf.			

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google